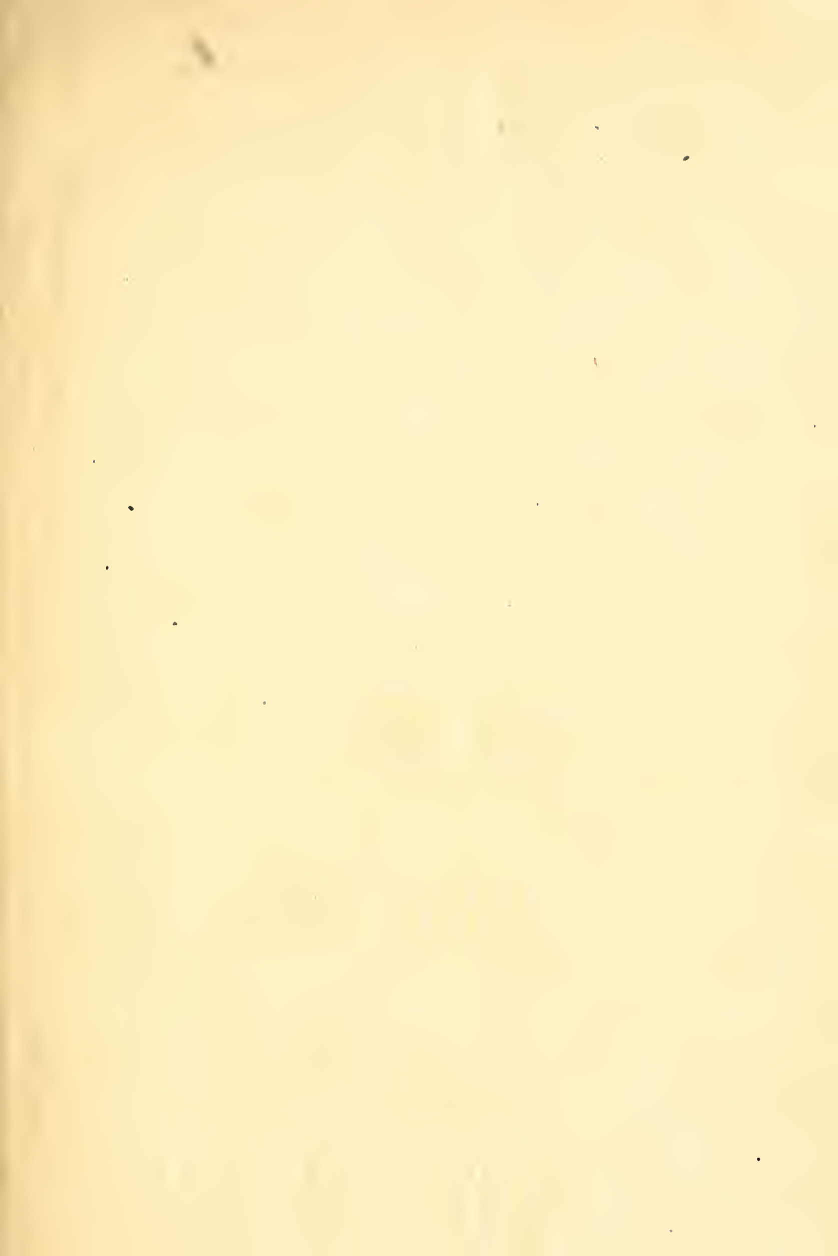












Meinen Freunden zur Nachsicht gewidmet

vom Verfasser.



Erste Reise

nach dem

nördlichen Amerika

in den Jahren 1822 bis 1824

von

Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Vorrede.

Als ich meine erste Reise nach Nordamerika unternahm, war es nicht meine Absicht, dem Publikum einen vollständigen historischen Reisebericht vorzulegen. Der Zweck der Reise selbst war kein anderer, als der, Kenntnisse des Landes, seiner Einwohner und Produkte zu erlangen, und diese in Fragmenten oder einzelnen Abhandlungen bekannt zu machen, falls meine gesammelten Erfahrungen Stoff genug darbieten sollten, der gebildeten Welt mitgetheilt zu werden.

In dieser Absicht verfaßte ich mein Tagebuch, und erst nach wiederholter Aufforderung entschloß ich mich, diese für meinen eigenen Gebrauch gesammelten Notizen möglichst geordnet dem Publikum vorzulegen. Ich erlaube mir daher, um Nachsicht zu bitten, wenn sich fühlbare Lücken zeigen, oder zu oft wiederholte, bloß wissenschaftliche, besonders naturhistorische Gegenstände den Faden einer Erzählung unterbrechen, welche, wie wohl die meisten Reisebeschreibungen, die Geduld des Lesers ermüden möchte. Da ich die Absicht habe, die geographischen und naturhistorischen Beobachtungen meiner beiden transatlantischen Reisen, wozu die Ziehung meiner Sammlung unbedingt nothwendig war, in besonderen Abhandlungen bekannt zu machen, so habe ich in dem historischen Reisebericht mich so viel wie möglich in keine strengeren scientifischen Details eingelassen, und bitte zugleich das gelehrte Publikum um Nachsicht,

wenn in den Bestimmungen einzelne Fehler oder Unrichtigkeiten eingeschlichen sind. Mehrere Gegenstände mußte ich gleich nach meiner Ankunft im Jahr 1824 ordnen, und sie sind seither anderweitig richtiger bestimmt worden; bei andern fehlte es mir an größeren, besonders solchen Werken, die durch gut ausgeführte illuminirte Abbildungen es allein möglich machen, genauere Vergleichungen anzustellen. Ausserdem habe ich mir vorgesetzt, einige von mir entworfene Zeichnungen der Gegenden, die ich durchwanderte, und solcher Gegenstände, die das Publikum interessiren können, besonders herauszugeben, da größere Werke dieser Art für den gewöhnlichen Buchhandel nicht passen.

Es ist meine Pflicht, diesen kurzen Vorbericht mit der Bemerkung zu schließen, daß ich der theilnahmevollen Aufnahme, welche ich überall in Amerika gefunden habe, so wie der gütigen Mitwirkung der Civil- und Militär-Beamten der verschiedenen amerikanischen Staaten größtentheils den glücklichen Erfolg meiner Reisen verdanke. Auch habe ich die gerechteste Ursache, den amerikanischen Pelzhandel-Gesellschaften, welche jetzt unter der Firma der American Fur Company vereint sind, für die vielen, mir im Laufe beider im nordwestlichen Amerika gemachten Expeditionen geleisteten Freundschaftsdienste meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Inhalt.

Seite

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Seite

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Eilftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Erstes Capitel.

Abfahrt von Hamburg. Aufenthalt auf der Rhede von Cuxhaven. Canal von England. Stürme. Atlantisches Meer. Azoren. Einwirkungen des Ostpassates. Wendezirkel des Krebses. Lukayische Inseln. Bahama-Bank. Meerenge von Santarem. Küsten von Cuba. Golf von Mexiko. Mündung des Missisippi. Balize. Neu-Orleans.

Gleich nach meiner Ankunft zu Hamburg in den ersten Tagen des Octobers 1822 war ich so glücklich, eine gute Schiffsgelegenheit nach Neu-Orleans aufzufinden. Dies setzte mich nicht der unangenehmen Nothwendigkeit aus, meinen Aufenthalt in Hamburg länger auszudehnen, als ich gerade nothwendig hatte, um mehrere Vorrichtungen zu meiner Reise zu treffen, und einige mir noch mangelnde physikalische Instrumente anzuschaffen, oder andere schadhafte ausbessern zu lassen. Das Fahrzeug, mit welchem ich die Ueberfahrt machen wollte, war ein dreimastiges Schiff, der Hyglander *) von Neu-York, welches in dem Ruf eines vorzüglichen Seglers stand, und dessen Capitain, Mr. Walsh, ein sehr artiger und unterrichteter Seemann, gesonnen war, in 14 Tagen den Hafen zu verlassen, um in See zu gehen. Es ist Jedermann zur Genüge bekannt, wie wenig Verlaß auf die Angabe der Abreise eines Schiffes zu setzen ist, da so viele Umstände zusammenwirken, die Abfahrt in die Länge zu ziehen. Gerne setzen die Schiffsmeister den Termin derselben früher an, um möglichst das Einschiffen der Ladung zu beschleunigen; und dies ist eine Haupt-Ursache der oft für Passagiere nur zu langen und unbequemen Verzögerung. Für diesmal fand aber die seltene Ausnahme statt, daß das Schiff mit dem vorgeschriebenen Tag segelfertig war. Die ganze Ladung, bestehend aus westphälischen und schlesischen Linnen, Glas und verschiedenen deutschen Industrie-Waaren, befand sich an Bord. Meine sämmtlichen Effekten hatte ich schon den Tag vor der festgesetzten Abreise, nämlich den 15. October, in die Kajüte, welche mir überlassen worden war, bringen lassen. Den 16., als ich mich schon an Bord verfügt hatte, drehte sich der Wind in Nord und verhinderte die Abfahrt, welches mich nöthigte, noch einmal an das Land zu gehen. Den 17. in aller Frühe aber ließ mich der Capitain rufen, indem der Wind in Süd-Ost umgesprungen war. Er blies aber bis 11 Uhr so schwach, daß er beinahe keinen merklichen Einfluß

*) Deutsch: Hochländer.

auf die Segel äusserte. Das Schiff hatte den Anker aufgewunden, und um 12 Uhr war es von dem Ankerplatz vermittelst der Taue und Boote in das Fahrwasser der Elbe gelootset, und im Stande, mit Hilfe der Segel, welche durch den schwachen Wind nur wenig angeschwellt waren, seinen Lauf langsam stromabwärts fortzusetzen.

Mit dem Hyglander setzten sich zugleich noch mehrere Schiffe in Bewegung, namentlich eine Brigg, welche nach Port au Prince auf St. Domingo bestimmt war. Wir rückten bis zum Abend nur sehr langsam vorwärts, und verloren Altona erst spät aus dem Gesicht. Der Capitain Walsh, welcher Geschäfte halber in der Stadt noch einige Stunden zurückgeblieben war, kam eben auf das Schiff, als der Anker bei anbrechender Nacht wegen der Finsterniß und eines dichten Nebels gesenkt wurde. Wir hatten zwei Lootsen an Bord: nämlich einen Hamburger, um uns aus dem Gebiete der Elbe in das Meer zu pilotiren; der andere war ein Engländer von Dover, und sollte uns durch die Nordsee bis in den Canal bringen. Beide führten nach Schiffsgebrauch durch ihre Station das Commando an Bord. So treffliche Seeleute die Amerikaner auch sind, so getrauen sie sich dennoch selten, ohne Beihülfe eines englischen Lootsen die Nordsee und den Canal nach den Aequinoctien, oder in den kurzen Tagen des Winters, während welcher Zeit die See so gefährlich ist, zu befahren. Die Schifffahrt von Hamburg bis zur Mündung der Elbe ist nicht ganz ohne Schwierigkeiten; man kann nur mit gutem Süd oder Süd-Ost von letztem Platze absegeln. Mit ganz leichten Fahrzeugen kann oft die Ebbe bei nicht ganz günstigem Winde benützt werden; mit beladenen aber ist dies keineswegs möglich. Wir benützten die Ebbe und den Süd-Ost. Da dieser aber den ersten Tag nur sehr schwach wehete, so rückten wir, wie ich schon bemerkt habe, nur langsam den Strom hinab. Bei Stade befindet sich eine Sandbank, welche größere Schiffe nur mit der Flut, oder im ersten Anfange der Ebbe bei frischem Winde befahren können. Unser Schiff hatte das seltene Glück, diese Sandbank noch mit 14 Fuß Wasser zu übersegeln; und da es 13 Fuß Wasser hielt, so kann ich es zu den glücklichen Zufällen zählen, nicht länger aufgehalten worden zu seyn. Es ist angenommen, daß diese Sandbank während der Flut und dem hohen Wasserstande mit 18 Fuß Wasser, dagegen während der Ebbe und dem niedern Wasserstande nur mit 8 Fuß Wasser bedeckt ist; hiebei nehme ich natürlich in beiden Fällen das mittlere Verhältniß an. Des Nachts ist es auf der Elbe, sowie auf den meisten Stromgebieten nahe an ihrer Mündung in das Meer, nicht rathsam zu fahren; und die vorsichtigen Schiffer lassen bei einbrechender Nacht den Anker senken, obgleich auch dieses mit manchen Unannehmlichkeiten verknüpft ist.

Den 18. gegen Mittag befanden wir uns in der Nähe von Glückstadt. Das Wetter war bei einer Wärme von 8° + Reaumur nebelig,

und der Wind blies frisch aus Ost-Nord-Ost. Wir erreichten daher noch vor Untergang der Sonne Cuxhaven, mußten aber auf der Rhede den Anker fallen lassen, weil der Wind zur Einfahrt in die Nordsee nicht günstig war. Da er in der Nacht sich in West-Süd-West wendete, und in diesem Striche beinahe ununterbrochen bis zum Mittag des 23. wehete, so hatte ich die volle Muße, meine Geduld auf die Probe zu stellen. Da sich den Morgen vom 20. unzählige Möven *) um das Schiff versammelten, und auch hin und wieder einzelne Seehunde ihre Köpfe aus dem Wasser streckten, so schlossen die Seeleute auf bevorstehendes schlechtes Wetter, welches sich auch gegen Mittag in Gestalt eines heftigen Südwest-Sturmes mit Regen einstellte, und in der Nacht mit solcher Gewalt zunahm, daß wir in Gefahr geriethen, das Ankertau reißen zu sehen. Gegen Morgen vom 21. ließ der Sturm etwas nach und verlor sich zulezt in wiederholten Windstößen, denen immer mehr die Kraft brach, bis endlich das abnehmende Toben des Sturmes mit der eintretenden Dunkelstunde in eine wirkliche Windstille überging. **)

Dieser Sturm diente mir zum ersten Vorschmack viel gefährlicherer Stürme, denen ich während der Reise ausgesetzt seyn sollte; und der Aufenthalt auf der Rhede von Cuxhaven hätte selbst einen Seemann bei der geringsten Anlage zur Seekrankheit auf die Probe stellen können, da das Schiff, am Anker liegend, aller Segel entblößt, in einer unregelmäßigen und schwankenden Bewegung dem Einflusse jeder Welle Folge leisten mußte. Auch lagen alle Passagiere, außer mir, elend darnieder, und ich verdankte mein Wohlbefinden nur einigen früheren Reisen zur See und der glücklichen Eigenschaft, diesem Uebel nicht sehr unterworfen zu seyn.

Am Morgen vom 22. drehte sich bei Eintritt des ersten Mondviertels der Wind in Nord, sprang aber in Nord-Ost, und zuletzt in Ost und Süd-Ost über, wobei ein so heftiger Nebel eintrat, daß an kein Absegeln zu denken war. Den 23. stellte sich zwar wieder ein dichter Nebel ein; da aber der Wind sehr frisch aus Süd-Ost wehete, so verschwand er gegen Mittag, und der Anker konnte aufgewunden werden. Gegen Abend um 5 Uhr befanden wir uns Helgoland gegenüber, verloren aber auch den Leuchtthurm dieser Insel bald aus dem Auge, und befanden uns in der Nacht im hohen Wassergebiete der Nordsee. Nach Mitternacht ging der heftige Süd-Ost-Wind in Sturm über, und hielt den ganzen Tag vom

*) Larus marinus, *Gmel.*, ridibundus, *Linn.*, argentatus, *Lath.*, u. a. m.

**) Ich muß bemerken, daß der Sturm während der Flut aus West-Süd-West blies, beim Eintritt der Ebbe aber in Süd-Süd-West umsprang, und alsdann mit regnerischem Wetter verbunden war. Die Temperatur der Luft erhöhte sich um $1\frac{1}{2}° +$ (von $9° +$ R. auf $10\frac{1}{2}° +$), die des Meeres um $1° +$ (von $8° +$ auf $9° +$ R.). Der Hygrometer von de Luc stieg vom 19. auf den 20. von 60 auf 66°, und der Barometer fiel von 27″ 6,1‴ auf 26″ 11,5‴.

24. an, das Schiff schnell den Küsten von England zutreibend. Als wir uns Mittags den 25. unter dem 53° 42′ nördlicher Breite, und dem 2° 36′ östlicher Länge von London befanden, ging der Wind in Süd-Süd-West, und ließ so schnell in seiner Heftigkeit nach, daß es beinahe windstille wurde. Die See ging die ganze Nacht sehr hoch, während der Wind aus West-Süd-West wieder zu wehen begann. Gegen Morgen vom 26. nahm er an Stärke abermals so zu, daß er zum Sturm wurde. Als wir im Laufe des Tages die Höhe von Nordforeland erreichten, trat abermals Windstille ein, welche aber, hin und wieder noch von einzelnen Stößen unterbrochen, unsere Lage in der Nähe der englischen Küste recht unangenehm machte. Wir näherten uns dennoch ziemlich glücklich der Mündung des Canals, und befanden uns gegen 5 Uhr Abends nur noch eine Seemeile von Dover, so daß man die Häuser und das Treiben im Hafen ganz deutlich trotz der einbrechenden Dämmerung erkennen konnte. Der englische Lootse verließ uns dicht vor der Stadt; auch wurden wir sogleich von einer Menge Boote umringt, die unerachtet der hohen See sich nicht enthalten wollten, allerlei Lebensmittel zum Verkauf anzubieten. Diese sind aber an der englischen Küste so theuer, daß man viel zweckmäßiger handelt, wenn man allen nöthigen Bedarf vor der Abreise einnimmt. Da die Witterung kühl war, so hatte der Capitain in Cuxhaven eine bedeutende Masse frisches Rindfleisch eingehandelt, und dieses reichte über drei Wochen für den Tisch in der Kajüte zu.

In der Nacht fiel nichts Erhebliches vor, und das Schiff steuerte in dem Canal fort. Des Morgens aber wendete sich der Wind abermals, und fiel in Nord-West. Wir konnten zum Glück die Rhede von Dungeneß erreichen, woselbst auf gutem Grund der Anker geworfen wurde. Als dies geschehen war, kamen einige englische See-Offiziere an Bord, und blieben über eine halbe Stunde in der Kajüte; sie boten freundschaftlichst ihre Dienste an, falls wir ein Geschäft am Lande besorgt haben wollten. Ich nahm dieses höfliche Anerbieten an, und schrieb noch einige Briefe, welche von den Offizieren auf das pünktlichste besorgt wurden.

In der Nähe von Dungeneß war die Strömung des englischen Canals nach Nord-Ost schon sehr merklich, welcher Umstand auf die nach West segelnden Fahrzeuge einen bedeutenden Einfluß hat, und die Fahrt während der stürmischen Herbst- und Wintermonate sehr erschwert. Der Wind drehte sich gegen Nachmittag in Süd-Süd-Ost, brachte schönes Wetter mit sich und gab uns Hoffnung, die Mündung der Straße und das Biscayische Meer ohne weitere Hindernisse zu erreichen. Während der hellen Tage, welche auf kurze Zeit unsere Fahrt angenehmer machten, und für die ausgehaltenen Stürme und undurchdringlichen Seenebel, welche die Augen so sehr belästigen, mich entschädigten, malten sich die reizenden Ufer Englands, deren weiße Kreidefelsen mit noch grünen Grasmatten geziert waren, auf den spiegelnden Wellen des hellgefärbten Meeres, und

bildeten einen lachenden Contrast gegen die in der Ferne dunkel erscheinenden, viel höheren Küsten der benachbarten Normandie. Dieses Bild, belebt durch viele hin und her segelnde Fahrzeuge, unter welchen auch einige bewaffnete Schiffe von hohem Bord im stolzesten Gang ihre Segel schwellten, war nicht nur geeignet, den Muth, welcher für eine lange Seereise nöthig ist, wieder zu beleben, sondern mußte auch Jeden mit Achtung für eine Kunst erfüllen, durch welche so Vieles zur fortschreitenden Bildung und Civilisation des Menschengeschlechtes beigetragen worden ist.

Die beiden Meerengen, welche Frankreich von England und Spanien von Afrika trennen, können mit Recht als ein Sammelplatz aller Schifffahrt treibenden Nationen betrachtet werden; und gewähren durch das darauf herrschende Leben und durch die Mannichfaltigkeit verschiedener Fahrzeuge demjenigen, welcher an einem schönen hellen Tage dieselben beschifft, eine erhebende und unauslöschliche Erinnerung. Da der Wind sehr scharf aus Süd-Süd-Ost blies, so befanden wir uns gegen Mittag vom 30. October schon der Spitze vom Cap Lezard Point, dem südwestlichen Vorgebirge Englands, gegenüber, und verloren schon Nachmittags dieses Vorgebirge und mit ihm das lezte Land von England ausser Augen, nachdem wir uns von Dungeneß aus der Küste bei Beachyhead, Hastings und Thoreham so genähert hatten, daß man vom Verdeck des Hyglander die Fenster an den Häusern hatte zählen können. Da sich in der Nacht auf den 31. der Wind in Süd-Süd-West drehete, so rückten wir während derselben nur sehr langsam vorwärts. Die See ging beim Eintritt in das Biscayische oder Aquitanische Meer so gewaltig hoch, auch zeigten sich wieder viele Möven und sogar mehrere Sturmvögel (Procellaria pelagica, *Linn.*) um das Schiff, daß kein Zweifel an einem bevorstehenden Sturme mehr übrig blieb. Der Himmel war dabei nur dünn bewölkt, und die Sonne blutroth aufgegangen. Gegen Abend stellten sich die ersten heftigen Bewegungen der Luft ein, und gegen Mitternacht brach der Sturm von Süd-West mit der äussersten Heftigkeit aus. Da das Schiff auf das sorgfältigste vorbereitet, auch ein ganz vortreffliches Seebot war, so hielt es die ersten fürchterlichen Angriffe des Orkans aus, obgleich es sich mehrere Male so umlegte, daß wir mit jeder Minute gewärtig seyn mußten, durch die äusserste Noth gezwungen, entweder die Masten zu kappen, oder das Schiff Wasser schöpfen zu sehen. Zum Glück hob sich der Hyglander immer wieder, und durchschnitt mit großer Fertigkeit die drohendsten Wellen, obgleich oft durch das Uebereinanderbrechen derselben ganz mit Wasser bedeckt. Viele Gegenstände wurden vom Verdeck geschwemmt, namentlich beinahe alles Federvieh, welches auf der Reise ein so nöthiges Bedürfniß ist, und die Wände des Schiffes wurden sehr beschädigt. Da gleich im Anfange des Sturmes die Kajütenthüren durch eine Welle zerschlagen worden waren, so wurde diese ganz durchnäßt, und

ich hatte die größte Mühe, meine Bücher, Papiere und Instrumente, welche durch die Nässe leiden konnten, trocken zu erhalten. Den ganzen Tag vom 1. November und die Nacht vom 2. hielt der Sturm an, und als er sich gegen Mittag vom 2. legte, trat eine eben so gefährliche Windstille an seine Stelle. Während des Sturmes waren zwei Brahmstangen gebrochen, und mehreres Takelwerk war zerrissen oder verwickelt. Diese kleinen Unfälle konnten übrigens leicht übersehen werden, da wir vom größten Glück sprechen konnten, noch so gut davon gekommen zu seyn. Nach dem Sturme befanden wir uns Mittags den 2. unter dem 49° 34′ der nördlichen Breite; die westliche Länge konnte nicht genau bestimmt werden. Da der Wind immer in West stand und die See fortwährend hoch ging, so rückte das Schiff nur sehr langsam fort. Ich bemerkte in dieser Zeit viele Seevögel, *) welche sich von den Wellen treiben ließen; mehrere Züge von Delphinen, **) welche auf der Oberfläche der See von Nord nach Süd-West zogen, und durch ihre Sprünge oft mit dem ganzen Körper über dem Wasser sichtbar wurden, manchmal auf eine Entfernung von mehreren hundert Toisen verschwanden, und dann, von Neuem dem Laufe des Schiffes folgend, Viertelstunden lang in ihrer beinahe hüpfenden Bewegung sich fortschoben. In den Nächten konnte ich schon deutlich das Leuchten des Meeres beobachten; doch zeigte sich dieses noch lange nicht in jenem Glanze, wie ich es später in den mittäglicheren Regionen zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Masse des erregten Seewassers zeigte noch nicht jenes helle, beinahe feurige Licht, welches den tropischen Meeren eigen ist. Dagegen sah ich mehrere jener einzelnen und hellleuchtenden sternförmigen Körper, welche lange noch in den Tiefen leuchteten, bis sie dem forschenden Auge entschwanden. Diese großen leuchtenden Punkte sah ich selbst noch einige Sekunden auf jenem Wasser leuchten, welches durch das Brechen der Wellen auf das Deck geworfen worden war.

Leider wiederholten sich die traurigen Scenen des 1. und 2. Novembers wieder gegen Morgen des 7. im 47° 25′ nördlicher Breite und in einer Länge von 15° 34′ westlich von Greenwich, indem nach einem anscheinend stillen und heiteren Wetter ein neuer Süd-Süd-West-Sturm mit einer eben so furchtbaren Heftigkeit, wie der frühere, einbrach. Nachdem wir alle Drangsale dieser Naturscene von Neuem ausgestanden hatten, legte sich das Unwetter in der Nacht vom 8. November, indem sich der Sturm von Ost nach Nord-Ost, Nord-Nord-West und

*) Unter andern: Puffinus anglorum, *Cuv.* (Procellaria anglorum, *Gmel.*); Carbo cormoranus, *Meyer*; Disporus alba. *Illiger* (Sula, *M.*); Sterna Hirundo, *Linn.* u. a. m.

**) Delphinus Tursio, Orca, *Lacep.*; Hyperoodon retusus, *Lacep.*, u. a. m.

Ost-Nord-Ost hin und her gewendet hatte, und zuletzt in eine Windstille übergegangen war. Wir wurden durch diesen Sturm der westlichen Küste von Spanien sehr nahe gebracht, und befanden uns nach demselben unter dem 43° 50′ nördlicher Breite und dem 15° 15′ der westlichen Länge, also in der Nähe vom Vorgebirge Finisterre.

Von nun an traten zwar bis zum Eintritte des Ostpassates noch abwechselnde Winde aus Nord-Ost, Süd-West und Süd-Süd-West ein; doch verloren sich die heftigen Luftbewegungen immer im abnehmenden Verhältniß, je mehr wir uns den gemäßigten Klimaten näherten. Die Luft wurde heiterer, der Himmel dunkler, die Sonne ging in einem schöneren und gelbgefärbten Lichte auf und unter, der Wellenschlag wurde gleichförmiger, und in der Natur trat jene Ruhe ein, welche das Beschiffen der großen und unabsehbaren Fläche des Oceans viel weniger gefährlich macht, als die Fahrt auf den von Küsten eingezwängten Binnenmeeren. Den 14. erschien die Insel San Miguel, eine der Azoren, deutlich vor unsern Augen; und aus der Bildung ihrer Felsenmassen leuchtete mir sogleich die vulkanische Formation, aus welcher alle jene in der westlichen Nähe des afrikanischen Festlandes liegenden Eilande gebildet sind, entgegen. Am 16. wendete sich der Wind gegen Morgen in Nord-Nord-Ost, und den nächsten Tag in Nord-Ost und Ost. Wir erkannten zu unserer Freude in demselben einen günstigen Passatwind, der auch bis zum 29 uns treu blieb, und unser Schiff glücklich über die große Fläche des atlantischen Oceans hinübergleiten ließ. Keine Hindernisse stellten sich uns nun mehr in den Weg, und die friedliche Stimmung, welche dem großen Ocean in dieser Jahreszeit eigen ist, erlaubte mit Recht jene gewisse Sorglosigkeit, welcher der Seemann in diesem glücklichen Meere sich so gerne überläßt. Die meisten Segel konnten Tag und Nacht gespannt werden, und unsere Fahrt ging schnell von statten. Die Luft war beinahe immer heiter, Regengüsse zeigten sich höchst selten, die mittlere Temperatur der Luft am Tage 20 bis 22° + Reaumur, in der Nacht 18 bis 19° + R., und die des Meeres vom 30° der nördlichen Breite an zwischen 20 bis 21° +. Gewitter zeigten sich erst unter dem Wendezirkel des Krebses, doch noch nicht mit jener Heftigkeit, wie in der Nähe des Landes. Das Leuchten des Meeres nahm unter dem 30° bis zum 25° nördlicher Breite am meisten zu, verlor sich aber etwas in der Nähe des Wendezirkels. Gegen den 26° der Breite bemerkte ich schon deutlich die auffallende Kürze der Morgen- und Abenddämmerung, und durch die dunkle Färbung des Himmels erschienen die einzelnen heller leuchtenden Sterne gleich nach Sonnenuntergang am Firmament. Jupiter glänzte schon dem Auge sichtbar, wenn die Sonne mit dem Rande den Horizont berührte, und kaum war dieselbe untergetaucht, so erschienen auch schon Sirius und Canopus, immer mehr an Lichtstärke zunehmend, je mehr das prachtvolle gelbe Licht des

Tagesgestirns der dunkeln Tropennacht Platz machte. Den 25. nach 10 Uhr Abends fielen viele Sternschnuppen aus einer Höhe von 40 bis 45° in einer Richtung von Süd nach Süd-West, und gewährten ein schönes Schauspiel; ich zählte deren eine bedeutende Anzahl, oft mehrere auf einmal. Diese Meteore dauerten über eine Viertelstunde. Von diesem Tage an zeigten sich auch große Massen von Seetang, *) welche früher nur selten auf der Oberfläche des Wassers sichtbar gewesen waren. Diese dichten Massen wurden immer häufiger, je mehr sich das Schiff der großen Strömung des Gulf Stream näherte. Sowie diese Strömung sich aber fühlbarer auf den Lauf des Schiffes äusserte, nahmen die Seegräser wieder ab, woran die strömende Bewegung des Meeres schuld seyn mag. In der Nähe des Wendezirkels des Krebses, welchen wir zuerst den 24. durchschifften, ließen sich die ersten fliegenden Fische und ihre Verfolger, die Haifische und Doraden, **) bemerken, doch noch in weit geringerer Menge, als in der Nähe der antillischen Inseln.

Den 28. ging plötzlich während eines Gewitterregens, welcher mit ziemlich heftigen elektrischen Entladungen verbunden war, der bis dahin so anhaltend wehende Ostpassat in Westwind über. Diese Gewitterregen wiederholten sich innerhalb zwei Stunden mehrere Male. Um halb 11 Uhr verfinsterte sich der Himmel plötzlich in Süd-West, und es erfolgte ein so äusserst heftiger und plötzlicher Windstoß, daß trotz aller Schnelligkeit, mit welcher die Segel eingezogen worden waren, dennoch die Spitze des Bugspriet, an welcher das vordere Segel noch befestigt war, zerbrach. Der Windstoß, der einem Tornado glich (welche Art von kurzen, aber heftigen Orkanen im Meere der Antillen während der Aequinoctien häufig ist), war uns um so auffallender, weil wir noch ziemlich entfernt vom Lande waren. Gegen 1 Uhr erhob sich der Wind wieder heftig aus Süd-West, und dauerte bis halb sechs Uhr, worauf der Ostpassat sich wieder einstellte. Meine Vermuthung fand sich bestätigt, daß im antillischen Meere ein sehr heftiger West-Sturm wehen mußte, da dessen Bewegungen sich in einer Entfernung von mehreren hundert Seemeilen vom Lande auf dem Ocean äussern konnten. Die Süd-West- und Nord-West-Stürme sind besonders häufig in den Meeren des tropischen Amerika; sie sind um so gefährlicher, je näher man sich den Küsten befindet, und wegen der oft nur sehr geringen Zeit, welche dem Seemann übrig bleibt, um die Segel einzuziehen. Wegen ihres kurzen Verlaufes setzen sie die See selten in hohe Bewegung.

---

*) Laminaria pyrifera, *Lamoureux*.

**) Exocetus volitans, *Linn.* Squalus Carcharias, *Linn.* Coryphaena equiselis, *Bloch.*

Den 1. December befanden wir uns Mittags unter dem 24° 32′ nördlicher Breite und dem 65° 36′ westlicher Länge von Greenwich. Das Wetter war wieder sehr schön geworden, und besonders wurden die heitern mondhellen Nächte so prächtig, daß ich mich kaum entschließen konnte, schlafen zu gehen. Den Nachmittag vom 2. December erblickten wir ein Segel, welches von Süd nach Nord steuerte. Wir kamen uns so nahe, daß wir uns ansprechen konnten. Es war ein amerikanischer Schoner, welcher von St. Domingo nach Salem segelte, und uns die Nachricht mittheilte, daß den 28. November ein heftiger Orkan auf dem Caribischen Meere gewüthet habe. In der Nacht auf den 3. war Vollmond, wobei derselbe den Meridian beinahe im Zenith durchschnitt. In der darauf folgenden Nacht fielen abermals viele Sternschnuppen zu verschiedenen Stunden in der nämlichen Richtung, wie am 25. November. Die Strömung des Gulf Stream wurde nun schon so merkbar, daß sie Einfluß auf den Lauf des Schiffes hatte; doch wehete der Ostpassat noch fort, und obgleich er immer schwächer wurde, so begünstigte er dennoch unsere Fahrt.

Mittags den 6. December berechnete ich mit dem Capitain Walsh die Länge durch Mondsabstände, und fand keinen bedeutenden Unterschied zwischen der benannten Berechnung und dem Stande meiner Sekunden-Uhr, welche freilich kein ganz sicheres Instrument, und mit keinem wirklichen Chronometer verglichen werden konnte, doch zum alltäglichen Schiffsgebrauch dem Log vorzuziehen war. Capitain Walsh hatte gegen meine Uhr nur einen Unterschied von 2⅜ Knoten. Meine seit dem 20. October nicht zurückgestellte Uhr übertraf die astronomische Längenberechnung um 1° 34,. Die richtige Länge am 6. Mittags war 75° 21′ westliche Länge von Greenwich, die Breite 25° 48′ N. Die Hitze war den ganzen Tag über sehr drückend, der Himmel heiter und dunkelviolet. Der Thermometer stieg auf 24° 5′ + R.; der Barometer auf 27″ 10,9‴. Gegen Abend wendete sich der Wind von Süd-Süd-Ost nach Nord-Ost. Die Nacht war beinahe eben so heiß wie der Tag (siehe mein meteorologisches Journal). Während der Nacht fielen mehrere fliegende Fische auf das Verdeck. Ich habe überhaupt bemerkt, daß die fliegenden Fische der Gattung Exocetus bei eintretendem Nord-Ost- oder Nord-Winde erscheinen; diese Beobachtung über das Ziehen oder Wandern der fliegenden Fische verdiente von Reisenden, welche besonders in den Sommermonaten die Aequinoctialmeere des nordöstlichen Amerika befahren, wiederholt zu werden. Die Naturgeschichte der Fische, welche besonders in Betreff ihres ökonomischen Lebens in tiefem Dunkel schwebt, bedarf einer größern Berücksichtigung.*)

*) Die fliegenden Fische zeichnen sich nach den von Herrn v. Humboldt gemachten Beobachtungen durch die Größe ihrer Schwimmblase aus, welche ihnen bekanntlich mehr zu ihren Luftsprüngen als zum Schwimmen zu statten kommt.

Der nächste Tag war sehr heiter; der Wind blies gleichförmig und ziemlich stark aus Süd-Ost. Obgleich sich gegen Mittag einige Gewölke bildeten, konnten wir dennoch die Breite genau bestimmen, und hatten frohe Hoffnung, die ersten lukayischen Inseln zu Gesichte zu bekommen. Nach meiner Berechnung mußten wir bei gleichem Winde Eleuthera noch vor 5 Uhr Nachmittags mit unbewaffnetem Auge sehen können. *) Auch hatte ich mich nicht geirrt; denn kurz nach 4 Uhr erkannte der erste Steuermann von der Höhe des Krähennestes am Vordermast diese Insel deutlich gegen Süd-Süd-West. **) Die Insel Abaco, welche von Eleuthera nur 40 Minuten entfernt liegt, bekamen wir vor Sonnenuntergang zu Gesichte, und naheten uns ihr bis auf 2 englische Meilen, so daß ich deutlich ihre Form, und vermöge eines guten Fernrohres von Dollond auch die Hauptumrisse ihres Pflanzenwuchses beobachten konnte. ***)

Wenn der Anblick des ersten Landes jedem Seefahrer einen angenehmen Eindruck gewährt, um wie viel größer ist er nicht bei dem Reisenden, dessen ganze Phantasie mit dem Gemälde einer für ihn neuen Welt im Voraus beschäftigt ist. Die Rückerinnerung an die Gefühle der ersten Entdecker dieser Gestade, deren auf's höchste gespannte Erwartungen beinahe durch die Wirklichkeit noch übertroffen wurden, erregt ein Staunen über die großen und erhabenen Naturscenen, sowie den Trieb der

---

Wenn diese Fische sich eine Zeitlang außerhalb des Wassers in einer schwingenden Bewegung erhalten können, so geschieht dieses doch nur so lange, als ihre Brustflossen im feuchten Zustande sich befinden; sobald diese trocken werden, fühlt der Fisch das Bedürfniß, sie wieder anzufeuchten, und muß sich in's Wasser fallen lassen. Gewöhnlich berühren die fliegenden Fische drei- bis viermal die Oberfläche des Wassers, ehe sie wieder eine Strecke fortschwimmen. Diese Bewegung gleicht auch wirklich einem das Wasser berührenden und wieder aufspringenden Steine. Die fliegenden Fische der japanischen Flüsse: Scorpenus dactyloptera, porcus, scrofa, haben ebenfalls eine größere Schwimmblase als andere Fische. (*Delaroche*, Annales du Museum, T. XIV, pag. 189.)

*) Den 5. December Mittags befanden wir uns unter dem 25° 45′ nördlicher Breite und 76° 40′ der Länge.

**) Bekanntlich entdeckte Christoph Colomb Donnerstag den 11. October 1492 um 10 Uhr Abends ein Licht, welches von einem Orte zum andern getragen zu werden schien, und theilte dieses dem Pedro de Guttierez, seinem Pagen, mit. Des andern Morgens gegen 2 Uhr wurde die Hoffnung des großen Seehelden bestätigt. Es war die Insel Guanahani (S. Salvador), zunächst an Eleuthera gelegen.

***) Die höchsten Punkte von Abaco übersteigen die Meeresfläche wohl um keine 20 Toisen. Die Lukayischen Eilande theilen die Vegetation des aequinoctialen Nordamerika in vieler Hinsicht; doch besitzen die nördlich gelegenen Eilande viele mit der südlichen Spitze von Florida übereintreffende Gattungen. So war z. B. die Königspalme (Palma real der spanischen Creolen und gewiß mit A. v. Humboldts Oreodoxa regia identisch) deutlich zu unterscheiden.

Vervollkommnung und der möglichsten Erreichung großer und gemeinnütziger Zwecke in der Seele des empfänglichen Menschen.

Die Insel Abaco ist jetzt wegen Mangel an trinkbarem Wasser von aller Bevölkerung, sowie die meisten Eilande des lukayischen Archipels, entblößt. Die Spuren ihrer Urbevölkerung sind schon zu Anfang des 16ten Jahrhunderts durch die Grausamkeit ihrer Eroberer verschwunden. Die Spanier suchten die Bewohner durch List nach St. Domingo und Cuba, wo schon zu Anfang des benannten Jahrhunderts der größte Theil der rothen Urrace ihr Leben in den Kriegen mit den Unterdrückern, oder in der unerträglichsten Sklaverei ausgehaucht hatten, zu locken. *)

Die Indianer von den lukayischen Inseln mögen Stammverwandte mit den Indiern von Florida gewesen seyn, mit welchen sie wenigstens in Gemeinschaft gestanden zu haben scheinen. Sie bauten Mais und Cassave, und theilten eine ähnliche Lebensart mit den Einwohnern der größern Antillen. Da keine Verzeichnisse ihrer Sprachen vorhanden sind, so läßt sich mit der Mundart der Apalachen kein Vergleich anstellen.

Den 8. December erreichten wir den Anfang der großen Bahamabank. Die Tiefe des Meeres nimmt alsdann plötzlich ab, und man kann deutlich den Grund des Wassers und die darauf befindlichen Gegenstände erkennen. Dieser besteht aus einer feinkörnigen weißen Kalkerde, und ist an vielen Stellen mit Seetang belegt. Ich bemerkte zwei Gattungen (Fucus natans und Laminaria pyrifera, *Lamour.*), welche beide auf Felsen im Meere wachsen, und nur zufällig auf die Bahamabank getrieben werden. Herr v. Humboldt ist der Meinung, diese Algen wären ein Beweis vorhandener Strömungen im Meere; besonders theile ich diese Meinung da, wo sie in großen Massen vorkommen. Auf meiner Rückreise von Amerika nach Europa sah ich während meiner Fahrt auf dem Gulf Stream die bedeutendsten Partieen dieser Seegräser zwischen dem 26 bis 33° nördlicher Breite. Die verschiedene Färbung der Seegräser aus einer helleren, selbst ganz blassen, in eine dunkle Farbe, mag von deren Wachsthum in größeren oder geringeren Tiefen, als Folge der Einwirkung des Lichtes, herrühren. Die Spanier nennen das Seegras

---

*) Die Bevölkerung von St. Domingo wurde von den Spaniern zur Zeit der Entdeckung wohl übertrieben bis auf eine Million geschätzt. Von diesen waren nach 15 Jahren nur noch zwischen 50,000 bis 60,000 vorhanden. (*Herrera*, Decad. I. lib. X. c. 12.) Nun, nimmt man auch an, daß die Bevölkerung der Insel 300,000 nie übertroffen habe, wie groß mußten demnach die Gräuelthaten der Spanier gewesen seyn, um 250,000 Menschen umzubringen!

Die erste Entführung der Einwohner von den lukayischen Inseln geschah im Jahre 1508. *Herrera*, Decad. I. lib. VII. c. 3. *Oviedo*, lib. III. c. 6. *Gomera*, Hist. c. 41. Zwei Schiffe wurden hiezu ausgerüstet.

Zargasso. Christoforo Colomb fand es zuerst unter dem 41° westlicher Länge, und mußte, wie alle Seefahrer seines Zeitalters, durch den Aberglauben seines Schiffsvolkes in Betreff dieses unschuldigen Tanges leiden.

Zahllose Seekrebse, Weich- und Räderthiere hatten auf diesen Meerespflanzen ihre Wohnung aufgeschlagen. Doraden *) waren geschäftig, gegen fliegende Fische, welche sich in großen Zügen aus den Wellen erhoben, Jagd zu machen. Obgleich ich durchaus nicht der Meinung bin, daß ein instinktmäßiges Gefühl der Furcht diese benannten Thiere aus dem Wasser treibt, um ihren Verfolgern zu entrinnen, so ist es doch unläugbar, daß ihre gefräßigen Feinde sie unaufhörlich verfolgen und der Richtung der wandernden Exoceten pfeilschnell folgen.

Ein Haifisch **) verfolgte uns den ganzen Tag, wollte aber nicht in die ihm geworfenen Angeln beißen, obgleich sie mit frischem Schweinefleisch geködert waren. Die Haie schwimmen gewöhnlich dicht unter der Oberfläche des Wassers, und sind daher mit einem Streifen glänzenden Schaumes umgeben, welcher durch die Rückenflosse, die aus dem Wasser ragt, bewirkt wird. Der adlerartige Fregattenvogel, ***) den ich auf der Bank zum ersten Mal sah, wetteiferte mit einem langgeschwänzten braunen Raubvogel in der Jagd auf fliegende Fische und auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Weichthiere.

Eine schöne hellblaue Medusa †) schwamm haufenweise auf den Wellen von Süd-Ost nach Nord, und schien sich von den Felsen der südlichen Inseln losgerissen zu haben. Sie verursachte ein heftiges Brennen auf der Haut, und verlor ihre Farbe sogleich bei der Berührung des Weingeistes.

Gegen Abend sah ich einen unbekannten Sturmvogel (Procellaria). Er gehörte zu den kleinsten Arten, war dunkelbraun, langgeschwänzt, mit einem weißen Unterleibe. Wir mußten des Abends den Anker werfen. Es wäre sehr verwegen gewesen, selbst bei der hellsten Nacht auf einer durch Untiefen und Felsen, welche einzeln hervorragen oder bis dicht unter den Wasserspiegel reichen, so unsichern See zu fahren. Die Nacht war

---

*) Coryphaena hippurus und equiselis, *Bloch*.

**) Squalus glaucus, *Bloch*. 86. Wahrscheinlich war es diese Art, welche in den östlichen Meeren Amerika's nicht selten ist, und sich durch die schöne glänzendblaue Farbe auszeichnet. Das gesehene Individuum war 10 bis 11 Fuß lang.

***) Tachypetes aquilus. Auffallend ist das Verhältniß der sehr langen Flügel dieses Vogels, der sonst unter die Pelikane oder Scharben gezählt wurde, gegen die sehr kurzen und kleinen Schwimmfüße.

†) Zum Geschlechte Beroë gehörig, welche sich durch ihre rotative Bewegung auf der Oberfläche des Wassers auszeichnen. Durch eine Unvorsichtigkeit beim Umsetzen in Weingeist sind mir die sorgfältig gesammelten Exemplare leider verdorben worden.

eine der schönsten, welche ich in den heißen Klimaten der neuen Welt erlebt habe. Es wäre langweilig für die Leser, abermals alle jene Bilder wiederholen zu wollen, welche sich der begeisterten Phantasie in diesen Tropennächten einprägen. Da die See so spiegelglatt wie die Fluten eines der größeren Landseen war, so malten sich auf derselben der Mond und die größern Sterne ab, welches mit der dunkelblauen Färbung des Himmels auf dem silberfarbenen Meere einen auffallenden, unaussprechlichen Contrast bildete. Auch am Tage gibt die so verschieden erscheinende Färbung des Wassers der Bahamabank gegen die des großen Oceans ein charakteristisches Bild der heißen Zone. Da der Grund des Meeres deutlich sichtbar ist, so färbt sich das Wasser im lichtesten Aquamarin; der Himmel dagegen erscheint viel dunkler, und spiegelt sich an der helleren Oberfläche des Wassers.

Ueber die Strömung des Gulf Stream machte ich, so viel es die Zeit und die Winde, welche bekanntlich einen großen Einfluß auf die Stärke der Ausströmung haben, mir gestatteten, einige Bemerkungen. Etwa 160 englische Meilen von den Bahama-Eilanden fängt man an, schon jenen Druck der Fluten gegen Osten zu bemerken, obgleich in keinem Verhältnisse gegen die Stärke der Strömung gegen Nord-Ost. Der Syrtthermometer zeigte in einer Tiefe von 60 Faden im 73° 30′ der westlichen Länge von London einen Unterschied von kaum ¼° Fahrenheit. Später nahm die Strömung zu, und stieg bis auf drei englische Meilen in der Stunde, selbst bei starkem Süd-Ost. Die Wassermasse zeigt in Betreff der salzigen Theile wenig Unterschied von der des großen Oceans, obgleich das Leuchten des Wasserschaumes nicht mehr so heftig war. Uebrigens mögen hiebei andere Ursachen obwalten, deren Untersuchung ich den Physikern einstweilen überlassen will. Die leuchtenden Theilchen, welche gleich Funken in der in Bewegung gesetzten Wassermasse erscheinen, verändern überhaupt ihre Form und Ausbildung in den verschiedenen Regionen der Meere, sowie auch zu verschiedenen Zeiten im Jahre. So fand ich nirgends das Leuchten des Meeres so auffallend wie in dem Golfe von Mexiko im Laufe des Monats December, besonders wenn die Luft elektrisch überladen war. Dagegen, als ich unter den nämlichen Umständen im Januar 1824 dasselbe Meer durchschiffte, erschien das Leuchten äusserst schwach, und nicht in Gestalt eines leuchtenden Schaumes, sondern nur als einzelne leuchtende Punkte, die, mehrere Sekunden sichtbar, gleich kleinen Sternen in der bewegten See glänzten. Was die Färbung des Wassers betrifft, so machte ich die Bemerkung, daß die Fluten des atlantischen Oceans sehr schön blau waren, die des mexikanischen Meeres aber eine dunkle, in's Schwarze fallende Farbe zeigen; woran bei ersterem die ausserordentliche Tiefe, bei lezterem aber die Grundfarbe des Bodens Ursache seyn mag. Das Senkblei bringt aus einer Tiefe von 60 Faden im Golf eine dunkle schlammige Thonerde

herauf, welche sich fett anfühlt, und keine sandigen Theile verbindet. Die Bank ist voll Klippen, und Fahrzeuge, die über 13 Fuß Tiefe haben, wagen die Fahrt zwischen den lukayischen Inseln nicht. Ueberhaupt ist die Fahrt über dieselbe höchst langweilig wegen der Strömung, die an manchen Orten bis 5 englische Meilen in einer Stunde beträgt, und bei Stürmen sehr gefährlich ist. Die oft plötzlich eintretenden Orkane wehen zwar kurze Zeit, aber mit einer solchen Heftigkeit, daß man auf den Fahrzeugen kaum Gelegenheit hat, die Segel einzuziehen, und daher häufig die Masten oder das Tauwerk von der Gewalt des Sturmes zerschmettert oder abgerissen werden. Gewöhnlich zeigen sich als Vorgänger solcher Orkane einige dunkle Gewitterwolken am Horizont; da aber in gewissen Jahreszeiten, besonders in den Herbst- und Frühjahrs-Aequinoctien, beinahe regelmäßig zu bestimmten Zeiten des Tages ähnliche elektrische Phänomene stattfinden, so ist es äusserst schwierig, wenn man seinen Weg fortsetzen will, sich vor plötzlich eintretenden Unglücksfällen zu schützen. Bei den heftigen Stürmen verfinstert sich der Himmel in sehr kurzer Zeit, und schwarze Wolken verschleiern den ganzen Horizont; der Wellenschlag ist kurz und heftig. Schiffe, die nicht gut See im Surme halten, gerathen in Gefahr, durch Winde und Strömung auf den vielen Felsen und Untiefen zu scheitern. *) Eine andere Gefahr, welche die Seefahrer ebenfalls in den lukayischen Inseln und an den Küsten von Cuba, besonders zwischen den vielen kleinen Eilanden in dem Canale von Santarem, an den Tortugas bis an das Cap St. Antonio bedroht, sind die Seeräuber. Die Piraten, welche sich selbst im Besitze größerer, mit 80 bis 100 Mann bemannter Fahrzeuge befinden, können in alle Binnenwasser einlaufen, und sich sehr leicht der Gefahr entziehen, von den kreuzenden Kriegsschiffen der Engländer und Nordamerikaner angegriffen zu werden. Sie überfallen mit größter Dreistigkeit die vorübersegelnden Schiffe, und begnügen sich selten damit, das Fahrzeug auszuplündern, sondern mißhandeln oder tödten die Mannschaft, besonders Capitaine und Steuerleute, oft auf das grausamste. Bei meiner Ankunft in Neu-Orleans fand ich daselbst das französische Schiff Alexander von Bordeaux, welches auf der Reise von Veracruz nach Havannah an der Küste von Cuba überfallen und ausgeplündert worden war. Die Ladung, welche aus Cochenille und Geld bestand, hatte die Seeräuber angespornt, Jagd auf dasselbe zu machen. Da spanische Offiziere am Bord des Schiffes sich befanden, so lag den Seeräubern viel daran, den Lauf des Schiffes nach der Havannah oder einem andern Hafen der Insel Cuba zu verhindern. Sie tackelten daher das

---

*) In den furchtbaren Stürmen, welche zu Ende des Jahres 1824 in den Gewässern der westindischen Inseln wütheten, gingen gegen 200 Fahrzeuge zu Grunde.

ganze Segelwerk ab, kappten die Maste, und mit dieser Grausamkeit sich noch nicht begnügend, gossen sie beinahe den ganzen Wasservorrath in's Meer. Das Schiff wäre ohne Rettung verloren gewesen, wenn es nicht noch an demselben Abend von einem bewaffneten Amerikaner angesprochen worden wäre. Von diesem mit Wasser und einigen Lebensmitteln versorgt, konnte die unglückliche Mannschaft die Mündung des Missisippi erreichen. *) Unsere Schiffsmannschaft bestand, alle mitgerechnet, aus 18 Köpfen; wir hatten nur zwei schlechte Kanonen an Bord, und hätten daher bei einem Ueberfall einen recht schlimmen Stand gehabt. Dessenunerachtet hatte ich den Capitain dazu bewogen, die möglichste Gegenwehr zu versuchen, da die Erfahrung nur zu häufig lehrt, wie viel eine muthige Vertheidigung in solchen Fällen vermag. Am meisten belustigte mich während dieses Zeitpunktes die Zaghaftigkeit eines jungen Oekonomen, der als Halbpassagier die Reise mitmachte. Das Schiffsvolk hatte, seine Furcht muthmaßend, die Gefahr um Vieles vergrößert. Diese Erzählungen, sowie unsere Vertheidigungsmaßregeln bewogen ihn daher, sein weniges Geld und einige schlechte Kleidungsstücke in die allerverborgensten Orte in Sicherheit zu bringen.

Des Nachts bekamen wir die kleinen Sal-Eilande dicht vor das Gesicht, und mußten, da der Wind sehr frisch blies, das Schiff abwenden, um nicht auf eine Sandbank zu laufen, die vor den Inseln liegt. Den 10. Morgens konnte ich die Küste von Cuba erkennen, und gegen Mittag lag der Pan von Matanzas 10 englische Meilen von uns im Süden; wir durchfuhren den Wendezirkel zweimal, um 11 Uhr 28 Minuten im 80° 56′ der westlichen Länge, und um 5 Uhr 42 Minuten im 82° 17′ der westlichen Länge, so daß wir uns der Insel Cuba bis zum 23° 16′ der nördlichen Breite naheten. Abends bemerkte ich deutlich den Leuchtthurm auf dem Morro von der Havannah. Die Nacht war heiter, aber gegen Mitternacht erhob sich ein Gewitter bei stiller Luft. Diese Gewitter herrschen zu jeder Jahreszeit in dem Meere von Meriko und den Antillen, und sind oft von ausserordentlicher Heftigkeit. Die elektrischen Entladungen folgen unaufhörlich aufeinander, so daß Schiffe, die nicht mit Wetterableitern versehen sind, Gefahr laufen, vom Blitze getroffen zu werden. Die Wasserhosen zerstören selten ein Schiff, beschädigen es aber manchmal. Die Gewitter der heißen Zone übertreffen die der höhern Breiten in ihrer Stärke und den häufigen Entladungen um Vieles, und es ist schwer, sich ein charakteristisches Bild davon zu entwerfen, ohne sie gesehen zu haben. **) Bekanntlich fällt an der Ostküste von Amerika und

---

*) Auf ähnliche Art sind im Verlaufe weniger Monate an 50 Schiffe verunglückt.

**) Der Horizont scheint besonders des Nachts in Feuer aufzugehen, und schön glänzen die großen Tropfen des in Strömen sich ergießenden Regens, der diese Gewitter begleitet.

den angrenzenden Ländern im Innern weit mehr Regen, als in Europa oder Afrika unter den nämlichen Breiten. Die elektrischen Detonationen sind um Vieles heftiger und häufiger, als in vorbenannten Welttheilen. Die Gewitter Afrika's, obgleich äusserst heftig, sind dennoch viel seltener. Die Schläge wirken alsdann ausserordentlich stark, und der Schall des Donners ist entsetzlich, aber von kurzer Dauer, wie dieses von den Reisenden im Innern Afrika's behauptet wird. Bei den vielen Gewittern, die ich sowohl auf den Meeren Amerika's, als auf dem festen Lande zu beobachten Gelegenheit hatte, bemerkte ich, daß die elektrischen Entladungen, gewöhnlich mit heftigen Regengüssen verbunden, sehr häufig aufeinander folgten, und diese Gewitter besonders in den Frühjahrsmonaten zwischen dem 35 und 45° der nördlichen Breite, auf dem Missisippi, Ohio und Missoury, sehr lange anhielten. Oft folgten die Gewitter mehrere Tage lang aufeinander, so daß der Zeitraum von einem zum andern kaum wenige Stunden überstieg. Während derselben rollt der Donner immer fort, so daß es dem Beobachter schwer fällt, eine Entladung von der andern zu unterscheiden. Der Schall gleicht einem dumpfen Gebrüll, und selten hört man jenes heftige Krachen, welches die Gewitter des südlichen Europa auszeichnet. Die elektrischen Entladungen in den Wintermonaten auf dem Golf von Mexiko sind ebenfalls sehr häufig, aber nicht heftig, wie ich dieses bei denen beobachten konnte, welche dicht neben dem Schiffe in's Meer erfolgten. Wetterableiter schützen die Fahrzeuge hinlänglich, obgleich die Conductoren nur aus einer einfachen Drahtkette von geringem Diameter bestehen. In der Temperatur der Luft bemerkte ich während der Gewitter wenig oder gar keinen Unterschied; dem heißen Tage folgte eine schwüle Nacht, und der Thermometer erhielt sich zwischen 20 und 24° + R. Die Gewitter führen selten als Vorgänger Windstöße bei sich, aber manchmal endigt eine kurze und heftige Luftbewegung dieses majestätische Schauspiel. Ich hatte keine Gelegenheit, Letzteres zu beobachten, da die Gewitter, welche sich in meiner Gegenwart im Golf von Mexiko entladen haben, von einer drückenden Wärme und vollkommenen Windstille begleitet waren. Die Stürme sind während der Monate März und September, in den Frühjahrs- und Herbst-Aequinoctien, sehr heftig, obgleich lange nicht so gefährlich, wie in den Meeren der südlichen Antillen. Die Küsten von Florida und Louisiana, welche bekanntlich flache Gestade bilden, und daher nur auf eine geringe Entfernung, und in dunkeln Nächten gar nicht gesehen werden können, vermehren die Gefahr, obgleich nicht in dem Grade, wie es in Meeren der Fall ist, welche, wie die Süd- und Ostküste der Insel Cuba, mit kleinen Inseln oder Madrepor-Riffen übersäet sind. Während einer langen Reihe von Jahren sind wenige Schiffe an den Küsten von Florida verunglückt, wohl aber einige an den Tortugas-Eilanden, auf welche man sehr leicht

des Nachts bei dunklem Himmel gerathen kann. Die Strömung des Meeres von Nord-West nach Süd-Ost, welche bekanntlich ein mittleres Verhältniß von 1½ englischen Meilen in einer Stunde bildet, macht es sehr schwierig, richtige Längen durch den Log zu erhalten, welches unvollkommene Verfahren leider auf den meisten Fahrzeugen den Längenuhren noch vorgezogen wird, und dadurch zu den gröbsten Irrungen Anlaß gibt. *) In der Nacht vom 11. auf den 12. December entstand ein überaus starkes Gewitter, welches prächtige Schauspiel durch das ausserordentliche Leuchten des Meeres, wie ich es nie in einem so feurigen Glanze gesehen hatte vermehrt wurde. Das Schiff schien in einer Lichtmasse zu schwimmen, und bei dem durch unaufhörliche Blitze erhellten Firmamente konnte man vom Bord des Fahrzeuges die Wasserhosen deutlich erkennen, die während der Finsterniß, welche diese Erscheinungen begleitete, uns durch ihr entsetzliches Gebrause erschreckt hatten. Die Natur in jener imposanten Gestalt treu darzustellen, wäre eine des größten Künstlers würdige Arbeit. Der folgende Tag war nicht so drückend heiß, und der Thermometer stieg Mittags nur auf 21° + R. oder 79° F. Den 10. war der Wärmemesser selbst des Nachts nicht unter 23 und 24° + R. gesunken; diese Abkühlung, welche in den Tropenländern schon sehr fühlbar ist, schien durch das vorhergegangene heftige Gewitter entstanden zu seyn, indem die Breite, unter welcher wir uns befanden, nämlich 26° 33′, noch keinen sehr bedeutenden Einfluß auf die Abnahme der Wärme in der Luft veranlassen konnte. Unsere Länge betrug 85° 10′ West von London. Zahlreiche Medusen schwammen um das Schiff; ich bemerkte unter ihnen eine kleine, sehr schön hellblau gefärbte Art. **) Es hielt schwer, sich dieser Thiere zu bemächtigen; doch faßte einer von den Schiffleuten den Entschluß, sich an einem Stricke befestigt in's Meer zu lassen, um die immer vorbeitreibenden Weichthiere schwimmend aufzufangen, welches für einen geschickten Schwimmer wegen einer eingetretenen Windstille und ruhiger See keine Gefahr voraussehen ließ. Es hätte diese Art zu fischen durch einen unerwarteten Zufall einen sehr unglücklichen Ausgang nehmen können, denn kaum war der junge Mann einige Augenblicke im Wasser, so bemerkte ich einen eiligst heranschwimmenden Hai, der den Wagehals unfehlbar verschlungen haben würde, wenn man ihn nicht in aller Eile heraufgezogen hätte. Der große Hai und eine schon früher angeführte Art ***) sind in allen Meeren der amerikanischen Ostküste sehr häufig. Diese durch ihre

*) Der gewöhnliche Preis eines Chronometers ist zwischen 100 bis 150 Pfund Sterling.

**) Von der früher erwähnten Art aus dem Geschlechte Beroë verschieden.

***) Squalus carcharias und glaucus.

kolossale Gestalt ausgezeichneten fleischfressenden Fische gehören bekanntlich zu den gefräßigsten Bewohnern der Meere. Die Seeleute beinahe aller Nationen stehen in dem Wahne, daß der Haifisch besonders diejenigen Fahrzeuge verfolge, welche an ihrem Bord kranke Personen führen. Obgleich die Sinne des Haifisches wohl nicht genug geschärft seyn können, um sich dessen zu vergewissern, so ist es doch nicht zu läugnen, daß die Haie oftmals Schiffen eine sehr lange Strecke folgen; und, im Falle ihrer Gefräßigkeit einmal ein Opfer gebracht worden ist, wird es schwer, sich ihrer zu entledigen. Die Geruchsorgane dieses Fisches scheinen vollkommener zu seyn, als die anderer durch Kiemen athmenden Thiere. Die Haie schnappen in ihrem Heißhunger die ungenießbarsten Sachen hinweg, z. B. Holz u. s. w., und man will sogar beim Eröffnen des Magens Eisen und Steine gefunden haben. Sie fangen sich übrigens sehr leicht an großen eisernen Angeln, die ausser dem Taue noch an einer 4 bis 6 Fuß langen Kette befestigt, und mit frischem Fleische geködert sind.

Den 13. Mittags betrug die Strömung 3 englische Meilen auf die Stunde; wir befanden uns unter dem 27° 53′ der Breite und dem 86° 14′ westlicher Länge. Gegen 5 Uhr Abends, bei sehr heiterem Wetter und einer Wärme von $20\frac{1}{2}°$ + R., hörte ich einige dumpfe elektrische Entladungen, doch ohne ein vorhergegangenes Blitzen bemerken zu können. Die Sonne ging im schönsten Goldglanze unter, und im Verlaufe der Nacht leuchtete es einigemal am östlichen Himmel. Gegen Mitternacht fielen mehrere Sternschnuppen aus einer Höhe von etwa 50° gegen Süd-Süd-West in schräger Richtung nach West; sie hinterließen einen Schweif, welcher 7 bis 8 Himmelsgrade einnahm. Der Hygrometer von de Luc stand in der Nacht auf 63°, der Thermometer auf 20° + R., der Barometer fiel von 27″ 9,5‴ auf 27″ 3,8‴. Es war völlig windstill, und den ganzen Tag über fiel nichts vor, was beachtet zu werden verdiente.

Etwas vor 4 Uhr Abends bemerkten wir gegen Nord-West ein kleines Fahrzeug, welches der Capitain für ein Pilotboot von den Mündungen des Missisippi erkannte. In einer halben Stunde befand sich auch der Lootse an Bord. Wenn es unheimlich war, auf einem Laufe von beinahe zwei Monaten kein neues menschliches Wesen gesehen zu haben, so wurde die Freude der erneuerten Verbindung mit Menschen, welche das Land meiner einstweiligen Bestimmung vor wenigen Stunden verlassen hatten, durch die Nachricht getrübt, daß in keinem Jahre das gelbe Fieber in der niedern Louisiana so gewüthet habe, wie in diesem. Für einen Reisenden, der mit Empfehlungen versehen ist, kann keine Vermuthung beängstigender seyn, als die, daß die Personen, von deren höflicher oder gefälliger Aufnahme zum Theil der Ausgang der Reise mitabhängen muß, das Opfer einer solchen Epidemie geworden seyn möchten. Im Jahre 1823, bei meiner Rückkehr aus dem Innern von Nordamerika, erhielt ich

z. B. auf dem Missisippi die Todesnachricht eines von mir sehr geschätzten Freundes. Das gelbe Fieber hatte zwar in seiner Heftigkeit nachgelassen, dessenungeachtet äusserten sich noch gefährliche Symptome desselben; und es war unzweifelhaft, daß Fremde, besonders Europäer, noch nicht aller Gefahr überhoben waren.

Die niedrige und mit hohem Schilf bekleidete Küste, auf welcher der Leuchtthurm an der Hauptmündung des Missisippi sich befindet, lag nach der Aussage des Lootsen nur 15 englische Meilen von uns, und wir mußten daher bei einbrechender Nacht beilegen. Das Senkblei fand Grund in einer Tiefe von 60 Faden, und brachte eine harte Thonerde mit herauf. Die Sonne ging schön unter, und ließ eine bessere Nacht voraussehen, als die war, welche uns bevorstand. Gegen 11 Uhr erhob sich nämlch ein sehr heftiger Wind aus Nord-Nord-West, und erkältete die Luft auf 8° + R. Der Wind hielt aber zum Glück nicht lange an, und des Morgens um 9 Uhr strich er wieder aus Nord-Ost, wobei der Thermometer auf 10° + R. stieg. Gegen 10 Uhr erkannte ich einige Eilande, die den Hauptausfluß umgeben. Ich sah hier ein für mich höchst auffallendes Phänomen, nämlich die ungefähr ½ Meile von dem Ausflusse des Stromes stattfindende plötzliche Entfärbung des Wassers. Das Wasser des Missisippi ist bekanntlich durch die viele Thonerde, welche es mit sich führt, gelb gefärbt, und sticht gegen die Schwärze des Salzwassers vom Golf sehr ab. Die Entfärbung des Meerwassers geschieht so plötzlich, daß der Vordertheil des Schiffes im gelben, der Hintertheil dagegen im schwärzlichen Wasser zu schwimmen scheint. Die Temperatur des Meeres veränderte sich ebenfalls in einem ganz kurzen Zeitraume von 18° + auf 8½° + R., also beinahe um 10° R. Ich habe auf meiner Rückreise nach Europa die zunehmende Wärmegradation des Stromes bei seinem Einflusse in das Meer noch genauer untersucht, und die vorbeschriebene Entfärbung des Meerwassers nicht mehr in einem so auffallenden Grade bemerkt.

Als wir das Flußgebiet des Missisippi hinaufzusegeln begannen, sah ich zum ersten Mal jene ungeheuern Baumstämme, welche, oft gleich Flössen ineinander verwickelt, den Strom hinabschwimmen, und einen Haupt-Charakter aller jener großen Stöme Amerika's bezeichnen, welche ihren Lauf durch Urwälder nehmen. *) Alljährlich reißen der Missoury und Missisippi

---

*) Herr A. v. Humboldt vergleicht die mit Llanen verbundenen natürlichen Holzflöße des Oronoco mit den Chinampas der mexikanischen Landseen. Die Indianer am Missoury und Missisippi bedienen sich der nämlichen Kriegslist, welche Herr v. Humboldt von den wilden Cariben in Erwähnung bringt. So wurden die Einwohner von St. Louis am Missisippi von Indiern einst überfallen, welche sich dieser damals sehr kleinen Colonie, an treibenden Baumstämmen klebend und mit Farbe unkenntlich gemacht, auf eine sehr geringe Entfernung näherten.

nebst ihren großen Nebenströmen bedeutende Strecken ihrer mit Holz bewachsenen Ufer, besonders bei fallendem Wasserstande, ab. Alle diese, oft in großen Massen zusammengefügten, entwurzelten Bäume müssen nach und nach bis an die Mündungen des Missisippi gelangen. Sie werden durch die ungeheuere Strömung losgerissen, selbst wenn sie sich Jahre lang an den Ufern noch so fest mit Wurzeln und Aesten verwickelt hatten. Bei hohem Wasserstande bilden diese, mit Recht von den Creolen Embarras genannten Baumpartien für Schifffahrer oder Reisende, welche oft in einer elenden Piroge diesem furchtbaren Wassergebiete Trotz bieten müssen, beinahe unüberwindlich scheinende Hindernisse. Nur der geschickte Schwimmer rettet sich manchmal aus diesen Gefahren, und der Neuling zittert vor dem Anblicke dieser furchtbaren Naturscenen. Auf meiner jahrelangen und beschwerlichen Reise im Innern des nördlichen Amerika hatte ich reiche Muße, damit bekannt zu werden. Durch die Gewalt des Meeres aufgehalten, stopfen sich die geflößten Holzmassen am Einflusse des Stromes; nur wenige erreichen die hohe See, und werden von der Strömung sogleich hinweggetrieben. Die Ausflüsse des Missisippi sind demzufolge durch die seit Jahrtausenden sich ansammelnden Stämme in ein enges Gebiet eingezwängt. Da das Wasser des Stromes bei seinen regelmäßigen Ueberschwemmungen immerwährend diese von ihm selbst gebildeten Holzdämme überspült, und jedesmal einen bedeutenden Niederschlag erdiger Theile bilden muß, so wird nach und nach aus diesen dem Meere entnommenen Stellen ein neues, äusserst fruchtbares Land. Nicht unwahrscheinlich scheint es mir zu seyn, daß der größte Theil der niedern Louisiana zwischen dem See Pontchartrain und der Halbinsel Barataria, welche heute von vielen Canälen und Verbindungen der Ausflüsse des Missisippi durchströmt wird, einst dem Meergebiete angehört haben möge. Die abnehmende Abstufung der Vegetation begründet diese Vermuthung noch mehr, wie dieses aus dem weiteren Verlaufe meiner Beschreibung einleuchten wird. Die ganzen Ufer der Louisiana sind auf vorbeschriebene Art gebildet, und mit jenen schon hinlänglich bekannten riesenhaften Gräsern und einer niedrigen Palmenart, dem Sabal Adansoni, *) bewachsen; doch stoßen häufig an solchen, den Tritten des Menschen ganz unwegsamen Gestaden große Sandbänke an, welche durch den Druck des Meeres

---

*) Sabal minor s. Adansoni. *Pers.* T. I. p. 399. Cl. Hex. Trig. *Rob.* p. 337. *Rafinesque*, flora of Louisiana, p. 16. Rafinesque und Robin unterscheiden noch eine zweite Art dieser von den Creolen Latanier genannten Palme: S. adiantinum, *Raf.* fl. of L. p. 17. *Rob.* p. 338. Diese Palmen sind mit Chamaerops und Corypha nahe verwandt, welche zum Theil Littoral-Palmen sind, wie z. B. Chamaerops humilis, *Linn.* und Palmetto, *M.*, deren leztere häufig auf der felsigen Küste von Cuba unter Avicennien und der Cocolloba uvifera wächst.

gebildet zu seyn scheinen. Ausser an den Hauptausflüssen des Stromes, von denen auch nur der von der Balize für größere Schiffe fahrbar ist, scheint mir eine Landung an diesen Ufern unmöglich, und eine feindliche Diversion kann füglich nur durch vorbenannten See *) stattfinden, wie dies auch zu Ende des Jahres 1814 durch die Engländer bewirkt worden ist. Der Strom häuft große Massen eines lehmigen Bodens vor seinen Ausflüssen an, welche oft viele Fuß hoch über die Wasserfläche emporragen und, von der Ferne gesehen, Klippen gleichen. Es ist sehr schwierig, Fahrzeuge durch diese Untiefen zu lootsen, indem durch die Kraft des Stromes in sehr kurzer Zeit diese Thonlager, besonders unter dem Wasser, ihren Stand verändern. Die Schiffe bleiben häufig darauf sitzen; doch leiden sie selten Schaden, und werden nach wenigen Tagen wieder flott. Wir hatten einen frischen Wind, und durchfuhren ziemlich schnell und ohne Unglücksfall die schwierigsten Stellen der Mündung. Diese befinden sich zwischen einigen auf vorbeschriebene Art gebildeten Eilanden, welche erst sparsam mit Rohr bewachsen sind.

Gegen Mittag gelangten wir, zwei englische Meilen von der Balize, dem traurigen Aufenthaltsorte der Lootsen, in das eigentliche Flußgebiet des Stromes, welcher hier nicht viel über 600 Toisen breit ist und durch in Verwesung übergegangene, mit Schilf und Palmen bewachsene Baumstämme begrenzt wird. Diese traurige Gegend scheint die Natur nur zum Aufenthalt riesenhafter Reptile und unzähliger Mosquiten bestimmt zu haben.

Schon waren die meisten Wasserzugvögel in dieser Gegend eingetroffen, welche bei den meisten Arten das Ziel ihrer Wanderung nach Süden in der kalten Jahreszeit seyn mag. Millionen von Gänsen und viele Enten-Arten bedeckten die Wasserbassins zwischen den Inseln und der Landzunge, welche den Ausfluß des Missisippi begrenzt. Große Schaaren Delphine schossen in ihren kurzen bogenförmigen Sprüngen in verschiedenen Richtungen hin und her. Die vielen Fische, welche den Ausfluß des Stromes bewohnen, locken diese Seethiere aus dem gesalzenen in das süße Wasser; sie kehren aber bald, von der Kälte des Flusses abgeschreckt, in das Meer zurück. Die Krokodile, **) jene riesenförmigen und gefährlichen Bewohner der Gewässer der wärmern Zone Amerika's, ebenfalls durch den in der Louisiana schon fühlbar gewordenen Frost erstarrt, streckten nur hier und da die Spitze ihres hechtförmigen Kopfes über die Oberfläche des Stromes, und verschwanden bald wieder, sich in die Tiefe und in den

---

*) Den Lac Pontchartrain, durch die Chandeleur-Bai und den Lac Borgne.

**) Crocodilus lucius. Der eigentliche Alligator. (Caiman à museau de Brochet. An. du Mus. I. 8. u. 15. und II. 4. Tied. T. 4.) Wagler macht aus den Alligatoren das Geschlecht Champsa.

Schlamm versenkend. In der wärmern Jahreszeit beleben diese Thiere die schilfigen Gestade des Flusses in einer unverhältnißmäßigen Anzahl; und es würde ein Räthsel seyn, wie diese Thiere, bei dem Anscheine ihrer Gefräßigkeit, Raub genug zur Stillung ihres Hungers finden möchten, wenn nicht die Natur die zweckmäßige Einrichtung getroffen hätte, die Magen-Organe aller Thiere dieser Ordnung so einzurichten, daß sie eine äusserst lange Zeit zu ihrer Verdauung bedürfen, und daher sehr lange ohne Speise bestehen können. Wenn zu Anfang des Monats März die Sonnenstrahlen mit neuer Kraft zu wärmen beginnen, erwacht der Alligator aus seinem lethargischen Schlafe, kriecht aus seinem schlammigen Bette, und setzt sich auf die aus dem Wasser herausragenden Baumstämme; doch vom Schlafe überwogen, verfällt dieser träge Saurier dennoch in Schlummer, obgleich von der Hitze durchbrannt. In diesem Zeitpunkte sind sie völlig ungefährlich, und nehmen keine Nahrung zu sich; oftmals erweckt sie nicht einmal ein auf sie gerichteter Schuß.

Als wir uns der Balize naheten, umschwärmte uns eine Schaar von Möven, und die Gegend fing mehr und mehr an, sich zu beleben. Indem die Luft wärmer wurde, zogen Schwärme Pelikane und Schwäne in großen Kreisen umher, während in langen Zügen, einer hinter den andern gereihet, der weiße Kranich und mehrere Reiher-Arten von Nord-Ost nach Süd-West flogen.

Es konnte 3 Uhr seyn, als wir uns der Balize gegenüber befanden. Dieser kleine Ort, allen Drangsalen einer höchst ungesunden, sumpfigen und völlig unwirthbaren Gegend ausgesetzt, bietet das Schauspiel der größten Entbehrung dar, welcher sich der Mensch aus Gewinnsucht zu unterwerfen vermag. Der Aufenthalt in der heißen Jahreszeit wird durch Wolken plagender Insekten und durch das immerwährende Getön der Frösche auf den niedern Ufern des Missisippi an seinen Ausflüssen unerträglich; obgleich dieses Loos viele Fahrzeuge betrifft, welche, durch widrige Winde aufgehalten, nicht stromaufwärts zu segeln vermögen. Die wenigen hölzernen Häuser, welche den kleinen Ort bilden, stehen auf Gerüsten mitten im Wasser und Schlamm, zwischen hohem Schilfe; und man kann von einem Hause zum andern nur auf bretternen Stegen gelangen. Die Balize wird bloß von einigen Officianten des Gouvernements und die Lootsen bewohnt. Die Douanen-Offiziere fanden sich gleich nach unserer Ankunft ein, und verließen uns einige Augenblicke nachher. Das Schiff setzte seine Reise, den Wind benützend, weiter fort. Ich verließ gerne den Anblick eines Ortes, dessen mehreste Bewohner ein Raub des gelben Fiebers geworden waren. Auch zeigten sich die zurückgebliebenen Spuren desselben an den Reconvalescenten, von denen einige auf unser Schiff gekommen waren. Aus Begierde, nach einer langen Fahrt den Fuß an's Land zu setzen, hätten mich keine Hindernisse abgeschreckt, der unwirthbaren Balize

einen Besuch abzustatten; aber der Capitain des Schiffes und der Lootsen-Anführer hielten mich davon ab, weil noch 7 oder 8 Personen am Fieber darnieder lagen.

Die Ufer waren stromaufwärts durchgängig mit hohem Schilfe und der Zwergpalme bewachsen, und nur hin und wieder verursachten einige niedrige Weidengebüsche eine traurige Abwechslung in der einförmigen Vegetation. Das Ufer auf der östlichen Seite bildet eine schmale Zunge, welche ganz aus Baumstämmen zusammengeflößt ist. Erhebt man sich am Bord eines Fahrzeuges in eine Höhe, welche die riesenhaften Gräser dominirt, so erblickt man das Meer in einer Entfernung von einigen hundert Toisen. *) Das Schiff warf die Anker am rechten Ufer des Stromes. Ein äusserst dichter und kalter Nebel in der Nacht verkündete schönes Wetter auf den folgenden Tag. Bis zu meiner Ankunft in der Stadt fanden diese Nebel jeden Abend und jeden Morgen regelmäßig statt. Während der ganzen Dauer derselben war schönes heiteres Wetter, und der Thermometer erhielt sich in den Mittagsstunden zwischen 16 und 20° + R. Diese Nebel mögen Anlaß zu den vielen katarrhalischen und rheumatischen Uebeln seyn, welche in der Louisiana die Wintermonate hindurch herrschen. Die Abwechslung von Hitze und Kälte ist alsdann sehr schroff; der Thermometer fällt gewöhnlich Abends bei eintretenden Nebeln nach Sonnenuntergang von 15 oder 12° bis auf 3 oder 4° + R. In der Nacht erhebt er sich gegen Mitternacht gewöhnlich um 2°, fällt alsdann gegen Sonnenaufgang auf 2 bis 3° + R., oder sogar, doch höchst selten, unter den Gefrierpunkt. Zwischen 9 und 10 Uhr verdichtet sich der Nebel bei zunehmender Temperatur der Luft auf einen so hohen Grad, daß man in einer Entfernung von wenigen Toisen kaum Gegenstände zu unterscheiden vermag. Sowie die Temperatur der Luft eine Höhe von 6 bis 8° + angenommen hat, fällt er in Gestalt eines äusserst feinen und dichten Regens nieder.

Beim Hinauffahren großer Ströme, deren Wassermasse reißend, und deren Tiefe ungleich und mit Hindernissen angefüllt ist, gilt es als Regel, sich an diejenigen Seiten zu halten, welche der größten Strömung entgegengesetzt sind; gewöhnlich wird die Schifffahrt an solchen Plätzen durch die Gegenströmungen **) unterstützt. Die Schifffahrer, welche den Missisippi aufwärts bereisen müssen, berücksichtigen diese Hülfe vorzüglich. Der Capitain des Fahrzeuges, auf welchem ich mich befand, kannte den Strom genau, und hielt sich soviel als möglich dicht am Ufer, die großen

---

*) Es ist dies ein Theil der Bucht, welche die Chandeleur-Bai bildet, und deren Umfang durch den Isthmus, welchen die beiden Ufer des Hauptausflusses vom Missisippi bilden, sehr ausgebreitet wird.

**) Französisch: Remoux.

Biegungen desselben häufig durchschneidend. Diese Art zu fahren kam mir bei meinen Beobachtungen sehr zu statten, indem ich die nun schon abwechselnden Pflanzenformen näher vor mir sehen konnte, wenigstens soweit es die unzähligen Stämme, die überall am Ufer oft 50 Schritte in den Strom hinein lagen, erlaubten. Einige Grasarten *) wechselten mit der Miegia macrosperma ab. Sie waren meist mit reifem Samen behangen. Diese Gräser, welche im frischesten Grün prangten, und die schöngestalteten Fächerpalmen, unter welchen sich einige Sträucher von Weiden, der Callicarpa americana und einer Myrica-Art **) mischten, erhöhten den Reiz, den diese wilde Gegend schon am vorigen Tage für mich gehabt hatte. Auf den Baumstämmen sonnten sich hin und wieder einzelne Krokodile, obgleich sie in den Wintermonaten nur selten erscheinen.

Unzählige Aasgeier (Cathartes Aura, *Illig.*) saßen am Ufer auf Baumstämmen, ohne sich um das Schiff zu bekümmern. Dieser Vogel, der alle heißen und gemäßigten Landstriche Amerika's bewohnt, und zu den nutzbarsten Geschöpfen gehört, deren sich die Natur in ihrer weisen Oekonomie bedient, erregte in mir jenes eigene Gefühl, welches das Nachdenken über die Natur und die Rückerinnerung an die Geschichte der Völker erzeugt. Der amerikanische Aasgeier, keine Furcht vor den Menschen zeigend, wird selbst von den rohesten Völkern geduldet; und wenn die Gestade des Ausflusses vom Missisippi jene eigenthümliche Aehnlichkeit mit Niederegypten theilen, so sind auch die Gewohnheiten der diese Länder bewohnenden Völker und ihrer Vorfahren in Rücksicht gleicher Meinungen und Gebräuche, die Thiere betreffend, nicht unähnlich. ***) Zwischen den Geiern hüpften auf den Baumstämmen zwei Arten Gilbvögel (französisch Troupials) herum. Diese Thiere, welche von den ältern Naturforschern zum Geschlechte der Raben und Atzeln gezählt wurden, gleichen in Betreff

---

*) Die Ludolphia des Wildenow ist verwandt mit der Miegia Persoons. Die amerikanischen Arundinaceen gleichen überhaupt in den Hauptumrissen ihrer Form den riesenhaften Bambusen Asiens, wie z. B. das von A. v. Humboldt in den Plantes équinoxiales aufgestellte Geschlecht Gynerium und das auf Cuba wachsende Bambusrohr dem Arundo Bambos aus Ostindien ähnlich sind.

**) Myrica cerifera?

***) Bekanntlich würdigten die alten Egyptier den Cathartes percnopterus einer göttlichen Verehrung. Die meisten Stämme der Urvölker Amerika's dulden den Aasgeier mit abergläubischer Sorgfalt, und in den spanischen Colonien wird auf den Tod eines Aura (spanisch Aura tignoso, Zamuro, Gallinazo, englisch Turkey bussard, französisch-creolisch Carancro †) genannt) 20 Piaster Strafe gesetzt, welches Beispiel theilweise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika polizeilich nachgeahmt wird.

†) Ein verdorbenes Wort von Carrion-crow. Die französischen Creolen haben in den westlichen Staaten keine andere Benennung für den Aura.

ihrer Sitten und ihres langen keilförmigen, in einer ewigen Bewegung sich befindenden Schwanzes unsern Elstern. *) Der Gesang einer grauen Ammer belebte das Schilf, wie in Europa die Rohrammern. Die Stimme dieses Vogels (einer Emberiza?) und das Gekrächze einer Krähenart (Corvus ossifragus, *Wils.*), welche die Ufer der Ströme des wärmern Nordamerika bewohnt und sich von den Abgängen abgestandener Wasserthiere ernährt, waren die einzigen Töne, welche die Einsamkeit der Gegend unterbrachen. Die lärmenden Krähen saßen meist auf Baumstämmen, welche den Strom hinuntertrieben, und vertraulich bemerkte ich unter ihnen manchmal den weißköpfigen Adler (Haliaetus leucocephalus, *Savig.*), Beute erspähend.

Gegen 3 Uhr Nachmittags erreichten wir das Fort Plaquemine, welches den hier gegen 1500 Schritt breiten Fluß beherrscht, und 25 englische Meilen von der Mündung entfernt ist. Dieser ebenfalls ungesunde, nur aus Baracken zusammengesetzte und mit Erdwällen schlecht befestigte Platz enthält eine Besatzung von einigen hundert Mann, welche meist alljährlich daselbst aussterben. Das Fort ist erst vor wenigen Jahren angelegt worden, um Neu-Orleans gegen eine feindliche Diversion flußaufwärts zu decken. Es ist übrigens durchaus keine wichtige militärische Position, wie dieses von den Amerikanern auch schon hinlänglich berücksichtiget worden ist. Der Missisippi, dessen viele Ausflüsse unterhalb der Hauptstadt eine Landung oder andere feindliche Bewegung so leicht unterterstützen, wird jetzt durch neue Werke sicherer gedeckt werden. Von Plaquemine aufwärts ist der zwar sehr morastige Boden doch an vielen Stellen schon fest genug, um einen kräftigeren Pflanzenwuchs hervorzubringen. Die Weide fängt an, aus der Gestalt des Strauches in die des Baumes überzugehen. Einzelne Eschen (Fraxinus nigra) und Pappeln, jene mit der lombardischen Pappel viele Aehnlichkeit theilende, jedoch noch nicht ganz richtig bestimmte Art (Populus deltoides, *Marsh.*), und Diospyros virginica, *Linn.*, bilden längs des Ufers die ersten wirklichen Baumgruppen, und sind hin und wieder mit jenem alle Urwälder der Louisiana bis zum 33° der Breite charakterisirenden Parasiten, der Tillandsia usneoides, **) gewöhnlich spanischer Bart genannt, behangen. Die Waldform bekommt stromaufwärts immer mehr die Ueberhand über die der Gräser; und diese, obgleich manchmal noch ganze Strecken einnehmend, müssen den an Verschiedenheit der Arten gewinnenden Wäldern Platz

*) Icterus caudatus und Quiscala. (Quiscalus versicolor.)

**) Französisch Barbe espagnole genannt, von der Tillandsia in Peru verschieden. „Tillandsia usneoides, pedunculo monofloro brevi, caule ramoso filifiliformi-flexuoso pendulo, foliis subulatofiliformibus. Flor. Peruv. p. 43. Tillandsia usneoides, filiformis, ramosa intorta, scabra, *Linn. Willd.* 1. c. p. 15. Cuscuta. *Pluck.* alm. t. 26. f. 5.“

machen. In einer Entfernung von einigen Meilen oberhalb von Plaquemine *) fangen strauchartige Pflanzen an, mit hohen oder niedrigen und tuffigen Gräsern und einzelnen Schirmpflanzen untermischt, ein dichtes Unterholz unter den Bäumen zu bilden. Mehrere Eichenarten erreichen nicht die dieses Geschlecht auszeichnende Baumgestalt, sondern erscheinen als Sträucher mit immer grünen ausdauernden Blättern. Ilex vomitoria, Myrica inodora, Callicarpa americana mischen sich unter Gruppen von Lauraceen, und scheinen sowohl trockene als sumpfige Plätze zu ihrem Aufenthalte zu wählen. Die vielen Schlingpflanzen, welche der neuen Welt besonders eigen sind, fangen schon hier an, in verschiedenen Formen sich auszuzeichnen. Die in der Louisiana erscheinenden Arten bleiben in einem Striche von beinahe 10 Breitegraden dem nördlichen Amerika eigenthümlich; und ich werde später im Verlaufe meiner Reise über ihre Manchfaltigkeit und Ueppigkeit mich zu äussern Gelegenheit finden.

Auf dem rechten Ufer, dem militärischen Etablissement gegenüber, befand sich eine Pflanzung, auf welcher Zucker und Reis gebaut wurde. Sie war erst ganz kürzlich angelegt, und für mich, dem sie den ersten Anblick amerikanischer Industrie darbot, besonders merkwürdig. Der Inhaber der Plantage war ein Bekannter des Capitains, und kam einen Augenblick an Bord; er machte mir ein Geschenk von einigen Orangen, welche aber, wie die meisten in der Louisiana erzeugten, eine dicke Schale und ein starkes häutiges Zellengewebe haben, woran der mit Feuchtigkeit überladene Boden schuld seyn mag. Die Orangenbäume wachsen in der Louisiana äusserst schnell empor, und treiben meist große und breite Blätter. Obgleich dieser nutzbare Baum aus den westindischen Inseln nach der Louisiana verpflanzt worden ist, so hat er doch weder die üppige Gestalt, noch die Annehmlichkeit des Geschmacks der Früchte beibehalten.

Der Wind blies fortwährend günstig, und obgleich der Strom mehrere Krümmungen macht, konnte das Schiff doch 10 Meilen zurücklegen. Einige Meilen von Plaquemine fangen die Ufer des Stromes an, wieder niedriger bewaldet zu werden, und auf dem linken Ufer befindet sich ein zwei Meilen langer Fleck, welcher nur mit 10 Fuß hohem Rohre und

*) Plaquemine führt seinen Namen von den vielen in der Gegend wachsenden Diospyros. In den von französischen und spanischen Creolen bewohnten Gegenden der neuen Welt geben die häufig wachsenden Pflanzen, oder auffallende Gegenden, den Namen der Orte die Entstehung. Der Anglo-Amerikaner, sowie der einwandernde Deutsche zieht die Namen der Städte oder Dörfer seiner ehemaligen Heimath vor, und belegt seine neue, oft elende Hütte mit dem hochtrabenden Namen großer Städte seines Vaterlandes. Die französischen Creolen nennen selbst größere Städte Villages, der Anglo-Amerikaner zwei bis drei hölzerne Baracken: Stadt, Town.

Zwergpalmen bewachsen ist. Das Meer stößt dicht an diese Schilfgegend, so daß man es deutlich vom Verdeck aus sehen kann. Bei unserer Annäherung flog ein großer Haufen Schwäne und Gänse aus dem Rohre auf; sie setzten sich auf den Wasserspiegel, den das nahe liegende Meer bildete. Hin und wieder befinden sich, besonders auf dem rechten Ufer, einige einzeln stehende elende Hütten, von wenigen Morgen urbar gemachten und schlecht bebauten Landes umgeben. Diese Ansiedelungen fristen nur kümmerlich die Existenz ihrer kränklichen und hageren Bewohner, welche meist Creolen französischen Geblütes sind. Die wilden Thiere, welche sonst diese sumpfigen Gegenden in Menge bewohnten, sind größtentheils ganz verschwunden, und haben sich in das Innere des Landes zurückgezogen. Selten erblickt man noch hin und wieder einen Tannhirsch oder Waschbären. *) Am meisten kommt der amerikanische Hase **) noch vor, der trotz aller Verfolgung nicht ausgerottet werden kann. Das zahme europäische Schwein ist hier, sowie in allen Ländern, wo es sich der menschlichen Obhut zu entziehen vermag, häufig verwildert. Unter allen Thieren, welche die Europäer nach dem neuen Welttheile übergepflanzt haben, scheint das Schwein am vollkommensten zu gedeihen.

Die immer häufiger überhand nehmenden Bäume verwandeln die Ufer des Stromes da, wo sie nicht angebaut sind, in einen dichten Urwald, in welchem die Cypressen (Cupressus disticha), deren Kronen ganz mit den lang herunter hängenden Büscheln der Tillandsia usneoides behangen sind, wegen des sumpfigen Bodens die größte Höhe erreichen. Obgleich die Waldregion etwa 30 englische Meilen von der Mündung anfängt, so hat sie doch noch keineswegs eine Aehnlichkeit mit jenen, aus mächtig hohen Stämmen bestehenden und durch undurchdringliche Sträucher, dornentragende Pflanzen und Lianen ***) dichtverwachsenen Wäldern, welche den Ufern des Missisippi höher stromaufwärts jenen wilden und alterthümlichen Anstrich geben, der diesem ungeheuern Flusse als charakteristisch zugeeignet werden muß. Die sumpfigen Wälder der Louisiana, in welchen die Cypressen die Hauptholzart bilden, werden von den Creolen da, wo sie wenig mit andern Holzarten verwachsen sind, Cypriaires genannt. Besonders merkwürdig sind die sonderbaren Wurzelauswüchse, welche gleich 3 bis 4 Fuß hohen zugespitzten Kegeln aus dem Boden herauswachsen, und von den Cypressen gebildet werden. Während bei hohem Wasserstande die Cypressenwälder einige Fuß hoch mit Wasser bedeckt sind, erscheinen sie in der heißen Jahreszeit nach anhaltender Dürre ganz trocken, und der lehmige Boden zerspaltet sich in großen Rissen.

---

*) Procyon lotor, *Illiger.*

**) Lepus nanus, *Schreber.*

***) Rhus, Smilax, Bignonia, Vitis u. s. w.

Den 17. konnte ich zum ersten Male unweit einer kleinen Plantage an's Land gehen und mich an dem Anblick der belebten Natur ergötzen, da ich noch nicht das Ufer betreten hatte. Die Gegend wurde durch viele Vögel *) bevölkert, von denen ich eine ziemliche Anzahl zu schießen Gelegenheit fand. Es schien mir merkwürdig, in dieser Gegend so wenig Insekten vorzufinden, obgleich der Tag warm genug war, um diese Thiere zu beleben; ein schon früher eingetretener Frost schien mir die Ursache davon zu seyn.

Vom Monate October an hatte es nicht geregnet; ich mußte mich daher sehr in Acht nehmen, einen Fehltritt in die Ritzen des zersprungenen Bodens zu machen. Als ich in einer mit Schilf und Zwergpalmen bewachsenen Gegend am Ufer über Baumstämme in das mich erwartende Boot einsteigen wollte, sah ich dicht neben mir ein Krokodil, welches sich an der Sonne wärmte; es war das erste, das ich lebend in der Nähe beobachten konnte. Es hielt den Rachen halb aufgesperrt, und schien mich nicht eher zu bemerken, bis ich ein Stück Holz nach ihm geworfen hatte, worauf es sich bedächtig in's Wasser herunter ließ.

Erst in einer Entfernung von ungefähr 50 englischen Meilen von der Balize fangen eigentliche Zuckerpflanzungen an; wir berührten die ansehnlichste gegen Mittag. Die Neger, meist höchst schlecht bekleidet, waren damit beschäftigt, das Rohr zu schneiden, welches das schöne Grün seiner Blätter schon in's Gelbe verfärbt hatte. In der Nacht erblickte ich eine Menge Feuer, welche in den Plantagen zur Verbrennung des unnützen Gesträuches angelegt worden waren. Sie bildeten im Kleinen jenes herrliche Schauspiel, welches ich später im Großen erblickte. Nichts übertrifft die Schönheit einer mit Feuer überdeckten Bergkette, deren Flammen, weit und schnell um sich greifend, Lavaströmen gleichen. In den Herbstmonaten sind die bergigen Ufer des Missoury auf diese Art in Flammen und Rauch gehüllt, da die indischen Horden auf ihren Jagdzügen die Wälder und Savannen in Brand stecken.

Die Mosquiten und kleine stechende Fliegen (französisch brulots) plagten uns; doch noch nicht so heftig, wie in der heißen Jahreszeit. Für den Europäer, dem diese Marter nicht in ihrem ganzen Umfange bekannt ist, sind diese Vorläufer schon unerträglich. **)

*) Z. B. Turdus Orpheus, *Edw.*, Xanthornus spurius (Oriolus spurius), Picus pubescens, *Veill.*, Ploceus oryzivorus, *Cuv.*, Xanthornus phoeniceus (Agelajus phoeniceus, *Viell.*), Loxia cardinalis, Sylvia sialis, u. a. m.

**) Bei den französischen und spanischen Creolen findet folgender Unterschied zwischen Mosquitos, Moustiques und Maringuins statt: die Mosquiten sind kleine Fliegen, von denen die brulots beinahe mikroscopisch erscheinen, aus dem Geschlechte Simules (Simulium) des Herrn Latreille (Histoire n. des crust. et ins. Tom. XIV. pag. 294.), und gehören unter die Ordnung der Tipulaires. Die Maringuins, bei den Spaniern Zancudos (Langfüßler, Lascanças largas),

An einer großen Krümmung, welche der Strom nach Nord-West 15 englische Meilen von Neu-Orleans macht, ist der Quarantaine-Platz befindlich, welcher die Stadt vor ansteckenden Seuchen sichern soll. Dieses scheint aber durch die unvollkommene Einrichtung der Anstalt durchaus nicht bewirkt werden zu können. Schiffe, welche kranke Personen an Bord führen, können nicht gehindert werden, ehe sie die große Krümmung erreichen, Verbindungen mit den Bewohnern der Ufer des Stromes anzuknüpfen; und da letztere ungehindert nach der Stadt verkehren können, so würde das gelbe Fieber, falls es sich nicht in Neu-Orleans selbst erzeugte, durch die zweite Hand dahin gelangen. Gegen 5 Uhr Nachmittags gelangten wir an die Spitze der Krümmung, wo ein mit Pallisaden umzäunter Platz die Quarantaine-Häuser umschließt. Gewöhnlich wird diese Stelle Détour des Anglais (english turn) genannt. An vorbenannte Umzäunung stoßen einige elende Häuser, welche entweder Wohnungen der Aerzte oder Tavernen sind. Die visitirenden Doctoren hielten sich nicht auf unserem Schiffe auf; wohl aber konnten wir, sowie mehrere andere Fahrzeuge, die daselbst lagen, die Krümmung des Stromes nicht gleich umsegeln. Ich benützte den Abend zu einem Spaziergange in den Wald, und brachte mehrere mir merkwürdig scheinende Pflanzen und Vögel zurück. Der Capitain des Schiffes entschloß sich, seine Collegen aufzufordern, einander wechselseitig beizustehen, und durch Hülfe vereinigter Schiffsmannschaft ein Fahrzeug nach dem andern um die zwei Meilen lange Krümmung herumzuziehen. Dieses Verfahren hielt uns bis zum Mittage auf, ehe wir die Segel zu unserer weitern Fahrt aufziehen konnten. Schiffe, die sich nicht längs des Ufers fortziehen lassen können, müssen oft Wochen lang auf günstigen Wind harren. Den Tag über war es sehr feucht und nebelig; das Hygrometer von Deluc stand auf 60°. Wir konnten wegen des Aufenthaltes am Morgen nicht mehr als 7 Meilen zurücklegen, und mußten bei einbrechender Nacht einer Plantage gegenüber den Anker fallen lassen. Die Gegend ist vom Détour des Anglais an immer mehr bewohnt, und mit Zucker- und Baumwollen-Plantagen bepflanzt. Die Wälder, welche dem Vieh zur Weide dienen, liegen eine englische Meile im Hintergrunde.

Den nächsten Tag war unsere Reise noch langsamer, als die vorigen, indem es entweder windstille oder nebelig war. Erst gegen Mittag klärte sich der Nebel ein wenig auf, und stellte sich noch vor Sonnenuntergang

---

sind unsern Schnacken und Mücken (cousins) zugehörig: obgleich reich an Gattungen, von verschiedener Größe und mehr oder weniger schmerzhaftem Stiche, begreift man sie alle unter vorgenannten Namen in den Kolonien. Als Thiere, deren Larven im Wasser leben, hängt ihre Zu- und Abnahme, sowie ihre geographische Vertheilung von der feuchten Beschaffenheit des Klima ab.

wieder ein. Die Anker wurden 5 bis 6mal geworfen und wieder aufgewunden. Zu Mittag stieg die Hitze auf 21° + R., und fiel gegen Abend auf 7° + R. zurück. Gegen 6 Uhr befanden wir uns 3 englische Meilen von der Stadt, nachdem wir im Laufe des Tages nur 9 Meilen zurückgelegt hatten. Da die Fahrt von der Mündung des Stromes bis nach der Stadt stromaufwärts gewöhnlich von langer Dauer ist, so geht ein Dampfboot regelmäßig alle zwei oder drei Tage den Fluß hinab; und Passagiere, welche nothwendig ihre Reise schnell zurücklegen müssen, können, die Rückgelegenheit benützend, im Verlaufe von 24 bis 36 Stunden den Ort ihrer Bestimmung erreichen. Ich hatte es vorgezogen, um die Gegend kennen zu lernen, am Bord des Schiffes zu bleiben. Den Morgen vom 21. verzog sich der Nebel; wir erreichten die Stadt um 11 Uhr, und legten das Schiff an der Levée bei.

Zweites Capitel.

Aufenthalt und Abfahrt von Neu-Orleans. Die Insel Cuba. Havannah. La Regla. Guanabacca. Reise in das Innere der Insel und an die südliche Küste. Rückkehr nach der Louisiana. Stürmische Seefahrt.

Eine ausführliche Beschreibung der Stadt Neu-Orleans in diesen Bericht einzuschalten, würde Wiederholungen ein zu weites Feld eröffnen, da in dem Augenblicke, in welchem ich dieses Capitel dem Drucke übergebe, das Publikum durch mehrere, Alles erschöpfende Schriften über diesen höchst wichtigen Handelsplatz des südwestlichen Theils des vereinigten Staatenbundes vollkommen unterrichtet ist. Ich behalte es vielleicht einer spätern Zeit vor, gewichtigere Notizen zu sammeln, bemerke aber zugleich, wie eine Stadt, deren Verkehr so groß ist, deren politische und merkantilische Stellung so sehr von der allgemeinen amerikanischen Politik abhängt, und deren Umfang und Einwohnerzahl immer im Zunehmen begriffen ist, manchfachen Veränderungen unterworfen seyn muß, so daß die vollkommensten, der Wahrheit noch so getreuen Schilderungen nur wenige Jahrzehende bedürfen, um ganz unrichtig und unkenntlich zu erscheinen.

Die alte Stadt ist sehr von dem neuen Theil und den Neubauten überhaupt verschieden. Nur noch auf dem großen Platze, wo das Regierungsgebäude und die Cathedralkirche stehen, sowie in den ältesten Strassen, wie die von Chartre, Bourbon, der Levée u. s. w., sieht man noch hin und wieder massive Häuser französischen Ursprungs aus der frühern Zeit. Der Mangel an Steinen ließ in den die Stadt umgebenden Urwäldern das nöthige Material für hölzerne Häuser finden, deren Form und Einrichtung die in den französischen Colonien übliche war, mehr berechnet für ein heißes Clima, im Gegensatz gegen jene großen Gebäude der Anglo-Amerikaner, die nun überall durch ihren soliden, von Backsteinen aufgeführten Bau an die größern Seestädte der Ostküste Nord-Amerika's erinnern. Auch gewöhnt sich der Creole nicht leicht an letztere.

Neu-Orleans, der Sammelplatz so vieler Nationen, vereinigt jene verschiedenartige Bevölkerung der großen transatlantischen Seestädte. Ein zweites Calcutta, vermengt es das Gemisch von Menschen und Gebräuchen, eben so verschieden durch ihre Farbe als Sprache, und nur durch das große und allgemeine Interesse des Weltverkehrs verbunden. Am meisten entgegen stehen einander wohl Creolen und Anglo-Amerikaner in

Sprache und Sitte, und dennoch verschmelzen sie in einander. Wenn noch so sehr in ihren Meinungen und religiösen Ansichten getrennt, vereinigt sie Politik und Handel. Der Gewinn siegt zuletzt über das Vorurtheil. Friedlich begegnen sich der Sklavenhändler und der Quäker, und doch sind sie die größten Contraste. Die meisten handeltreibenden Völker Europa's haben hier Kaufleute aus ihrer Mitte etablirt. Das Ohr des Fremden hört alle möglichen Sprachen der gebildeten und ungebildeten Welt. Dennoch begegnet er alle Augenblicke einem Landsmanne. Neben dem Verkehr mit Europa und dem Binnen- und Küstenhandel ist die Verbindung zwischen Mexiko, der Insel Cuba und einem Theil der Antillen nicht unbedeutend. Ein großer Theil der wegen politischen Verhältnissen aus jenen Ländern Vertriebenen wählt Neu-Orleans zum Wohnsitz, und namentlich bildete sich auf diese Art eine von Franzosen und Anglo-Amerikanern getrennte spanische Bevölkerung. Die eigentlich aussereuropäisch zu nennende Einwohnerzahl ist die der Neger mit ihren Farbennüancen, und die einzeln in der Stadt herumstreifenden Indier. Die Neger, Mulatten u. s. w., in Freie und Sklaven zerfallend, bilden die Haupteinwohnerzahl der Stadt und des flachen Landes. Der hohe Preis der Neger in der Louisiana ist die Ursache, daß aus andern Theilen der vereinigten Staaten immer mehr und mehr der Menschenhandel seine Richtung nach Neu-Orleans nimmt.

Von den Ureinwohnern sieht man nur noch traurige Ueberbleibsel in einzelnen Familien von Chacta- und Creek-Indiern, die halbnackt und zerlumpt die Stadt hin und wieder durchziehen, um ihre Jagdbeute oder geflochtene Matten und Körbe zum Verkauf zu bringen. Von Schmutz und Ungeziefer starrend, meist betrunken, tragen diese ekelerregenden Ueberbleibsel einst mächtiger Stämme ausser ihrer Hautfarbe wenig Zeichen von Nationalität an sich. Der strengste und schärfste Beobachter bemüht sich umsonst, etwas Volksthümliches, welches an ihre kräftigen Urväter erinnern möchte, an ihnen wahrzunehmen, so gesunken sind ihre moralischen Fähigkeiten.

Wenige Häfen der neuen Welt können einen so lebhaften Schiffsverkehr aufweisen, wie die Hauptstadt der Louisiana. Der riesenhafte Missisippi, mit seinen vielen schiffbaren Nebenströmen, führt die Produkte des größten Theiles der vereinigten Staaten zum Gebrauch und zur Ausfuhr hierher. Kein mir bekannter Handelsplatz nimmt so viele Dampfboote auf, und kein Stromgebiet der Welt befördert die Verbindung der Dampfschifffahrt so wie dieses.

Unter diesen Verhältnissen würde der Handel und die Bevölkerung eine ausserordentliche Ausdehnung gewinnen, wenn nicht Clima und Krankheiten störend auf beides wirkten. Alle Fremden fliehen Neu-Orleans vom Juni bis November, den tödtlichen Wirkungen des gelben

Fiebers ausweichend; auch langte ich gerade zum Schlusse einer solchen fürchterlichen, Alles verheerenden Epidemie an, der Langsamkeit der Ueberfahrt allein es verdankend, daß ich mich nicht selbst in ihrem Culminationspunkte einfand. Viele deutsche Landsleute, die den Platz nicht verlassen hatten, waren der Seuche als Opfer gefallen. Jetzt, wo die Gefahr vorüber war, strömten die Fremden wieder zu, und es wurde mir sogar schwer, ein Zimmer zu erhalten; doch wurde ich durch Vermittlung einiger Kaufleute, an welche ich empfohlen war, noch ziemlich gut in einem Hotel auf dem großen Platz nahe an der Levée untergebracht.

Nicht genug kann ich die freundliche Art beschreiben, mit welcher ich aufgenommen wurde, und die Namen der Herrn Teetzmann und Vinzent Nolte werden mir unvergeßlich bleiben. Nicht nur der ansässige Europäer, auch der Creole ist in der Louisiana ausgezeichnet durch Gastfreundschaft gegenüber dem Fremden, der ihres Rathes bedarf. Der Charakter der Creolen ist eine naive Gutherzigkeit, mit französischer Höflichkeit gepaart. Für den Fremden und jeden Gast ist Haus, Küche und Keller offen. Leicht für Freundschaft empfänglich, fühlt er sich durch Vertrauen und wechselseitige Annäherung geschmeichelt. Die Creolen sind große Freunde von Vergnügungen; doch müssen solche anständig seyn, und in allen ihren öffentlichen Unterhaltungen verläugnet sich der gute Ton nicht. Das französische Schauspielhaus ist ein sehr schönes, modernes Gebäude, die Acteurs sind gut bezahlt und, sowie die Tänzer am Ballet, aus Frankreich mit vielen Unkosten verschrieben. Obgleich die Anglo-Amerikaner es hierin den Creolen gleich thun möchten und auch ein schönes Theater aufgeführt haben, so läßt dasselbe doch noch viel zu wünschen übrig, da die Erstern unter ihren Landsleuten, was öffentliche Vergnügungen anbelangt, noch mit vielfachen religiösen Scrupeln zu kämpfen haben. Während meines Aufenthaltes in Neu-Orleans fanden einige sehr elegante Bälle statt, in welchen die schöne Welt besonders glänzend erschien. Da die farbige Bevölkerung ebenfalls ihre Belustigungen haben will und sich nicht unter die weiße mischen darf, so haben auch sie ihre besondern Versammlungsorte, Maskeraden und Bälle. Letztere werden nun hin und wieder auch von fremden Herrn besucht. Weiße Frauen können aber unter keiner Bedingung daselbst erscheinen, und die eingebornen Creolen selbst meiden diese Gesellschaften wenigstens öffentlich, um nicht mit den Damen von Neu-Orleans, die hierin sehr intolerant sind, in Zerwürfniß zu kommen. Diese Abgeschiedenheit der Farben wirkt übrigens sehr ungünstig auf die Sittlichkeit der Farbigen, die immer mehr und mehr abnehmen muß.

Dem Europäer, welcher Neu-Orleans zum ersten Male besucht, müssen die hohen Preise vieler Handelsartikel, besonders aber der Kleidungsstücke, sehr auffallen, da solche in den nördlichen Staaten bekanntlich beinahe

eben so billig als in Europa sind. Die große Concurrenz des Handels mit allen Artikeln muß nothwendig für die Folge sehr auf die Preise wirken, und diese müssen, da der Handel sehr erleichtert ist, sinken und sich mit den übrigen Seeplätzen auf gleichen Fuß stellen.

Lebensmittel sind durchgehends billig, und die Preise in den Gasthäusern und den Boardings (Privatgasthäusern) nicht übertrieben. Am billigsten sind die Plätze auf den Dampfbooten, durch welche die meisten Reisen geschehen. Auf diesen herrscht gute Bedienung und Reinlichkeit bei Preisen, welche sich bloß durch das Zuströmen so vieler Reiselustigen, wie man deren nur in Amerika findet, erklären lassen.

Ich kehre nun zum Faden meines Reiseberichts zurück, um später noch öfters die Hauptstadt der Louisiana zu berühren.

Von frühester Jugend an hatte die Geschichte Meriko's, die ältere so wie die neuere, das herrliche Clima dieses durch alle Regionen unseres Planeten sich erstreckenden Gebietes der riesenhaften Andenkette mit allen ihren Naturwundern und reichen Produkten, mein ganzes Dichten und Trachten angespornt, eine Reise dahin zu unternehmen. Als ich Europa verließ, sehnte ich mich, diesen Plan auszuführen und besonders die nördlichen Provinzen des damaligen Kaiserreiches, als minder bekannt, zu erforschen. Doch dringende Umstände geboten es anders, und nach genauer Prüfung und Erwägung derselben mußte ich den mißlichen Verhältnissen ein schweres Opfer bringen; denn die kriegerischen Unruhen des durch Parteigeist zerrütteten Landes und die damals schon ihrem Ende nahende Herrschaft des Iturbide gestatteten nicht leicht einem Fremden, Forschungen anzustellen, welche zweifelhaften Regierungen immer verdächtig erscheinen.*) Der Zeitpunkt schien dagegen nicht so ungünstig, die Insel Cuba zu besuchen. Die frühere Politik der spanischen Regierung, ihren reichen und wichtigen Colonieen den Reisenden zu verschließen, um dadurch diese Länder mit einem dunkeln Schleier zu verhüllen, hatte aufgehört, und so wurde das Interesse um so lebhafter, diese sonst unzugänglichen Gegenden zu besuchen. Den Herren von Humboldt und Bonpland war zwar das seltene Glück zu Theil geworden, beinahe das ganze äquinoctiale Amerika mit besonderer Begünstigung der spanischen Regierung bereisen zu dürfen, und die außerordentlichen Früchte, welche diese Reise für die Wissenschaften so reichlich einbrachte, mußten Naturforscher und Geographen anspornen, Alles aufzubieten, um den einmal betretenen Pfad dieser Männer, welche mit so großen Anstrengungen unüberwindlich scheinende Hindernisse glücklich beseitigt hatten, fortzusetzen. Obgleich die Kriege zwischen dem

*) Erst im Jahre 1831 wurde mir das Glück zu Theil, Meriko zu bereisen. Hätte ich die Reise auf längere Zeit verschoben, so würden die neuern Bürgerkriege, welche die Republik zerfleischten, abermals den Plan vereitelt haben.

Mutterlande und den Colonieen dem ganzen spanischen Amerika eine neue politische Gestaltung gaben, so war dieser Zeitpunkt dennoch den Reisenden, Spanier ausgenommen, unter gewissen Berücksichtigungen der Vorsicht nicht ganz ungünstig gewesen. Die im Jahr 1822 herrschenden politischen Verhältnisse Spaniens hatten die Insel Cuba als eine der wenigen treu gebliebenen Colonieen mit in jene Unruhen verwickelt, welche das Mutterland in eine ungewisse Stimmung der Selbstständigkeit versetzt hatten. Von Seiten der Regierung war unter den frühern Königen ziemlich viel für die Aufklärung und für die wissenschaftliche Bildung dieser Insel geschehen. Kurz nach der Einführung der Verfassung in Spanien wurde den Reisenden gestattet, das Innere der Insel zu betreten, und das etwas willkührliche Verfahren, welches sich sonst die Gouverneurs gegen die Fremden erlaubt hatten, unterblieb zwar, *) obgleich ich nicht in Zweifel ziehen kann, daß die allgemeine Sicherheit während dieses Zeitraumes durch die geschwächte Mitwirkung der Regierung sehr litt, da Niemand so recht wußte, wer befehlen und gehorchen sollte. Davon abgesehen, bewegten mich die Umstände in mancher Hinsicht zu einer Reise nach der Havana. Der Winter, welcher durch unaufhörliche Regen die Louisiana für den Naturforscher ganz ungangbar gemacht hatte, versetzte mich in die traurige Nothwendigkeit, in Neu-Orleans meine Zeit beinahe müßig hinzubringen, und ein Gefolge rheumatischer Krankheiten hatte das gelbe Fieber verdrängt, stündlich drohend, sich an dem fremden Europäer zu äussern und ihn vielleicht zu fernern Reisen untauglich zu machen.

Die Fahrzeuge, welche nach Havana in Bereitschaft standen, waren elende Schoner, welche weder Bequemlichkeit, noch eine schnelle und sichere Reise versprachen. Zu meinem Glücke traf das Paket-Dampfschiff Robert Fulton auf seiner periodischen Fahrt von Neu-York in Neu-Orleans ein. Dieses Schiff machte seine schnellen Fahrten zu Charlestown und der Havana ein paar Tage anhaltend. Eigentlich nur für Passagiere eingerichtet, bot es dem Reisenden alle mögliche Bequemlichkeit dar. Ich bestellte meine Ueberfahrt und erhielt von dem spanischen Consul ohne Hindernisse einen Paß. Die Abfahrt des Dampfschiffes war auf den sechsten mit Tagesanbruch bestimmt, und um allen Irrungen der Passagiere hinsichtlich ihrer Effekten vorzubeugen, mußten wir uns schon am Nachmittag des fünften einschiffen. Das Schiff lag mitten im Strome; die Witterung war stürmisch und es regnete sehr heftig, ein Umstand, welcher für die Einschiffung meiner Sachen nicht günstig war. Ich hatte mir vorgenommen, nach der Stadt zurückzukehren, um die Nacht auf

---

*) Dies ist übrigens auch der einzige Nutzen, den die Verfassung für Cuba brachte.

dem Lande zuzubringen, wurde aber durch das üble Wetter daran verhindert. Sehr viele Passagiere waren am Bord des Robert Fulton eingeschifft, wovon die meisten ihre Bestimmung nach New-York hatten. Unter denjenigen Personen, welche in der Havanna bleiben wollten, befanden sich ausser mir einige spanische Offiziere und eine französische Familie. Diese bildeten im Allgemeinen eine recht gute Gesellschaft und ich wurde vollkommen für die Fahrt entschädigt.

In der Nacht klärte sich der Himmel plötzlich auf, der Wind wendete sich von W. nach N.W. Des Morgens vor Tagesanbruch fiel der Wärmemesser von Reaumur bis auf 2½° unter 0. Diese Wärme-Veränderung der Atmosphäre macht in Ländern, wo das Eintreten einer plötzlichen Kälte zu den seltensten Erscheinungen gehört, einen besonderen Eindruck auf alle, selbst an diese Abwechslungen noch so gewöhnten Personen. Während meines Aufenthalts in der Louisiana sowie auf der ganzen Seereise war ich an eine warme oder gemäßigte Temperatur der Luft gewöhnt, daher bewirkte ein Frost, welcher in dem nördlichen Europa im Frühjahr und Herbst zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehören würde, einen eben so heftigen Reiz auf meinen Körper, wie die durchdringendste Kälte unserer Wintertage. Obgleich Fröste nicht so selten an den Mississippi-Mündungen stattfinden, so gehört dennoch das Sinken des Thermometers unter 0 in dem 30sten Breitegrade zu jenen interessanten Erscheinungen der neuen Welt, die von den Physikern noch lange nicht hinlänglich ergründet sind.

Unsere Abreise verzögerte sich von Stunde zu Stunde, und es wurden erst gegen eilf Uhr Anstalten dazu getroffen. Der Anker, welcher an eine Kette befestigt war, konnte nicht losgewunden werden, weil er sich wahrscheinlich auf dem Grunde in einen Baumstamm verfangen hatte. Die vielen im Bette des Stromes liegenden Stämme sowohl als die Ueberbleibsel versunkener Fahrzeuge gewähren in der Nähe der Stadt nur sehr unsichere Ankerplätze. Da der Verlust des Ankers und besonders der Kette sehr bedeutend *) für das Fahrzeug war, so wurde unter unnützen Anstrengungen der ganze Tag mit dem Heraufwinden desselben verloren. Der Capitain des Schiffes, **) welcher ein sehr artiger und gefälliger Mann war, wollte lieber den bedeutenden Schaden tragen, als die Geduld seiner Passagiere ermüden.

Um die Kette zu kappen, mußte er die Erlaubniß des Hafencapitains einholen, welcher ihm diese nur unter der Bedingung gab, die Nacht

*) Die große eiserne Kette und der Hauptanker eines Schiffes von 80 Tonnen kosten gewöhnlich in den östlichen Häfen der V. Staaten zwischen 250 und 300 Dollars.

**) C. Chase.

hindurch mit Anstrengung seiner ganzen Dampfmaschinerie an der Loswindung des Ankers zu arbeiten. Zwischen 10 und 11 Uhr riß die Kette, und das Fahrzeug wurde flott; wegen der Finsterniß konnten wir aber nicht fortfahren und der Kapitain mußte sich entschließen, einen zweiten Anker zu werfen. Ein sonderbares Unglück wollte, daß sich auch dieser Anker verfing und den andern Morgen das Tau gekappt werden mußte.

Gegen Morgen fiel ein starker Reif, wobei der Thermometer von Reaumur auf 0 zeigte. Wir fuhren äusserst schnell stromabwärts. Die eingetretene kalte Witterung und die Fröste hatten die Gegend verändert. Die meisten Bäume standen ihres Laubschmuckes völlig beraubt; auch waren alle Orangenbäume erfroren und die hohen Gräser hatten ihr üppiges Grün in ein trauriges Gelb verwandelt. Der Reif, welcher die meisten Gegenstände überzogen hatte, verschwand mit den ersten Sonnenstrahlen, und gegen zehn Uhr hatte sich der Thermometer bis auf 8° + erhoben. Ich sah keine Krokodile den ganzen Tag hindurch, wie auch keine Vogelstimme zu hören war; so heftig wirkt in den wärmeren Regionen der Erde auf die Organisation der belebten Körper ein Frost, der in höheren Breiten kaum die geringste Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde.*) Gegen ein Uhr fuhren wir an dem Fort Plaquemine vorbei und erreichten die Balize um vier Uhr. In dieser wurde beinahe eine ganze Stunde angehalten, um einen neuen Anker zu kaufen, deren daselbst immer vorräthig sind. Nach fünf Uhr wurde das Dampfschiff in See gelootset. Der Wind blies frisch aus Nord und wir konnten mit Anstrengung des ganzen Dampfes und der Segel fahren. In der Nacht drehte sich der Wind etwas gegen West, behielt übrigens fortwährend die ganze Ueberfahrt hindurch gleichen Strich. Die See war ruhig und der Himmel heiter. Wir durchschnitten den achten Mittags den 27° 41′ nördlicher Breite und den 87° 35′ westlicher Länge; den neunten Mittags den 25° 44′ nördlicher Breite und den 84° 24′ westlicher Länge; den zehnten erblickten wir mit Tagesanbruch die westliche Küste von Cuba. Da in den Tropenländern die Abend- und Morgendämmerung von kurzer Dauer ist, so konnten wir erst bei Sonnenaufgang die vor uns liegenden Küsten

*) Eine Bande Chacta-Indier, die unweit dem Détour des Anglais den Strom entlang hinzog, bestätigte die Erfahrung, daß der Mensch unter allen belebten Wesen durch Gewohnheit gegen den Einfluß der Witterung trotz seiner, von der Natur völlig unbedeckten Haut am wenigsten reizbar ist. Der größte Theil der Individuen dieser Horde ging nämlich trotz der rauhen Luft ganz unbekleidet. Die von den Indiern getragenen wollenen Decken dienen ihnen überhaupt mehr zum Zierrath als zur Kleidung. In Neu-Orleans, oder überhaupt unter den Weißen, sieht man die Indier im Sommer und Winter in ihre Decken gehüllt; in den Wildnissen ihrer öden Wälder aber bleiben sie gern zu jeder Jahreszeit ihrer nationellen Nacktheit getreu.

genau erkennen. Es waren die Berge, welche den Pan de mariel bilden und von einer Hügelreihe begrenzt werden, welche, sich gegen Westen bis zum Cap S. Antonio] hinziehend, das äusserste Vorgebirge der Insel im Westen bildet. Oestlich vom Pan de mariel in einer Entfernung von neun Leguas liegt die Stadt Havana,*) welche von Hügeln umgeben ist, die eine Höhe von 300 Fuß nicht übersteigen. Einer der herrlichsten Prospekte eröffnet sich bei Annäherung dieses, unter allen Häfen Westindiens unstreitig den ersten Rang einnehmenden Platzes. Die Hügelreihe, welche westlich und nördlich im Hintergrunde die Meereskūste begrenzt, scheint, von der Ferne gesehen, alles Pflanzenwuchses entblößt zu seyn; nur riesenförmige Palmen bedecken die Gipfel dieser Berge, und schon in der Ferne erkennt man aus ihrem Wuchse, aus den in's Silberfarbene spielenden Blättern und den bauchigen Stämmen die prächtige Palma real. (Oreodoxa regia, *Humb.*) Diese Palmen wachsen 30 bis 40 Schritte auseinander in beinahe symmetrischer Ordnung, und ihre langen Blätter scheinen sich wechselsweise zu berühren. Unter die Zahl der nutzbarsten Gewächse des heißen Amerika gehörend, bilden sie zugleich, sowie alle Palmen, eine der größten Zierden jener Gegenden.

Die Einfahrt des Hafens wird gegen feindliche Angriffe durch das Castell Morro **) gegen Osten, gegen Westen durch das Fort La Punta ***) beschützt. Ersteres steht auf einem achtzig bis neunzig Fuß hohen Felsen, und, sich steil in das Meer gleich einer Wand senkend, gleicht es mit seinen steinernen Wellen und Thürmen einem Schlosse aus der Vorzeit. Auf ihm befinden sich der Leuchtthurm und die Signalstangen. Dieses wichtige Festungswerk bestreicht mit seinen Kanonen nicht nur das Meer, sondern auch die Stadt und den Hafen. Von allen Seiten, sowohl längs der Meereskūste als der Bucht von La Regla, beschützen eine Menge Werke die Stadt. Von der Ferne aus dem Meere gesehen, ist die niedrig gelegene Stadt kaum sichtbar, dagegen erscheinen jene Hügel, welche vorbenannte Bucht amphitheatralisch begrenzen, unter einem malerischen Gesichtspunkte. Die Forts el Principe †) und S. Domingo de Atares, südwestlich eine Legua von der Stadt gelegen; die Cabannas, ††) nördlich an den Morro sich anlehnend, gleichen befestigten Städten. Die höher gelegenen Vorstädte, span. Arrabales, im Süden und Westen von Coccos-Palmen oder großen Stämmen dunkelblättriger Calebassen †††)

*) Dies ist die richtigere Schreibart, nicht Havannah. Der vollständige Name der Stadt ist nämlich: S. Cristobal de la nuestra Sennora de la Habana, d. h. St. Christoph von der h. Jungfrau u. s. w.

**) Castillo de los Santos Reyes.

***) San Salvador de la Punta.

†) San Carlos del Principe.

††) San Carlos de la Cabanna.

†††) Crescentia cujete und cucurbitina.

und Orangenbäumen beschattet, glänzen mit ihren weißen Häusern im Abstand gegen das sie umgebende finstere Grün, ein herrliches Gemälde dem Auge darstellend. An die Wohnungen lehnen sich Bananen-Pflanzungen, welche, von der Ferne gesehen, hellgrünen Quadraten auf meerfarbenem Grunde gleichen. Die sie umgebenden Hügel, welche in der Gegend um die Stadt Savanen*) bilden, welche auf Cuba Potreros genannt werden und mit krautartigen Pflanzen bewachsen sind, spiegeln sich durch den Gegensatz des dunkel gefärbten Himmels in blässerem Lichte. Auch machen einen besonders malerischen Eindruck die großen Kalkgruben des Hospiz von S. Lazaro an der westlichen Meeresküste, deren blendendes Weiß gegen die sie umgebenden, mit Fackeldisteln bedeckten Hügel einen schönen Abstand bildet. Je mehr man sich der Küste nähert, desto auffallender tritt die Vegetation, welche die aus Madrepor-Kalkstein gebildeten Ufer bedeckt, hervor. Die seit Jahrtausenden im progressiven Verhältniß zunehmenden, durch Seethiere abgeschiedenen, in Felsen sich formenden Kalkmassen bekleiden sich stufenweise mit jenen Pflanzen, welche weniger erdige Theile zu ihrer Nahrung bedürfen und deren wuchernde Wurzeln und kriechende Stengel aus der porösen Masse des Felsen ihre Nahrung einsaugen. So verhält sich die geographische Vertheilung des Pflanzenwuchses aller Länder in dem Verhältniß ihrer geologischen Lage und der äußeren Einwirkung der Luft. Während das trockene Afrika, dessen Luft mit Salztheilen angefüllt ist, auf seinen sandigen Flächen unzählige und mannichfaltige Arten von Stapelien, Mesembrianthemen und Aloen ausschließlich ernährt, so erzeugt die feuchtere Luft des wärmeren Amerika auf seinen kalkigen oder vulkanischen Felsen, besonders in der Nähe der Meeres-Gestade, eigenthümlich die mannichfaltigen Cactus-Arten. Das Vorgebirge der guten Hoffnung ernährt analog dem Clima Neuhollands jene verschiedenen Erica- und Protea-Arten, während letzteres in der Form seiner Pflanzen, obgleich etwas verschieden, doch nahe verwandt, die Melaleuca und Casuarinen erzeugt. Die großen Steppen des kälteren, nördlichen

---

*) Die Wörter Savannas, Llanos und Pampas bedeuten bei den amerikanischen Spaniern im Allgemeinen große, von Bäumen entblößte Steppen. Die mit einzelnen Stämmen von Palmen oder anderen Bäumen bewachsenen Grasflächen werden auf Cuba gewöhnlich Llanos genannt; dagegen die in der Nähe der Wohnungen befindlichen, mit Gräsern und krautartigen Pflanzen bewachsenen Plätze ihrer Benutzung wegen Potreros (Viehweiden) genannt sind. Obgleich die Wörter Savannas, Llanos und Pampas die nämliche Bedeutung haben, so ist dennoch ihre Anwendung nicht allgemein verbreitet, sondern sie sind als Provinzialismen zu betrachten, deren sich die verschiedenen spanischen Nationen Amerika's bedienen. Das Wort Savanne ist in Nordmeriko üblich. Die Spanier auf den Antillen und der Tierra firma bedienen sich des Ausdrucks Llanos, von Llano, flach. Die Pampas, welcher Name auf der südlichen Spitze Amerika's üblich ist, sind bekanntlich Grasebenen, identisch mit denen des nordwestlichen Theils der neuen Welt.

und südlichen Amerika, übereinkommend in ihrer örtlichen Lage mit den Steppen des westlichen Europa und nördlichen Asiens, erzeugen ebenfalls in der Form der Gräser Analogieen bei ausgedrückter Verschiedenheit.

Unter den mit Cactus bedeckten Bergen, welche sich längs der östlichen Küste hinziehen, bemerkte ich schon von ferne die Coccoloba uvifera, eine von jenen Pflanzen, welche die Meeresgestade des tropischen Amerika auszuzeichnen scheint. Gegen Mittag befanden wir uns eine englische Meile vom Fort Morro und wurden signalisirt. Der spanische Lootse stellte sich ein und gegen halb ein Uhr segelten wir durch den Canal zwischen der Punta und dem Fort Morro, der sehr schmal ist, hindurch und konnten erst von da aus die Stadt, sowie die unbeschreiblich reizende Ansicht von der Bucht und der kleinen Stadt La Regla *) in Augenschein nehmen. Der Anblick einer Stadt, welche zu den ansehnlichsten des tropischen Amerika gehört, und des ehemaligen Stapelplatzes der spanischen Besitzungen in der neuen Welt, machte einen ausserordentlichen Eindruck auf meine Seele, deren Vorstellung sich eher den Bildern eines Traumes, als der Wirklichkeit näherte. Eine Erinnerung an die Vergänglichkeit politischer Verhältnisse knüpft sich wohl jetzt mit Recht an den Anblick der Havana. Diese stolze Stadt, welche sich nicht mit Unrecht eine Metropolis der neuen Welt nannte, und gewöhnt war, die Erzeugnisse von Millionen Quadratmeilen in ihrem Hafen aufzunehmen, sah in einem Zeitraume von kaum zwanzig Jahren ihrem Handel eine ganz andere Richtung gegeben. Sonst war eigentlich die Havana der Marine-Hafen Neuspaniens; nun aber hat sie diesen dominirenden Einfluß zwar ganz verloren, eine kluge Politik aber und günstige Umstände haben andererseits dem Handel die Richtung dahin gegeben und ihren Reichthum nicht zerstört, welches unfehlbar der Fall gewesen wäre, wenn die spanische Regierung das frühere System beibehalten hätte.

Das Schiff warf den Anker in der Mitte des Hafens, dem großen Wagenhause, Repeso oder Almazen genannt, gegenüber. Man nimmt an, daß der Hafen von Havana da, wo die Schiffer die Anker werfen, unter 23° 9′ nördlicher Breite und 82° 23′ 37″ westlicher Länge liegt. Siehe v. Humboldt, Theil 6, Buch 10, Cap. XXVIII. S. 74.

Gleich nach unserer Ankunft fand sich ein Offizier mit Wache auf dem Schiffe ein und nahm den Passagieren die Pässe ab. Er behandelte mich mit besonderer Höflichkeit; und da er zufällig meinen wirklichen Namen erfahren hatte, so überhob er mich aller üblichen Förmlichkeiten und stellte mir es frei, sogleich an's Land zu gehen, welche Artigkeit er ausser dem Capitain des Schiffes nur einem amerikanischen Obersten **) und den

*) Nuestra sennora de la Regla.

*) Herrn Woole, einem überaus liebenswürdigen und gebildeten Manne.

spanischen Offizieren erwies. Ich zog es vor, die Nacht noch an Bord zu bleiben und meine Empfehlungsschreiben in die Stadt vorauszuschicken, um meine Ankunft daselbst anzuzeigen. Besonders aber war meine Absicht, den Genuß des angenehmen Eindruckes, den die herrliche Gegend auf meine Sinne gemacht hatte, ungestört den ersten Abend meiner Ankunft genießen zu können. Der Oberst Woole, welcher im Dienste der Vereinigten Staaten mit der Inspection der festen Plätze am oberen Missoury und Missisippi beauftragt gewesen war, und mit welchem ich während meines Aufenthaltes in Neu-Orleans und meiner Ueberfahrt ganz besondere Bekanntschaft angeknüpft hatte, zog es ebenfalls vor, die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen. Die Bekanntschaft dieses in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mannes war mir in der Folge von größtem Nutzen, als ich im Verlaufe meiner Reise jene fernen Gegenden berührte. Gegen Abend erhielt ich den Besuch von mehreren Personen aus der Stadt, lehnte es aber ab, mit ihnen sogleich an's Land zu gehen. Den 11. mit Tagesanbruch kam Herr Donnenberg, einer der angesehensten damals dort ansäßigen deutschen Kaufleute, und holte mich mit meinen Sachen ab, war auch so gütig, mir in seinem Hause ein Absteigequartier zu geben. Der ganze Tag ging damit hin, Besuche abzustatten und wieder anzunehmen. Der General-Capitain Don Sebastian Kindelan y Oregan, bei welchem ich durch Herrn Drake, den ersten englischen Kaufmann, eingeführt wurde, empfing mich mit seinem ganzen Generalstabe auf eine ausgezeichnet höfliche Weise und erwiderte meinen Besuch sogleich. Deßgleichen besuchte ich den General der Marine, Don Miguel Gaston, und den Intendado oder Civilpräsidenten. Ich beschäftigte mich während der ersten Tage meines Aufenthaltes mit Besichtigung der Stadt, von der ich nur einige Worte hier mittheilen will, da ein so wichtiger Platz, wie die Havana, schon hinlänglich beschrieben und bekannt ist, und ich nur durch Wiederholungen die Geduld meiner Leser ermüden würde.

Die Stadt ist beinahe durchgehends massiv gebaut, und mit tiefen, durch Mauerwände ausgefütterten Gräben umzogen. Wälle hinter den Gräben finden sich entweder gar nicht oder sind sie dem größten Verfalle Preis gegeben, indem die Havana ihre feste Lage nur den sie von allen Seiten beherrschenden Forts und Castellen verdankt. Sind diese in der Gewalt des Feindes, so fällt die Stadt von selbst. *) Die Straßen sind enge, schmutzig und nicht gepflastert. Nach einem jeden heftigen Regen, besonders aber während der Regenzeit selbst, sind die vielen Löcher in denselben mit Wasser und Schmutz so angefüllt, daß die Fußgänger nicht über die Straßen gehen können, ohne bis an die Waden in den

*) Besonders von der westlichen Landseite ist die Stadt angreifbar und wenig geschützt.

Straßenkoth zu treten. Die meisten Häuser haben nur ein, höchstens zwei Stockwerke, und die Plätze sind entweder unregelmäßig oder sehr klein. Die Kirchen, deren Bauart an das sechzehnte Jahrhundert erinnert, sind aus Quadersteinen aufgeführt von Kalkstein aus den Gruben, welche sich um die Stadt befinden, zum Theil sogar aus Vera Cruz herbeigeführt, und wenig tauglich, dem verderblichen Einflusse der Witterung Widerstand zu leisten. Obgleich die Kirchen groß und geräumig sind, so bietet dennoch ihr einförmiges Aeußere gegen die geschmacklose innere Einrichtung keine Entschädigung dar. Die Cathedralkirche, eine der ältesten in der Havana und zugleich die Pfarrkirche des Bischofs, *) würde noch einigermaßen an die besseren Tempel Europa's erinnern, wenn nicht der innere Raum durch sehr schlechte Oelgemälde entstellt wäre. Dem Fremden, welcher, Amerika bereisend, für diesen neuen Welttheil und die Geschichte desselben ein warmes Interesse fühlt, bleibt jedoch diese Kirche ein Denkmal von großem Werthe. Abgerechnet, daß sie einer der ältesten christlichen Tempel in demselben ist, enthält sie auch die Asche des großen Entdeckers und die Ketten, mit welchen dieser Seeheld, durch die gröbste der Undankbarkeiten, zum Lohne seiner ausserordentlichen Thaten belastet wurde. **) Die Privatgebäude, die meist alle dem 16ten und 17ten Jahrhundert angehören, sind mit schwärzlich gebrannten Ziegeln bedeckt, die Zimmer in denselben geräumig, Fußböden und Decken mit Quadersteinen ausgelegt, die Fenster hoch und groß, ohne Glasscheiben, mit altmodischen Holzgittern versehen. Im Innern herrscht wenig Reinlichkeit. Die Häuser der Reichen, besonders die den Ausländern angehörigen, bieten dagegen in ihrer ganzen Einrichtung den raffinirtesten europäischen Luxus dar. Zu den größeren Plätzen, welche diesen Namen verdienen können, gehören der Platz vor dem Gouvernements-Hause und der, welcher sich vor dem Theater befindet. Das Gouvernements-Haus ist ein neueres Gebäude von Quadersteinen, nach spanischem Geschmack gebaut; in seinem untern Stock versammelt sich der Cabildo oder Magistrat, welcher die Justiz in der Stadt verwaltet und im Genusse bedeutender Vorrechte steht. Zugleich sind die Gefängnisse für Civilverbrecher in diesem Theile des Gouvernements-Hauses befindlich. Während meines Aufenthaltes in der Havana befanden sich in dem Gefängnisse des Cabildos ein Haufen

---

*) Der Bischof von S. Yago de Cuba residirt in Havana.

**) Die Inschrift des Mausoleums ist kurz und einfach, aber passend:

O Restos e ymagen del grande Colon
Mil siglos durad unidos en la Urna.
Al codigo santo de nuestra Nacion.
Z. fecit Habanae MDCCCXXII.

Gefangener. Die größten Verbrecher, welche das Todesurtheil erwarteten, waren mit Personen, die wegen kleiner polizeilicher Vergehen eingezogen waren, in einem und demselben Behältniß eingesperrt.*) Durch die Einführung der Verfassung und der präsumtiven Verbesserung der Gerichtsformen hatte man die alten Gesetze ganz vernachlässigt, und alle Angeklagten waren seit einem Jahre unverhört geblieben, auf die endliche Entscheidung ihres Schicksals ungeduldig harrend. Vor meiner Ankunft, zur Zeit der Regierung des General-Capitains Cien Fuego, brach ein Aufruhr unter den in diesen Mauern eingesperrten Verbrechern aus, welcher nur durch die besonders strengen und entschlossenen Maßregeln des Gouverneurs gestillt wurde, indem ohne dieselben die Verbrecher aus dem schlecht verwahrten Gefängnisse durchgebrochen wären. Die oberen Etagen sind zum Dienstbehufe des commandirenden Generals eingerichtet und ziemlich gut meublirt. Der große Platz an dem Gouvernements-Hause stößt an den Hafen, dessen Ufer tief genug sind, um Schiffe zum Aus- und Einladen anlegen zu können. Auf der nördlichen Seite des Platzes, in einer mit Mauern umgebenen Kaserne, **) welche an das Meer anstößt, befindet sich ein Çaïba, ***) in dessen Stamm dicht an den Wurzeln ein Kreuz von Eisen eingestoßen ist. Dieses Kreuz wurde der Sage nach unter diesem Baume bei Entdeckung des Platzes und weil die erste Messe daselbst gelesen wurde, zum Gedächtniß an dieselbe eingeschlagen. Die Krone des Stammes ist schon mehrere Male abgestorben; doch hat der Çaïba aus der Wurzel sich immer wieder erneuert. Da man dieses Denkmal vom Jahre 1494 †) herschreiben will, so gehört es zu den ältesten unter den jetzt noch vorhandenen Denkmälern. Der Platz am Theater ist noch unbedeutender als der vom Gouvernement und verdient gar keine Berücksichtigung. Das Theater ist zwar ein großes, aber schlecht aufgeführtes Gebäude. Der Saal ist sehr geräumig, die Bogen sind von Acajou-Holz ††) künstlich gebaut, alle Decorationen aber sehr schlecht, und die Acteurs gehörten zu der geringsten Klasse von Künstlern.

Da die Stadt längs des rechten Ufers des Golfs gebaut ist, so nimmt sie eine größere Länge als Breite ein, und ihr äusserer Umriß,

---

*) Ebenso war es auch im Jahre 1831 zu Mexiko in dem Gefängnisse der Acordada, einem Ueberbleibsel altspanischer Justiz.

**) Quartel de la Fuerza.

***) Bombax Çaïba.

†) Also aus der Zeit des Ovando, der 1494 Cuba umschiffte und die Meinung von Colomb, welcher Cuba für einen Theil des Festlandes von Amerika hielt, verbesserte. Eher wahrscheinlich erscheint mir die Vermuthung, daß das Kreuz 1511 unter Leitung des Velasquez, oder de Barba, dem Begründer von Havana, aufgepflanzt wurde.

††) Cahoba, Anacardium occidentale.

nach der Landseite zu, läuft beinahe parallel mit dem Hafen. Der Umfang würde sehr bedeutend seyn, wenn die vielen Vorstädte ausserhalb der Stadt, *) welche sich nach allen Richtungen hinziehen, in dem Umkreise derselben sich befänden. Diese Vorstädte, deren ich im Verlaufe noch zu erwähnen gedenke, haben sich in der neuesten Zeit erst gebildet, indem früher die Regierung, auf Anstiften der Ingenieure, durchaus keine Häuser im Bezirke der Kanonen der Stadt anzubauen erlauben wollte. Eine Menge baulustiger Personen aus der Nachbarschaft haben sich in früherer und neuerer Zeit, durch allerlei Interessen geleitet, in die Nähe der Havana gezogen und daselbst angebaut. Die Straßen der Stadt sind zwar ziemlich regelmäßig, aber so enge und die Häuser so wenig in gerader Richtung gebaut, daß das Ganze ein unordentliches und winkeliges Ansehen hat. Zugleich sind die Polizei-Anstalten so traurig und verwahrlost, daß die größte Unreinlichkeit in der Stadt herrschen muß.

Unter einer so heißen und während der Regenzeit besonders mit Feuchtigkeit überladenen Atmosphäre ist zur Erhaltung der Gesundheit die größte Ordnung nothwendig. Die arge Unreinlichkeit der Straßen und das schlechte Trinkwasser tragen unstreitig viel zu den unsäglichen Fieber-Miasmen bei, die das ganze Jahr hindurch, vorzüglich aber in den heißen Monaten die Havana heimsuchen. Das Trinkwasser, dessen sich vorzüglich die ärmere Klasse bedient, wird durch einen aus der westlichen Gegend der Stadt zufließenden Bach herbeigeleitet. **) Das Wasser fließt Anfangs durch eine offene, von allen Bäumen und Schatten entblößte, der grellen Sonnenhitze ausgesetzte Gegend. Das Bett, aus welchem die Wasserleitung, Zanja, das Wasser, aufnimmt, ist sumpfig, und die Ufer, welche nur niedere Sträucher sowie einige Sumpfgräser ernähren, sind ein grundloser Morast. Der böse Einfluß dieses, durch seine verderbliche Lage ohnehin ungesunden Wassers wird dadurch noch auf das Aeusserste erhöht, daß die Einwohner der Vorstädte die unverzeihliche Nachlässigkeit begehen, das gefallene Vieh und den ganzen Auswurf der Häuser in diesem sumpfigen Boden der Verwesung preiszugeben. In den heißen Himmelsstrichen Amerika's, wo zahllose Aasgeyer (Cathartes) in der kürzesten Zeit alle gefallenen Thiere in ihren Magen begraben, sollte man in der Nähe großer Städte eine solche Nachlässigkeit keineswegs gestatten. Ich bin überzeugt, daß die große Sterblichkeit, besonders unter den Fremden, dem Genusse dieses verderblichen Trinkwassers zuzuschreiben ist. Reiche Familien lassen ihr Trinkwasser aus der Gegend von Mantanzas zu

*) Diese Vorstädte sind die Arrabales oder Carrios von der Puerta de la Muralla (ich glaube auch del Horcon genannt), Jesus Maria, Sennor de la Salud und Guadaloupe.

**) Dem Rio Armendoris, gewöhnlich Chorrera genannt.

Wasser durch die regelmäßig dahingehenden Dampfschiffe bringen, und obgleich dieses Getränk sehr kostspielig wird, so trägt es doch unbedingt zur Erhaltung der Gesundheit bei. Die schlechte Aufsicht der Polizei äussert sich ebenfalls in der großen Unordnung, den Verkauf der verschiedenen rohen Nahrungsmittel betreffend. So befindet sich z. B. der Fischmarkt unter dem Walle, unweit der großen Cathedralkirche, am Eingange des Hafens; einer Gegend, die den heftigsten Strahlen der Sonne ausgesetzt ist. Da die Fischhändler mit ihrer Waare unter keiner besonderen Aufsicht stehen, so verbreiten ihre Buden einen unausstehlichen Geruch, der von der Menge abgestandener Fische herrührt, die zum Verkaufe mit preisgestellt sind. In den Fleischbuden, in welchen mit frischem und gedörrtem Fleische, Tassajo, gehandelt wird, geht es nicht ordentlicher her, und die Theurung, welche auf diesem Artikel haftet, ist eine Ursache des ökonomischen Verfahrens mit demselben, die dann zu mephitischen Ausdünstungen Veranlassung gibt.

Die persönliche Unsicherheit in der Stadt, besonders in den Vorstädten und der umliegenden Gegend, hatte während der letzten Zeit gleichfalls ihren höchsten Gipfel erreicht, und während meines Aufenthaltes in der Havana verging keine Nacht, wo nicht mehrere Mordthaten und gewaltsame Diebstähle stattgefunden hätten. Das Gouvernement hatte einen gewissen Armona, Capitain in einem Infanterie-Regimente, nebst einer Auswahl gedienter Soldaten mit der Handhabung der Polizei und Aufsicht gegen Criminal-Vergehungen in der Stadt und Umgegend beauftragt. Trotz der Entschlossenheit und Strenge dieses Mannes, durch welche sehr vieles Mord- und Raubgesindel bei Ausübung seiner Verbrechen das Leben eingebüßt hatte, konnte dem Unfug noch kein Ende gemacht werden. Da nach dem spanischen Gesetze derjenige, welcher bei einem Leichnam gefunden wird, als der muthmaßliche Mörder eingezogen werden kann, so herrscht in der Stadt die menschenfeindliche Gewohnheit, sich auf den Hülferuf angegriffener Personen schleunigst zu entfernen, oder Thüren und Fenster zu verschließen. Besonders stehen die Vorstädte, sowie die Städte La Regla und Guanabacoa in dem übelsten Ruf. Der Weg von La Regla nach Guanabacoa, welcher kaum eine halbe Legua beträgt und durch eine ziemlich öde und bergige Gegend führt, dient häufig Dieben zum Aufenthalt, und die Stadt La Regla, welche, wie ich schon früher erwähnt habe, der Havana gegenüber am südöstlichen Ufer der Bay liegt, ist, wie allgemein gesagt wird, der Armatur-Platz für eine Menge Seeräuber, die das Meer von der Havana bis zum Cap S. Antonio gefährden. Die Vorstädte, welche sich um die Stadt gebildet haben und jetzt eine sehr bedeutende Fläche einnehmen, sind meist nur hölzerne Baracken, unter denen sich sehr wenige Gebäude befinden, welche den Namen von Häusern verdienen. Erst in den letzten Jahren hat man angefangen,

einige größere und geräumigere Gebäude ausserhalb der Stadt aufzuführen, und die Vorstädte werden nach und nach unstreitig sich verschönern, besonders da sie in dem Rufe stehen, daß das gelbe Fieber in denselben seltener erscheine und geringere Fortschritte als in der Stadt mache. Die beachtenswerthesten sind die von Guadaloupe und Sennor de la Salud; sie sind bis jetzt nach keinem soliden Plane gebaut, sondern die Häuser reihen sich längs der besuchtesten Straßen und Wege, die aus der Stadt nach dem Lande führen. Die längste Vorstadt zieht sich mit dem Meerbusen beinahe parallel in der Richtung auf dem Wege nach Batabano, und verbindet auf diese Weise die Stadt mit einem eine Legua entfernten Dorfe. Die Lage dieser Vorstadt, Jesus Maria genannt, ist sehr schön, indem die Häuser von Palmen und andern tropischen Bäumen beschattet und mit kleinen Gärtchen umgeben sind. Längs des Meeres zieht sich bis zum Hospiz S. Lazaro eine Reihe Häuser hin, unter welchen sich ebenfalls einige hübsche Gebäude und Gärten auszeichnen.

Die größten Vorstädte aber befinden sich an beiden Ausgängen des Paseo. Der Paseo, welcher parallel mit der westlichen Seite der Stadt gezogen ist, kann als die besuchteste Promenade ausserhalb der Stadt angesehen werden und besteht aus einer breiten Allee, welche auf beiden Seiten mit zwei Gängen für Fußgänger umgeben ist. Die Hauptallee, sowie die Gänge für die Fußgänger, sind von Bäumen beschattet, worunter einige sehr ansehnlich und die meisten aus dem Innern der Insel genommen sind. Wenn diese Promenade im Stande gehalten würde, so könnte sie durch die Mannichfaltigkeit der herrlich blühenden und immer belaubten tropischen Bäume *) mit den schönsten Anlagen Europa's sich messen. Da aber die aussterbenden Bäume durch keine neue ersetzt werden, so geräth auch diese Promenade bei der den Spaniern eigenthümlichen Sorglosigkeit in Verfall. Man gelangt aus zwei Thoren in den Passeo, welcher eine Länge von etwa 600 Schritten haben kann, und unweit des Meeres, nahe bei dem Fort La Punta, anfängt. Sein südliches Ende wird durch einen runden Platz begrenzt, welcher mit den Statuen einiger spanischen Könige geziert ist. **) An Sonn- und Feiertagen erscheint beinahe der ganze beau monde von Havana auf dieser Promenade, und da es nicht gewöhnlich ist, daß die bemittelten Damen zu Fuße gehen, so sieht man eine Volanta hinter der andern mit einem Pferde bespannt, ***) auf welchem der ganz sonderbar gekleidete Calesero, ein Negersklave,

*) U. a. Bignonia stans, sehr hoch, Sesbania (Agati) occidentalis, Hibiscus elatus, tiliaceus; Erythrina corallodendron, Poinciana (Caesalpinia) pulcherrima, Acacia Lebbeck, Melia sempervirens, u. v. a.

**) Z. B. der marmornen Carls III.

***) Mit 2 Pferden dürfen bloß der Gouverneur und der Bischof fahren.

reitet, im langsamen Schritte fahren. Ausser dem Paseo, welcher, wie vorhin gesagt, der vorzüglichste Spaziergang der Havanesen ist, gehört der Garten des Bischofs, Quinta del Obispo, zu welchem man gelangt, wenn man einen Theil der Vorstadt Sennor de la Salud, die sich zu Ende des Campo Marte nach Westen hinzieht, durchschreitet, zu den angenehmsten und interessantesten Umgebungen der Stadt, welche besonders von den sich in der Havana befindenden Fremden mehr als von den Einwohnern besucht wird. Diese Anlage, welche einen großen Raum einnimmt, der früher eine Viehweide (potrero) war und ein dem Bischofssitze angehöriges Grundstück ist, wurde von dem jetzigen Bischofe, De Espada, vor nicht langer Zeit mit vielen Kosten angelegt. Da die ganzen Anlagen des bischöflichen Lustsitzes sich längs einer Hügelgräte hinziehen und einen Raum von beinahe einer halben Meile in der Länge einnehmen, so genießt man von mehreren Punkten des Gartens eine herrliche Aussicht auf die Stadt, den Hafen und die umgrenzende Gegend.

Da die Natur in Indien alle Gegenden durch die üppigste Vegetation geziert hat, so bedarf es nicht, wie bei uns, jener peinlichen Kunst, eine große Landfläche mit zierlich blühenden und immer belaubten Pflanzen auszuzieren, und es gehört zur Vervollkommnung eines solchen, ohnehin schon ausgeschmückten Landes kein weiteres Verfahren, als die Gänge und Alleen auszuzeichnen. Dieses Mittel ist denn auch bei Anlegung des Gartens vom Bischof angewendet worden; nur daß der geschmackvolle Sinn desselben zur Auszierung der Alleen und eines Platzes, welcher eine kleine Villa umgibt, eine Menge prachtvoller Tropenpflanzen aller Welttheile anpflanzen ließ. Ich habe auf mehreren Spaziergängen, die ich nach diesem Garten machte, viele Pflanzen gesammelt, welche sich nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch ihre Seltenheit auszeichnen.*)

An den Paseo lehnten sich früher eine Menge Baracken für Neger-Sklaven an, welche die Regierung unter den Aussenwerken der Stadt duldete; jetzt sind diese verschwunden und man hat an ihrer Stelle einen botanischen Garten angelegt, der aber bei einem großen Flächenraum sehr wenig Gewächse enthält und keine weitere Berücksichtigung verdient. Der botanische Garten, dessen Raum die Anbauung einer großen Menge Pflanzen aus den Tropenländern gestattet, hätte, wenn nicht die Feindseligkeiten zwischen dem Mutterlande und den Colonieen eingetreten wären, unter

*) Unter den Baumformen waren ausser einer Menge den Wäldern entnommener Arten auch die meisten fruchttragenden Bäume Indiens zu sehen; namentlich prächtige Stämme der Mangifera indica, der Spondias Mombin und Myrobalanus, des kerntragenden Artocarpus incisa der Südseeinseln, des Laurus persea, des Marannon oder Guyabana, der Annona muricata, Annona squamosa, u. v. a.

den Händen eines geschickten Gärtners ein besonders guter Zwischenplatz für die Gewächse des innern tropischen Amerika und Europa werden können. Die etwas empfindlichen und für die langen Seereisen nicht tauglichen Pflanzen des nordamerikanischen Festlandes würden ohne Gefahr und sehr bequem bis nach der Havana spedirt werden können, um daselbst in dem botanischen Garten durch gehörige Pflege in dem vollkommensten Zustande erhalten zu werden. Von der Havana aus sind Samen und lebende Pflanzen, wie ich mich aus eigener Erfahrung hinlänglich überzeugt habe, im Sommer leicht nach einem europäischen Hafen überzuschiffen. Beinahe sämmtliche Samen, welche ich aus Cuba nach Europa brachte, sind keimfähig geblieben. Ich fand den botanischen Garten äusserst vernachlässigt und die wenigen darin vorhandenen Pflanzen ohne alle systematische Ordnung gereihet. Auch befanden sich in demselben wenig andere Gewächse als solche, welche entweder in den Gärten der Havana gezogen werden, oder dicht um die Stadt wachsen. Der Garten des Bischofs ist in dieser Hinsicht für den Botaniker viel interessanter, indem er beinahe alle schönblühenden Gewächse der Insel enthält und ausserdem eine große Anzahl fremder Holzarten aufweist, von denen man nur sehr wenige in dem botanischen Garten beachtet hat. Ich fand in demselben die Heliconia bihaï, welche aus dem Innern der Insel gebracht worden war, mir aber bei meinen Streifzügen durch Cuba nirgends vorgekommen ist; *) ausserdem noch einige schönblühende Leguminosen, deren Samen ich mit nach Europa brachte. So sind z. B. noch keine von den im Innern der Insel wachsenden Palmenarten in dem Garten angebaut, von welchen zwar einige durch Herrn v. Humboldt bestimmt, mehrere aber noch unbekannt geblieben zu seyn scheinen. Da ich die Insel zu einer Zeit besuchte, in welcher die Palmen weder Früchte noch Blüthen trugen, so konnte ich sie unmöglich bestimmen, und bedauerte um so mehr die Sorglosigkeit der Aufseher des Gartens, denen es ein Leichtes gewesen wäre, sich bedeutende Exemplare von denselben aus dem Innern des Landes kommen zu lassen, oder junge, aus frischem Samen gezogene Pflanzen nach Europa zu schicken. Die meisten Palmensamen ertragen die Seereisen nicht und verderben trotz aller Vorsicht, mit welcher sie verpackt werden; obgleich beinahe alle von mir nach Europa mitgebrachten Sämereien schnell und gut gekeimt haben, so blieben dennoch die eben so vorsichtig behandelten Nüsse der Palma sombrero (Corypha tectorum), die der Barrigon-Palme (Cocos crispa, *Humb.*) und der Coroyo (Martinezia caryotaefolia?) aus; dagegen keimten die Samen der Palma real (Oreodoxa regia) sehr leicht. In dem Garten des Bischofs sind einige

*) Desto häufiger fand ich sie später auf S. Domingo und an den östlichen Abhängen der Cordillern.

Plätze mit dem riesenhaften, dem tropischen Amerika eigenthümlichen Bambusrohre bewachsen, welches eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß erreicht, und dessen Schafte sehr dicht beisammen wachsen. Obgleich ich in der Nähe der Havana, besonders auf dem Paseo, sowie im Innern der Insel, diese von der ostindischen Bambusa verschiedene Gattung angetroffen habe, so sah ich sie doch nie in jener Vollkommenheit, wie in dem bischöflichen Garten. Der den Inseln des stillen Ozeans eigenthümliche Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa), *) mit welchem einige Alleen in dem Garten bepflanzt sind, hat in kurzer Zeit eine ansehnliche Größe erreicht, und dieser nützliche, zu der Familie der Nesseln gehörende Baum, welcher bekanntlich die vegetabilische Hauptnahrung für die Eingeborenen der Südseeinseln erzeugt, scheint durch ein besonders glückliches Resultat, womit die ersten Versuche des Anbaues gekrönt worden sind, zur fernern Einführung desselben aufzumuntern. Die Bäume trugen zwar noch wenig Früchte und diese waren im Monat Januar noch nicht zur Reife gediehen, schienen aber in der Folge eine reichere Ernte zu versprechen. Ich fand den Artocarpus incisa im Innern der Insel noch nicht angebaut, einen einzigen Stamm im Caffetal des Herrn Andreas de Zayas ausgenommen, welcher auch reife Früchte trug, deren Samen, obgleich vollkommen ausgebildet, doch trotz aller angewendeten Vorsicht im Verlaufe der Ueberfahrt nach Europa verdorben sind. Die Samen des Brodfruchtbaumes, sowie die des Cacao (Theobroma Cacao) verlieren gewöhnlich ihre Keimfähigkeit während einer Seereise. Die angebauten Brodfruchtbäume auf den Inseln des stillen Oceans sind in der Regel steril, oder ihre Samen gelangen nicht zur gehörigen Vollkommenheit; dagegen die Früchte des Brodfruchtbaums, welcher auf den westindischen Inseln eingeführt worden ist, völlig ausgebildeten Samen erzeugt. Obgleich die markige Fruchthülle des Artocarpus incisa in Amerika Samen trägt, so enthält sie dessenungeachtet die nahrhaften, schleimigen und mehligen Theile in eben dem Maße, wie die der Südseeinseln. Das Clima von Amerika scheint unter allen Lagen das Wachsthum solcher Pflanzen zu begünstigen, deren Wurzeln oder Früchte das zum Nahrungsstoffe dienliche Princip erzeugen.

In den gemäßigten Himmelsstrichen gedeihen die Cerealien in der größten Vollkommenheit, und der Mais, diese Amerika eigenthümliche

*) Die Straßen sind leider auf der ganzen Insel ebensowenig als die Alleen der Gärten und meisten Plantagen mit nutzbaren Bäumen bepflanzt, obgleich die tropische Hitze diese Vorsicht so sehr für die Bequemlichkeit des Wanderers erheischt. Die meisten Obstbäume der heißen Zonen, wie die Mangifera indica *L.*, (Mango) Psidium pyriferum *L.* (Guyaba) die Achras sapota, Mammota (Mammaï), Annona muricata (Guyabana, Marannon), Anacardium occidentale, Laurus persea, Eugenia Zambos u. v. a., verbinden mit einem dichten, nicht abfallenden Laube meist ein schnelles Wachsthum.

Getreideart, reift beinahe durch alle Breiten und diente von jeher seinen Völkern zur Nahrung. Die Wurzeln des Caladium esculentum, der Jatropha manihot, des Solanum tuberosum, des Helianthus tuberosus, der Oenotheren, Psoraleen u. s. w., welche durch die verschiedensten Himmelsstriche der neuen Welt verbreitet sind, enthalten alle einen mehligen Nahrungsstoff in ihren Wurzeln, sind jedoch, beinahe diesem Welttheile eigenthümlich, mit einem mehr oder weniger narkotischen Stoff versehen, welcher, wenn sie im rohen Zustande genossen würden, sie zum Theil unter die Zahl der Gifte versetzen würde. Die Früchte der amerikanischen Annona-Arten kommen in ihren nahrhaften Bestandtheilen namentlich die Annona muricata auch ihrer Form nach, denen des Artocarpus incisa sehr nahe. Beinahe alle, mit fleischiger Fruchthülle versehenen Pflanzen Amerika's sind mehr breiartig als safthaltig, und daher weniger schmackhaft als nahrhaft. Wenn man die ungeheure Masse von vegetabilischem Nahrungsstoff betrachtet, den die kultivirten Bäume und nahrunggewährenden Pflanzen, welche in Amerika angebaut werden, liefern, und denselben mit den ebenfalls nutzbaren Pflanzen Europa's und anderer Welttheile in Vergleich bringt, so muß es Verwunderung erregen, wie sehr die Natur jenen Welttheil vorzugsweise gegen andere begünstigt hat. Wenn wir die reichhaltigen Ernten des Welschkorns, welches beinahe durch alle Climate Amerika's in der größten Vollkommenheit gedeiht, gegen die Cerealien der alten Welt halten, so ist es nicht zu läugnen, daß unter allen Getreidearten der Mais in einem kleinern Raume und mit geringerer Pflege eine größere Masse Nahrungsstoff als selbst der Reis liefert, welcher in den wärmern Himmelsstrichen der alten Welt die ergiebigste Getraideart ist.

Der ausserordentliche Nutzen, welchen in dem letzten Jahrhundert der Anbau der Kartoffeln dem nördlichen Europa gewährt hat, scheint diesem Welttheil den großen Schaden, den die Entdeckung der neuen Welt theilweise nach sich zog, größtentheils ersetzen zu wollen. *) Die große Menge nahrhafter Früchte, welche der Pisang erzeugt, gewährt der ärmern Klasse, besonders den Sklaven, welche den heißen Erdgürtel Amerika's bewohnen, die vorzüglichste Nahrung. Prüfen wir den Raum, welchen eine Musa-Pflanzung **) einnimmt, und vergleichen wir denselben mit der Fläche,

*) Ich kann die Meinung mehrerer Oekonomen und Cameralisten durchaus nicht theilen, daß durch Einführung der Kartoffeln vieles, sonst bessern Getreide-Arten eingeräumtes Land weniger nützlich bewirthschaftet werde. Der große Nutzen, den die Kartoffeln in den sandigen Gegenden des nördlichen Deutschlands gewähren, ist unberechenbar, namentlich da, wo eine größere Bevölkerung stattfindet.

**) Platanal.

welche unsere Kornarten erfordern, so bleibt es unbezweifelt, daß der Pisang auf gleichem Raume eine viel größere Masse von Nahrungsstoff erzeugt, als jene. Herr v. Humboldt hat in seiner statistischen Beschreibung Neu-Spaniens mit dem ihm eigenen Scharfsinn alles bisher Gesagte hinreichend auseinander gesetzt und bewiesen. Obgleich der Pisang früher der heißen Zone Asiens und Afrika's eigenthümlich war, ehe er nach Amerika verpflanzt wurde, so gedeiht er dennoch in keinem Welttheile vollkommener, als in letzterem. Das Nämliche hat sich mit der Cocos-Palme und dem Zuckerrohre bewährt. Der Reis wächst in der Louisiana eben so vollkommen, als in Egypten oder China unter gleichen Breiten. In dem nördlichen Theile der neuen Welt geben unsere Getreidearten, besonders der Weizen, in den vereinigten Staaten reichhaltigere Ernten, als in Europa; dagegen aber verändern die nutzbaren Pflanzen des gemäßigten Theils der neuen Welt nur wenig ihre Qualität in Europa, aus welcher Ursache der Mais, und in den heißern Regionen die Bataten *) recht gut gedeihen.

Herr v. Humboldt, dessen längerer Aufenthalt auf der Jnlel Cuba diesem ausgezeichneten Gelehrten die sichersten Hülfsmittel an die Hand gab, die geographischen und statistischen Verhältnisse der Havana kennen zu lernen, hat uns in seinem so überaus schätzbaren Werke **) die wichtigsten und umfassendsten Notizen mitgetheilt, welche bis jetzt von dieser Stadt und ihren nächsten Umgebungen bekannt sind. Mit ausserordentlichem Fleiße sammelte Herr von Humboldt in tabellarischer Form alle Register, welche von den Behörden bis zu neuerer Zeit verfertigt worden sind, und gab dem Publikum auf diese Weise von der Havana sowohl, als von der ganzen Insel Cuba eine geographische Uebersicht von großer Vollkommenheit. Die Beschreibung der Havana umfaßt einen Zeitraum, der sich auf mehrere Jahre später erstreckt, als die von mir gesammelten Bemerkungen über die Bevölkerung dieser großen Stadt und ihren Verkehr überhaupt. Die Einwohner der Havana, sowie die von Cuba, bestehen aus Creolen, oder Eingebornen von weißer Hautfarbe, Spaniern, Fremden von allen Nationen, hier Transuentes genannt, den freien Farbigen (Pardos), worunter alle Mischlinge zwischen Weißen und Negern verstanden sind; freien Schwarzen (Morenos oder Negros) und Sklaven, sowohl farbigen als schwarzen. Eine andere Menschenrace, die Zambos, von Jndiern und Negern erzeugt, vermißt man jetzt allgemein, obgleich sich deren früher, namentlich zu Guanabacoa, aufgehalten haben. Von den

*) Convolvulus Batatas.

**) Reise in die Aequinoctialgegenden der neuen Welt. Sechster Theil, zehntes Buch. Stuttgart und Tübingen 1829.

Floriden kommen manchmal Indianer nach der Havana, doch sehr selten. Ich sah einige Familien davon, welche in den Straßen der Stadt zur Schau herumliefen und bettelten. Die Mehrzahl der Einwohner bilden durchaus die Farbigen. Im Jahr 1810 begriff die ganze Bevölkerung der Stadt ohne Vorstädte 43,175 Seelen, von welchen 18,361 Weiße, 10,294 freie Farbige und Schwarze und 14,520 Sklaven; mit Inbegriff der Vorstädte aber, wohin nun auch La Regla gerechnet wird, im Ganzen 96,304 Seelen, wovon Weiße 41,227, freie Pardos und Schwarze 26,349, und Sklaven überhaupt 28,728. Im Jahr 1825, behauptet Herr v. Humboldt, habe die Bevölkerung mit Einschluß des etwa 6000 Mann betragenden Militärs, der vielen Ausländer, der Mönche und Ordensleute, wohl 130,000 Seelen ausgemacht, welches auch sehr wahrscheinlich ist, da die Bevölkerung, welche wegen der Verwirrung im Jahr 1823 und bei der überhaupt mangelhaften Volkszählung nicht genau bestimmt werden konnte, etwa auf 124 — 126,000 Seelen geschätzt wurde. Wenn nun gleich die Bevölkerung seit 1826 bis zum Jahre 1832 bedeutend zugenommen haben mochte, so bleibt dennoch kein Zweifel, daß dieselbe durch den schrecklichen Einfluß der Cholera, welche namentlich ihre Verheerungen unter den Farbigen anrichtete, um sehr Vieles abgenommen haben muß. Trotz der häufigen gelben Fieber-Epidemieen hat die weiße Bevölkerung, namentlich an Ausländern, welche dieser climatischen Krankheit am meisten ausgesetzt sind, immer zugenommen, und der Verlust an Sklaven durch die Cholera wird wahrscheinlich größtentheils durch Ankäufe derselben im Innern der Insel ersetzt seyn, so daß ich anzunehmen wage, daß ein Drittheil des Abganges durch die Cholera innerhalb eines Jahres wieder ergänzt ist. Der Aufenthalt in der Havana kann für die Ausländer in jeder Hinsicht als sehr ungesund geschildert werden, und die häufigen Gelb-Fieberperioden raffen manches Opfer hinweg, obgleich in neuerer Zeit durch die Hülfe geschickter fremder Aerzte dem Uebel sehr vorgebeugt ist. Besonders ist dies in den Militärhospitälern der Fall; auch für die fremden Matrosen wird gut gesorgt, und die Sterblichkeit ist jedenfalls geringer als in andern amerikanischen Seestädten, wie Neu-Orleans und Vera Cruz. Es steht nun dahin, ob die Cholera sich wiederholen werde oder nicht. Jedenfalls wäre sie eine fürchterliche Geißel in einem Lande, wo es so wenig Mittel gibt, einer miasmatischen Krankheit vorzubeugen. Das aus Spanien herübergeschiffte Militär, welches sich Behufs der Kriegs-Expeditionen nach dem amerikanischen Festlande in der Havana versammelte, war stets einer Art Decimirung unterworfen. Die ausserordentliche Hingebung und Disciplin dieser beinahe einem gewissen Tode geweihten spanischen Truppen, ihre schöne militärische Haltung, ihr kriegerischer Geist und ihre Tapferkeit haben mir hohe Achtung für den regulären spanischen Krieger eingeflößt. Dieser Geist ließ sich selbst während der kritischen

Zeit meines Aufenthalts, wo die Gemüther durch die im Mutterlande herrschenden Unruhen äusserst aufgeregt waren, nicht verläugnen, indem unter den Offizieren sowohl als unter den Soldaten ein dem König Ferdinand sehr ergebener Sinn herrschte, und nur sehr wenige Offiziere der Garnison hiervon eine Ausnahme machten. Es ist überhaupt die spanische Nation ein edles, kräftiges Volk voll Vaterlandsliebe und Rechtlichkeitssinn, der nur durch unglückliche Umstände irregeleitet wird; und welche Thatkraft dieses Volk entwickeln kann, lehrt die Geschichte.

Durch den ganzen Monat Januar war das Clima in der Havana äusserst mild, obgleich bei den fortwährenden Südostwinden die Hitze in den Mittagsstunden oft schon lästig zu werden anfing. Der Thermometer erhielt sich des Nachts zwischen 14 bis 16° + R., während er nach Aufgang der Sonne sich bis 20° erhob und in den wärmsten Mittags-Stunden selbst 26 erreichte. *) Trotz der trockenen Jahreszeit waren die engen und niedrig gelegenen Straßen der Stadt voll Schmutz, während in den höher gelegenen Gegenden der Staub und die die Luft erfüllenden feinen Kalktheile sehr belästigend waren. Da die Havana den Nord-Westwinden sehr ausgesetzt ist, so sind schnelle Temperaturwechsel nichts Ungewöhnliches, namentlich in den Monaten December und Februar. Alsdann fällt der Thermometer bis auf wenige Grade über 0 und es soll sogar auf den die Stadt umgebenden höchsten Punkten das Quecksilber den Gefrierpunkt erreicht haben. Bei dem Eintritte der ersten kalten Winde verschwindet das gelbe Fieber, obgleich einzelne Krankheitsfälle in manchen Jahren nicht ganz ausbleiben, und tritt erst mit den Monaten Mai und Juni wieder ein. Auffallend war mir die Feuchtigkeit, welche in den Häusern, besonders den untern Stockwerken derselben, in der Havana herrschte. Diese und zahllose kleine Ameisen machten mich für meine Sammlungen, besonders für meine Herbarien, sehr besorgt. Ich hatte mir von meinen täglich wiederholten Spaziergängen in der Umgegend von Havana eine viel größere Ausbeute versprochen; aber die Gegend selbst ist nicht so reich an vegetabilischen Produkten, als man es glauben sollte. Der Kalkstein der das Meer begrenzenden Küste, zum Theil jurassischer Bildung, ernährt ausser Fettpflanzen und dornentragenden Akazien wenig Kräuter und Gräser. Auf den vom Meere bespülten Madrepor-Gebilden blühte sehr üppig Convolvulus maritimus, sowie die Argemona mexicana, eine Pflanze, die ich später selbst noch auf den vulkanischen Hochebenen der Andes wiederfand. Die Forts Cabañas und Morro sind ganz von ineinander gewachsenen Tunas (Opuntia pseudo-tuna?)

*) Im Januar war der höchste Standpunkt des Reaumur'schen Thermometers + 25°, der niedrigste + 16°. Im Monat Februar der höchste Stand + 26°, der niedrigste + 12°.

umgeben. Diese tunales, welche selten mit andern Cactusarten untermengt erscheinen, gehören zu der Befestigungskunst des südlichen Amerika und machen den Rayon der Festungen unzugänglich. Während sonderbarer Weise die langstacheligen Opuntien benannte Forts umgürten, thun den nämlichen Dienst große Massen des Cereus grandiflorus an den westlich von der Stadt gelegenen Festungswerken und mögen durch den äusserst starken Geruch ihrer Blüthen und die darauf folgende Fäulniß derselben während der heißen Sommermonate viel zu der Sterblichkeit, die in der Stadt herrscht, beitragen. Auffallend war es mir, ausser den Fettpflanzen und Akazien noch andere Sträucher und Staudengewächse in großer Zahl gesellig beisammen leben zu sehen. So fand ich an den östlichen Abhängen des Jurakalksteins vom Morro große Gruppen eines gelbblühenden Eupatorium, und selbst auf Höhen von mehreren Hundert Fuß ziemlich hohe Sträucher von der Cocoloba. Auf Excursionen, welche ich im Westen der Stadt und südlich von der Quinta des Bischofs machte, fand ich die Vegetation um vieles üppiger; große Grasplätze wechselten mit Buschwerk ab; auf den feuchten Stellen wucherten riesenhafte Bambusrohre, und große Strecken waren mit der überaus prachtvollen Königspalme bedeckt. Mit Recht gilt diese für die Königin der Palmen, sie, deren mächtige Stämme eine Höhe errreichen, wie ich sie an keiner andern Palme Amerika's sah. An die Vorstädte reihen sich auch die Villas der Havanesen, die nun schon empfänglicher für den Gartenbau und den Genuß des Schattens sind; doch jene Ueppigkeit der die Wohnungen umgebenden Gärten, wie man sie in Brasilien und St. Domingo findet, wird man noch lange bei Havana vermissen. Viel einladender dagegen erscheint La Regla, welches wegen seiner Entfernung mit Unrecht zu den Vorstädten der Stadt gerechnet wird. Ueberaus reizend ist der Anblick des Golfs, den man zu jeder Stunde in kurzer Zeit mit einer lancha durchschiffen kann. Neger sind immmer bereit, für einige Pezzetas die Ueberfahrt zu bewerkstelligen Auch machen regelmäßig größere Boote diese Fahrt. Beinahe zu jeder Stunde des Tages weht ein kühler Seewind und ein Baldachin schützt gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Malerisch herrlich erscheint nun die Stadt mit ihren vielen Thürmen, Forts und Castellen und prächtig leuchtet das untergehende Tagsgestirn durch eine palmenbedeckte Landschaft, während das klare Blau des Meeres das glänzende Tropengemälde vollendet. Nun noch die schwarzen, exotischen Gestalten der Neger, die braunen Physionomieen der Creolen im Gegensatz der gebleichten Gesichtszüge fremder Europäer, die sonderbaren Trachten des Landvolks, und ein mit Schiffen und Fahrzeugen aller Art bedeckter Hafen. Noch entzückender ist die nächtliche, durch den überaus hellen Mondschein erleuchtete Gegend; die Gestalten erscheinen phantastischer und die Tropennatur auffallender. Oft wiegte ich

mich in kühler Nachtluft in einem Kahne auf dem Golfe, die Größe dieser Naturscenen bewundernd.

La Regla ist eine hübsche, ziemlich gut gebaute kleine Stadt, längs einer Bucht gebaut, welche mit dem großen Wasserbassin, das den Hafen der Havana bildet, in Verbindung steht und einen bequemen Ankerplatz für geringere Fahrzeuge bildet. Die Einwohner von La Regla treiben daher auch einen nicht unbedeutenden Handel, besonders mit Küstenfahrzeugen, welche aber auch häufig zu einem anderseitigen, schon früher erwähnten, sehr schlechten Zwecke gemißbraucht werden sollen. Die Bevölkerung von La Regla, welche im Jahre 1810 2218 Seelen ausmachte, und wohl nun um ein Drittheil gestiegen seyn mag, enthält mehr weiße als farbige Einwohner. Die nächste Umgebung besteht aus kahlen Hügeln, die mit Gras und einzelnen Palmen bewachsen sind. Unter diesen sah ich eine Gruppe der Coccos crispa, einer neuen, von Herrn v. Humboldt aufgestellten Art, welche zu den monographischen Gewächsen gezählt werden könnte. Auffallend ist es überhaupt, daß die Natur unter der Reihe der Palmenarten einzelne Formen erschuf, die in kleinen Gruppen auf sehr beschränkte Räume vertheilt erscheinen. Ich habe auf meinen Wanderungen durch Hayti und Mexiko Gruppen von Palmen von oft sehr charakteristischen Formen gefunden, die ich trotz aller Bemühung in andern Gegenden dieser Länder nicht mehr aufzufinden vermochte. In Regla scheint der Sinn für Anlegung üppiger Baumformen mehr als in der Havana selbst vorgeschritten zu seyn, und die traurigen, oft blattlosen Erythrinen und Akazien werden von solchen Sträuchern und Bäumen verdrängt, die sich durch ausdauernde, lederartige Blätter auszeichnen. Manche von den Fruchtbäumen der Tropenzone, wie die Achras, Mammea, Persea, die Mangos und Anona, erreichen eine ausserordentliche Höhe mit stattlichen Kronen und sind eine wahre Wolthat der Tropenzone, daher auch im Innern der Insel überall ganz gemein. In Guanabacoa sah ich auch schon die ersten mächtigen Stämme des Sapotier (Achras sapota) mit reifen Früchten überladen, welche zwar breiartig, aber von kühlendem, angenehmen Geschmacke sind. Der Weg, welcher nach Guanabacoa führt, ist Anfangs öde und gibt keinen vortheilhaften Begriff von der ökonomischen Benutzung des Bodens. Je mehr man sich aber diesem altindischen Dorfe nähert, desto mehr verschwinden die kahlen Formen und Sträucher, und Bäume treten hervor, Alles nimmt ein ländliches Ansehen an, und die Häuser sind von Gärten, Maisfeldern und Musapflanzungen umgeben, die von hohen Bäumen beschattet werden. Orangen und Limonen wachsen hier in großem Ueberfluß in allen Formen und Abarten, in welchen diese nützlichen Bäume in den heißen Klimaten sich so sehr vervielfältigt haben. Bekanntlich gehören die Ananas von der Havana zu der gepriesensten Sorte; in der nächsten Umgebung der Stadt

aber kommen sie selten vor, in Guanabacoa dagegen sah ich viele von ausserordentlicher Größe. In der Nähe dieses Ortes findet sich ein Hügel, Loma de los Indios genannt, ausgezeichnet durch einen mächtigen Steinhaufen, mit einem Kreuze auf dem Gipfel. Man erzählt sich, daß auf diesem Berge in den ersten Jahren der Besitznahme ein Treffen zwischen den Spaniern und den Eingeborenen der Insel stattgefunden habe, in welchem ein großes Gemetzel unter den Indianern sowohl durch das Schwert, als durch die auf die Indianer eingehetzten Bluthunde angerichtet worden. Ich besuchte den Hügel, der übrigens ausser den traurigen Rückerinnerungen an die grausamen Opfer, welche die Entdeckung Amerika's kostete, wenig Bemerkenswerthes zeigte. In botanischer Hinsicht bereicherte ich mich mit einer ganz niederen, weiß blühenden Malpighia, deren Blätter denen der M. coccifera glichen und einer kleinblättrigen Echites mit rosenrother Blüthe. Da ich sehr begierig war, das Innere der Insel zu bereisen und die entgegengesetzte Küste zu besuchen, so kam mir die Einladung eines Bekannten, Herrn Henrique Desdier, sehr zu statten, welcher mir vorschlug, seine Besitzungen im Innern der Insel, die er mit seinem Bruder, Herrn Fernando Desdier, gemeinschaftlich besaß, zu besuchen. Herr Desdier, obgleich ein geborener Spanier, hatte durch einen langen Aufenthalt in Hamburg die deutsche Sprache so sehr inne, daß es schwer fiel, ihn von einem Deutschen zu unterscheiden. Die genaue Kenntniß, welche er von der Insel Cuba hatte, und seine vielfach verzweigte Bekanntschaft mit den reichsten Pflanzern der Insel, sowie sein liebenswürdiger Charakter machten denselben zu einem sehr angenehmen Reisegesellschafter für einen Fremden, der der Sprache noch unkundig war.

Der 20. Januar ward zur Abreise bestimmt, und am frühen Morgen dieses Tages hielt die Volanta vor meiner Wohnung. Zuerst besuchte ich ein Landhaus des Herrn Desdier in der Vorstadt La Salud, ein kleines, aber niedliches und gut eingerichtetes Gebäude, mit einem durch eine Mauer eingeschlossenen Garten, in welchem übrigens ausser mehreren Orangen-Bäumen und Guyavas (Psidium pyriferum), einigen ganz verkrüppelten Granatäpfeln und Feigen, keine Obstbäume wuchsen; dagegen sah ich hier im Naturzustande zum ersten Mal die Euphorbia tithymaloides, die Jenipha pinnatifida, eine mir unbekannte, sehr schöne Aristolochia und eine Cucurbitacée mit völlig reifen Früchten. Diese letztere, gurkenartige Kletterpflanze, deren Blätter und Blüthen denen der Momordica elatherium nicht unähnlich sind, zeichnet sich durch die seltsame Form ihrer Frucht aus. Diese ist von der Größe einer großen ausgewachsenen Gurke, vielfächerig, mit harter, lederartiger Hülle. Die Samen sind schwarz und befinden sich im reifen Zustande in einem lokkeren, fadenartigen Gewebe, in welchem dieselben durchfallen können und daher bei jedem starken Luftzug, welcher die zwar großen, aber sehr leichten

Früchte in Bewegung setzt, einen rauschenden Ton geben. Eine ganze Mauerwand war mit dieser Pflanze überwachsen und eine Frucht hing an der andern. Die Samen behalten sehr lange ihre Keimfähigkeit, wie dies überhaupt bei den Cucurbitaceen der Fall ist, und keimten gut in Europa, trugen auch vollkommene Blüthen und setzten Früchte an, welche aber mit keiner Mühe zur Reife gebracht werden konnten. Am meisten überraschte mich der Anblick zweier prächtiger Flamingos, *) welche gravitätisch im Garten herumgingen. Diese Vögel waren ganz zahm und fraßen aus der Hand; ich habe später nie mehr welche gezähmt gesehen, obgleich sie sich gut erhalten und unter dem Hausgeflügel erziehen lassen. Herr Desdier war so gütig, mir ein Geschenk mit diesen schönen Thieren zu machen; leider aber ertrugen sie die Seefahrt nicht.

Gegen zehn Uhr des Morgens verließen wir die lange Vorstadt Jesus Maria und erreichten auf dem Wege nach Batabano am Fort Atares vorbei eine Anhöhe, Loma de San Juan genannt, von welcher eine ausgezeichnete Fernsicht über die Stadt, die Bucht und das Meer sich eröffnet. Die Straße ist hier durch einzelne Stämme der Jucca gloriosa und der Agave bezeichnet, und führt Anfangs durch ein wenig bewohntes und angebautes Land. Auch sind die vereinzelten Wohnplätze ziemlich sparsam, da das Land meist Viehweiden, mit Palmgruppen bedeckt, bildet. Schon eine Legua von der Stadt wurde der Weg ausserordentlich schlecht, da derselbe durch die vielen, mit Kaffeesäcken beladenen Karren, besonders während der nassen Jahreszeit, von Grund aus verdorben und nur selten hergestellt wird. Die öffentlichen Arbeiten geschehen meist durch eingefangene Maronen-Neger, **) oder sonstiges schlechtes farbiges Gesindel, besonders von Schwarzen, welche von ihren Herrschaften durch keine Zwangsmittel mehr zur Ordnung gebracht und der Regierung zum Gebrauche überlassen werden. Solche Maleficanten werden von derselben zu den härtesten öffentlichen Arbeiten, vornehmlich zum Straßenbau, verwendet, tragen Halsbänder von Eisen mit großen eisernen Hörnern und schweren Ketten, und gewähren im Allgemeinen einen höchst widerwärtigen Anblick. Da der Weg in den Wintermonaten durch die herrschende Trockenheit noch am besten ist, so ist auch der Verkehr am größten. Auch war die Straße mit vielen Menschen und Karren bedeckt; große Tropas von Saumthieren und zweiräderige Karren, mit riesenhaften Ochsen bespannt, einzelne Reiter, Neger beiderlei Geschlechts mit Lasten auf dem Kopfe zogen einher, um die täglichen Bedürfnisse, oder die reichen Ernten an Kaffee und Zucker der Hauptstadt zuzuführen. Da der Weg sehr

---

*) Phoenicopterus americanus. Ganz roth mit schwarzen Schwungfedern.

**) Entlaufene Sklaven.

enge, voll Löcher und großer Steine war, die beladenen Maulthiere immer die Mitte des Weges halten wollten, oder die schwer belasteten Fuhrwägen nicht ausweichen konnten, so ging unsere Fahrt Anfangs nur langsam von statten. Mir war dies ganz recht; nicht so meinem Begleiter, welcher noch zu guter Stunde seine Hacienda erreichen wollte und sich bitterlich über die Hitze beklagte. Ich ergötzte mich indessen am Anblicke der grotesken Figuren und fand alle Augenblicke etwas Sammelnswerthes, besonders da der Pflanzenwuchs schon üppiger wurde. Nach Verlauf von einer Stunde erreichten wir eine große Viehtrift, auf welcher vieles Rindvieh weidete und die Potrero Bachoni genannt wurde. Obgleich ich die Größe und Schönheit des Viehes auf Cuba schon beobachtet hatte, so übertraf doch dasjenige, welches ich hier sah, meine Erwartung. Stiere sowohl als Kühe sind von ausgezeichneter Schönheit und Größe, von einer meist tief dunkeln Farbe, mit großen mondförmigen Hörnern, gleich denen von der Campagna Romana oder den Ebenen Siciliens. Diese Viehheerden wurden von Vögeln umschwärmt, welche ihnen dieselben Dienste leisteten, wie es unsere Staaren zu thun pflegen. Ich bemerkte mehrere Arten unter denselben, namentlich Cassicus niger und Quiscalus (Icterus) versicolor, welch letzterer auch in der Louisiana vorkommt. Nachdem ich den Potrero Bachoni zurückgelegt hatte, veränderte sich die Gegend plötzlich und der Boden nahm eine dunkelrothe Farbe an. Dies ist eine sehr fruchtbare Erde, die unter dem Namen Tierra Colorada bekannt ist und einen großen Theil von Cuba bedeckt. Diese rothe Erde, auch Tierra bermeja genannt, ist nach Herrn v. Humboldts Meinung wahrscheinlich eine Zersetzung oxydirten Eisens mit Silex und Thon, oder mit einem über dem Kalkstein gelagerten röthlichen Mergelstein gemengt, und wird von diesem Gelehrten mit dem Namen des Kalksteins der Guinen bezeichnet. Die Plantagenbesitzer wählen diese Erde ebensowohl, als die einen großen Theil der Insel bildenden und beinahe nackt zu Tage ausgehenden porösen Kalklager zum Anbau des Kaffees, dessen Wurzeln vorzugsweise einen heißen und trockenen Boden lieben. Eine andere Art des Bodens, welcher der schwarze genannt wird, Tierra prieta, ebenfalls sehr fruchtbar und mehr thonhaltig, gewährt dem Zuckerrohr den üppigsten Wuchs. Gleich beim Eintritt in die rothe Erde veränderte sich die produktive Kraft, und große Partien hoher Bäume und dichte Gruppen von Sträuchern, mit Schlingpflanzen durchrankt, bedeckten das Land.

Hier erschien auch zuerst die kleine, der Insel eigenthümliche Limone, von den Eingeborenen Limoncilla genannt, welche große Strecken des Landes in früheren Zeiten bedeckt haben muß. Man bedient sich dieser kleinen Limone nicht nur, um ihren äusserst sauern Saft auszupressen, sondern die Havana treibt auch einen großen Handel mit den in Zucker eingemachten Früchten derselben. Ich fand dieselbe Art in St. Domingo

wieder, woselbst noch zwei andere Citrusarten, eine mit runden sauern Früchten, die andere mit süßen, den Orangen ähnlichen, als hochstämmige Bäume in den wildesten Urwäldern erscheinen und nicht als Varietäten unserer Pomeranzen betrachtet werden können. Auch Mexico ernährt an den Abhängen der Cordillera einige Citrusarten, und eine genauere Untersuchung derselben wird jedenfalls ergeben, daß sie vor der europäischen Bevölkerung schon vorhanden gewesen sind. Einige schöne, hochstämmige Akazien und Erythrinen ragten über Gebüsche der Bignonia stans und über niedere, schotentragende Sträucher, z. B. Cytisus spinosus, hervor, häufig von Echites torulosa und mehreren schönen Ipomeen durchrankt. Frühere Reisende klagen sehr über das überhandnehmende Zerstören der Wälder und Gebüsche auf Cuba. Je mehr ich mich aber dem Innern der Insel näherte, desto mehr verschwand die Armuth an Holz, und ich bin durch große bewaldete Strecken gereist, in welchen noch riesenhafte Stämme zu finden waren. Soviel ist gewiß, daß, was auch die Manchete *) des Pflanzers zerstört, in Kurzem von der Natur ersetzt wird. Gegen Mittag erreichten wir den kleinen Ort San Yago, von wo aus die Natur immer fruchtbarer und üppiger wurde und sich mit größeren Waldgruppen bedeckte. Auch wurden die Kaffee- und Zuckerpflanzungen, sowie die Neger häufiger. Nicht so auffallend erscheinen die Schwarzen im Gewühle der Stadt, wie auf dem flachen Lande in den Ingeñios oder Plantagen, wo ihr echt afrikanischer Charakter sich nicht verläugnet und beide Geschlechter beinahe nackt den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Cuba, durch das Einschmuggeln der Neger von der Goldküste häufig mit echten Afrikanern versehen, erhält in seinem Negerblute noch den Typus, der diese Race auszeichnet. Der echte Schwarze ist daher wohl von dem Creolen-Neger zu unterscheiden, welcher, je mehr er sich acclimatisirt, auch verwahrloster und schlechter erscheint. Eine solche schwarze Gruppe, spärlich mit gefärbten Tüchern umhüllt, hielt ihre Siesta, da es gerade Mittag war, unter dem Schatten eines riesenhaften Caiba. Wer hätte sich hier nicht nach Afrika versetzt gedacht? Auch scheint es, als erinnere sie der Caiba an seinen Geschlechtsverwandten, den Boabob (Andansonia digitata), geheiligt durch den Aberglauben der Afrikaner, als versetzte sie sein Anblick an die Gestade des Nigers. **)

---

*) Langes Messer, dessen man sich zum Abhacken der Gebüsche bedient, gleich bedeutend mit dem Façao in Brasilien.

**) So ist mir auf St. Domingo von glaubwürdigen Personen versichert worden, die echten afrikanischen Neger, welche nach diesem Eilande versetzt worden wären, hätten den ungeheuern Caiba oder Mapou (Bombax Caiba) in der Nähe von Miragoane einer göttlichen Verehrung gewürdigt, indem sie ihn mit dem Boabob verwechselten. Ich selbst maß diesen Baum, dessen Umfang dem größten Boabob des Senegals wenig nachgibt, und dessen Krone und Aeste eine Unzahl Schmarozer-Pflanzen ernährt.

Die Waldgruppen, die ich durchfuhr, bestanden aus hohen Stämmen der Cedrela odorata und der Bursera gummifera. Auch meine ich, das Brasiliastrum americanum, sowie den echten Guayac zu erkennen; unter diesen Stämmen von Balsambäumen, von denen einige, mit glatter rother Rinde versehen, der Farbe eines Indiers nicht unähnlich sind, wird die eine Art Indio desnudo genannt. Leider konnte ich wegen des entblätterten Stammes den Baum selbst nicht bestimmen. Die Cecropia peltata, welche auf Cuba eine ausserordentliche Höhe erreicht und, wie ich glaube, Jugruma genannt wird, beherrscht mit ihren großen, silberfarbigen Blättern die höchsten Gipfel der dünnbelaubten Gummiferen, während mit ihren dunkelgrünen dichten Blättern Feigenbäume und Calophylum Calaba eine finstere Schattirung geben. Hierzu kommen noch einige hohe Schlingpflanzen aus den Aroiden mit sonderbar geformten Blättern; einzelne, die Gruppen durchbrechende Palmen, und ganze Massen von Tillandsien, Bletien 2c., welche, über einander gehäuft, die Winkel der Aeste bewohnen und vom Leben der Bäume zehren. Große Schaaren lärmender Papagayen, klopfende Spechte, melancholische Kukuke *) und Trogons (Kuruku's) von prächtigem Gefieder, bunte Singvögel aller Art und große Haufen von Hordenvögeln (Cassicus), nebst vielen bunten Schmetterlingen mit dem eigenen Colorit des heißen Klimas; dabei ein wolkenloser, dunkelblauer Himmel, eine brennende Hitze: — und das echte Bild der Tropenzone liegt anschaulich da. Vor Untergang der Sonne befand ich mich in der Hacienda des Herrn Desdier, wegen ihrer Nähe an dem kleinen Fluß Gange Jngenio del rio Gange genannt, und wurde auf das freundschaftlichste von dem Vater und Bruder meines Begleiters empfangen. Die Gastfreundschaft ist ausserordentlich groß in allen spanischen Colonieen; die reichste Quinta und ärmlichste Milpa stehen mit gleicher Herzlichkeit dem Wanderer offen, und nie wird man bei Creolen vorübergehen, welche eine Mahlzeit zu sich nehmen, ohne von ihnen auf das wohlwollendste dazu eingeladen zu werden. Dieser patriarchalische Gebrauch, welcher aus dem grauen Alterthum auf mehrere Völker sich bis auf die neueste Zeit übertrug, scheint ausserdem alle jene Nationen zu charakterisiren, deren Einfachheit der Sitten sie dem Naturstande nähert. Trotz ihrer räuberischen Eigenschaften ist die Gastfreundschaft innerhalb des Bezirks ihrer Hütten den blutdürstigen Wilden Nordamerika's so heilig, als den Beduinen der Wüste und den kriegerischen Bergvölkern des Kaukasus. Mit dem Aufhören der blutigen Kriege, welche S. Domingo verwüsteten, trat auch die Gastfreundschaft selbst gegen ihre früheren Todfeinde, die weißen Europäer, in das Herz der auf diese Insel übergesiedelten

*) Arriero genannt.

Afrikaner zurück, und der in den gebirgigen Urwäldern kümmerlich vegetirende Neger theilt die letzte Cassave oder Banane mit seinen früheren Unterdrückern. Die Gegend um die Hacienda war äusserst üppig; die Natur ist hier kraftvoll und Alles zeigt Industrie und Arbeitsamkeit. Die Neger sind im Allgemeinen gut gehalten und ihr Loos sehr erträglich, wenigstens um Vieles besser als in ihrem Vaterlande; die menschlichste Behandlung wird ihnen zu Theil, und Mißhandlungen, welche in den übrigen Sklavenländern zur Tagesordnung gehören, sind hier eine ausserordentliche Seltenheit. Das Gesetz für die Schwarzen, der Code de los Negros, gehört zu den trefflichsten und philanthropischsten Instituten, welche die Geschichte des Colonial-Wesens bezeichnen und den Regenten unsterblich machen, der es gab. Die Spanier haben durch ihr mildes Betragen gegen die Schwarzen den Himmel mit den Grausamkeiten ausgesöhnt, mit welchen Noth, wilder Kriegssinn und Raubsucht der Conquistadores sich an dem rothen Urblut Amerika's versündigten. Wer überhaupt die Geschichte der spanischen Colonieen studirt, wer den Charakter der Spanier kennt, muß im Allgemeinen mit wenigen Ausnahmen das Benehmen der früheren spanischen Regierung bei Verwaltung ihrer Colonieen vertheidigen. Wenn auch ein zu eingeschränkter Handel, der Aberglaube mit dem Mönchsthum gepaart, der große Einfluß einer im Mutterlande äusserst mächtigen und habsüchtigen Geistlichkeit und die zu sehr ausgebreiteten Monopole die Staatsmaschinen lähmten, so müssen auf der andern Seite auch die entsetzlichen Opfer, welche die Entdeckung und Eroberung der neuen Welt kosteten, das Zeitalter, in welchem sie geschah, der damals in Spanien herrschende verfolgungssüchtige Religionseifer, welcher noch heute der spanischen Geistlichkeit eigenthümlich ist, die Zusammenstellung der ersten Colonial-Bevölkerung, welche zum Theil aus Abenteurern oder sogar Verbrechern bestand, und der mehrenheils grausame, feindselige, oder wenigstens unbeugsame Sinn der Urbewohner selbst in den civilisirtesten Regionen dieses großen Welttheils in Betracht gezogen werden. Die spanische Regierung, sowie die Audienzien und das indische Tribunal in Spanien, haben meist sehr heilsame, das allgemeine Wohl der Colonieen hebende Gesetze gegeben und mit wahrhaft väterlichem Sinne den ärmeren Theil der Bevölkerung und die unmündig zu nennenden Indier weislich gegen die Anmaßungen der zu mächtigen Geistlichkeit oder die Habsucht der Großen geschützt. Wenn das Madrider Cabinet seine Schützlinge vor der übermäßigen Einführung der europäischen Luxusartikel zu bewahren suchte, so lähmte es wohl dadurch den Handel der europäischen Nachbarländer, nicht aber den eigentlichen Wohlstand der Colonieen. Nehmen wir die kindliche Einfalt der gesitteten Indier und ihre noch stattfindende stille Anhänglichkeit an die Krone Spaniens und die Milde, mit welcher die einmal gezähmten Indier behandelt

wurden, so muß man ebenfalls einen großen Theil jener Anklagen zurücknehmen, welche auf der spanischen Geistlichkeit lasten. Ich bin weit entfernt, alle Mittel, deren sich der apostolische Clerus bediente, in Schutz zu nehmen und diese mit der Heiligkeit der Religion in Einklang bringen zu wollen. Wenn wir aber auf der andern Seite den barbarischen Götzendienst der Indier und ihre abergläubische Indolenz in die Wagschale legen, so können wir nicht umhin, anzunehmen, daß ausserordentliche Mittel, sie zum Christenthum zu bekehren und in demselben zu erhalten, nothwendig waren.

Die spanische Regierung würde in ruhigen Zeiten jedenfalls in den Handelsverhältnissen mit den Colonieen eine andere Richtung angenommen und dadurch den Hauptstein des Anstoßes entrückt haben. Wer mit Aufmerksamkeit den Zustand des spanischen Amerika studirt, wie er uns von dem ersten unter den Reisebeschreibern der neueren Zeit, dem Herrn v. Humboldt, vorgelegt worden ist, und die neuen Republiken, wie sie jetzt sind, betrachtet, der kann es manchen Creolen nicht verübeln, wenn sie sich nach den früheren Zeiten zurücksehnen. Herr v. Humboldt besitzt das allgemeine Vertrauen und die ungetheilte Achtung aller Eingeborenen der gebildeten Klasse, und wir sehen ihn in seinen Schriften durchaus die damalige spanische Regierung nicht angreifen. Es ist wahr, daß der schwankende Zustand, in welchem sich Spanien während des Krieges mit Frankreich und seiner inneren Unruhen befand, es den südamerikanischen Völkern schwer machen mußte, eine Partei zu ergreifen, oder die Junta von Sevilla als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Es mußten Gährungen entstehen, welche endlich eine Losreißung nach sich zogen. Hierzu gesellte sich der freie Handesverkehr mit der übrigen Welt, und nun waren diese Länder unrettbar verloren. Die Organisation der einzelnen Regierungen konnte sich nicht auf einen so festen Fuß bilden, daß sie den Zerwürfnissen der Parteien und dem Kriege mit den Truppen des Mutterlandes allein die Spitze zu bieten vermochte, und die Administration dieser Länder theilte sich in den Willen der fähigsten Köpfe und der glücklichsten Generale. Hierzu der Einfluß und die Intriguen fremder Nationen, die durch den Handel und weitere Interessen an die Republiken gebunden sind, nebst Massen einer theilweise unbeschäftigten Soldateska, die beschäftigt und bezahlt seyn will, die vielfach erhöhten Bedürfnisse durch Einführung des europäischen Luxus und die sehr geringe Hoffnung für die endliche Beilegung aller jener Zwistigkeiten: lauter Umstände, welche der Wohlfahrt der neuen Republiken störend entgegentreten.

Dem Wohngebäude meines Wirthes gegenüber war die Presse für das Zuckerrohr, Trapiche, welche, da es gerade Erntezeit war, in vollem Gange sich befand. Diese, aus drei parallel neben einander laufenden eisernen Cylindern bestehende Einrichtung entbehrte noch viele jener

Vollkommenheiten, welche jetzt zur Auspressung des Zuckersaftes üblich und namentlich in den Zuckersiedereien der Louisiana zur größten Vollkommenheit gebracht worden sind. Das Werk wurde durch Ochsen getrieben, auf denen kleine Negerknaben saßen, und die ausgepreßten Schafte wurden zum Viehfutter oder als Brennmaterial benutzt, da Branntweinbrennereien noch nicht so allgemein eingeführt waren. Bei ganz großen Haciendaderos fand ich übrigens die Vorrichtungen auch schon während meines Aufenthaltes auf Cuba in vollstem Fortschreiten, und bald werden eine Menge Maschinen den Gebrauch der Menschenarme beschränken. Der Ingeñio Gange unterhielt 300 erwachsene Sklaven, darunter 180 Männer und 120 Frauen, welche zusammen einige 50 Kinder erzeugt hatten; eine solche Plantage kann 12—1300 Kisten Zucker in einem Jahre produciren, ohne den Kaffee, dessen Arobenzahl wegen der progressiven Zunahme dieses Produktes bei benannter Negerzahl nicht genau bestimmt werden kann. Zur Vesperstunde versammelten sich die sämmtlichen Schwarzen mit ihren Majorals, den Sklavenaufsehern, auf einem Platze an der Hacienda. Ich erstaunte über die Zahl echt afrikanischer Neger, die ich daselbst noch vorfand, und über die auffallenden Physionomieen, welche die verschiedenen Racen der Negerstämme bezeichnete. Es ist daher für einen Kenner des afrikanischen Blutes ein Leichtes, sie nach ihren Nationen einzutheilen und bei den Sklaven-Ankäufen sich darnach zu richten, indem einzelne Stämme den andern vorgezogen werden. Im Durchschnitte sind alle echten Neger kräftig und muskulös gebaut, die Männer oft mit einer wahren Riesenstärke und ausserordentlichen Ausdauer begabt, obgleich sie nach ihren verschiedenen Stämmen in den Proportionen ihres Körpers Verschiedenheiten zeigen. Die Weiber sind im Durchschnitte verhältnißmäßig klein gegen die Männer und sogar zierlich gebaut zu nennen; doch auch hierin unterscheiden sich manche Nationen mehr oder weniger vor den andern, und bei einer Vermischung ihres Blutes in Amerika verschmelzen sich die Formen schnell, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, dessen Anlage zum Dickwerden, zu fetten und unbeholfenen Formen sehr leicht die Oberhand gewinnt. Während die Frauen mehrerer afrikanischen Negerstämme grobe und zurückschreckende Gesichtszüge tragen, zeichnen sich andere durch auffallende Schönheit und die lieblichsten Züge aus, haben nicht jene platten, eingedrückten Nasen, jene aufgeworfenen Lippen und die vorragenden Schädelknochen, welche die äthiopische Race eigentlich verunstalten. So ist es auch ausgemacht, daß nicht alle Weiber so schnell verblühen, wie es Reisende von den Negerinnen behaupten wollen. Ich bemerkte unter Männern und Weibern der echt afrikanischen Race, bei auffallenden, häßlichen oder schönen Formen immer etwas Nationelles, und fand gewöhnlich, wenn ich nach ihrer Herkunft forschte, die Gesichtszüge der verschiedenen Stämme wieder, so daß ich, obgleich ich nicht die

Negerstämme in Afrika selbst gesehen habe, wohl die Behauptung wagen möchte, es herrschten in Afrika unter diesen verschiedenen Stämmen ausgemachte Familienähnlichkeiten, in welchen sich Häßlichkeit wie Schönheit vererben. Während meines Aufenthaltes auf der Insel untersuchte ich verschiedene Individuen mehrerer Stämme, welche sonst nach Cuba importirt wurden und dahin selbst heute noch durch den Weg der Contrebande gelangen. Da die rohen Negerstämme sich auch durch Hauteinschnitte, Tatowirungen und Verstümmelungen, wie andere wilde Urvölker, auszeichnen und dadurch wichtige Vorfälle ihres Lebens, Kennzeichen ihres Stammes oder ihres Ranges bezeichnen, so sind schon die importirten Neger, namentlich solche beiderlei Geschlechtes, welche in ihrem mannbaren Zustande eingeführt worden, leicht von den Creolen-Negern zu unterscheiden. Hier theile ich einige dieser Beobachtungen mit, die ich an solchen Individuen anstellte, welche nach dem Ausspruche Sachkundiger sehr charakteristische Züge und Abzeichen ihrer Nationen trugen.

1) Ein Mädchen von dem Stamme der Karavally, der Angabe nach 14 Jahre alt und ganz vollkommen ausgebildet. Kopf und Stirne rund, Schädel etwas eingedrückt, Hinterkopf stark und nach hinten gewölbt. Nicht sehr vorstehendes Kinn. Lippen aufgeschwollen; Zähne groß und blendend weiß, Augen braun, Haare sehr kurz und kraus, aber nicht besonders dicht stehend. Die Ohren sehr klein. Höhe des Körpers 5′ 2″. Proportionen regelmäßig, nur die Hände nach Verhältniß zu klein gegen die Füße. Hüftknochen sehr vorspringend, beinahe keine Waden. Farbe der Haut schwarzbraun. Mit dem 12ten Jahre aus Afrika nach Cuba gebracht und daselbst verkauft. Sprach schon etwas gebrochen spanisch, war gutwillig und folgsam, aber ohne Geistesfähigkeiten und von häßlichem Aeusseren.

2) Ein anderes Mädchen von 11 Jahren, ebenfalls Karavally, beinahe ausgebildet und von etwas dunklerer Hautfarbe. Der Hinterkopf ebenfalls sehr hoch gewölbt, Stirne rund und hoch. Die Ohren sehr klein, die Lippen sehr dick und schwarz. Weit auseinander stehende Augen, Nase sehr eingedrückt, in der Mitte wenig von den Backen erhaben. Wuchs regelmäßig; doch die Hüften zu weit vorstehend, die Füße einwärts gebogen, groß, mit vorstehenden Knöcheln und platter Ferse. Gutmüthiges, aber dummes und häßliches Wesen; seit 1½ Jahr eingebracht und der Sprache unkundig. Höhe 4′ 6″.

3) Ein Mann von etwa 30 Jahren, Karavally. Großer und starker Neger von 5′ 10″. Runde Stirne, nach der Mitte des Kopfes flacher, der Hinterkopf aber sehr gewölbt. Kurze, ganz krause Haare. Kleine Ohren. Sehr muskulös gebaut, mit plumpen Füßen und flachen Sohlen. Braunschwarz. Ausdauernd und gesund, zugleich treu und brauchbar. Seit seiner Kindheit eingeschwärzt und der Sprache mächtig.

4) Ein Mädchen, 9 Jahre alt, Ganga. Der Hinterkopf nicht hoch, die Augen tief liegend. Viel krauses Haar. Sehr aufgeworfene, rothe Lippen, ganz regelmäßig gebaut und von glänzend schwarzer Farbe. Seit wenigen Monaten auf Cuba.

5) Ein schöner Bursche von 15 Jahren, Ganga. Kopfbildung, wie bei der vorigen. Drei Schnitte auf jeder Backe. Blendend weiße Zähne und starke, mattgefärbte Lippen. Gut proportionirt, 5′ 6″ hoch. Hände und Füße nicht zu groß, schwache Waden. Neuling auf Cuba, mit der Sprache völlig unbekannt.

6) Mann von 20 Jahren, Lamba. Ganz dunkelschwarz, und gut gebaut. Runder, etwas zugespitzter Kopf, hinten stark gewölbt. Tiefe Augenhöhle, aber keine sonderlich stumpfe Nase und dicke Lippen. Von starkem Muskelbau, aber nicht allzustarken Extremitäten. Auffallend gezeichnet, mit zwei tiefen Einschnitten auf jeder Backe, zwei kleinern an den Schläfen und sechs auf der Stirne. Mitten auf dem Bauche ein großes tatovirtes Kreuz mit drei auslaufenden breiten Strahlen. Erst eingeführt.

7) Ein Mann von 25 Jahren, Congo Musinga. Klein und sehr schwarz mit echtem Negergesicht, platter Nase, dicken Lippen und krausem Hinterkopf von starken Knochen, 5′ 3″ hoch. Auf der Brust trug dieser Schwarze, der ein vornehmer Afrikaner war, einen dichten Kreis von tiefen Einschnitten.

8) Ein Knabe von 8 Jahren, Congo Bassura. Gut gebaut und sehr schwarz, mit geraden Beinen, kleinen Füßen und Händen. Dabei beschnitten.

9) Großer Mann von 25 Jahren, Mandiego und Muhamedaner, welcher einige Worte arabisch sprechen konnte. Trug 4 — 6fache Reihen tiefer Einschnitte auf der Brust. Die Mandingos sind starke Neger, aber durch ihren Verkehr mit den maurischen Kaufleuten mehr verdorben, als die Sklaven aus dem Innern Afrikas.

10) Ein schönes junges Weib von 17 Jahren, Kaury, ganz pechschwarz, mit feinen Gesichtszügen und äusserst gut gebaut, nicht sonderlich aufgeworfenen Lippen; kleine, aber nicht stumpfe Nase und starker krauser Haarwuchs, 5′ 4″ hoch, wurde von ihren Landsleuten sehr hoch geehrt und war erst nach Cuba gebracht worden; auch wurde sie von ihrer Herrschaft mit größter Schonung behandelt. Jedenfalls war es eine vornehme Person ihres Stammes, denn ihr Körper war durchgehends mit paralell laufenden, zwei Zoll langen Einschnitten geziert, welches in Afrika eine sehr große Auszeichnung seyn soll und nach äthiopischen Begriffen von Schönheit große Reize gewähren mag.

Die Neger sind im Allgemeinen sehr abergläubisch und glauben an den Einfluß böser Geister und Zauberer; fürchten sich daher, wenn sie

erst aus Afrika herüber gebracht worden sind, vor jedem Fremden. Mein eifriges Sammeln naturhistorischer Gegenstände, sowie einige physikalische Instrumente, die ich bei mir trug, brachten mich daher in den Ruf eines Hexenmeisters. Die diesen Völkern eigenthümliche Neugierde siegte aber zuletzt, besonders bei den Weibern und Kindern, und wenn sie sich auch Anfangs vor mir fürchteten und versteckten, so suchten sie doch bald wieder eine Gelegenheit, sich mir zu nähern. Die frisch eingeführten Neger verfallen auf Cuba nicht so leicht in jenen melancholischen Stumpfsinn, welcher sich ihrer bei der Ankunft in andern Colonieen bemächtigt, weil sie auf dieser Insel ihre Landsleute in einem viel glücklichern Zustande antreffen, als anderwärts, auch die Rückerinnerungen an ihr Vaterland nicht immer die angenehmsten seyn mögen. Die Sklaverei ist auch gewiß nicht das traurigste Loos des Negers, wohl aber die alle menschlichen Gefühle empörende Art des Transports und die Gefahr, welche diese Unglücklichen bedroht, wenn aus verkehrter Menschlichkeit die bewaffneten Fahrzeuge der europäischen Nationen auf ihren Kreuzzügen die Negerschiffe verfolgen. Die gräulichen Scenen, welche zur See bei solchen Jagden vorfallen, wiegen allein schon alle Vorzüge, auf, die von den Unterdrückern des Negerhandels erreicht wurden. Die Sklaverei wird man leider in Afrika selbst nie abschaffen, und Alles, was durch die menschenfreundlichste Theorie erreicht werden konnte, beschränkt sich darauf, daß dem Sklavenhandel eine andere Richtung gegeben wurde und das Loos der Schwarzen in Afrika jetzt trauriger ist, als früher. Wenn gleich die Stimme der Menschlichkeit und ein wahrhaft edles Bestreben jene Gesellschaften leitete, welche sich in England und in den Vereinigten Staaten bildeten, um die Lage der Schwarzen durch Abschaffung des Negerhandels zu erleichtern; so wird dem Uebel selbst durch das Verbot der Ausfuhr der Schwarzen aus Afrika und der Einfuhr derselben in den Sklavenländern nicht abgeholfen. Durch viele Jahrhunderte ist der Gebrauch der schwarzen Sklaven unter dem heißen Erdgürtel so zur gebietenden Nothwendigkeit geworden, daß durch das plötzliche Emancipiren der Neger die wichtigsten, ich möchte sagen die unglücklichsten Folgen für die Besitzer der Sklaven sowie für die Sklaven selbst entstehen würden, indem bei dem völligen Ruin der einen Bevölkerung die andere nicht bestehen würde und der Handel mit den wichtigsten Produkten der Tropenzone völlig gelähmt werden müßte. So sehr ich den Sklavenhandel selbst verabscheue und unter die entwürdigendsten Handlungen, welche die Menschheit beflecken, zählen muß, so muß ich befürchten, daß übereilte Maßregeln, die Emancipirung der Schwarzen betreffend, die traurigsten Folgen selbst für letztere nach sich ziehen könnten. Das wahre Mittel aber, nach und nach der Sklaverei unserer schwarzen Mitbrüder ein Ende zu machen, besteht in Gesetzen, welche diese Unglücklichen vor jeder willkührlichen Behandlung beschützen, und äusserst harte Strafen gegen solche Herren festsetzen, welche sie

mißhandeln; ferner, daß man den Schwarzen, so wie sie sich fähig fühlen, ihren Unterhalt selbst zu gewinnen, alle möglichen Mittel an die Hand gebe, ihre Freiheit zu erkaufen. Was aber den Menschenhandel mit der Goldküste betrifft, so kann ich diesen, als das sittliche Gefühl empörend, niemals billigen, glaube jedoch zugleich, daß alle bis jetzt angewendeten Zwangsmittel ihren Zweck nie erreichen werden, da in Afrika die Eingebornen von ihren Beherrschern mit der größten Grausamkeit unterdrückt und in der tiefsten Sklaverei erhalten werden. Es wird auch dieser schändliche Handel nicht eher ein Ende nehmen, bis aller übrige Verkehr mit der Westküste Afrika's und Mosambique aufgehoben würde, welches nie geschehen wird und nie geschehen kann.

Bei meinen Excursionen in der Umgegend der Hacienda konnte ich nicht umhin, die auffallend schnelle Veränderung zu bewundern, der die Natur in der Tropenzone unterworfen ist. Bei einzelnen Bäumen namentlich geschehen diese Veränderungen in sehr kurzer Zeit; besonders werfen einige Arten ihre Blätter plötzlich ab und belauben sich eben so schnell wieder. So sah ich einen Caïba, welcher über Nacht seines ganzen Laubschmuckes beraubt worden, und einen andern völlig blätterlosen, welcher sich in der kurzen Frist von zwei bis drei Tagen mit dem üppigsten Grün bedeckt hatte. So sieht man Ipomeen, von denen einige ausdauernde Arten die Gipfel der höchsten Bäume erreichen, und andere dagegen darauf beschränkt sind, auf dem Boden herumzukriechen, in der verschiedensten Färbung am frühen Morgen ihre herrlichen Blüthen entfalten, um dann während der warmen Stunden des Tages schon wieder alles Schmuckes beraubt zu seyn. Diese Ipomeen bilden übrigens eine reiche Abwechslung in der Flora von Cuba und gewähren dem Auge mit ihren zarten, blauen, rothen, gelben, weißen und panachirten Blüthen einen überaus lieblichen Anblick. Cuba, so reich an prächtigen Schmetterlingen, gewährt selbst in der trockenen Jahrszeit dem Insektensammler eine reiche Ausbeute; dagegen sind Kerfe, ausser in der Regenzeit, selten. Es verschwinden alsdann auch die Einsiedler und Erdkrabben, sowie die Skorpione, Alacran; dagegen wimmelt es von zahllosen Termiten und ekelerregenden Cucarrachas (Blatta americana) von ausserordentlicher Größe. Die Gegend des festen Landes scheint auch die Insel Cuba mit einem viel größern Reichthum an Vögeln bevölkert zu haben, als das benachbarte Haiti und Jamaika. Während meiner Abwesenheit von der Havana sammelte ich allein über 50 verschiedene Gattungen, worunter mehrere mir noch unbekannte. Die Platanals oder Musapflanzungen waren von großen Haufen Hudios (Crotophaga Ani) bevölkert, und der schöne weißköpfige Papagei (Psittacus leucocephalus) belebte in großen Schaaren die mit reifen Früchten prangenden Bäume des Ingenio. Diese Art zähmt sich leicht und ist gar nicht scheu; aber noch ziemlich selten in den

europäischen Sammlungen. Zierliche Turteltauben (Columba jamaicensis und squamosa), kleiner als die der Carolinen, durchwandern paarweise die Kaffeepflanzungen, und dicht unter den Fenstern der Häuser sucht die überaus niedliche Zwergtaube (Columba passerina) ihre Nahrung. An diesen ist das heiße Amerika überhaupt reich und ernährt mehrere Arten derselben. Der dichtere Wald wird dagegen von zwei größern Tauben, der Columba caribea und leucocephala, bewohnt. In den Gebüschen lebt ein Kukuk (Coccycus) Arriero genannt, verschieden von der vetula, den ich als neu erkannte und der sich durch einen besonders langen Schwanz auszeichnet. Der Cambergo (Cassicus flavigaster), ein schöner Vogel, theilt die Lebensart unserer Pirole und lebt paarweise. Der traurigste Vogel dieser Gegend ist ein Trogon *) mit sonderbar ausgeschnittenen Schwanzfedern und stark gezähneltem Schnabel, dessen blutrother Unterleib mit dem prächtigen Grün des Rückens absticht. Dieser dumme Vogel sitzt mit aufgeblasenem Gefieder auf den niedern Aesten der Bäume und ist so wenig scheu, daß man ihn mit einem Stocke todtschlagen kann. Desto lebhafter sind dagegen die Muscicapa ruticilla und eine niedliche, gelb und weiß gezeichnete Tanagra, nebst andern bunten Singvögeln. Krähen sah ich nicht auf Cuba, obgleich es deren auf St. Domingo zwei Arten gibt. **) Die Stelle des Raben vertritt der Urubu, oder Aura tignosa, der ganz zum Hausvogel entartet ist und über dessen Leben die Gesetze wachen. Der Zopilote der Mexikaner (Cath. atratus? *Wils.*) erscheint nicht auf Cuba, und merkwürdig ist es, daß diese Percnopteren auf St. Domingo gar nicht vorkommen, während sie beinahe das ganze übrige Amerika bewohnen. Die Insel ernährt eine Menge Wasser- und Sumpfvögel, und ist hierin ebenfalls reicher als ihre Nachbarlande. Es ist eigenthümlich, daß viele dieser letztern, besonders Entenarten, des Nachts die höchsten Bäume aufsuchen. So befand sich in der Nähe der Hacienda ein Caïba, von dessen Gipfel ich eines Abends mehrere Bisam-Enten (Anas moschata) herunterschoß. Diese Ente nistet auch, wie ich mich nachher davon überzeugte, stets auf hohen Bäumen und ist auf Cuba und der Küste von Mexiko sehr gemein, woselbst sie mit andern tropischen Enten und einer Unzahl von Stelz- und Schwimmvögeln aller Art die Regionen der Wurzelbäume (Rhizophora mangle) bevölkert. Cuba ist so glücklich, kein einziges giftiges Reptil zu ernähren. Von Schlangen

*) Mit Trogon rosalba nahe verwandt.

**) Beide neu, Corvus erythrophthalmus *m.*, schaarenweise auf Clusien- und Laurusarten, von der Größe der Saatkrähe, lärmend, stahlblau, mit feuerrothen Augen. Corvus palmarum *m.*, schwarzbraun, kaum so groß als eine Dohle, lebt einsam auf den Stämmen einer Palme. Beide in der Nähe des Cibao-Gebirges im ehemaligen spanischen St. Domingo.

sind mir nur zwei Arten zu Gesicht gekommen, die eine zwar sehr groß und Cobra Maha genannt, die andere ähnlich der europäischen Coluber natrix; beide aber ganz unschädlich. Unter den Eidechsen bemerkte ich einige schöngefärbte Anolis, *) welche auf Bäumen leben, sehr niedliche und muntere Thiere sind, und mit ihren aufgeblasenen Kehlsäcken und langen, höchst zerbrechlichen Schwänzen Aufmerksamkeit erregen. Die großen Leguanen, deren es sonst viele auf Cuba gab, sind jetzt selten geworden, da ihnen die Neger sehr nachstellen. So wird auch das Aguti (Dasyprocta Aguti), eines der wenigen Säugethiere Cuba's, immer seltener, und es kostete mich viel Mühe ein Paar von diesen niedlichen Thieren lebendig zu erhalten.

Den 24. verließ ich mit meinem Wirthe dessen Wohnung, um mit demselben eine große, acht Leguas westlich entfernte Pflanzung zu besuchen, welche einem seiner Freunde, dem Herrn Andreas de Zayas, gehörte, und eine der bedeutendsten der Insel seyn soll. Da wir mit Tagesanbruch die Reise antraten, so erreichten wir schon auf halbem Wege den Landsitz eines gewissen Herrn Hernandez, eines sehr artigen gebildeten Mannes, der uns mit einem reichlichen Frühstücke empfing. Hier bewunderte ich eine überaus große Palme mit fächerförmigen Blättern, deren ganzer Stamm sowie die Blattstiele mit zahllosen, drei bis vier Zoll langen, äusserst harten und spitzigen Stacheln bedeckt sind. Diese Fächerpalme wird Palma Carojo genannt und schien sehr selten seyn. Der Stamm, den ich vor mir hatte, mußte des sehr langsamen Wuchses dieser Palme wegen, und dem äusserst harten Holze nach zu schließen, sehr alt zu seyn. In der Nähe des Hauses standen einige schöne Gewächse in Blüthe, Pancratium littorale, Bryophyllum calicinum, Poinciana pulcherrima, Passiflora quadrangularis, Besleria cristata, u. s. w.; auch erblickte ich an den Hecken die Duranta plumerii, Bauhinia prorecta, Mimosa sensitiva **) und mehrere Lantana. Gegen Mittag erreichte ich eine waldige Gegend, Monte de St. Andreas genannt, in welcher zwei schöne Schlingpflanzen meine Aufmerksamkeit fesselten; die eine, eine gurkentragende, prangte voll runder goldgelber Früchte in der Größe einer Orange, bitter, wie die Coloquinten. Die andere trug mehrfächerige Kapseln und lederartige Blätter. Ich erkannte in letzterer die Feuillea cordifolia, in St. Domingo Nandirobier genannt. In diesem Walde wuchs Carica papaya häufig verwildert mitten zwischen Clusia, Cedrela, Switenia, Ficus etc. An den Wald stoßen sehr viele Caffetal oder Kaffeepflanzungen, deren Produkt in diesem Theil von Cuba am vorzüglichsten gedeiht, und woselbst auch viele Mokkabohnen gezogen und am theuersten zu Havana verkauft werden.

---

*) Anolius bullaris. Lacerta bullaris. L.

**) Im tropischen Amerika sind mehrere Mimosa mit gedoppelten und dreifach gefiederten Blättern empfindsam.

Während der Kaffee baumartig, selbst mitten in den Wäldern auf Haiti, wächst, wird er auf Cuba sehr sorgfältig unter der Scheere gehalten, darf keine Höhe erreichen und ist systematisch in gleichen Reihen angebaut; höchstens läßt der besorgte Pflanzer die jungen Bäume unter dem Schutze der Pisangs aufwachsen. Der Boden der Gegend, die ich durchfuhr, ist ein zu Tag gehender, höchst poröser Kalkstein, mit der rothen Kalkerde der Guineen nur sparsam bedeckt. Abends erreichte ich den Caffetal de la Providencia, Herrn de Zayas angehörig. Dieser, ein feiner Weltmann, der französischen Sprache ganz mächtig, war auf meine Ankunft von Havana aus vorbereitet und empfing mich mit großer Zuvorkommenheit und der ganzen aisance eines reichen westindischen Pflanzers. Der innern Einrichtung seines Hauses nach zu schließen, konnte ich mich leicht überzeugen, daß ich mich im Mittelpunkte einer Insel der Antillen befinde. Die reichen Havanesen, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, leben so gut wie in Europa, bezahlen mit schwerem Gelde gute französische und englische Köche, führen die kostbarsten Weine und halten gewöhnlich offenen Tisch, an welchem alle ihnen anempfohlenen Personen ein für allemal eingeladen sind. Je öfter der Fremde, wenn es ein angesehener und anständiger Mann ist, in demselben Hause erscheint, desto mehr fühlt sich der Hausherr geschmeichelt, und sucht dem Gaste durch Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste angenehm zu werden. Mit frühem Morgen des nächsten Tages führte mich Herr Zayas in seinen weitläufigen, von 8 bis 900 Schwarzen betriebenen Besitzungen umher. Ich bewunderte die Ordnungs-Liebe und den guten Geschmack meines Wirthes, der seine große Hacienda zu einem Garten Edens umgeschaffen hatte. Jedes Kaffee- oder Zuckerfeld ward durch Alleen prächtiger Fruchtbäume der Tropenzone begrenzt, deren Mannichfaltigkeit und Schönheit mich bezaubern mußten. Welch einen Genuß dem Freunde der Pflanzenkunde eine ausgesuchte Sammlung der Obstarten vom heißen Erdgürtel aller Welttheile gewährt, überlasse ich dem Urtheile der Sachverständigen. In riesiger Größe prangten nament- Theobroma cacao und Laurus persea, den ich in den Urwäldern St. Domingos wiederfand. Desgleichen bewunderte ich einen großen Citrus mit ungeheurer Frucht, deren Fleisch roth und genießbar war. Die Blätter dieser Limone zeichneten sich durch sehr große Flügellappen aus, so daß sie beinahe gedoppelt erschienen. Dieser Citrus ist keine Abart des Citrus decumana. Die Cocospalme sah ich auch nirgends auf der Insel schöner und ergiebiger, ein Beweis, daß dieses kostbare Gewächs auch ferne vom Meeresstrande unter der menschlichen Pflege gedeiht. Große Stämme der Inga dulcis, von Tamarindus indica, der Spondias Mombin, der Mammea americana und Mangifera indica, wohl heimisch auf Cuba, aber selten in üppiger Fülle, sah ich in den Pflanzungen der Providenzia so schön wie auf Haiti, einer Insel, deren Vegetationskraft mit der von

Turdus jamaicensis, eine Drossel der älteren Ornithologen scheint selten und sporad. sich auf den Antillen verbreitet zu sein. Es ist eine Merula? und steht wohl M. carbonaria und M. infumata sehr nahe. Dr. Hartlaub der große Bremer Naturforscher, den ich unbedingt als authoritaet verehren, da sein großes ungeahntes Wissen und die vielen in Händen haben den litt. Hilfsquellen ihn zum 1ten Ornithologen Deutschlands erhoben, billigte diesen Vogel als auf Cuba nicht lebend nicht. Ich fand aber durch Vergleichung später daraus daß ich mich nicht geirrt haben konnte und diese grau-braune, schwärzliche Drossel fegen wie ich später erfuhr schon auf Key West und Tampa Bai erschienen sein soll? Ich bemerkte nachträglich daß das Werk von Ramon de la Sagra vor lange nicht alle Vögel der Insel vertritt.

Den kleinen Falken stellte ich unter T. mercurialis auf, ist aber doch wohl nur eine Altersverschiedenheit. Im Norden variiren sie nicht wohl aber in trop. Amerika. Ich fand bisher nur 2 Falken dieser Unterfamilie.



Brasilien gleichen Rang hält. Nachdem ich alle ökonomischen Baulichkeiten und die Kaffee- und Zuckerfelder besucht hatte, lud mich mein liebenswürdiger Begleiter ein, die bewaldeten, wildern Gegenden in Augenschein zu nehmen, und führte mich durch ein hohes Gehölz an den Rand eines kleinen, von großen Bäumen, besonders Switenia Mahagoni und Chamaefistula officinalis, beschatteten Sees, welcher von zahllosen Sumpfvögeln bewohnt wurde. Diese Thiere, gewohnt, der ungestörtesten Ruhe zu genießen, sind so wenig scheu, daß ich von ihnen eine große Ausbeute machen konnte. Parra Jacanna liefen wie Hausgeflügel am Rande des Wassers einher; mehrere Reiher wollten sich gar nicht durch das Abschießen der Gewehre abhalten lassen, mit den Fischen des Sees ihren Krieg fortzusetzen, und ein schwarzes Wasserhuhn (Fulica leucopyga) schwamm ganz vertraut vor meinen Füßen am Rande des Wassers umher. Von Süßwasserfischen bemerkte ich nur eine Perca von 7 bis 9 Zoll Länge, und einen winzigen Pymelodus. Auf dem Rückwege schoß ich eine schöne Drossel (Turdus jamaicensis), und fand im faulenden Marke einer Cecropia einen neuen Passalus, von Herrn J. Sturm nachher unter dem Namen Passalus carbonarius bestimmt. Man machte mich auf einen kleinen trägen Falken aufmerksam, S. Antonio genannt. Dieser Raubvogel sitzt Tage lang, ohne sich zu bewegen, beutespähend auf der höchsten Spitze eines Baumes, ist wahrscheinlich verschieden von dem in Amerika sehr verbreiteten Falco sparverius und gleicht eher dem Falco femoralis. Später schoß ich ihn in St. Domingo.

Erst nach einem dreitägigen Aufenthalt verließ ich die Hacienda de la Providenzia und erreichte den 28. Abends das Jngennio am Rio Gange. Den 30. reiste ich abermals vor Tagesanbruch ab, um die südliche Küste der Jnsel ungefähr in einer Entfernung von 16 Leguas zu besuchen, welche einen Theil der Bucht von Xagua bildet. Jch fuhr den ganzen Tag abwechselnd durch Haciendas, Viehweiden und mit Waldungen bedeckte Landstriche. Jn einer Entfernung von etwa sieben Leguas verschwand der nackte Kalkstein, sowie die rothe Erde, immer mehr, und eine schwärzliche Thonerde trat an die Stelle. Jetzt erschienen auch die Palma sombrero (Corypha tectorum?) und einzelne Stämme der Palma filamentosa (Corypha Miraguama), und je häufiger erstere Palme hervortrat, desto mehr verschwand die Palma real. Auch fand ich, daß sumpfige Stellen und kleine Seen, Lagunas genannt, zunahmen, je mehr der schwarze Boden überhand nahm. Die Potreros oder Viehplätze nahmen viel größere Räume ein, und die höhere Region der Waldzonen nahm ab, solchen Bäumen und Sträuchern Platz machend, welche einen nassen Boden lieben.

Ehe ich das von meinem Begleiter ausgesuchte Nachtlager erreichte, wurden die Palmen niederer und es schien mir, als sey es nicht mehr

jene Palma sombrero, die ich einige Leguas früher beobachtete. Doch wirkt der Standpunkt sehr auf die Entwicklung der Palmen. Herr Desdier führte mich in die Wohnung eines gewissen Herrn Juan Menendez, in dessen Desengaňio wir ebenfalls die herzlichste Aufnahme fanden. Da es noch nicht Nacht war, so benutzte ich den Rest des Tages, um in den benachbarten Lagunen zu jagen, woselbst viele Parra und weiße Reiher sich aufhielten. Unter letzteren sind zwei Arten zu unterscheiden: die eine ist so groß als unser Fischreiher und blendend weiß, von Ardea egretta verschieden; die andere ist Ardea candidissima, um zwei Drittheil kleiner als erstere, milchweiß mit schwarzgrauen Flügelspitzen. Auch fand ich zwei Arten von Land-Schildkröten, Emys, von denen die eine von ansehnlicher Größe war. Den nächsten Morgen wurde abermals sehr frühzeitig aufgebrochen und theils durch fruchtbares, angebautes Land, theils durch Weideplätze, theils aber auch durch sumpfige und unbenutzte Stellen gefahren. Diese dem Naturzustande überlassenen Gebiete werden Sienegas *) genannt und von der Corypha maritima und Corypha Miraguama belebt. Corypha tectorum verschwindet ebenfalls, sowie die Oreodoxa regia. Alle diese Palmen sind von Herrn von Humboldt entdeckt und bestimmt. Gegen Mittag erreichte ich ganz in der Nähe der Küste die Wohnung von Herrn Freide, welcher einen großen Viehstand unterhält, die einzige in den Sienegas einträgliche ökonomische Benutzung des an sich wenig fruchtbaren und undankbaren Sumpflandes. Bis dicht an diesen Platz erstreckt sich das sehr flache Küstenland, dessen schlammige, mit salzigem Wasser bedeckte Gestade in eine Entfernung von einigen Leguas landeinwärts sich erstrecken und von vielfach unter sich verwachsenen Wurzelbäumen, oder Hibiscus, **) mit prächtigen rothen und gelben Blüthen geziert, bewachsen sind und von Crocodilen bevölkert werden. Ich suchte in diese Gestade mit Hülfe der Neger vorzudringen, doch umsonst. Das Meer ist längs der Südküste der Insel durch einen Saum von Manglares, oft viele Meilen weit ununterbrochen, ganz unzugänglich, und es kann weder von der Seeseite das Land, noch das Meer von der Landseite erreicht werden.

Herr Freide ließ Pferde satteln und führte uns, die sumpfigen Stellen geschickt vermeidend, eine Legua weit durch hohes Gras und Miraguama-Palmen bis an eine Stelle, wo das Meer eine kleine enge Bucht durch die Mangle-Bäume in's Land hinein bildete, und von wo aus die hohe See sichtbar wurde. Sechs Jahre später umfuhr ich diese Flachküsten, welche durch unzählige Untiefen und kleine Inselgruppen höchst gefährlich werden und den Seeräubern zu Schlupfwinkeln dienen. Da ich die

*) Wird auch Cienegas geschrieben.

**) Hibiscus abutiloïdes.

Größe der Manglares noch nicht in einer so ausserordentlichen Ausdehnung gesehen hatte, so war mir der Anblick dieser, aus den Aesten durch Wurzelausläufer sich reproducirenden und immer weiter um sich greifenden, gesellig lebenden Bäume höchst wichtig, und ich verweilte wohl zwei Stunden an dem Orte, welcher noch durch große Colonien von Sumpfvögeln belebt wurde.

Am Abend war meinem Wunsche zufolge Jagd auf Crocodile angestellt worden, und eines dieser Thiere wurde von den Negern gefangen. Es war nur ein kleines Individuum von 2′ 4″ Länge, mit spitzer Schnauze und 38 Zähnen in der oberen, und 30 Zähnen in der unteren Kinnlade, ganz identisch mit dem Crocodilus acutus von St. Domingo. Die Neger behaupteten, diese echten Crocodile seyen hier nicht böse, doch öfters 12 Fuß lang. Was die Bissigkeit der Crocodile betrifft, so muß ich bemerken, wie hierin eigene lokale Ursachen obwalten müssen, die noch einer Erklärung bedürfen, da ich drei verschiedene Crocodile in Amerika zu beobachten Gelegenheit fand und die Bemerkung machen konnte, daß die geographische Vertheilung dieser großen Saurier auch auf ihre Wildheit Einfluß hatte. Das Louisiana-Crocodil oder Alligator (Champsa lucius) ist an einzelnen Orten gefährlich, an andern aber ganz unschädlich. Auf St. Domingo beachtet der Neger den Crocodilus acutus der Salzseen des Mirebalais nicht, während er der Schrecken der Einwohner in der Gegend von Aquin und St. Louis ist. So ist es auch in Mexiko mit dem Crocodilus rhombifer, welchen die Indier und Creolen von dem Crocodilus acutus sehr wohl zu unterscheiden wissen, ersteren Caiman und letzteren Crocodil zu nennen pflegen. Mangel an Nahrung mag auf diese fleischfressenden Reptile wirken, wie auf andere Raubthiere, und solche Orte, wo sie in Uebervölkerung leben, mögen demnach ihren Hunger vermehren. Während der Begattungszeit sind sie jedenfalls wilder als zu einer andern Periode, und während der kalten Jahreszeit im nördlichen Amerika, sowie während der trockenen im südlichen, ganz ungefährlich und in Schlafsucht versunken.

Den 2. Februar kehrte ich in die Hacienda des Rio Gange, und den 4ten nach der Havana zurück, von Herrn Desdier auf der ganzen Reise mit den deutlichsten Beweisen einer zuvorkommenden Höflichkeit beehrt und mit einer sehr reichen Sammlung, *) besonders an getrockneten Pflanzen, versehen.

---

*) Unter den wirbeltragenden Thieren der ersten Ordnungen sammelte ich nur 2 Säugethiere, den Dasyprocta Aguti und eine kleine Fledermaus (Molossus?). Von Vögeln: Geyer 1, Catharthes Aura, Falken 3, Falco sparverius, F. (Circus) uliginosus, Edw. und den S. Antonio, welcher wahrscheinlich noch nicht bekannt ist. Eulen 2, Strix Asio? und eine große weiße, schwarz und dunkelgefleckte vielleicht von Noctua nyctea nicht verschieden. Würger 1, Lanius carolinus. Fliegenschnapper und Tyrannen 9, Muscicapa ruticilla, eine dieser

Kurz vor meiner Ankunft in die Stadt überfiel mich ein Gewitter und es fing in Strömen an zu regnen. Dies war das erste Unwetter während meines Aufenthaltes auf Cuba. Im Laufe des Monats Februar traten noch mehrere solche heftige Gewitter ein, welche unstreitig viel zur Fruchtbarkeit dieses gesegneten Eilandes beitragen müssen. Die Höhe der Lufttemperatur wurde durch diese mit heftigen elektrischen Detonationen

ähnliche, aber hellgelb gezeichnete Art, wahrscheinlich keine bloße Varietät (M. flaveola, *mihi.*) Ferner M. (Vireo) olivacea und M. cantatrix, *Wils.* und noch zwei andere zweifelhafte Gattungen. Tyrannus sulphuraceus, sehr verschieden von T. Despotes, *Licht.* T. ferox, und ein großer, dunkelgrau, weiß und schwarz gezeichneter Tyrann auf Cuba, Pitirri genannt, T. nigriceps, *Sw.?* Seidenschwänze 1, Bombicilla americana. Tangarren 2, Tanagra multicolor (Fringilla Zena, *Lin.*), Tanag. palmarum (Icteria). Drosseln 2, Turdus jamaïcensis, T. polyglottus. Sänger 5, Sylvia (Turdus) aurocapillus, S. pusilla, S. olivacea, trichas, und 1 unbestimmt. Schwalben 1, wahrscheinlich Hirundo coronata? Ammern und Finken 5. Cassiken 4, Icterus versicolor, Cassicus niger (Psarocolius), cajanus, flavigaster. Staaren 1, Sturnus hypocrepis, *Wagler.* Verschieden von Alauda magna, *Gm.* Kolibri 2, Trochilus gramineus und colubris? Eisvögel 1, Alcedo Alcyon, vulgo Pitirri manglar genannt. Spechte 2, Picus radiolatus und ruficeps? Kukuke 2, Cuculus (Coccyzus) dominicus? von C. carolinensis verschieden, und der Arriero, ein großer Vogel, von Cuculus (Saurothera) Vetula zu trennen. Kurukus 1, Trogon silens, *mihi*, mit T. Rosalba verwandt. Papagayen 2, Psittacus leucocephalus und eine sehr kleine Perrüche, Oberleib grün, Unterleib schmutzig graugelb, mit Schuppen gezeichnet. Rebhüner 2, Tetrao (Perdix) Virginianus und eine schöne mit Odontophorus rufus, *Viellot*, verwandte Art. Tauben 5, Columba leucocephala, Caribaea, jamaïcensis, squamosa? und passerina. Regenpfeifer 1, Charadrius vociferus. Kraniche 1, Grus americana, grau mit hellrother nackter Stirn, wohl zu unterscheiden von dem großen weißen Grus Struthio. Reiher 8, Ardea alba, Egretta, candidissima Herodias, Ludoviciana, coerulea, virescens und cayennensis (violacea, *Wils.*) sämmtlich wohl bekannt. Nimmersatt 1, Tantalus Loculator. Flamingos 1, Phoenicopterus americanus. Ibis 2, Ibis alba und rubra. Löffler 1, Platalea Ajaja. Meerlerche 1, Hemipalama (Tringa) semipalmata. Strandreuter 1, Himantopus nigricollis. Jacana 1, Parra jacana; ob P. variabilis als eigene Art dargestellt werden darf, lasse ich dahingestellt. Rallen 1, Rallus virginianus. Purpurhühner 1, Porphyrio martinicensis. Wasserhühner 1, Fulica leucopyga, *Wagl.* Sturmvögel 1, Procellaria Wilsonii. Möven 2, 1 nicht genau bestimmt und Larus atricilla, Wils. (plumbiceps, *Temm.?*) Seeschwalben 2, eine zweifelhaft, die andere Sterna fuliginosa. Pelicane und Scharben 4, Pelecanus Thajus. Ein großer Cormoran (Haliaeus), welcher in Mexiko und der Louisiana auch vorkömmt und sich dem H. cristatus nähert, ferner Dysporus Sula und Tachypetes Aquilus. Plotus 1, Plotus Anhinga. Enten 4, Anas moschata, Bahamensis, americana und caudacuta. Saurier wenige, Crocodilus acutus, Leguana cornuta, ein Polychrus mit neun Streifen auf dem Rücken, viel kleiner als P. VI vittatus, dem Mabouya von St. Domingo. 1 Anolius grün mit rosenfarbenem Kehlbeutel. 2 Coluber, welche unschädlich sind. 2 Chelonier aus der Familie der Landschildkröten und einige Batrachier, ferner ungefähr 40 See- und 4 Süßwasserfische.

Starnoenas cyanocephala, wird gezähmt gehalten.
Odontophorus ist Od. nigricollis. und jedenfalls importirt da ich ihn Käfigvogel fand.
Die kleine Ortyx von den Antillen könnte eine, wenn sie bilden jedenfalls ist es eine subspecies.
Columba jamaicensis ist zenaida Bp. und inornata Vig. und nicht die Art von Jamaica.
Rallus elegans Aud. häufig
Ortygometra noveboracensis, selten ist nicht Pelecanus ~~Tha~~ Thagus Molina der dortige Vogel ist Pel. ruficollis (P. fuscus Auct.) ist nie im Alter silbergrau und viel ~~klein~~ der junge Vogel ist weissgrau mit gelbgrauem Unterhals, bei den lebenden aber auch den ganzen Littoral von Mex. Meer erscheint schmutzig graubraun. (Lässt nicht unterscheiden.)
Phalacrocorax floridanus.
Dendrocygna autumnalis, arborea und Dafila bahamensis.
Einige noch als gezähmte Seltenheit Ardea occidentalis, Aud. und Cyanocorax floridanus.

Muscicapa flaveola ist doch nur ein junges ♀
M. ruticilla.
Tanagra palmarum, Icteria olivacea
sehr häufig auf dem südwestlichen
Theil der Insel.
T. polyglottus ist auf Cuba nicht ver-
schieden und mit der Orphea
von Haïti identisch.
Hierzu noch T. rubripes Temm.
T. auricapillus (Seiurus).
Cassicus cajanus ist Cass. fulvopterus
Sturnella hypocrepis, Wagl. viel klei-
ner als torquata u. auch verschieden
mit St. occidentalis von Califor-
Trochilus Mango. Später erhalten
Tr. colubris sporadisch.
Picus superciliaris (Melanerpes)
— Fernandinae ([illegible])
— radiolatus selten (Jarquin
Coccyzus seniculus.
Saurothera Merlini (S. campsiva
Trogon (Temnurus) silens von Pr. Würt. mir 182
entdeckt und unter diesem
Namen veröffentlicht wurde, ist im Mu-
seum zu Leyden aufgestellt
Exemplar von Temmink T. temnu-
rus genannt. Mit Recht sagte
der gr. + Cuvier zu mir le na-
turaliste Batave est le plus gra
voleur de la science. Ich brachte
den Vogel 1824 nach Paris wo
einstimmig als neu erkannt
wurde.

Kurze Übersicht des Museum's
des großen Naturforschers
Herrn Herzog Paul von Württemberg
zu Mergentheimer Schloß.

aus allen Welttheilen

352 Vierfüßler
,000 St. Vögel
00 St. Schlangen, Eidechsen in Spiritusgläser
0 St. Fische theils ausgestopft – th. i. Spiritusgl.
darunter der große Menschenfresser (Hai)
von mir 1853. im Atlandischen Ocean ge-
geschossen, mit 3 Jungen. (14 Aug.) Burchart
0 St. Schildkröten, Krebse, Frösche i. Spiritus
0 Schmetterlinge
0 Käfer
0 Muscheln
0 Zoophyten (Corallen, Gorgonien) Pflanzenthiere
Mineralien
getrocknete Pflanzen
Gläser u. Schachtel mit Sämereien, Wurzeln, Kräuter etc.
größere Fruchtarten
St. Anzüge, Geräthschaften, Mumien von Indianer, Egypten.
St. Schädel v. Menschen u. Thiere, Skelette
Elephantenzähne, Hirschgeweihe, Büffelhörner etc. Burcharts Hort. Cal. Insp.

strahlen hatten auf mich, wie auf jeden Europäer gewirkt, und ein heftiger

Die großen Reisen vom Jahre
1825 bis 1856 nach Aegypten
Afrika, Asien, Australien, Chi[na]
Indien etc. etc. etc., welche ein
großartiges Werk giebt, wi[rd]
später im Drucke erscheinen.

Bürkl[i]

den Vogel 1824 nach Paris we[...]
einstimmig als neu anerkannt
wurde.

verbundenen Naturerscheinungen nicht bedeutend heruntergestimmt; dagegen wirkten desto mehr einige im Laufe des Monats eingetretene Nordwinde auf die Atmosphäre. Der Thermometer senkte sich alsdann bis auf 10 und 12° +, einen Wärmegrad, welcher auf die Einwohner schon sehr empfindlich wirkt. Alsdann sah ich die Havanesen, besonders die Frauen, bis an die Zähne in ihre Mantillas gehüllt, und die kalte Luft verursachte vornehmlich im Innern der Häuser eine höchst unangenehme Empfindung, da der Körper durch die beinahe immer in Transspiration befindliche Haut viel empfindlicher gegen den Eindruck der Kälte wird. Da der Aufenthalt in der Havana selbst für meinen Zweck nicht sehr bequem war, auch durch die Feuchtigkeit meiner Wohnung meine Sammlungen zu leiden anfingen, so folgte ich der Einladung eines in La Regla ansäßigen französischen Arztes, Herrn Le Dilly, bei demselben eine Wohnung zu beziehen, welches für mich um so angenehmer war, da die Gegend von La Regla in jeder Hinsicht mehr als die Havana dem Naturforscher entsprechen muß. Herr Le Dilly bewohnte ein geräumiges Haus, welches zugleich zur Aufnahme von Kranken eingerichtet war; auch befanden sich während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes stets einige Gelbfieberkranke in demselben, von denen übrigens viele genasen, da Herr Le Dilly eine sehr glückliche Methode gegen diese Krankheit anwandte, welche von dem allgemeinen Schlendrian ganz abwich, durch welchen man in den meisten Städten Amerika's die Kranken einem sicheren Tode zuführt. Die Creolen, besonders die farbigen Weiber, sind am geschicktesten, um Kranke dieser Art zu pflegen, und ihre Hausmittel, welche meist in die antiphlogistische Heilmethode eingreifen, bewähren sich am zweckmäßigsten. Die französischen Aerzte, die bis jetzt mit dem meisten Glück in West-Indien diese Krankheit bekämpften, haben sich hievon überzeugt, wie ich dies selbst aus dem Munde geschickter Aerzte zu St. Domingo, in der Havana und Neu-Orleans erfuhr. Die amerikanischen Aerzte dagegen, welche als Specificum beinahe gegen jedes Uebel Quecksilber in Unmaß verordnen, sind nichts weniger als glücklich in ihren Kuren. Von allen seefahrenden Nationen sind die Engländer und Spanier an Bord der Kriegsfahrzeuge am wenigsten dem gelben Fieber unterworfen; erstere wegen der äusserst strengen Mannszucht und guten Verpflegung der Matrosen und Seesoldaten, letztere wegen ihrer bekannten Mäßigkeit. Die englischen Seespitäler sind auch ein Muster von Reinlichkeit und Ordnungsliebe; sie zeichnen sich überdies durch die Güte der Medicamente aus, die den Kranken gereicht werden. Es war mein Glück, eine Aufnahme in La Regla gefunden zu haben; denn die Folgen der Anstrengungen meiner Reise im Innern der Insel und das nasse Bad, welches ich vor meiner Ankunft in Havana erduldet hatte, sowie die sengenden Sonnenstrahlen hatten auf mich, wie auf jeden Europäer gewirkt, und ein heftiger

Anfall des climatischen Fiebers warf mich in La Regla darnieder. Es stellte sich ein so starkes Erbrechen bei mir ein, daß ich Anfangs die Meinung theilte, irgend etwas Schädliches genossen zu haben. Das Urtheil der Sachkundigen über meinen Zustand war getheilt, indem mehrere behaupteten, der Genuß einiger Austern aus den Manglares könnte Schuld an meinem Uebel seyn. Nun hatte ich wohl einige von diesen kleinen auf Corallenbänken, oder an den Stämmen der Rhizophora Mangle, aufsitzenden Bivalven gekostet, aber so unschmackhaft gefunden, daß deren Genuß mich nicht hätte reizen können. Herr Le Dilly erkannte bald den wahren Grund meiner Krankheit und behandelte mich so zweckmäßig, daß ich, der großen Entkräftung ungeachtet, in welche ich verfallen war, doch nach Verlauf von einigen Tagen wieder aufstehen konnte. Ich führe dieses Beispiel nur aus dem Grunde an, um einen Jeden, der zum ersten Mal das Tropenclima betritt, vor zu großer Anstrengung in den heißen Mittagsstunden, vor plötzlichen Erkältungen und vor dem Genusse von Seethieren zu warnen; obgleich die Fische im Durchschnitt, wenn sie frisch sind, nicht schädlich genannt werden können, so ist in ihrem Genusse dennoch Vorsicht anzuwenden. — Meine Sammlungen vermehrten sich noch um ein Bedeutendes in La Regla und ich hatte Muße, dieselben zu ordnen und zu verpacken. Da ich in Erfahrung gebracht hatte, daß in der Nähe von La Regla sich mehrere Mancenill-Bäume befänden, so faßte ich den Entschluß, diese gefährlichen Giftbäume zu besuchen, besonders da in meinem Hause sich ein afrikanischer Neger befand, welcher erbötig war, mich nach denselben zu geleiten. Er wählte die Mittagsstunde, wo die Ausdünstung dieser verpesteten Gewächse nicht so gefahrbringend ist wie am feuchten Morgen oder in der Abendluft. Um zu ihnen zu gelangen, mußte ich dem Ufer der Bay entlang eine Strecke fahren und mich einem sumpfigen, mit Wurzelbäumen bedeckten Wasser entlang halten, welches mit der See in Verbindung stand. Die Mancenill-Bäume, von denen drei mittlere Stämme am Ende dieses stagnirenden Salzwassers sich befanden, können dem äusseren Anblick nach die Aufmerksamkeit wenig fesseln, da sie in Gestalt und Blättern sich den Wurzelbäumen nähern. Sie waren 50 bis 60 Schuh hoch und schienen keinen besondern Einfluß auf die benachbarten Gewächse zu äussern. Wir hatten aus Vorsicht Schwämme, in Essig getränkt, mitgenommen und nahten uns unter dem Schutze einer kräftigen Seebrise. Der Neger schnitt mehrere Zweige von denselben ab, sowie einige unreife Früchte, da die Bäume nicht in ihrer Blüthe standen. Ich würde bald jenen überaus giftigen Einfluß dieser Bäume, welche von den Einwohnern mit Abscheu geflohen werden, bezweifelt haben, wenn ich nicht auf dem Rückwege eine Empfindung von Ekel und Kopfweh verspürt hätte, welches dem einer Person gleicht, die zum ersten Mal Tabak raucht. Der Neger aber,

welcher sich in nähere Berührung mit denselben gesetzt hatte, schwoll an Gesicht und Händen auf und mußte sich mehrere Male übergeben. Man betrachtet den äusseren und inneren Gebrauch des Seewassers als ein Hauptmittel gegen diese narkotische Intoxikation; jedenfalls ist das Waschen mit Essig und Salzwasser und der Gebrauch einiger Tropfen flüchtigen Alcalis mit Wasser specifisch wirksam. Da der Geruch narkotischer Kräuter schon hinlänglich ist, Ekel und Kopfweh zu verursachen, so lassen sich die tödtlichen Wirkungen von der Ausdünstung eines großen Baumes um so mehr erklären, da dessen ganzer belebter Organismus giftige Dünste ausströmt.

Kurz vor meiner Abreise von Cuba fand ein Markt auf Guanabacoa statt, welcher von dem größten Theil des Publikums der Havana und der benachbarten Bevölkerung besucht wird, und daher ein charakteristisches Bild der Sitten, Trachten und Gebräuche dieser Insel abwirft. Durch eine Reihe von Buden und Zelten, wie auf allen Jahrmärkten, kreuzten sich die Gewohnheiten und Belustigungen einer spanischen Bevölkerung mit denen der gesitteten Europäer und der rohen Neger. Spanische Fandango's und Bolero's in Begleitung von Dudelsäcken und Castagnetten, französische Contretänze und deutsche Walzer mit Harmonie-Musik, afrikanische Gesänge und ein schwarzes Orchester dazu, welches der Unterwelt entlehnt zu seyn schien, Processionen mit brennenden Kerzen am Tage und bei der Nacht, Trink- und Spielbuden, Land- und See-Offiziere, militärische Trachten vieler Nationen, Mönche und Ordensbrüder, niedliche Stutzer, reiche Creolen und elegante Damen, Masken, Hanswurste und Pantalons, schmutziges Lumpengesindel, Diebe und Bettler, feile Dirnen, nackte Neger und farbige Leute aller Art wimmelten hier durcheinander. Uebrigens verläugnete sich selbst mitten unter diesem Wirrwarr die spanische Höflichkeit nicht, welche selbst den geringsten Leuten eigen ist und durch welche sie sich vor andern Nationen auszeichnen. Der unwiderstehliche Hang zum Spiel, welcher in den Colonieen stattfindet, zeigte sich mir hier in seiner häßlichsten Gestalt. Große Tische waren mit Monte- und und Chussa-Spielern besetzt, deren Banken priviligirte Eigenthümer haben, wie unsere Spielhäuser. An diesen Gaunerbänken malten sich alle Ausdrücke der verzerrtesten Leidenschaftlichkeit. Man hatte mir gerathen, meinen Widerwillen zu überwinden und an einem der Spieltische eine Unze zu wagen, da die Entrepreneurs dieser Banken alle mit einander gemeinschaftliche Sache machen und mit Wegelagerern und anderem schlechten Gesindel in Verbindung stehen sollen. Nachdem ich mein Goldstück gesetzt hatte, entfernte ich mich und bekümmerte mich nicht mehr um das Schicksal desselben. Als ich nach La Regla zurückfuhr, war es dunkle Nacht geworden. Am Eingange eines Hohlweges wurde meine Volanta plötzlich angehalten; es waren aber keine Räuber, sondern bewaffnete Leute im Solde der Polizei, welche mich bis durch den Hohlweg der Sicherheit wegen geleiteten.

Schließlich erlaube ich mir, noch einige kurze Notizen über den Handel der Havana mitzutheilen. Vom 1. Januar 1822 bis zum 31. December desselben Jahres liefen in den Hafen der Havana ein: 72 spanische Kriegsschiffe, 69 von fremden Nationen, und 1296 Kauffahrer, unter denen 386 spanische, 669 Amerikaner, 118 Engländer, 62 Franzosen, 18 Holländer, 12 Hamburger, 7 Bremer, 6 Dänen, 7 Portugiesen, 4 Schweden, 2 Piratenprisen, 2 Sicilianer, 1 Oldenburger und 1 Columbianisches Fahrzeug sich befanden. Ausgelaufen sind: 64 spanische und 69 fremde Kriegsschiffe; 313 Spanier und 805 fremde Kauffahrer. An Produkten wurden ausgeführt aus dem Hafen der Havana 261,795 Kisten Zucker, 501,429 Arroben Kaffee, 14,450 Arroben Wachs, 4633 Pipen Zuckerbranntwein (aguardiente de canna) und 34,604 Fässer gereinigte Melasse. Demzufolge sind 25,126 Kisten Zucker mehr als im Jahre 1821 ausgeführt worden.

Während der letzten Zeit meines Aufenthaltes war das Wetter kalt und stürmisch geworden und heftige West- und Nordwest-Winde erschwerten das Auslaufen der Fahrzeuge. Ich hatte meine Ueberfahrt nach Neu-Orleans auf einer amerikanischen Brigg, der Sarah Ann, bedungen, welche von einem Franzosen befehligt wurde. Mehrere Tage lang mußte ich auf günstiges Wetter und besseren Wind harren, indem die See sehr hoch ging und mit großer Gewalt an der Nordküste von Cuba brandete. Endlich am 17. Februar legte sich der Sturm, und das Wetter wurde heiter. Am folgenden Tage Morgens um 9 Uhr lichtete die Brigantine die Anker und benutzte den schwachen Süd-Süd-West-Wind, welcher wehte, um den Hafen zu verlassen. Eine Menge fremder Fahrzeuge, besonders Engländer, benutzten den nämlichen Wind zur Ausfahrt, um sich unter den Schutz der englischen Flotte zu begeben, die eben im Angesichte der Stadt kreuzte. Die Kriegsschiffe der verschiedenen Flaggen hatten zu dieser Zeit vollauf zu thun, um das Meer von den Seeräubern zu reinigen, welche die westindischen Gewässer beunruhigten. Niemals war der Unfug so groß gewesen, als damals. Die See ging ausserordentlich hoch, und das Schiff kämpfte schwer gegen die Wellen; auch verlor ich erst gegen Abend den Morro aus den Augen. Den 19. Nachmittags um 3 Uhr unter dem 25° 3′ nördlicher Breite und 83° 41′ westlicher Länge erreichte uns ein bewaffnetes Fahrzeug und gab sich als einen Buenos-Ayres-Kaper von 18 Stück Geschütz zu erkennen; ein großes Glück für mich, daß ich mich keiner spanischen Flagge anvertraut hatte, sonst hätte ich, statt der Reise nach dem Missisippi, eine nach dem La Plata machen können. Des Nachts hob sich der Sturm von Neuem, und der Wind sprang von West nach Nord-West. Den 20. erschienen große Schaaren Delphine und zogen in einer Richtung von West nach Nord-Ost. Die Nacht über wüthete der Sturm fort, sprang aber gegen

Morgen nach Süd-Süd-West. Den 22. Mittags durchschnitt das Schiff den 27° der Breite, und nun legte sich der Wind vollkommen bei sehr hohler und hoher See, wodurch die ohnehin lecke Brigantine auf das Aeusserste ermüdet wurde und unser Zustand sehr gefährlich erschien. Am 23. Abends erhob sich der Wind abermals mit großer Gewalt, und es fing wieder an von Nord-West zu stürmen. Diese heftigen Windstöße wechselten mit starken Gußregen und Donnerschlägen, sowie mit plötzlicher Windstille ab, welches noch gefährlicher als der Sturm selbst ist. Die Sarah Ann wurde immer lecker und zog viel Wasser, so daß ein Drittheil der Mannschaft an der Pumpe arbeiten mußte. Den 25. früh vor Sonnenaufgang hatte uns der heftige Weststurm dem Cap St. Blasio ungefähr unter dem 29°, 30′ nördlicher Breite und 85° 30′ westlicher Länge so sehr genähert, daß wenig Hoffnung übrig blieb, das lecke, vom Sturm sehr beschädigte Fahrzeug zu retten. Das große Boot, welches See hielt, wurde nun abgewunden, um auf den äussersten Fall gefaßt zu seyn, da die Mannschaft kaum mehr zu den Pumpen hinreichte. Die vor uns liegende Küste war eine niedere Sanddüne, im Hintergrunde mit Rohr und Littoralpalmen bewachsen, wie überhaupt alles Küstengebiet der Floriden und des Mississippi. Das feste Land war ein Wald von Kiefern (Pinus palustris). In diesem kritischen Augenblicke wendete sich aber plötzlich der Wind nach Nord-Ost. Das Wetter wurde schön und den 27. Morgens 9 Uhr befand sich der Lootse von den Mississippi-Mündungen an Bord. Wegen der großen Menge Wassers im Schiffsraume konnte bei dem ohnehin schwachen Winde die Brigantine nicht mehr, als zwei bis drei Knoten in der Stunde segeln. Abends um 7 Uhr waren wir an der Hauptmündung (Grande Passe), konnten aber wegen der Finsterniß nicht einlaufen und mußten den Anker senken bei dem 29° nördlicher Breite und 89° 19′ westlicher Länge. Mit großer Mühe wurde den 28. das Schiff in den Strom gelootset, mußte aber zwei englische Meilen von der Balize abermals den Anker senken. Nachdem die Lecke einigermaßen gekalfatert worden waren, erreichte die Sarah Ann den 4. März nach einer äusserst beschwerlichen und langsamen Fahrt die Hauptstadt der Louisiana.

Drittes Capitel.

Abfahrt von Neu-Orleans. Plaquemine. Baton Rouge. Bayou Sarah. S. Francisville. Pointe Coupée. Aufenthalt daselbst, und Wanderungen in der Gegend.

Während meines letzten Aufenthalts in Neu-Orleans fand ich die gehörige Muße, mich zu der etwas beschwerlichen und langwierigen Reise nach dem innern nordwestlichen Theile Amerika's vorzubereiten. Die Jahreszeit sowohl als der hohe Wasserstand des Mississippi waren so günstig, daß ein längerer Aufschub hätte nachtheilig werden können; auch gesellten sich noch einige andere Umstände bei, welche mir die Abfahrt des Dampfbootes, mit welchem ich engagirt war, höchst wünschenswerth machten.

Die Natur, welche sich in diesem Jahre etwas später als gewöhnlich mit ihrem Frühjahrsgewande schmückte, gab mir die Hoffnung, in der obern Louisiana noch die Entwicklungsperiode der neubelebten Pflanzenwelt, durch den Uebergang der kalten Jahreszeit in die warme, in einem Lande zu beobachten, welches so nahe dem heißen Erdgürtel gelegen, dennoch den gemäßigten Climaten sich nähert, und dadurch von den eben so niedrig gelegenen Ländern der alten Welt unter gleicher Breite sich auffallend unterscheidet.

Der kalte Winter von 1822 und 1823, dessen auffallend schnelle Abwechslung von Hitze und Frost seit Menschengedenken an den Mündungen des Mississippi nicht stattgefunden hatte, wirkte auf alle organischen Geschöpfe, besonders aber auf das Reich der Pflanzen, mit jener Macht, durch welche Extreme, die nur hin und wieder nach langen Zeiträumen sich wiederholen, ihren zerstörenden Einfluß äussern.

Ich hatte die Absicht, mich 50 Stunden stromaufwärts einige Wochen aufzuhalten, und wählte zu dieser Reise ein Dampfboot (die Feliciana), welches regelmäßig nach Bayou Sarah, einer kleinen Niederlassung am Mississippi unweit St. Francisville, von Neu-Orleans aus abfuhr.

In der Hauptstadt ward ich von den besten Häusern mit so vielen Empfehlungsbriefen versehen, daß ich nicht einen Augenblick zweifelte, mir durch diese wohlwollende Güte überall den besten Empfang zu sichern.

Herr Louis Tainturier, ein sehr unterrichteter und für die Wissenschaften beseelter Creole, dessen Freundschaft ich zu gewinnen das Glück gehabt hatte, wünschte mich nach dem Bayou Sarah zu begleiten, um

daselbst denselben Zweck zu verfolgen; auch hatte er ebenfalls alle Vorbereitungen zu einer zwar nur kurzen, aber für ihn dennoch interessanten Excursion getroffen.

Da eine sehr strenge Ordnung auf den amerikanischen Dampfbooten herrscht, und die Stunde der Abfahrt auf die Minute gehalten wird, so mußte ich schon eine Stunde vor derselben, den 19 März, mich mit meinem Gepäcke am Bord der Feliciana einfinden. Die meisten meiner Freunde aus der Stadt hatten mich bis an das Zollhaus, unweit welchem die Dampfboote vor Anker liegen, begleitet, und nahmen herzlichen Abschied von mir, nochmals ihre letzten Beweggründe aufbietend, mich in meinem Beschluß, den Missoury aufwärts zu reisen, wankend zu machen. Ich schied von diesen Herren, deren ich einige nie wieder sehen sollte, mit herzlichster Rührung, und verfügte mich eiligst an Bord der Feliciana. Herr Tainturier, dem der Abschied noch schwerer wurde wie mir, hätte sich bald verspätet, denn in den der Gesundheit so nachtheiligen Climaten der heißen Zone ist das Gemüth des gefühlvollen Menschen von einer wehmüthigen Stimmung hingerissen, wenn er Freunde und Angehörige, selbst auf noch so kurze Zeit, verlassen muß. Mit seinem Eintritt in das Schiff schlug die Glocke eilf Uhr; in demselben Augenblicke wurden die Taue gelöst, und die Maschinerie trat in Gang.

Das Dampfboot „die Feliciana“ gehörte zu den vollkommensten Fahrzeugen dieser Art, welche die Gewässer des nördlichen Amerika beschiffen. Das Angenehme seines, durch eine treffliche Maschinerie bewirkten, äusserst schnellen Ganges wird noch mehr durch die in demselben herrschende Bequemlichkeit für Passagiere vermehrt. Die beiden Zimmer für Herren und Damen sind einfach schön decorirt und sehr reinlich erhalten. Für den Preis von 15 Dollars für die Person, von Neu-Orleans bis zum Bayou Sarah, wird täglich nach der in den Vereinigten Staaten eingeführten Sitte dreimal gespeist, nämlich um 9 Uhr des Morgens, Mittags um 2 und Abends 8 Uhr. Die Amerikaner, mit diesen luxuriösen Mahlen noch nicht befriedigt, nehmen aber gewöhnlich noch um 11 und 4 Uhr kleine Collationen zu sich.

Die Gesellschaft, welche die Fahrt am Bord des Dampfbootes mit mir bis Bayou Sarah oder den an den Ufern des Stromes näher nach der Stadt zu gelegenen Orten theilte, bestand aus Pflanzern, sowohl französischen Creolen als Anglo-Amerikanern, mehreren Offizieren der Garnison von Baton Rouge, einer Familie von reisenden Tonkünstlern, und einigen jungen Damen; im Ganzen aus etwa aus 30 Personen, welche auf allerlei Art ihre Langweile, besonders durch Kartenspiel, zu verscheuchen suchten.

Als wir die letzten Wohnungen, welche man eine Vorstadt von Neu-Orleans nennen möchte, hinter uns gelassen hatten, breitete sich das linke Ufer des Stromes in jene öde niedrige Fläche aus, welche auf ihrem den

regelmäßigen Ueberschwemmungen des Missisippi ausgesetzten Sumpflande nur die Cypresse ernährt, welche sparsam von belaubten Bäumen und hin und wieder rankenden Schlingpflanzen unterbrochen wird. Die Natur scheint diese Landstriche zum Contrast des milden Himmels vom 30sten Breitegrade mit jenem düstern Nadelholze bepflanzt zu haben, dessen trauriger Parasit, die Tillandsia, den melancholischen Eindruck noch mehr erhöht. Würde die Stimmung, die diese Wälder auf die Empfindungen des Reisenden erregen, nicht durch die brennende Sonnenhitze oder den Anblick des Krokodils und der Zwergpalme zur Wirklichkeit zurückgeführt, so müßte er sich in die hohen Breiten des beeisten Nordens versetzt glauben. Das entgegengesetzte Ufer ist dagegen angepflanzt, und eine Menge Gemüse- und Obstgärten, welche sich an die mit Orangenbäumen umgebenen Wohnungen der Pflanzer anlehnen, versorgen zu jeder Jahreszeit den Markt von Neu-Orleans mit Gemüsen und Früchten.

Um 1 Uhr Mittags hatte das Boot schon zwei Krümmungen des Stromes umfahren, die eine von Süd nach West, und die andere, bei der Zuckerpflanzung von Forteus, von Süd nach Nord-Nord-West.

Das östliche Ufer des Stromes ist überall mehr bebaut wie das westliche, besonders befinden sich daselbst viele Zuckerplantagen, über deren Einrichtung ich in den frühern Capiteln gesprochen habe. In der Nähe der Wohngebäude bemerkte ich häufig eine Weide mit überhängenden Aesten gleich unsern Trauerweiden, sowie die im ganzen nördlichen Amerika vom 33° der Breite südwärts häufig vorkommende Yucca filamentosa, welche ihre schönen weißen Blüthenbüschel im Mai, Juni und Juli entwickelt. Die noch nicht gehörig bestimmte Fackeldistel der Louisiana, *) welche als Gegensatz der meisten Arten des zahlreichen, der neuen Welt allein angehörigen Geschlechtes feuchte und fette Ufer des Stromes bedeckt, wird durch die Urbarmachung des Bodens immer mehr verdrängt, indem sie in der Louisiana wegen ihrer Stacheln gefürchtet wird, und nicht wie ihr Geschlechtsverwandter, der Cactus Tuna von Cuba, zur Einhägung bebauter Plätze dient.

Zwölf Meilen von Neu-Orleans, nachdem man die letztgenannte Krümmung des Missisippi zurückgelegt hat, geht die Fahrt nordwestlich längs angebauter Ufer. Die Wohnungen der Pflanzer, welche ihre Häuser mit Gärten und Orangenpflanzungen umgeben, verrathen überall, durch ihre bequeme Einrichtung und die Menge der auf den mit Zuckerrohr und Mais bebauten Feldern arbeitenden Neger, den großen Wohlstand, dessen sich die Einwohner der niedern Louisiana erfreuen.

Die reichhaltigen Ernten, welche das Zuckerrohr gewährt, und der bedeutende Abgang, den der Louisiana-Rohzucker im Handel findet, machen

*) Die Fackeldistel der Louisiana ist von Cactus Opuntia verschieden.

diesen Zweig der Oeconomie höchst einträglich, besonders da das Zuckerrohr unter allen in den Colonieen gebauten und im Handel vorkömmenden Waaren der wenigsten Sorgfalt bedarf, und minder als irgend eine andere nutzbare Pflanze der heißen Zone dem Einflusse der Witterung unterworfen ist.

Unter allen nahrunggewährenden Pflanzen aus dem Gebiet der Gräser gibt das Welschkorn (Zea Mays) in den verschiedensten Climaten der neuen Welt die reichsten Ernten, und die an diese Nahrung gewöhnte niedere Menschenklasse, besonders die Schwarzen, ziehen ihn weit jeder andern Getreideart vor. Auch bedarf der Mais in der wärmern Zone beinahe gar keiner Pflege, und gewährt oft den vielfachsten Gewinn der Aussaat.

Der Strom läuft in einer Entfernung von 12 englischen Meilen beinahe in gerader Richtung nach Nordwest, und die Wohnungen der reichsten Pflanzer aus der Louisiana befinden sich in dieser Gegend. Ihre nur durch Pflanzungen und Gärten getrennten Besitzungen berühren sich und reihen sich ununterbrochen aneinander, indem sie nach Art der französischen Colonieen in Kirchspiele (Paroisses) getheilt sind, welcher Gebrauch noch aus der frühesten Zeit der Colonisation und Anbauung der Louisiana oder Nouvelle France, unter der Regierung Ludwigs XV., noch herrührt. Die erste Kirche, welche ich unter diesen Kirchspielen berührte, war die rothe Kirche (Eglise rouge, red Church), 18 Meilen von der Stadt gelegen.

Das Wetter war den ganzen Tag über sehr schön geblieben, und die Temperatur der Luft nicht zu heiß, obgleich dem Anscheine nach die große Wärme bald in diesen Gegenden einzutreten drohte. Die Beobachtung scheint in der Louisiana gültig zu seyn, daß nach einem kalten Winter die Hitze früher als gewöhnlich, mit anhaltender Trockenheit, eintritt.

Des Abends unterhielten die fremden Tonkünstler die Gesellschaft mit Musik. Die Nacht konnten aber die wenigsten Passagiere schlafen, indem ein Theil derselben, welcher aus jungen Leuten bestand, und dem Grog zu stark zugesprochen hatte, mit Lärm und Kartenspiel bis zum andern Morgen die Zeit hinbrachte.

Da der Mond schien und die Nacht ziemlich helle war, so setzte das Dampfboot seine Reise ununterbrochen fort. Diese Art, mit Fahrzeugen die Nächte zu schiffen, ist in den größern Strömen der Vereinigten Staaten sehr gebräuchlich, obgleich, besonders bei niedrigem Wasserstande, nicht ohne Gefahr.

Mir war diese Weise zu reisen sehr wenig erwünscht, indem ich den Anblick der Gegend entbehrend noch die Unbequemlichkeit erdulden mußte, durch das Gepolter der Maschinerie im Schlafe gestört zu werden, welches allen Reisenden widerfahren möchte, welche zum ersten Male diese Art Boote betreten.

Das Boot hatte bis zum Abend vom 19. eine Strecke von 35 englischen Meilen zurückgelegt, daher befanden wir uns gegen Morgen vom 20. März unweit des Ausflusses vom Bayou la Fouche, welcher sich nach der Seeküste ausmündet, und vor welchem sich die von französischen Creolen bewohnte zusammenhängende Niederlassung gleiches Namens befindet, welche ein Kirchspiel bildet.

Ich konnte die Lage der am rechten Ufer des Missisippi gelegenen Kirchspiele Bonne chaire und Contrelles (Bona cabra Church, Contrell's Church) wegen der nächtlichen Finsterniß nicht bemerken.

Aus der Höhe, welche die verschiedenen Laubhölzer der Gegend einnehmen, läßt sich mit Gewißheit schließen, daß der Boden trockener und noch fruchtbarer als in den der Stadt näher gelegenen Gegenden ist.

Der Missisippi macht mehrere große Krümmungen bis zu den bedeutenden Ausflüssen desselben, welche aus dem Strome bei Plaquemine in einer Richtung nach Süd-West in den Golf von Neu-Spanien, und bei Iberville, von Nord nach Süd-Ost, in den See von Maurepas sich münden.

Die erste dieser Krümmungen zieht sich von Süd nach Nord-Ost und West, wenn der Beobachter seine Richtung stromaufwärts nimmt.

In der Hälfte der Stromwendung befindet sich eine große, 1½ englische Meilen lange und ½ Meile breite Insel, in einer Lage von Süd nach Nord, 92 englische Meilen von Neu-Orleans.

Diese Insel ist in der Mitte des Stromes gelegen, und theilt denselben beinahe in zwei gleiche Theile. Die Ränder derselben sind stark mit der am Missisippi häufig vorkommenden Weide (Salix nigra?) bewachsen, während das Innere derselben besonders Pappeln (Populus deltoides, *Marsh.*) und den Diospyros virginica, *Linn.* ernährt. Die Krokodile, welche ich seit der Abfahrt von Neu-Orleans noch nicht bemerkt hatte, fingen wieder an, hin und wieder zu erscheinen, obgleich lange nicht in der Anzahl, wie an den Mündungen des Stromes unterhalb der Stadt, oder den Missisippi aufwärts in den Gegenden Acheffalaya, dem rothen Fluß (Rio colorado de Nachitoches) und Jazou. Wenn gleich diese Thiere durch die größere Bevölkerung des Landes nicht veranlaßt werden, ihre Aufenthaltsorte freiwillig zu verlassen, so müssen sie dennoch, trotz ihrer großen Vermehrung, nach und nach abnehmen, indem sie in Menge umgebracht werden. Die Natur hat die Sinne dieser großen Amphibien so sehr eingeschränkt, daß sie der ihnen nahenden Gefahr bewußtlos entgegen gehen. Die Giftschlangen dagegen finden unter Schweinen und Hunden so mächtige Feinde, daß sie sich aus der Nähe bewohnter Plätze zurückziehen müssen; auch nimmt dieses Ungeziefer in den bevölkerten Gegenden Amerikas schon bedeutend ab.

Der vorerwähnte amerikanische Lotus (Diospyrus virginica, *L.*), welcher sehr naheverwandt mit seinem in Asien unter gleichem climatischen Einflusse

vorkommenden Geschlechtsverwandten ist, wird von den Ureinwohnern des neuen Continents als Speise eben so geschätzt, wie von den Völkern der alten Welt während der ersten Periode der griechischen Geschichte. *). Allgemein scheint der Plaqueminier die Ufer des Missisippi zu seinem Hauptstandpunkte erwählt zu haben, woselbst er viel häufiger einzeln und gruppenweise wachsend getroffen wird, wie in andern vom Hauptflußgebiet entlegenen Orten. Die Europäer, wenn gleich auch Geschmack an seinen im Spätherbst reifenden Früchten findend, können diesen dennoch nicht jene Vortrefflichkeit einräumen, mit welcher Homer in seiner Odyssee sie mit Götterspeise vergleicht.

Gegen 11 Uhr befanden wir uns der Kirche von Manchac, welche an der linken Seite des Stromes gelegen ist, gegenüber, und setzten daselbst zwei Passagiere an das Land. Die Häuser, welche dieses Kirchspiel bilden, sind schon in Ansehung der Größe und guten Einrichtung von den flußabwärts gelgenen theilweise merklich verschieden, und die Abnahme der Wohlhabenheit der weiter stromaufwärts wohnenden Pflanzer läßt sich aus den Culturzweigen insofern herleiten, daß das von Manchac aufwärts nicht mehr gedeihende Zuckerrohr eine weit einträglichere Einnahme wie die Baumwolle sichert.

Um Mittag gelangte das Boot an den Ausfluß des Bayou Plaquemine, welcher, eine der bedeutenden Ausströmungen des Missisippi von Nord nach Süd-West bildend, die hydrographische Verbindung in dem westlichen Theile der Louisiana befördert, deren weitläufige Verzweigungen nicht nur das für Landwege beinahe uneinrichtbare sumpfige Delta vom Missisippi und dem Plaquemine, sondern auch die fruchtbaren Landstriche der Atacapas und Opelousas für Boote zugänglich macht.

Der Bayou Plaquemine entfließt unter dem 30° 13′ nördlicher Breite, und dem 15° 17′ westlicher Länge von Washington aus dem Missisippi, und verbindet sich nach einem Lauf von wenigen Stunden in westlicher Richtung mit dem großen Bayou Acheffalaya, welcher unter dem 30° 58′ N. Br., und dem 15° 45′ W. L. von Washington, aus dem Missisippi in der Gegend der Tunica entspringt. Nach einem beinahe völlig südlichen Laufe, und mit einem Systeme größerer und kleinerer Wasserverbindungen verflochten, erreicht er, die Acheffalaya-Bucht bildend, das Meer unter dem 29° 15′ N. Br. Der kleine Fluß La Fourche, welcher, beinahe paralell mit dem Acheffalaya laufend, zwischen diesem und dem Hauptbett des

*) Die Schriftsteller Griechenlands haben mehrern Pflanzen den Namen Lotus (λοτος) beigelegt; einige waren sogar Wasserpflanzen, wie der Lotus aegyptia des Nils, eine Nymphaea, und der Nenuphar der Aegyptier. Unter den baumartigen Pflanzen mit eßbarer Frucht, verstanden die Alten die Celtis australis (franz. Micoulier), der Coccamo oder Menicucco der Sizilier; ferner zwei Arten Rhamnus, den Zizyphus und Jujuba der Afrikaner, welche Homer in der Odyssee bei Gelegenheit der Lothophagen erwähnt, sowie den Diospyros Lotus *L.*

Mississippi bei Donaldsonville entspringt, wird von dem Acheffalaya durch ein sumpfiges Land getrennt, welches von mehreren in einem südlichen Laufe das Meer erreichenden kleinen Flüssen durchströmt ist.

Das ganze Gebiet zwischen dem Mississippi und Acheffalaya bis zu den Ausflüssen beider Ströme, die Seeküsten mit eingerechnet, wird durch eine Menge Seen und diese verbindende Canäle durchzogen, welche alle, dem Innundations-Systeme des Mississippi gehorchend, von dem höhern oder niedrigern Wasserstande des Stromes abhängen, dennoch aber nur für kleinere Fahrzeuge und Boote schiffbar sind.

Kein Strom in der Welt hat wohl so viele Ausflüsse und Wasserverbindungen unweit seiner Mündung aufzuweisen, wie der Mississippi. Obgleich er sich nicht durch Canäle mit andern großen in's Meer mündenden Strömen, wie z. B. der Orinoco mit dem Marannon durch den Rio Negro, verbindet, so sind die unzähligen Canäle, welche der Mississippi mit seinen eigenen Ausflüssen oder mit den in ihn sich ergießenden Strömen bildet, nur das einzige Beispiel dieser Art in der Reihe der uns bekannten Flußgebiete unsers Planeten.

Alle diese Zufluß-Systeme hier aufzustellen, wäre eine weitläufige Arbeit, welche Stoff zu einem besondern geographischen Werke gäbe, und ich gedenke mich im Laufe meiner Reise darüber nur insofern auszusprechen, als Anspielungen auf dasselbe es nöthig erheischen. Auch will ich, da ich durch meinen zu kurzen Aufenthalt in der Louisiana unmöglich die vollkommene Uebersicht des Ganzen erreichen konnte, mich damit begnügen, nur diejenigen Aufschlüsse mitzutheilen, welche durch ihren Zusammenhang mit meiner Reise und dem Umkreis der allgemeinen vergleichenden Geographie unumgänglich nothwendig sind.

Die diesem Capitel beigefügte Charte ist nach den besten Elementen entworfen, und im vierfachen Maßstabe nach dem Plan der in Philadelphia 1823 bei H. C. Carey und J. Lea erschienenen Charte von der Louisiana, welche das 31ste Stück des American Atlas bildet, gezeichnet, und gibt eine genaue Uebersicht des ganzen hydrographischen Systems vom Mississippi, vom 33sten Breitegrade abwärts.

Die vielen Seen und Moräste, welche innerhalb des Delta liegen, welches vom Acheffalaya und Mississippi gebildet wird, hängen beinahe alle miteinander durch Canäle zusammen. So ist der Lac des Allemands, welcher vermittelst eines Canals mit dem Mississippi verbunden ist, mit den Seen Ouachi, Petit und Bond durch Zuflüsse vereinigt, welche sämmtlich ihr Wasser durch den Lac des Ilets in's Meer ergießen. Der Lac des Allemands hat ferner einen eigenen Ausfluß in die Bucht von Barataria, und eine Verbindung durch den Bayou und See Chetimachas mit dem la Fourche, welcher, in das Meer sich ergießend, ebenfalls bei la Fourche mit dem Mississippi correspondirt.

Die Seen Verret und Poulourde werden, ausser dem Berwiks-Canal, noch durch andere Zuflüsse mit dem Acheffalaya vereinigt. Oberhalb des Plaquemine, im West-Baton-Rouge- und Pointe-Coupé-Bezirk, verbinden die Bayous Grosse-Tête, Maringoin und einige andere Canäle ebenfalls das mit Cypressen bewachsene Gebiet beider Ausflüsse des Missisippi.

Die kleinen Flüsse Boeuf und Crocodile, welche in gleicher Richtung mit dem rothen Fluß von Nord nach Süd-Ost, aus dem Landstriche der Fälle (Rapides) des letztgenannten Stromes entspringend, dem Missisippi zufließen, vereinigen sich in den Opelousas zusammen, und, sich nach einer kurzen Vereinigung wieder trennend, fließen sie in vier Abtheilungen in den Acheffalaya. Der größte dieser Arme erreicht seinen Einfluß erst unterhalb des Lac Chetimachas, und bewässert unter dem Namen Bayou Tèche das Gebiet der Atacapas, deren Hauptniederlassungen, St. Martinville und Neu-Iberia, in einem höchst fruchtbaren Savannen-Lande liegen.

Dieses nur von niedern Hügeln durchschnittene, von hohen Gräsern, krautartigen Pflanzen und kaum mannshohen Sträuchern bewachsene Flachland grenzt im Süden an die Meeresküsten, welche wegen der geringen Erhöhung über das Niveau des Golfs von Meriko sumpfig, mit Rohr und Schilf bewachsen sind; die daranstoßenden Savannen aber ziehen sich nach Norden und Westen bis an die Hochgebirge Neu-Spaniens, in einer beinahe ununterbrochenen Richtung hin, und werden bei fortschreitender Bevölkerung und Cultur des Landes unstreitig in spätern Zeiten einen der wichtigsten Landstriche des neuen Continentes bilden. Da die zum Gebiete der Louisiana gehörenden Flüsse Calcasui und Sabina, welche sich in die Buchten gleiches Namens ergießen, schiffbar sind, so können die Produkte der Opelousas auf dem nächsten Wege ausgeführt werden, sowie die der Atacapas durch die Bayous Tèche und Vermillon. Die ziemlich angebauten Prairies Mellet und Mannou werden durch die Bayous Nepique, Canne und Quencutortue, welche sich in die Bai von Mermentas ergießen, mit dem Meere verbunden, sind aber weniger zur Schifffahrt geeignet.

Die Stämme der Ureinwohner, welche in früherer Zeit die ersten Colonisten feindlich verfolgten, sind zum Theil gänzlich erloschen, oder haben sich zwischen den Sabina- und Bravo-Strom zurückgezogen. Die wenigen und schwachen Ueberbleibsel der rothen Bevölkerung, welche noch die Atacapas und Opelousas durchziehen, sind friedlich, und nähren sich von Jagd und Fischfang.

Die zur Zeit der Entdeckung und Besitznahme der westlichen Louisiana so gefürchteten Atacapas und Chetimachas, welche den See gleiches Namens bewohnten, sind bis auf wenige Familien ganz ausgestorben. Die

auch schon sehr geschwächten Indier von Calcasui und die Coshatta, sowie die in der ganzen Louisiana herumstreifenden friedlichen Tunica und Chactas, bilden die letzte rothe Bevölkerung des Landes. *)

Die Savannen bis zum 30° 15′ nördlicher Breite scheinen ganz besonders den Anbau des Zuckerrohres zu begünstigen, dagegen die weiter nördlich gelegenen zur Cultur des Reises, der Baumwolle und des Tabaks aufmuntern. Die Viehzucht würde in der Folge in den Savannen den großen Heerden von Rindvieh und Pferden, welche in den Pampas vom Paraguay und Buenos-Ayres grasen, wenig nachgeben. Die zwischen dem Arkanzas, Rio Colorado de Texas und Rio Bravo del Norte gelegenen Steppen ernähren ohnehin schon, ausser jenen großen Rudeln von Bisonen (span. Cibola), unzählige wilde Pferde. Diese wilden Pferde werden von den Steppen-Indiern (Indianos Llaneros bravos), den Comazen, Panis u. a., welche als berittene Völker den Beduinen der arabischen Wüste gleichen, vermittelst langer mit einer Schlinge versehener Taue von Büffelhaaren eingefangen und gezähmt.

Die Spanier bedienen sich bekanntlich des nämlichen Vortheils mit der diesem Volke eigenen Gewandtheit. Dieser Gebrauch, welcher durch die Mauren den Einwohnern der pyrenäischen Halbinsel mitgetheilt zu seyn scheint, ist daher von den Völkern des Morgenlandes zu denen der neuen Welt übergegangen. Die von mir mitgebrachten Wurfschleifen der Panis und Arapahos von Bisonhaaren gleichen vollkommen denen, welcher sich die Kirgisen und Kalmucken bedienen, nur daß jene von Roßschweifen verfertigt sind.

Die wenigen Häuser, welche sich bei der Mündung von Plaquemine befinden, verdienen keiner weitern Berücksichtigung, ausser daß diejenigen Reisenden, welche nach den westlichen Landstrichen reisen wollen, daselbst abgesetzt und beherbergt werden. Auch finden sich Anstalten, um Güter und Waaren bis zur weitern Fortschaffung hier niederzulegen.

Von Plaquemine macht der Strom eine Krümmung nach Osten bis an den Bayou Manchac, gewöhnlich Rivière Iberville genannt. Der

---

*) Im Jahr 1719 bemächtigten sich die Atacapas des Herrn v. Charleville und des Ritters v. Bellisle, welche sich auf der Jagd verirrt hatten. Da dieses Volk damals von allen französischen Wohnungen, welche am Missisippi lagen, entfernt lebte, so waren sie den Colonisten nicht bekannt, und es herrschte daher weder Krieg noch Frieden mit ihnen. Der Herr v. Charleville wurde, da er sehr wohl beleibt war, sogleich mit Keulen erschlagen und verzehrt. Der Ritter v. Bellisle, für ein anderes Fest aufbewahrt, entkam nur dadurch glücklich, daß er von seinen Landsleuten befreit wurde. In dem mit den Atacapas geschlossenen Vertrage mußten diese natürlich die Hauptbedingung eingehen, kein Menschenfleisch mehr zu speisen, welche sie aber schwerlich erfüllt haben werden. Mémoires de M. *du Mont*, sur la Louisiane. Histoire de la Louisiane par *le Page du Pratz*.

Bayou Manchac bildet eine Verbindung des Missisippi mit dem Meere von Nord nach Süd-Ost durch die Seen Maurepas, Pontchartrain, Borgne und die Bai Chandeleur. Die Schifffahrt wird bei hohem Wasserstande von dem höhern Missisippi durch diesen natürlichen Canal nach Florida befördert, ohne daß die Fahrzeuge nöthig haben, der Hauptströmung über Neu-Orleans zu folgen. Der Iberville nimmt bei der kleinen Stadt Galvestone den unbedeutenden Amitié-Fluß ein, welcher nördlich im Missisippi-Staate entspringt. Da die vorbenannten Seen immer mit hinlänglichem Wasser versehen sind, und der Pontchartrain, welcher durch einen tiefen Canal bei Chef Manteur sich mit dem eine Fortsetzung der Chandeleur-Bai bildenden See verbindet, schon salziges Wasser enthält, so wird die Binnenschifffahrt zwischen den Küsten der Mobile und der obern Louisiana in der Folge zu einer Menge Niederlassungen in den noch wenig bewohnten oder angebauten Distrikten von Baton Rouge, St. Helena und St. Tommany anspornen.*)

Wenige Meilen oberhalb des Ausflusses vom Bayou Iberville erhebt sich die erste Hügelreihe, welche das flache Küstenland des linken Ufers vom Missisippi erhöht, und, sie mit dem innern Festlande verbindend, diese Gegenden von den periodischen Ueberschwemmungen des Stromes befreit. Diese kaum die Höhe von 100 Fuß erreichenden Hügel, welche sich längs des Stromes aufwärts durch die Gebiete von Ost-Baton-Rouge und einen Theil von Feliciana, zwischen dem kleinen Bois-Rouge-Fluß und dem Missisippi, nach Norden landeinwärts in den Missisippi-Staat hinziehen, sind aus secondairem Kalk mit Thon und Sand gebildet. Ihre sich an das Strombett hinziehende Gräte ist durch die fortwährenden Abschwemmungen des reißenden Stromes in steile Wände abgeschrofft, die ihnen die Gestalt in der Mitte durchschnittener Kegel geben, in deren Durchschnitten ihre aus parallel laufenden Schichten zusammengesetzte Formation deutlich sichtbar ist, welche in dunkelgefärbten Adern sich äussert. Diese schroffen Wände sind mit einigen immergrünen Sträuchern bekleidet, unter denen besonders häufig der Laurus Sassafras, *Linn.* und die Myrica caroliniensis, *Willd.* erscheinen. Die Baumbekleidung des Hochlandes besteht aus den die erhöhten Landstriche der Louisiana und des südlichen Theils der Vereinigten Staaten auszeichnenden Laubhölzern, welche meist in gesellschaftlichen Gruppen nach Verschiedenheit der Arten getheilt sind,

*) St. Helena enthielt im J. 1820: 2164 Weiße, 830 schwarze Sklaven, 32 freie Neger; Summe 3026 Seelen. St. Tommany (1820): 1053 Weiße, 631 schwarze Sklaven, 39 freie Neger; Summe 1723 Seelen. Ost-Baton-Rouge (1820): 3012 Weiße, 2076 schwarze Sklaven, 132 freie Neger; Summe 5220 Seelen. Summe der gesammten Seelenzahl: 9969 Individuen aller Farbe und Geschlechtes.

und worüber ich mich im Verlaufe dieses Werkes näher auszusprechen gedenke.

Die kleine Stadt Baton Rouge, welche terrassenförmig und ohne Ordnung am Abhange eines Hügels gebaut ist, erreichten wir um halb 4 Uhr Nachmittags, und hielten daselbst eine Stunde still.

Baton Rouge ist 138 englische Meilen von Neu-Orleans entfernt, zählt etwa 80 Häuser und gegen 400 Einwohner. Die Bevölkerung nimmt aber wegen der beinahe alle Jahre im Sommer herrschenden Fieber wenig zu. Die Häuser sind unansehnlich, aus Einem Stockwerk bestehend, und von Holz gebaut. In Baton Rouge befindet sich ein Militärposten von etwa 4 bis 500 Mann Linientruppen, welche in einem mit Pallisaden umgebenen Fortin einquartirt sind. Der Commandeur der Besatzung, sowie mehrere Offiziere, waren so höflich, mich am Bord des Steamboots zu besuchen und viele Theilnahme an meiner Unternehmung zu äussern. Es waren mehrere Offiziere höheren Ranges in Baton Rouge gegenwärtig, unter denen ich des Generals Atkinson, welcher wegen Anlegung einiger Militärposten am Missoury und Missisippi rühmlich bekannt ist, sowie eines Obersten, welcher seine Erziehung in der Karlsschule zu Stuttgart begründet hatte und Militär-Commandeur von Pansacola war, zu erwähnen mich berechtigt glaube.

Unweit Baton Rouge befindet sich in einem von Hügeln gebildeten Thale eine Niederlassung von Deutschen, welche aber nicht im Rufe der größten Wohlfahrt stehen. Das äusserst ungesunde Clima und die vielen Hindernisse, mit denen alle neuen Colonisten beim ersten Anbau zu kämpfen haben, sind Ursachen, welche alle europäischen Auswanderer abschrecken sollten, ihr Glück in der Louisiana zu suchen.

Wir fuhren den Abend noch 18 englische Meilen stromaufwärts bis zum Anfang einiger Inseln, welche die Propheten-Eilande (îles du prophéte) genannt werden, und legten uns wegen der eintretenden Finsterniß am linken Ufer vor Anker. Da das Dampfboot sich den 21. Morgens sehr früh in Bewegung setzte, so befanden wir uns mit den ersten Lichtstrahlen der Mündung des Thomson-Baches gegenüber, dessen Lauf aus Osten sich in den Missisippi richtet, und an dessen Ufern sich einige Baumwollenpflanzungen befinden, die wegen ihres reichen Ertrages bekannt sind. Der Boden ist sehr fruchtbar, besonders für den Mais, welcher die besten Ernten sichert. Der Strom macht eine Krümmung nach Nord-West, und zieht sich alsdann in einer beinahe geraden Richtung nach Norden 16 englische Meilen längs der Küste von Pointe Coupée fort. Der Ausfluß der Fausse Riviére, welcher eine hufeisenförmige Richtung nach Westen und Norden nimmt und die Pointe Coupée in Gestalt eines in sich gekrümmten Sees umgibt, befindet sich nordwestlich, in einer Entfernung von zwei Meilen vom Thomsons Creek, an dem mit lichtem

Wald bewachsenen westlichen Ufer des Stromes. Da ich diese Gegenden später besuchte, behalte ich mir vor, sie späterhin deutlicher zu beschreiben, und verfolge den Faden meiner Erzählung.

Das linke Ufer des Stromes ist bis Bayou Sarah gar nicht bewohnt, sondern entwickelt dem Auge nur ein Flachland, welches, den Ueberschwemmungen des Missisippi ausgesetzt, einen sumpfigen, meist aus Cypressen und Pappeln bestehenden, von vielen Canälen und Morästen durchzogenen Wald bildet, welcher an den etwas trockenern Stellen ein undurchdringliches Gesträuch von Dornen und Schlingpflanzen beschattet, oder jene dichtwachsenden riesenhaften Bambusrohre des Missisippi (Miegia macrosperma, *Pers.*) ernährt, welche dem Laufe dieses großen Stromes bis zu seiner Vereinigung mit dem Ohio folgen.*) Das flache Küstenland des östlichen Missisippi-Ufers wird aber in einiger Entfernung von einer Hügelkette unterbrochen, welche die von St. Francisville sich erhebenden Erhöhungen mit denen von Baton Rouge verbindet.

Die ersten Häuser des beinahe 18 englische Meilen langen Kirchspiels der Pointe Coupée lehnen sich fast in die Nähe des falschen Flusses, und die Betriebsamkeit, welche überall aus dieser meist von französischen Creolen bewohnten Colonie hervorleuchtet, entschädigt hinlänglich für den Anblick des entgegengesetzten Ufers, welches noch ganz dem wilden Naturzustande überlassen ist.

Um halb 10 Uhr hielt das Dampfboot bei der aus wenigen Häusern bestehenden Niederlassung am Bayou Sarah, welche der Kirche von Pointe Coupée gegenüber liegt. Bayou Sarah ist eigentlich nur als Depotplatz für St. Francisville zu betrachten, welches, auf einer Anhöhe gelegen, eine englische Meile vom Missisippi entfernt ist. Die wenigen hölzernen Baracken, deren Bauart ihnen nie den Namen von Häusern

---

*) Die Miegia macrosperma, *Pers.*, welche durch ihren äussern Habitus so nahe mit den Geschlechtern Arundo, Nastus und Bambusa verwandt ist, wird von Walther Arundo gigantea genannt, und dessen Höhe mit Recht zwischen 20 bis 36 Fuß geschätzt. Er trennt von Arundo gigantea das Arundo tecta mit schmalern Blättern, welches östlich vom Missisippi am Rande der sich in's Meer ergießenden Flüsse, oder den Morästen, besonders an der Ostküste, vorkommt. Hieher gehört auch die Ludolphia missisippiensis, *Willd.* und andere Gräser, deren Studium in diesem Welttheile überhaupt vernachlässigt und einer großen Verwirrung ausgesetzt ist.

Die nördlich vom 34sten Breitengrade vorkommenden Miegien sind viel niedriger, als die von der Louisiana. Da diese Gräser so selten blühen, und sie in ihrer äusseren Gestalt einander so ähnlich erscheinen, so sind Irrungen leicht möglich. Ich sah das Missisippi-Rohr nie in seinem Vaterlande blühen, und verschaffte mir erst durch die Güte des Herrn Desfontaines in Paris die Blüthe dieser Arundinacee.

gestatten kann, und welche auch beinahe alle Jahre durch die Ueberschwemmungen des Stromes unter Wasser gesetzt werden, sind daher nur Kramläden (store) oder Waarenlager der Kaufleute von St. Francisville. Ich hatte Empfehlungsbriefe an letztern Ort, und fand zu meinem großen Vergnügen einen meiner Landsleute, den Herrn Holl aus Ulm, in Bayou Sarah, welcher, obgleich in St. Francisville etablirt, ebenfalls ein kleines Waarenlager zum Debit am Ufer des Stromes besitzt. *) Ich sah mich bald von mehreren Deutschen umringt, welche, bei der herzlichsten Aufnahme, ihre lebhafte Freude äusserten, einen Fremden zu sehen, der vor kurzer Zeit das geliebte Vaterland verlassen hatte, und nun, seine Mitbrüder in fernen Landen besuchend, ihnen Alles sagen konnte, was er aus der theuern Heimath nur mitzutheilen wußte. Wie froh vergehen jene Stunden, in welchen die Erinnerung an die heimathlichen Gefilde gleiches Interesse unter Menschen erregt, welche, durch ihre oft so verschiedenen Lebensverhältnisse auseinandergehalten, in großen Entfernungen und ganz verschiedenen Climaten sich vereinigt finden!

Ich mußte nach Verlauf von einer Stunde die mir so überaus angenehme Unterhaltung mit meinen neuen Freunden abbrechen, um einen reichen Pflanzer von Pointe Coupée, Herrn Nicholl, welcher daselbst Inhaber einer Baumwollenplantage ist, nach seinem Hause zu begleiten. Ich hatte ganz besondere Empfehlungen an Herrn Nicholl von Neu-Orleans aus erhalten, und war mit dem eben so artigen als gastfreien Amerikaner am Borde der Feliciana bekannt geworden. Er hatte daselbst nicht ermangelt, mich nach Landessitte einzuladen, da ich mich einige Zeit in der Pointe Coupée aufhalten wollte, bei ihm meine Wohnung aufzuschlagen, und ich hätte diesen zuvorkommend höflichen Pflanzer empfindlich gekränkt, wenn ich seinem Anerbieten nicht Folge geleistet hätte. Nachdem ich meinen deutschen Landsleuten in Bayou Sarah die gewisse Versicherung hinterlassen hatte, sie nach Verlauf von wenigen Wochen auf längere Zeit zu besuchen, schied ich, gerührt von der herzlichen Aufnahme, mit wehmüthigem Gefühl.

Einige Neger von Herrn Nicholl waren mit einem kleinen Boote vom entgegengesetzten Ufer des Stromes nach Bayou Sarah gekommen, um ihren Herrn abzuholen. Ich schiffte mich mit meinem neuen Wirthe ein, während Freund Tainturier es über sich nahm, mit dem übrigen Gefolge und Sachen in einer Prahm (barge) nachzufolgen. Da der Mississippi, welcher ohnehin bei hohem Wasser war, an vielen Stellen äusserst

*) Herr Holl starb im Laufe des Jahres 1826, von allen seinen Landsleuten betrauert, an den Folgen des bösartigen climatischen Einflusses, nachdem er kaum von einer Reise in sein Vaterland zurückgekehrt war.

reißend ist, so dauert die Ueberfahrt von einem Ufer zum andern gewöhnlich ziemlich lange. Die Fahrzeuge müssen dicht am Ufer eine große Strecke stromaufwärts rudern, indem an den Rändern die Strömung nicht so groß wie in der Mitte oder dem tiefsten Bette des Stromes ist, und sie weit über die Höhe des zu erreichenden entgegengesetzten Ufers aufwärtsfahrend, sich von der Strömung in schräger Richtung an den Ort der Bestimmung hinflößen lassen. Bei starkem und entgegengesetztem Winde ist in kleinen Booten diese Ueberfahrt nicht nur sehr langweilig, sondern auch etwas gefährlich, besonders wenn man unter große Massen treibender Baumstämme oder andere Hindernisse geräth. Unser kleines Boot hatte Mühe, sich durch die vielen dicht am Ufer aus dem Wasser ragenden Weiden (Salix nigra?) durchzuwinden. Der Anblick der mit den Köpfen vorragenden oder auf umgeworfenen Stämmen ruhenden Krokodile, deren es eine große Menge am linken Ufer gab, unterhielt mich während der beinahe 1½ Stunde dauernden Ueberfahrt. Erst zwei Stunden später langte Herr Tainturier mit meinem Jäger, seinem kleinen Sohne und dem Negersklaven in der Wohnung des Herrn Nicholl an.

Die von Catalpas und einigen andern dem Lande eigenthümlichen Bäumen beschattete Wohnung des Herrn Nicholl trug, sowie die ganze Pflanzung, durch die darin herrschende Ordnung und die Anzahl der wohlgenährten schwarzen Sklaven, das Gepräge der Ordnung und Wohlhabenheit, welche um so mehr zu Gunsten des Inhabers sprach, da derselbe selten sich in der Louisiana aufhielt, und nur zum Besuch an den Missisippi gekommen war. Die ganze Familie des Herrn Nicholl befand sich auf den weitläufigen Besitzungen desselben in der Nähe von Richmond im Virginia-Staat. Kaum hatte ich Besitz von dem mir und Herrn Tainturier bestimmten Zimmer genommen, so machte ich auch schon eine Ausflucht in die die Besitzung meines Wirthes begrenzende Wildniß. Alle Wohnungen der Pointe Coupée, welche sich in eine Länge von beinahe 4½ deutschen Meilen hinziehen, liegen, bloß von ihrem anstoßenden Ackerlande getrennt, in einer Reihe aneinander gekettet etwa 50 Schritte vom Ufer des Missisippi, und werden durch einen Erddamm möglichst vor den Ueberschwemmungen des Stromes geschützt.

Das urbar gemachte Land meines Wirthes, welches ungefähr 80 bis 100 Acres betragen konnte, bildete ein länglichtes Viereck, dessen schmale Seite sich an den Strom anlehnte. Der Boden war, wie das ganze der Cultur preisgegebene Land von Pointe Coupée, eine fette Thonerde von ausserordentlicher Fruchtbarkeit, welche die Erzeugung der Baumwolle vorzüglich befördert. Die vielen Regengüsse hatten den aufgestürzten Boden so durchweicht, daß es mir kaum möglich war, ohne die äusserste Ermüdung durchzuwaten, um den Rand des angrenzenden Cypressenwaldes oder vielmehr grundlosen Sumpfes, zu erreichen. Diese morastigen Waldstrich,

ziehen sich meist in paralleler Richtung mit dem Strome fort, und sind gewöhnlich mehr in die Länge als in die Breite ausgedehnt, von Strichen trockenern Landes unterbrochen, und häufig durch kleine Canäle unter sich oder mit dem Strome, von dessen Ueberschwemmungen ihre Entstehung herzuleiten ist, verbunden. Jene mit Cypressen, Eichen und Lotus bewachsenen Bruchländer enthalten oft klares Wasser und einen ziemlich festen Grund bei einer nicht sehr großen Tiefe, und würden in heißen Jahren ganz eintrocknen, wenn sie nicht durch Quellen und die periodischen Ueberschwemmungen des Stromes einen frischen Wasserzufluß erhielten. An ihren nicht zu tiefen Stellen ernähren sie eine Menge Wasserpflanzen aus den Familien der zusammengesetzten Dolden und grasartigen Phanerogamen, ebenso eine Mannichfaltigkeit an Moosen und Flechten.

Diejenigen Sümpfe, welche den Namen von Morästen oder schwammigen grundlosen Brüchen verdienen, sind seltener als die erstbeschriebenen, erzeugen weniger baumartige Pflanzen, wohl aber die bekannten hohen Rohrarten des untern Missisippi-Gebietes, und haben eine schlammige aufgelöste Thonerde zum Grunde. Einzelne, selten zusammenhängende Sumpfdistrikte bildend, sind sie weniger den Ueberschwemmungen ausgesetzt, und ihre in der warmen Jahreszeit giftige Gasarten ausdünstende Fläche ist die bestimmte Ursache der in diesen Gegenden herrschenden Miasmen, welche so viele Menschen in das Grab stürzen.

Die stagnatilen Wassergebiete ernähren jenen Reichthum von Cheloniern, Sauriern und Batrachiern, welche in der Stufenreihe der organischen Natur von einer gigantischen Größe abwärts in keinem Landstriche unserer Erde in solcher Menge, Verschiedenheit und abentheuerlichen Gestalt erzeugt werden. Wenn auch viele Arten aus den Familien dieser Thiere dem Naturforscher bekannt sind, so bin ich dennoch überzeugt, daß noch nicht die Hälfte der Sumpfbewohner von Louisiana und den angrenzenden, unter dem nämlichen Alluvial-System begriffenen Flachlanden erspähet seyn können. Obgleich ich mit großem Fleiß alle Reptile sammelte, deren ich nur habhaft werden konnte, und auch nicht wenige Beiträge von Personen erhielt, welche sich Jahre lang mit Aufsuchen derselben beschäftigt hatten, so besitze ich dennoch, nach der Aussage glaubwürdiger Bewohner der Louisiana, kaum den dritten Theil der ihnen, als Laien in der Naturkunde, bekannten Arten. Die Aufmerksamkeit des Menschen bleibt bei Betrachtung des ihn umgebenden Thier- und Pflanzenreichs hauptsächlich bei solchen Individuen stehen, welche durch Nutzen und Schaden, durch auffallende Gestalt, oder als Anlaß zu abergläubischen Muthmaßungen, besondere Aufmerksamkeit erregen. Der Bewohner der niedern Louisiana, von Urwäldern und unergründlichen Sumpfstrecken umgeben, übersieht die Schönheit der durch ihr Gefieder prangenden Luftbewohner, um beim Anblicke der scheußlichsten Lurche zu verweilen, welche

durch ihre gefahrbringende Nähe oder ihre ekelhafte Bildung den Blick zum Boden ziehen. Die Geschichte des Krokodils und der Giftschlangen mit allen jenen Eigenthümlichkeiten, welche ihren Lebenlauf auszeichnen, ist jedem Creolen zur Genüge bekannt, während er andere nicht minder merkwürdige Geschöpfe übersieht, weil sie ihm nicht schaden können. Der Creole wird mit Bestimmtheit einen Namen für jedes ihm vorgezeigte Reptil wissen, während er die Benennung der gewöhnlichsten Vögel und Pflanzen kaum ahnet. Das Vorurtheil beherrscht trotz aller Ueberzeugung den Menschen oft gegen ganz unschädliche Thiere in allen Ländern. Während die meisten Bewohner unsers Continentes z. B. die ganz unschädliche Blindschleiche (Anguis fragilis, *Linn.*) für giftig erklären, versichert der Creole vom Missisippi mit apodictischer Bestimmtheit, der Biß der zahnlosen und ganz unschuldigen Amphiuma (Siren) sey nach wenig Minuten ohne Rettung tödtlich. Die in der Louisiana, besonders im Missisippi, häufig vorkommende Art ist einigemal in meine Hände lebendig gebracht worden, und ich konnte hinlängliche Beobachtungen anstellen, um mich zu überzeugen, wie wenig den Sagen über dieses mit dem mexikanischen Axolotl (Sirenodon Oxolotl) nahe verwandte Thier Glauben beizumessen sey.*)

Ich fand den ersten Tag während einer Untersuchung des nächstliegenden Sumpfes sehr viele Schildkröten, welche sich auf den aus dem Wasser ragenden Wurzelstöcken der Cupressus disticha, oder den am Rande des Wassers befindlichen Binsenfauden, an den Strahlen der Sonne wärmten. Ausser mehreren kleinern Arten unterschied ich sogleich zwei Schildkröten aus der Reihe der Trionyx mit weicher lederartiger Schaale, von denen die eine Trionyx ferox (Tortue crocodile) war, oder ein mit dieser von Pennant und Gmelin aufgestellten Art nahe verwandtes Thier ist.**) Die scharfen hornartigen Kinnladen dieses mit sehr spitzigem Kopfe versehenen Cheloniers, welcher zu den größern der Ordnung gehört, dienen dem Thiere zur Waffe, und die Bisse desselben sind äusserst gefährlich. Die Bewohner der Louisiana, besonders die Neger, welche oft durch nasse Gegenden waten müssen, scheuen den Biß dieser

*) Gyrinus mexicanus, Naturalist's Miscellany, Nro. 343. Siren pisciformis, General Zoology, Vol. III. part. II. pag. 612. et pl. 140.

Gyrinus edulis oder Atolocatl, *Hernandez* Hist. animant. et miner. Nov. Hisp. lib. unic. Trat. V. cap. IV. p. 77.

Anatomische Untersuchungen des Axolotl von G. Cuvier in den Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie, gesammelt von A. v. Humboldt und A. Bonpland. VIII. pag. 160. planche XII.

**) Testudo ferox, *Pennant* in Philos. Trans. LXI. pag. 166. t. 10. f. 3 *Gmelin* S. N. L. I. pag. 1039.

Trionyx ferox, B. Merrem Versuch eines Systems der Amphibien. p. 20.

Amphiuma tridactylum.
Chersydrus caudatus. Louisiana.

Schildkröte mehr, als den des Alligators. Gewöhnlich ragen nur die Spitze des Kopfes oder die Nasenlöcher aus dem Wasser; der übrige Kopf und der lange dehnbare Hals hingegen sind unter dem lederartigen Schilde versteckt. Bei Annäherung ihres Raubes oder eines verletzbaren Gegenstandes verlängert die Schildkröte den Hals, und schnappt mit ausserordentlicher Schnelligkeit um sich. Das Fleisch ist ungenießbar und verbreitet einen ungewöhnlich starken Bisamgeruch. Die zweite Art von Trionyx (Tortue à écaille molle) war ein unschuldiges kleines Geschöpf mit schwarzgeflecktem, aschgrauen, sehr weichen Schilde, wovon ich im Ohio eine sehr ähnliche Gattung wiederfand, nur daß bei letzterer die schwarzen Flecke bloß einzelne Punkte sind, und der Kopf noch mehr zugespitzt ist. Die übrigen Chelonier gehörten, wie ich dem flüchtigen Anblicke nach urtheilen zu dürfen glaube, alle unter die Reihe der Emys oder Fluß-Schildkröten. Diese Thiere sind etwas scheu, und suchen sich bei Annäherung der Menschen durch schnelles Untertauchen im Wasser zu verbergen.

Die meisten Pflanzen, welche ihre Blüthen schon entwickelt hatten, sind den Botanikern nicht entgangen. Der etwas erhöhte Waldboden, mit einem schönen Baumwuchs bekleidet, an den sich die in der ganzen Louisiana so häufig vorkommenden Schlingpflanzen hinanwinden, ist mit einem theilweise undurchdringlichen Teppich von Dornenpflanzen aus dem Rubus-Geschlechte *) überzogen, deren dichtbedornte Zweige, jedem Tritte die größten Hindernisse entgegensetzend, als Aufenthalt unzähliger Giftschlangen dem Durchgehenden Gefahr drohen.

Ueber die sumpfige Einfassung des urbar gemachten Landes führte eine Art von Damm in eine trockenere Waldgegend, über welchen das Vieh aus der Pflanzung in die Hütung getrieben wird. Dieser Damm war aber so kothig, daß ich denselben, obgleich er auch für Fuhrwerke eingerichtet seyn sollte, nur mit äusserster Anstrengung, bis über die Kniee watend, zurücklegen konnte. Es war eine schwarze Dammerde, welche von dem Thonboden am Ufer des Missisippi sehr verschieden war, und aus einer großen Masse nach und nach hinzugeworfener vegetabilischer Körper entstanden seyn mußte. Ich war sehr vergnügt, in eine Gegend zu gelangen, auf welcher mein Fuß festen Tritt fassen konnte, denn das unsichere Gehen auf den moderigen Stellen, wo jeder Schritt mit Gefahr des Versinkens verbunden ist, wird äusserst ermüdend und fesselt die Blicke immer auf den Boden, welches Personen, die Beobachtungen anzustellen haben, höchst beschwerlich fällt. Ich fand sehr wenig blühende Kräuter und

---

*) Rubus nitidus, *Raf.*, angulatus, *Raf.*, flagellaris, *Willd.*, pubescens, fruticosus (villosus), sind die gewöhnlichsten in der Louisiana vorkommenden Arten. Unter den Schlingpflanzen bemerkte ich auch Vitis riparia und Ampelopsis bipinnata, *Mich.*

Staudengewächse, als Erstlinge der heißen Jahreszeit, in den ohnehin hier an Pflanzen niedern Wuchses so armen Waldregionen; wurde aber desto mehr durch eine schöne ornithologische Ausbeute bereichert. Der die Flußränder und sumpfigen Gegenden des ganzen wärmern Amerika's bewohnende Milvus furcatus, *) ein wegen seines gabelförmigen Schwanzes, mövenartigen Aussehens und Fluges merkwürdiger Milan, durchschwebte in großen Schaaren auf einer kaum sichtbaren Höhe die Luft, oft plötzlich mit unglaublicher Schnelligkeit niederstoßend, um sich seiner Nahrung, welche aus Reptilen besteht, zu bemächtigen. Dieser Falke ist einer der nützlichsten Vögel seines Geschlechtes im Haushalte der Natur, indem er unzählige Giftschlangen und andere schädliche kriechende Thiere vernichtet. Auch er greift, wie die Aasgeier (Cathartes aura und atratus, *Wils.*), selbst das junge Krokodil unerschrocken an, und bedarf wegen seiner großen Behendigkeit nicht jenes langen Kampfes mit diesen bissigen Sauriern, wie letztbenannte schwerfällige Vögel, von denen uns Herr v. Humboldt bei Gelegenheit seiner mühseligen Fahrt auf dem Orinoco Einiges mittheilt (Hist. Reise T. 3. Capit. XIX. p. 439). Dieser durch die Schnelligkeit seines Fluges ausgezeichnete Vogel durchstreift nicht nur die innern Gegenden des nördlichen Amerika's bis zu ziemlich hohen Breiten, sondern verbreitet sich auch nach Süden, besonders längs der Westküste, durch Mexiko und Peru, woselbst er bei Ilo und Arica im September unter dem 23° Grad südlicher Breite gesehen worden (Père *Louis Feuillée* Journ. des Obs. Tom. II. 35). Auf meinem Rückwege sah ich auf den Feldern große Haufen von zwei verschiedenen Hordenvögeln (franz. Troupials), welche, einerlei Lebensweise mit unsern Staaren theilend, in ihrem Vaterlande besonders den Reisfeldern großen Schaden zufügen. Es waren Icterus ferrugineus (Gracula ferruginea) und Xanthornus phoeniceus, **) sonst den Pirolen einverleibt, und durch einen großen Strich von Süd- und Nordamerika verbreitet. Ich fand diesen schönen Vogel, dessen schwarzes Gefieder durch die rothen Flecken auf den Flügelgelenken, unter welchen eine gelbe Binde läuft, besonders ausgezeichnet ist, in den Sommermonaten sehr häufig noch unter dem 43° nördlicher Breite am Missoury in den Wälschkornpflanzungen, welche

*) Falco furcatus, Catesby.

**) Die Geschlechter Ploceus, *Cuv.* und *Viell.*, Cassicus, *Cuv.*, und Icterus, deren Arten früher unter die Pirolen und Atzeln gereihet wurden, verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Ich habe Gracula ferruginea zu Icterus gestellt, obgleich sie zu Cassicus wegen des etwas kürzeren und stärkeren Schnabels gezählt werden kann. So gehören auch Gracula quiscala, bulbivora und caudata zu Icterus. +

Gassicus (Xanthornus) phoeniceus ist Wilsons Sturnus praedatorius und Fernandez Acolchici, Nov. Hispan. pag. 14.

Scolecophagus major & navicularis.

die Niederlassungen der Urvölker umgeben. Mit meiner Ausbeute zufrieden kam ich in die Wohnung meines Wirthes zurück. Man hatte im Hause ein Zimmer zurecht gemacht, in welchem mein Diener die Sammlungen präpariren konnte, und wir machten uns daher sogleich an unser Geschäft, wobei Herr Tainturier ebenfalls fleißig Hand anlegte.

Gegen Abend fanden sich mehrere Personen aus der Nachbarschaft bei Herrn Nicholl ein, welche meine Bekanntschaft zu machen wünschten, und mich mit Höflichkeiten überhäuften. Es waren unter ihnen Einige, an welche ich empfohlen war, und denen ich natürlich versprechen mußte, sie in ihren Besitzungen zu besuchen. Besonders drang ein junger deutscher Arzt, Herr Müller, welcher zwei Stunden von unserer Wohnung an der Fausse Rivière etablirt war, in mich, ihn schon den andern Tag zu besuchen. Da die Gegend und Lage des großen, die Pointe Coupée hufeisenförmig umgebenden, mit dem Mississippi verbundenen Sees, welchen man hier mit dem Namen des Falschen Flusses belegt, für mich nicht unbemerkenswerth schien, nahm ich die Einladung des Herrn Müller gerne an.

Viertes Capitel.

Fausse Rivière. Jagd an dem Bayou Tunica. Wohnung des Herrn Leandre an der südlichen Spitze des Chenal de la Fausse Rivière.

Den 22 März gegen 11 Uhr kam schon Herr Müller, um mich sowie einige junge Leute abzuholen, welche aus der Nachbarschaft gekommen waren, um Theil an dem beschlossenen Spazierritt zu nehmen. Die zum Reiten bestimmten Pferde zeichneten sich nun zwar weder durch Schönheit noch Ausdauer verrathende Haltung aus, wurden mir aber dennoch von den Innhabern mit eben jener festen Ueberzeugung als unübertrefflich gepriesen, wie nur der Engländer beim Wettlauf die Vollkommenheiten seines vollblütigen Renners in Erwähnung bringen kann. Die Creolen-Pferde der Louisiana sind nur mittelmäßig und können auch nicht gut seyn, weil der Creole bei den schlechtesten Wegen im gestreckten Galopp zu jagen pflegt. Für mich war das ansehnlichste Pferd, ein großer einäugiger Fuchs, bestimmt, welcher, aus den nördlichen Staaten stammend, zu seiner Zeit ein gutes Pferd gewesen seyn konnte. Seither sind viele Pferde nach der Louisiana gebracht worden, wodurch die Pferdezucht sehr gewonnen hat.

Die jungen Leute wollten auch meinen Freund Tainturier bewegen Theil an dem Spazierritt zu nehmen. Herr Tainturier, ein Mann von beinahe sechzig Jahren, von sehr schwächlicher Gesundheit, schien mir gar nicht zu einem mehrere Stunden langen Ritt in schlechtem, oft durch seichte Wasserstellen unterbrochenen Wege geeignet zu seyn; besonders da ich überzeugt war, daß er lange kein Roß bestiegen hatte. Das für ihn bestimmte Pferd, welches einem der jungen Leute gehörte, gefiel mir ebenfalls nicht sehr, weßhalb ich meine Bitten mit denen der Herrn Nicholl und Müller vereinigte, und darauf drang, der Professor möchte lieber seine Zeit zu einer kleinen botanischen Excursion zu Fuße verwenden.

Der kleine Sohn des Letzterem, welcher gerne die Partie mitgemacht hätte, war gar nicht mit uns einverstanden, und nur mit vieler Mühe siegte unsere Beredsamkeit. Ich bestieg nun meinen Fuchs, und wollte eben fortreiten, als uns ein Zufall noch etliche Minuten aufhielt. Eines der Pferde fing an zu bocken, und warf seinen Reiter sehr unsanft zu Boden; überhaupt sind die Pferde der Cerolen wild und erfordern gute Reiter.

Der Weg führte eine ganze Strecke am Ufer des Stromes längs der Wohnungen fort, von denen sich einige durch gute Bauart, insofern die Gebäude der Creolen gut gebaut genannt werden können, auszeichneten. Die Hitze war äusserst drückend, und die Luft so schwül, wie sie es nur in den heißesten Sommertagen in Deutschland seyn kann. Indem wir unsere Schritte von dem angebauten Ufer weglenkten, erreichten wir den Cypressenwald, durch welchen ein neu angelegter Weg nach dem Falschen Fluß führt. Wie bei allen durch sumpfige Urwälder gerichteten Pfaden hängt ihre Güte von der Jahreszeit und Witterung ab, und wenn sie während anhaltender Hitze trocken und für den Reisenden bequem erscheinen, geräth dieser nach anhaltenden Regengüssen oder bei hohem Wasserstande des Stromes in die Gefahr, im schwammigen und aufgelösten Thonboden zu versinken, oder in den die Wege oft durchschneidenden, manchmal grundlosen Waldwassern das Heil im Schwimmen suchen zu müssen. Ausser daß ich durch einige nasse Stellen, deren Wasser dem Pferde bis an den Leib reichte, durchreiten, und über Baumstämme, welche der Wind umgeworfen hatte, hinübersetzen mußte, fiel mir nichts Bemerkenswerthes auf.

Die ausserordentliche Stärke und der gerade Wuchs der Cypressen erregten meine Bewunderung. Sie prangten im frischesten Frühlingsgewande, welches gegen die traurige graue Färbung der Tillandsia usneoides, die säulenartigen, beinahe vollkommen cylindrischen Stämme von oft ein bis zwei Toisen Umfang, und deren Begleitung von dunkelblättrigen Schlingpflanzen (Smilax und Tecoma), einen jener impossanten Contraste bildet, welcher die Gegenden der Louisiana dem Naturforscher unvergeßlich machen muß.

Die Wohnungen, welche am Falschen Fluß (fausse rivière) liegen, gleichen denen der Pointe Coupée, doch nicht an Größe und Bequemlichkeit, indem die Besitzer nicht jene Wohlhabenheit verrathen, wie die Colonisten an den Ufern des Missisippi. Obgleich nicht den häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, wie die Ansiedelungen in der Nähe des Stromes, scheint der noch nicht hinlänglich eröffnete Verkehr und ein gewisser Mangel an ökonomischer Industrie die Bewohner des Sees zurückzuhalten, alle Vortheile, die sie aus der Lage ihrer Besitzungen ziehen könnten, zu benutzen.

Der Falsche Fluß bildet, wie ich schon früher gesagt habe, einen Landsee von hufeisenförmiger Gestalt, welcher an seiner südlichen Spitze mit dem Bette des Stromes durch einen Canal, der als Ausfluß des Missisippi betrachtet werden kann, in Verbindung steht. Bei hohem Wasserstande treten die Fluten des Missisippi in den Canal, und versorgen den See mit frischem Wasser; doch nur in solchen Jahren, wo entweder sehr viel Regen fällt, oder der Strom eine ganz besondere Höhe erreicht, tritt der See aus seinen Ufern und überschwemmt die benachbart

Felder und angrenzenden Wälder. Der See hat große Strecken von Missisippi=Rohr (Miegia macrosperma) und ein in der Gegend sehr häufig wachsendes Paspalum, dessen schneidende Blätter das Durchwaten der Sümpfe sehr erschweren. Die Creolen in der Louisiana sind beinahe allgemein der Meinung, der Falsche Fluß sey vormals das eigentliche Bett des Missisippi gewesen. Obgleich es mir und jedem Reisenden, der den Lauf der großen Flüsse Amerika's, welche durch flache Gegenden strömen, zu studiren sich bemüht, bekannt ist, wie sehr diese und namentlich der Missisippi, ihre Ufer und ihren Lauf verändern, so sehe ich dennoch keine hinlänglichen Gründe, um vorerwähnte Behauptung als wahr annehmen zu dürfen. Die größte Tiefe des Sees ist höchstens 4 bis 5 Fuß bei mittlerem Wasserstande, überhaupt zeichnen sich alle stagnatilen Waldwasser, welche dem Bereich des untern Missisippi angehören, sowie die vielen Seen an den Mündungen dieses großen Stromes, zwar oft durch einen seichten schwammigen Grund aus, aber selten nehmen sie eine große Tiefe ein. Das flache Bett des Sees, sowie der merkwürdige Umstand, daß derselbe durch den ihn mit dem Missisippi verbindenden Canal an seinem südlichen Ende bewässert wird, sind in meinen Augen die Hauptgründe gegen vorerwähnte im Lande geltende Meinung.

Wir machten Halt im Hause des Herrn Müller, und unser Wirth bot Alles auf, was seine eingeschränkte Wohnung gewähren konnte, um seine Gäste gebührend zu empfangen. Der Europäer, welcher sein Glück versuchend die wenig bewohnten und ungesunden Climate der neuen Welt besucht, muß oft, um nur ein geringes Vermögen zu erzielen, sich den größten und drückendsten Entbehrungen unterwerfen. In dieser Lage schien sich auch Herr Müller zu befinden, obgleich er sich durch Geschicklichkeit und menschenfreundliches Benehmen als Arzt viele Freunde in der ganzen Gegend zu erwerben gewußt hatte.

Es wurden mir mancherlei Naturprodukte vorgelegt, unter andern auch einige merkwürdige Wasserthiere aus dem See, besonders Fische, von denen einige noch unbestimmt sind. Das westliche Ufer des Sees, welches eine sumpfige Wildniß bildet, und besonders viele Stellen von Missisippi-Rohr ernährt, dient dem Louisiana-Tiger (Felis concolor, *Linn.*) oft zum Schlupfwinkel. Dieses große Raubthier verräth trotz seiner Stärke wenig Muth, und reißt seltener Hausthiere nieder, als der Jaguar (Felis Onca), der ihn an Kühnheit und Gewandtheit weit übertrifft. Menschen greift der Louisiana-Tiger selten oder nie an, ausser wenn er schwer verwundet die Flucht nicht mehr ergreifen kann.

Den andern Morgen fühlte sich Herr Tainturier unwohl, begleitete mich aber demungeachtet bei einem Gang in der Umgegend trotz der drückenden Wärme und der Mosquiten, welche schon anfingen unerträglich zu werden. Da ich ein 6 Fuß langes Krokodil geschossen hatte, übernahm

er, trotz meiner Einwendungen, dennoch das Geschäft dieses Thier zu präpariren. Der unerträgliche Geruch, den das Missisippi Krokodil besonders im Frühjahr während der Paarungszeit verbreitet, macht das Abhäuten desselben zu einer beinahe unausführbaren Arbeit. Auch wurde das ganze Haus so verpestet, daß ich kaum darin auszuhalten vermochte. Ich halte die Meinung für sehr wahrscheinlich, daß ein lebender Alligator im Frühjahr in einem Gewölbe durch Mittheilung seines Bisamgeruchs die Lebensmittel verderben kann.

Die Tage vom 24. und 25. März benutzte ich, um mehrere angesehene Pflanzer der Pointe Coupée, sowie meine deutschen Freunde in St. Francisville zu besuchen, welche mir nochmals das gewisse Versprechen abforderten, meinen letzten Aufenthalt in der Louisiana bei ihnen zu nehmen. Auf diesen Besuchen war ich nicht glücklich in meinen Beobachtungen, da die einfache Form der Gegend beim flüchtigen Ueberblick wenig reizende Bilder aufstellt.

Am Abend des 25., kurz nach meiner Rückkunft im Hause meines Wirths, brachte man mir einen Stör (Accipenser) aus dem Strome, der mir unbekannt und 5½ Fuß lang war, auch richtig von den Creolen Estourgeon genannt wird. Er schien von dem gefleckten Stör aus Canada (Acc. maculosus, An. d. Mus.) sehr verschieden zu seyn. Das Fleisch ähnelt dem des Wolga-Stör, ist aber nicht so hart. Ich fand bei meiner Ankunft eine Einladung zu einer Jagdpartie, welche unfern der Tunica in der Nähe der Niederlassung, die am Anfange des Isthmus gleiches Namens sich befindet und von französischen Creolen bewohnt wird, stattfinden sollte. Da die Gegend der Tunica reich an Wild ist, die Jagd aus Höflichkeit für mich unternommen werden sollte, der majestätische Urwald mir vielseitig gerühmt worden war, auch eine nicht unbedeutende und interessante Ausbeute versprach, so war mir die von den Creolen bewiesene Aufmerksamkeit keineswegs unangenehm, und ich nahm die Einladung mit Freuden an. Das Originelle einer solchen Jagd auf Tannhirsche und Bären in den sumpfigen Cypressenwäldern, obgleich sehr mühsam und wegen der Waldwasser (bayous) oft gefährlich, nebst der Hoffnung, noch einige übriggebliebene Individuen des Urstammes der Tunica-Indier zu sehen, welche sich häufig in den Ansiedelungen der Creolen sehen ließen, reizten meine Ungeduld. Selbst Herr Tainturier konnte den Wunsch nicht unterdrücken, einen Ritt mitzumachen, welcher ihm hätte den Tod zuziehen können; nur mit äußerster Mühe gelang es mir, ihn abzuhalten. Den 26 März früh um 7 Uhr setzte ich mich in Begleitung eines Bekannten, meines Wirths und meines Jägers zu Pferde, um die 25 englische Meilen entfernte Wohnung des Herrn Renon le Doux, welcher mich zur Jagd aufgefordert hatte, noch vor Abend zu erreichen. Die Ansiedelung des Herrn le Doux liegt innerhalb der schmalsten Stelle der

Tunica-Halbinsel, welche von den Creolen Racourcis genannt wird, und ziemlich bebaut und bewohnt ist. Die Ufer des Missisippi sind an dieser Stelle kaum eine Meile von einander entfernt, obgleich der Strom, um die Halbinsel zu bilden, einen Lauf von beinahe 30 Meilen zurücklegt. Es ist ein Hauptcharakter des Missisippi, daß er solche Krümmungen bildet, und er hat dieses mit einigen andern amerikanischen Strömen gemein, die bei einer starken Strömung sumpfige Ebenen durchfließen, wie zum Beispiel der Orinoco, Magdalena, Marranon u. a. m. Oft zerreißt der Missisippi bei hohem Wasserstande die enge Zusammenschnürung solcher Krümmungen, ohne aber für gewöhnlich sein Hauptbett in den neugebildeten Canal zu verlegen.

Der Weg führt immer längs dem Ufer des Stromes dem Dorf entlang. Die Pfarre der Pointe Coupée erstreckte sich von der Wohnung meines Wirths nur noch 5 englische Meilen stromaufwärts, wobei an den gleichförmig gebauten Landhäusern der Pflanzer keine Abwechslung bemerkbar ist. Einige schöne Florida-Pinien *) und beinahe riesenhafte Catalpa-Stämme zogen meine Aufmerksamkeit auf sich, da sie zu den wenigen Hölzern gehören, womit die Einwohner ihre Häuser umgeben.

Im letzten Hause des Dorfes fand ich den Oekonomen Meyer aus Hannover, der mit mir in demselben Schiffe von Hamburg nach Neu-Orleans übergefahren war; er hielt sich bei seinem Bruder auf, und starb im Laufe des Sommers an dem climatischen Fieber.

Nachdem ich die Pointe Coupée hinter mir hatte, ging es zwölf Landmeilen meist durch den Wald, besonders die letzte Hälfte des ohnehin sehr schlechten Wegs. Unter andern mußten wir durch ein seichtes und morastiges Waldwasser waten, welches voll umgeworfener Baumstämme war, und konnten vor Mücken und Fliegen kaum die Augen öffnen. Höchst ermüdet von dem langen Ritte in der schwülen Hitze erreichten wir die Wohnung des Herrn le Doux um 6 Uhr Abends, wo wir auf das freundschaftlichste aufgenommen wurden. Da sich bald noch einige Creolen versammelten, so wurde die Gesellschaft lebhafter, und wir verzehrten unser einfaches Abendbrod recht fröhlich, wobei ich als Europäer mit großer Theilnahme über mein Vaterland besonders aber über Frankreich befragt wurde. Da ich sehr ermüdet war, machte ich mich bald von der Gesellschaft los, warf mich im Söller des Hauses auf eine Schütte Stroh, und wäre gerne eingeschlafen, wenn mich nicht mehrere Umstände daran gehindert hätten. Es war nämlich eines jener heftigen Gewitter im Anzuge, welche den heißen Regionen Amerikas so eigen sind, und der in der Ferne schallende Donner wurde durch das vieltönige Geheul einer Menge Jagdhunde des Herrn le Doux und von dem widerlichen Gequacke

*) Pinus palustris, *Lambert*, *Rob.* p. 525, und Pinus Taeda, *Linn.*

einer Unzahl von Fröschen ununterbrochen beantwortet. Zu diesem Ohrenschmaus gesellte sich noch die unerträglichste Hitze nebst einer Milliarde kleiner Mosquiten, welche gewöhnlich als Vorboten heftiger Gewitter zu betrachten sind. Wegen ihrer beinahe microscopischen Kleinheit dringen sie durch die feinsten Fliegennetze, und vereiteln dadurch auch diese Vorsichtsmaßregel. Diese Qual dauerte übrigens nicht lange, denn bald stellte sich ein furchtbarer Sturm ein, und das Gewitter zog aus dem Urwalde nach dem Bette des Stromes, wo es sich mit aller Wuth der entfesselten Elemente entlud. Es war unmöglich, die Zwischenräume zwischen Blitz und Donner zu unterscheiden. Durch die Ritzen des Daches und die Fugen der Balken, welche die Wände des Hauses bildeten, war der Raum, in welchem ich mich befand, ganz hell erleuchtet, und Schlag auf Schlag trafen die Blitze in der Nähe des Hauses auf die Cypressen am Ufer des Stromes. Nachdem der Sturm etwas nachgelassen hatte, fiel der Regen stromweise, und da das Dach, wie ich eben bemerkt habe, sich in schlechten Umständen befand, war es mir unmöglich, mich vor dem überall eindringenden Wasser zu schützen, welches bald den ganzen Fußboden bedeckte. Die Bewohner des Hauses liefen zusammen, ein jeder suchte sich zu bergen, so gut es ging, und da der Söller, in dem ich mich befand, der einzige noch erträgliche Platz im Hause war, so rettete sich Alles dahin; dazu gesellten sich auch noch die Neger meines Wirths, welche in ihren elenden Hütten überschwemmt wurden, so daß nicht eine Maus hätte zwischen uns durchkriechen können. Nach zwei Stunden hörte endlich der Regen auf, der Himmel wurde klar, und die Versammlung, Weiße und Schwarze, suchten sich neue Schlafstellen.

Kaum fing der Tag an anzubrechen, so fanden sich mehrere Männer mit ihren Hunden und Pferden im Hause meines Wirths ein, deren entschlossenes Wesen, verbunden mit einer gewissen gesprächigen Höflichkeit, in welcher sich eine recht biedere Treuherzigkeit offenbarte, sogleich den französischen Creolen ankündigte. Die Creolen französischen Ursprungs haben trotz mehrerer Generationen dennoch nicht den feinen Ton des Mutterlandes aufgegeben, der die französische Nation so angenehm charakterisirt, und haben durch die natürliche und ungebundene Lebensart etwas Gerades und offenes in ihrem Betragen, welches, verbunden mit der ungezwungensten Gastfreundschaft, jeden Fremden für sie gewinnen muß.

Wir nahmen in dem großen Zimmer des Hauses, welches vom Regen noch ganz durchnäßt war, in aller Eile ein sehr mäßiges Frühstück, bestehend aus Brod von Wälschkorn nebst Schinkenschnitten, zu uns, und machten uns alsdann zur Jagd bereit. Im Hofe waren 6 bis 8 Reitpferde und wenigstens 30 Hunde von gekreuzten Racen bereit, dem Jagdzuge zu folgen. Es hatten sich auch einige Indier von dem Stamme der Tunicas, welche in dieser Gegend hausen, eingefunden, um uns auf die Jagd

zu begleiten. Diese Leute waren bis auf ihre wollenen Decken ganz nackend, und schienen sich mehr auf ihre Füße als auf die im Hofe aufgestellten Klepper verlassen zu wollen. Sie hatten ihr langes schwarzes Haar ungeflochten über die Schultern hängen, oder über den Scheitel zusammengebunden, und waren sämmtlich mit langen Flinten versehen, welche sehr gut die Kugel schossen. Die französischen Creolen in der Louisiana haben sich zu sehr an Doppelflinten, welche bloß Schrot schießen, gewöhnt, und stehen daher als Jäger gegen die Amerikaner englischen oder deutschen Ursprungs, sowie gegen die Creolen von Canada oder vom höhern Mississippi zurück, welche sich auf der Jagd gezogener Büchsen bedienen, und auch meist vortreffliche Schützen sind. Unser Jagdzug setzte sich nun in Bewegung, ich bestieg ein ziemlich gutes Pferd, und in wenig Minuten hatten wir den Cypressenwald erreicht. Wir fanden bald frische Wildfährten, und die ganze Meute wurde darauf gesetzt. Einige von diesen Hunden mochten auch wohl gut seyn, denn es dauerte nicht lange, so hörten wir sie jagen. Dies war das erwünschte Zeichen; Creolen und Indianer stäubten in einem Augenblick in allen Richtungen auseinander, um die verschiedenen Wechsel des Wildes zu erreichen. Ich muß gestehen, daß gegen alle meine Erwartung die Creolen sich in meinen Augen als äusserst kühne Reiter in dem schrecklich schwierigen Terrain des Waldes bewiesen. Es war ihnen kein Windbruch zu hoch, keine durch Schlingpflanzen verworrene Dickung zu dicht und kein Waldwasser zu tief, um nicht hindurchzureiten und darüber zu setzen. Ihre Pferde, obgleich unansehnlich, leisteten dabei das Mögliche, und ich selbst an der Seite eines langen Creolen, welcher bei mir blieb, verdankte es nur, da ich nicht ganz hinter den Andern zurückbleiben wollte, der Güte meines Pferdes, daß mir kein Unglück widerfuhr, indem kein anderes Pferd, welches diese Gegenden nicht gewohnt war, in dem sumpfigen Boden durch die Cypressenwurzeln und deren Wurzelknorren, die überall wie kegelförmige Stöcke hervorragten, sich hätte durchfinden können. Mein Begleiter, der ein recht lustiger Mann war, führte mich auf eine etwas trockene Anhöhe, wo wir stehen blieben. Es dauerte auch nicht lange, so brachten die Hunde einen Hirsch bei mir vorbei, auf den ich schoß, und den ich verwundete. Wir folgten eiligst der Meute, und bekamen auch den Hirsch bald wieder zu Gesicht. Es dauerte nicht lange, so fiel ein Schuß, und der Hirsch stürzte; einer von den Indiern war ihm vorgekommen, und hatte geschossen. Auf den letzten Schuß kamen alle im Walde versprengten Jäger zurück, und die Jagd hatte ein Ende, indem es nicht mehr möglich war, die Hunde zu sammeln.

Der Tannhirsch, denn eine andere Hirschart gibt es im untern Gebiete des Mississippi nicht mehr, hatte sein Geweih noch nicht abgeworfen, wohl aber die Winterhaare mit der rothen Sommerbedeckung vertauscht, welches ich selbst einen Monat später 6 bis 8 Grade nördlicher am Ohio

und Missisippi noch nicht bemerkte. Der nordamerikanische Tannhirsch (Cervus virginianus, *Gmel.*) ist durch ganz Nordamerika vom 25. bis 30° der Breite verbreitet, und ist in manchen Gegenden selbst sehr häufig, obgleich er von den Urvölkern und eingewanderten wegen der vorzüglichen Haut vielen Verfolgungen ausgesetzt ist. In der Gestalt sowie in der Lebensart kommt er dem europäischen Tannhirsch (Cervus dama, *Linn.*) gleich, nur fehlen ihm auf dem Grunde der rothen Decke die weißen Flecken, und beide schwarze Streifen auf den Keulen. Das Geweih ist nach vorne gebogen, und bildet keine Schaufeln wie bei dem europäischen Tannhirsch, sondern häufig Gabeln, welche vor- und rückwärts gebogen sind, und woran sich bei alten Hirschen oft mehrere Enden zeigen. Diese Hirschart setzt, trotz der Behauptung mehrerer Naturforscher, sehr starke Geweihe auf; ich selbst besitze ein Geweih von mehr denn 30 Enden. Die Setzzeit fällt in den Mai, und die Brunst in den Oktober; alsdann kämpfen die Hirsche stark miteinander, wobei sie sich häufiger als andere Hirsche verforkeln, und wegen der zackigen Enden ineinander hängen bleiben. In den Urwäldern des Missoury fand ich viele Schädel von Tannhirschen, die auf diese Art zusammenhingen, in einer Lage, in welcher die Individuen verendet waren. In der Spur fand ich ebenfalls keinen Unterschied zwischen unserem Tannhirsch, ausser daß die Schalen etwas schmäler sind. Um Irrungen zu vermeiden, muß ich bemerken, daß die französischen Creolen fälschlich den Tannhirsch Reh (chevreuil) nennen. Rehe gibt es im ganzen nördlichen Amerika nicht; die Sippe der rehartigen Thiere des Hirschgeschlechts ist dagegen in mehreren Arten häufiger im südlichen Amerika verbreitet. Die Colonisten englischen Ursprungs sind auf den Unterschied beider Arten aufmerksamer gewesen, und nennen den amerikanischen Tannhirsch richtig Deer; dagegen nennen sie fälschlich den großen amerikanischen Rothhirsch Elk oder Ellan, obgleich diese Hirschart (Cervus major, *Say*) völlig vom Ellend, welchen die Canadier Orignal nennen, verschieden ist, und in viel höhern Breiten vorkommt.

Nachdem ich in das Haus, in welchem ich die Nacht zugebracht hatte, zurückgekehrt war, machte mir der Creole, der mich auf die Jagd begleitet hatte, den Vorschlag, an dem Ufer eines mit dem Missisippi in Verbindung stehenden Waldwassers entlang zu gehen, indem er mir eine reiche Ausbeute an blühenden Pflanzen versprach, die gewöhnlich dieses Ufer bedecken. In dieser Hoffnung fand ich mich zwar getäuscht, denn ausser den Stauden einiger Yucca, des Cactus, einer eben aufschiessenden Sesbania und Chelone *), fand ich nichts als Brombeersträucher und

*) Sesbania macrocarpa, *Mühl.* Ich fand diesen Leguminosen später in der Nähe von Neu-Orleans ziemlich häufig, und brachte die Pflanze in Europa zur Blüthe.

Chelone obliqua, *Linn.* mit schöner rother Blume.

unbestimmbare Gräser. Einige große Krokodile und Schildkröten tauchten bei unserm Anblick in ihre schlammigen Wohnungen, und große Mückenschwärme verkündigten den Eintritt der heißen Jahreszeit. Nachdem wir beinahe schon unsern Spaziergang beendigt hatten, machte plötzlich mein Begleiter mich aufmerksam, auf meiner Hut zu seyn, und zeigte mir auf 3 oder 4 Schritte eine zusammengerollte schwarze Schlange, welche durch ihren emporgehobenen Kopf und aufgeschwollenen Hals die Absicht verkündigte, auf uns zu springen; ich verlor keinen Augenblick Zeit, und schlug trotz des Geschreies meines Begleiters, die Schlange mit einem großen Knüppel todt. Bei genauer Untersuchung fand es sich, daß diese Schlange, welche zu der Ordnung der eigentlichen Vipern gehörte, eine der giftigsten ihres Geschlechtes war. Die Creolen, welche dieselbe Serpent Congo nennen, fürchten sie ungemein wegen der schnellen Tödtlichkeit ihres Bisses, weil sie gewöhnlich pfeilschnell auf den Gegenstand zuspringt, den sie beißen will. Nach genauer Untersuchung fand ich, daß diese Schlange die größte Aehnlichkeit mit einer an den Küsten der Terra firma vorkommenden Viper hat, deren Herr Alexander v. Humboldt auf seiner Reise Erwähnung thut, und die von den Bewohnern von Venezuela Cobra coral genannt wird; *) wie bei dieser ist der Biß in wenigen Minuten unheilbar, und die Neger, welche gewöhnlich barfuß gehen, fürchten sie weit mehr, als die Menschen weißen und rothen Stammes, obgleich auch diese derselben nicht gerne in den Weg treten. Die Creolen und Indier tragen bekanntlich auf ihren Jagden oder Fußreisen hohe Strümpfe (mitasses) und weiche Schuhe (mokassins) von starkem und frischgegerbtem Wildleder, welche in einem Rauche von fauligem, starkriechendem Holze braun geräuchert sind. Diese Fußbegleitung ist unstreitig das beste Verwahrungsmittel gegen den Biß giftiger Thiere. Die in einer weichen Scheide ruhenden Zähne der Giftschlangen dringen selten durch dieses Leder; auch scheinen die Schlangen einen besondern Ekel gegen den starken Geruch desselben zu hegen. Die Klapperschlangen, welche in manchen Gegenden sehr verbreitet sind, und wegen ihrer Größe und eigenthümlichen Faulheit ungern einem Gegenstand aus dem Wege gehen, sind bei nasser Witterung, in welcher Zeit der Schall ihrer Klappern kaum hörbar ist, sehr gefährlich, indem man nur zu leicht auf sie tritt, und gewöhnlich gebissen wird. Die großen Giftzähne der Klapperschlangen dringen dennoch nicht durch weiches Leder, und ich selbst habe an mir das Beispiel erlebt, daß diese Schlangen lieber auf sich treten lassen, als nach dem übelriechenden Leder schnappen. Als ich die erlegte Schlange in die Wohnung

*) Siehe Herrn A. v. Humboldts Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents 1ter Theil, Cap. IV., S. 465.

meines Wirths brachte, geriethen alle Anwesenden in den größten Schrecken, und es wurde eine unglaubliche Menge von Fällen erzählt, von denen die meisten das Gepräge der Uebertreibung an sich trugen, obgleich ich nicht zweifeln will, daß einige derselben wahr seyn mochten. So war z. B. kurze Zeit vorher in einer benachbarten Besitzung ein junger Neger gebissen worden, der aber trotz aller angewendeten Mittel in weniger als einer Viertelstunde seinen Geist aufgegeben hatte. Während meines Aufenthaltes in der Louisiana wurde später ein Pferd von einer giftigen Schlange gebissen, welches nach empfangenem Biß in den Fessel des rechten Hinterfußes unter schrecklichen Krämpfen in wenig Minuten starb. Da mir dieses Ereigniß von sehr glaubwürdigen Männern, eine Stunde nachdem es geschehen war, mitgetheilt wurde, so verfügte ich mich an Ort und Stelle. Ich fand das Pferd ausserordentlich geschwollen, und ließ die Haut an mehreren Stellen des Unterleibes lüften. Ausser der schwarzen Farbe, welche sich überall verbreitet hatte, fand ich große Luftblasen, welche sich auch in den Blutgefäßen, in welchen das Blut schwarz zusammengeronnen war, vorfanden. Der gebissene Hinterfuß war sehr angeschwollen, obgleich um die Wunde selbst, welche augenscheinlich von einem Schlangenbiß herrührte, die Entzündung nicht sehr bedeutend erschien. Um gegenauere Resultate zu schöpfen, hätte ich eine nähere Untersuchung der Eingeweide und Hauptblutgefäße unternehmen müssen, konnte aber trotz alles gebotenen Geldes keinen Neger dazu bewegen, die Oeffnung zu unternehmen. Ich besitze in meiner Sammlung noch mehrere in der Louisiana einheimische Vipern, welche, obgleich es verschiedene Arten sind, dennoch eine große Aehnlichkeit haben. *) Sie zeichnen sich sämmtlich durch eine sehr dunkle, aus dem Braunen in's Schwarze übergehende Farbe aus, haben, wie alle Vipern, sehr breite, oben schuppige, pfeilförmige Köpfe ohne Grube vor den Augen, und kurze stumpfe Schwänze, welche sich in eine lichtere Farbe endigen. Für Reisende füge ich bei Erwähnung der schwarzen Giftschlangen die Bemerkung hinzu, daß es in der Louisiana, sowie in einem großen Theile der Vereinigten Staaten, mehrere ganz unschädliche schwarze Nattern gibt, welche sich durch ihre eigenthümliche Länge bei verhältnißmäßig dünnem Körper und spitzigem Kopfe auszeichnen, und ganz und gar nicht zu fürchten sind. In ihrer Lebensart und Gestalt kommen diese Nattern sämmtlich der gewöhnlichen blauen europäischen Natter (Coluber Natrix, *Linn.*) gleich, und halten sich wie diese häufig im fließenden Wasser auf, welche Gewohnheit die Giftschlangen nicht haben, die trockene, felsige oder grasreiche Gegenden lieben.

---

*) Diesen Vipern gleichen besonders der Vipera Presler aus Europa, der V. cerastes, die kleinen Hörner abgerechnet, aus Aegypten, der V. nigra (Pelias nigra, *Merr.*) in Amerika u. a. m.

Ich ritt noch denselben Tag nach der Pointe Coupée zurück, und hatte viele Mühe, die früher erwähnten Waldwasser zu durchwaten, das Ungewitter, welches in der Nacht gewüthet hatte, hatte diese ohnehin sumpfigen Gewässer völlig grundlos gemacht, wobei es viele Mühe kostete, die Pferde überzusetzen.

Ich traf spät, sehr ermüdet und ganz durchnäßt in meiner Wohnung ein, und fand daselbst meinen Reisegesellschafter, Herrn Tainturier, unwohl. Die zunehmende Hitze und die bei ihm etwas ungewöhnlichen Spaziergänge hatten ihm einen schwachen Fieberanfall zugezogen, und dennoch hatte ich viele Mühe, ihn die folgenden Tage abzuhalten, mir auf einer Excursion in die südlichen Gegenden des früher erwähnten Falschen Flusses zu folgen, zu der ich von einem benachbarten Creolen, Herrn Labattu, aufgefordert worden war, und von welcher ich den besten Erfolg für meine Sammlung mit Recht erwarten durfte. Den ganzen Tag vom 18. benutzte ich zum Ordnen meiner getrockneten Pflanzen und zum Ausstopfen einiger Vögel. Herr Tainturier verpestete abermals das ganze Haus durch Präparation eines vor einigen Tagen geschossenen Krokodils und mehrerer Fische, deren übler Geruch schon so zugenommen hatte, das ich trotz alles Eifers für die Naturkunde dennoch mich nicht entschließen konnte, diesen Untersuchungen beizuwohnen. Der Professor holte sich auch wohl an diesem Tage den Keim zu einer Krankheit, an der ich ihn im Januar des folgenden Jahres noch leidend fand. Schon früher habe ich erwähnt, daß nichts den schrecklichen Geruch eines verwesenden Krokodils übertrifft; er ist so entsetzlich durchdringend, daß ein damit berührter Gegenstand, namentlich eine tuchene oder wollene Bekleidung, Monate lang davon inficirt bleibt.

Herr Labattu kam den 29. früh um 6 Uhr nach meiner Wohnung, und in seiner Gesellschaft fuhr ich in einem zweiräderigen Karren längs des südlichen Theils des Kirchspieles der Pointe Coupée bis nach seiner Besitzung, die gegen 5 englische Meilen von der des Herrn Nicholl entfernt lag. Wir setzten uns da in einen Kahn, und fuhren den Fluß hinab bis an den Ausfluß des Chenal, der sich in die Fausse Rivière verliert, und ziemlich reißend fließt. Die flachen Gegenden, die der Missisippi durchströmt, verursachen oft Abflüsse dieses ungeheuren Stromes, dessen tiefes Bett, durch die Macht der großen Wassermassen oft seine Richtung durchbrechend, Ausflüsse bildet, die dann entweder neue Ströme formen, oder in die Sümpfe und Seen sich verlierend, weitläufige Strecken schwammiges Flachland bilden. Der Eingang des Chenal ist so mit übereinandergeflößten Baumstämmen bedeckt, daß man über die reißende Ausströmung trockenen Fußes gehen kann. Unser Weg führte uns längs des Chenals durch einen herrlichen, dichten Wald, von den schönsten inländischen Holzarten, welche mit Lianen und Rohr undurchdringlich durchwachsen

waren. *) Häufige Fährten von Hirschen und Bären bewiesen die Nähe dieser Thiere, und wie wenig diese Gegend bewohnt ist. Nachdem wir eine Stunde zu Fuße gegangen waren, traten wir in die Wohnung eines Herrn L'Abadie, der ein geborner Franzose aus Bayonne ist, und wurden mit gewohnter Gastfreundschaft empfangen. Der Wald in der Nähe des Hauses wimmelte von seltenen Vögeln, unter denen Papageien, Colibris, **) einige schöne Enten-Arten, ***) Spechte und Eisvögel †) den Naturforscher fesseln mußten.

Am Ufer des Stromes bemerkte ich den im Lande einheimischen Cactus. Die Zweige sind wie bei Cactus Tuna dunkelgrün, die langen Stacheln abfallend und einen borstigen Bart zurücklassend.

In einem Cabriolet ließ uns Herr Leandre, ein Mulatte, von St. Domingo gebürtig, ein reicher und angenehmer Mann, abholen, um in seiner Wohnung zu übernachten. Der Weg führte eine Stunde durch den dichten Wald. Im Hause des Herrrn Leandre war wenig Bequemlichkeit zu finden, da er trotz aller Mühe nicht im Stande war, ein anderes Getränke als Wisky aufzutreiben. Diesen Branntwein trinkt man mit Wasser und er vertritt so die Stelle des Weines bei vielen Amerikanern. Ich konnte mich nie an dieses Getränk gewöhnen, und mußte das abscheuliche Wasser der Bayous trinken, wovon ich immer krank wurde. Das Wasser aus dem Mississippi ist zwar mit Thonerde gemischt, aber kalt und gut; dagegen sind stehende Gewässer lau, fade, und nehmen einen Geruch von den vielen Krokodilen an sich, mit denen sie überfüllt sind. Diese abscheulichen Thiere fand ich in solcher Menge in einem See dicht beim Hause, daß ich ihrer gleich mehrere mit der Büchse zu schießen im Stande war. Sie strecken Kopf und Nase zur Hälfte zum Wasser heraus, und bleiben Stunden lang unbeweglich stehen. Wenn man sie mit der Kugel über den Augen in's Gehirn trifft, bleiben sie todt auf dem Fleck, sich auf den Rücken drehend, einige Minuten auf dem Wasser treibend, sinken dann unter, und kommen erst mit eintretender Verwesung wieder auf die Fläche des Wassers. Man sieht diese Reptile bei zunehmender Wärme oft zu Hunderten auf Baumstämmen ruhen, und sie lassen sich nicht leicht aus ihrem Schlafe stören. Wenn die Krokodile Fische fangen wollen, versammeln

---

*) Ludolphia excelsa? Miegia macrosperma, Arundo gigantea und tecta *Walt.*, und andere Riesengräser, welche mehr oder weniger mit Bambusa verwandt sind.

**) Trochylus colubris, *Audeb.*

***) Die schöne Art Canard branchu. (Anas sponsa *Linn.*)

† Der prachtvolle Schwarzspecht mit weißem Fleck auf den Flügeln und großem schneeweißem Schnabel, (Picus principalis, *Linn.*)
Der nordamerikanische Eisvogel. (Alcedo Alcyon, *Linn.*)

sie sich haufenweise, bilden einen Halbzirkel, und schlagen mit ihren Schwänzen das Wasser trübe. Die Fische werden irre und lassen sich in die Enge treiben, wo sie dann von ihren Feinden verschlungen werden, welche sich aber oft selbst beißen und verwunden. Wenn das Krokodil ein Thier, besonders Schweine, die sich bei der großen Hitze in die Sümpfe begeben, ergreifen will, nahet es sich unter dem Wasser ganz langsam, und greift dasselbe dann plötzlich bei den Füßen, zieht es in's Wasser und ertränkt seinen Raub. Ist das Thier todt, so schleppen es die Krokodile an's Ufer und verzehren es. Daher bemächtigen sie sich oft der größten Raubthiere, wie Tiger und Bären. Oft sind Negerinnen die am Wasser waschen müssen, auf diese Art verunglückt. Verwundetete gewinnen immer das Ufer, um zu sterben. Die Lebenskraft dieser Thiere ist so groß, daß Krokodile, denen man den Kopf abgeschnitten hatte, nach zwei Tagen noch eine Bewegung der Muskeln zeigten. *)

Aus dem See, welchen ich vorhin erwähnte, sah ich viele Cormorane und einen seltenen Schwimmvogel, den Anhinga. **) Die häßliche Stimme der Ochsenfrösche ***) erschallte von Zeit zu Zeit, und machte die ohnehin traurige Gegend noch grausenvoller. Ein heftiger Sturm wurde der Vorbote einer schlechten Witterung, die sich den folgenden Tag einstellte.

Der Regen fiel den 30sten in Strömen, und statt die Luft abzukühlen, stieg die Hitze auf 25° R. +, während der Hygrometer von D. L. auf 70 zeigte.

Ich verließ Nachmittags meine artigen Wirthsleute, und reißte zu Herrn L'Abadie, wo wir den vorigen Mittag ausgeruht hatten. †)

In dem Louisiana-Staat herrscht noch ein großes Vorurtheil gegen alle farbigen Leute des afrikanischen Stammes. Die in diesem Staat tolerirte Sklaverei der Neger ist an der Trennung der Weißen und Farbigen schuld. Das Gesetz verbietet eheliche Verbindungen zwischen beiden Racen, wodurch eine natürliche Trennung zwischen den freien Farbigen und reinen Weißen entstehen muß, die zuletzt nachtheilige Folgen haben wird, da die Ehe das kräftigste moralische Bindungsmittel ist, Völker verschiedenen Stammes miteinander zu befreunden, welche durch Verhältnisse gebunden dasselbe Land bewohnen müssen. Wechselseitige Feindschaft oder

---

*) Die Lebenskraft der gereizten Muskeln der Amphibien ist bekannt. Das Krokodil besitzt aber gewiß von allen Sauriern das stärkste galvanische Leben und von diesem ist auch nach Abtrennung des Kopfes vom Rumpfe nur die Rede.

**) Plotus melanogaster, *Wils.*

***) Rana ocellata, *Linn.*, mugiens, *Merr.*, clamitans, *Latr.* u. a. m.

†) Ich muß nachträglich beifügen, daß ich in der Behausung des Herrn Leandre das letzte Individuum des nun ausgeloschenen, sonst mächtigen Stammes der Chetimachas-Indier sah; es war ein Jüngling von 18 Jahren, dessen Aeusseres aber nichts Ausgezeichnetes verrieth.

Verachtung ist das gewöhnliche Loos solcher Stämme, welche durch Vorurtheil, Religion oder Politik wechselseitigen Eheverbindungen entsagen. Die Geschichte aller Zeiten und Völker dient zum Belege, und in Amerika sind die Beispiele und Erfolge gewaltsamer Trennung zwischen Weißen und Farbigen und deren Erfolge zu neu, um der Erwähnung zu bedürfen. Die freien Schwarzen und ihre Farben-Nuancen haben durchaus nicht die Rechte der Weißen, und da die Stufen der Vermischung bei dem Neger im 3ten und 4ten Gliede, nämlich die Quarteronen, schon so hell wie die weißen Creolen sind, so trennen sich diese natürlich von den Mulatten und Schwarzen, eine zweite Klasse dieser Race bildend, die keine Gemeinschaft mit den Negern haben will. Mulattinnen und Quarteronen zielen immer mehr nach der sogenannten Veredlung ihrer Farbe, und selten sieht man daher Heirathen unter diesem Stande, vielmehr leben, besonders zu Neu-Orleans, diese Farbigen mit weißen Männern zur linken Hand, wodurch die Moralität ganz untergraben wird. Die Mütter selbst bilden diese Verbindungen, und verkaufen ihre Töchter, wobei die Schönheit des Mädchens den Preis bestimmt. Selten übersteigt übrigens derselbe die Summe von 1000 Dollars. Die oft sittsamen und gut erzogenen Quarteronen-Mädchen ziehen alsdann zu ihren privilegirten Liebhabern, welche meist Fremde oder unverheirathete junge Leute sind. Sie werden gewöhnlich nur beköstigt und bekleidet, sowie zuletzt, wenn der Galant ihrer überdrüssig ist, ihrem Schicksal überlassen. Dieses allgemeine Verfahren der freien Farbigen muß natürlich den ganzen Stand erniedrigen. Die Farbigen selbst in den entferntesten Gliedern haben nicht das Recht, als Zeugen vor Gericht aufzutreten, sogar in den Gesellschaften der Weissen, selbst der ordinärsten Leute, dürfen sie nicht erscheinen, und nie mit Weißen an einem Tische essen u. s. w. Bei der aufrichtigsten Achtung, welche ich für die Gesetze der einzelnen Staaten des großen nordamerikanischen Staatenbundes hege, kann ich dennoch nicht umhin, in diesen Gesetzen eine Gefahr für die Aufrechthaltung des Friedens für die große Republik zu ahnen. Die neuesten Vorfälle und Zwistigkeiten der nördlichen und südlichen Staaten, die Debatten beim Congreß in Washington, die Uneinigkeit bei der letzten Präsidenten-Wahl*) u. s. w. haben ihr Entstehen in den verschiedenen Ansichten über die Behandlung der Farbigen und die Sklaverei der Neger. Obgleich diese ohne den völligen Ruin der Pflanzer in den südlichen Staaten noch nicht abgeschafft werden kann, so wäre es dennoch für diejenigen Staaten, in welchen sie stattfindet, rathsam, sich den freien Negern und ihren Descendenten um Vieles zu nähern; denn in keinem republikanischen Staate dürfen solche Trennungen

*) Als Verfasser dieses schrieb, waren die Uneinigkeiten wegen des Zoll-Tarifes noch nicht ausgebrochen.

stattfinden, da sie Parteigeist und innere Zwistigkeiten unvermeidlich nach sich ziehen müssen. Sollten auch die Gesetze, die auf diesen Punkt Bezug haben, nicht ganz aufgehoben werden können, so möchte doch wenigstens in mancher Hinsicht eine Ausnahme stattfinden. Obgleich ich mich nicht gerne in politische Gegenstände in einer bloß wissenschaftlichen Reisebeschreibung einlassen möchte, kann ich doch nicht umhin, zu äussern, daß in einem Freistaate, wo die allgemeine Wohlfahrt auf Gleichheit der Stände und Vermeidung gefährlicher Verbindungen beruhet, durchaus nicht zwei Kasten unter den Einwohnern stattfinden können. Die Farbigen können namentlich in den Staaten, in welchen sie die Majorität bilden, noch sehr gefährlich werden, falls ihr Interesse sie bewegen sollte, die bürgerlichen Menschenrechte, welche ihnen von ihren übrigen Mitbrüdern im Guten verweigert werden, mit Nachdruck oder Gewalt zu fordern. Auch frage ich den Menschenfreund, ob eine respektable farbige Familie von der gebildeten Gesellschaft ausgeschlossen bleiben kann, weil sie aus Afrika stammt. Daß Neger alsdann Repressalien gebrauchen und die Weißen durch Geringschätzung bestrafen können, haben wir in St. Domingo gesehen.

Das Wetter war inzwischen wieder freundlich geworden, die Wolken verschwanden, das frische Grün färbte nach dem Regen mit dem schönsten Glanze die Wälder, welche durch die Menge der grauen bartartig herunterhängenden Parasiten im Winter ein sonderbares alterthümliches Aeussere gehabt hatten, und nun neu belebt dastanden. Die Vögel waren auch, durch die Sonnenstrahlen ermuntert, in dem dichten Laube beschäftigt, und ihr Gesang bildete mit dem Geschrei der Papageien und großen Frösche einen sonderbaren Contrast. Wir kamen bei Herrn L'Abadie Nachmittags gegen 4 Uhr an, und gleich fand sich Gelegenheit zur Arbeit, denn es wurden mir eine Menge Vögel zum Ausstopfen gegeben, welche ein paar indische Jungen geschossen hatten. Die zwei schönen Papagei-Arten mit gelbem Kopfe *) schoß ich noch denselben Abend häufig; obgleich sie etwas scheu sind, kann man dennoch hinter starken Stämmen zu ihnen heranschleichen und mehrere auf einen Schuß schießen, da sie dicht zusammen sitzen. Der Wald um die Wohnung des Herrn L'Abadie ist zum Theil mit hohem Rohre verwachsen. Solche Gegenden sind beinahe undurchdringlich, sowie die Gebüsche, in welchen die Schlingpflanzen **) und Brombeeren sich ebenfalls jedem Schritte widersetzen.

Den andern Morgen, am 31. März, wurde eine Jagd mit einer Menge schlechter Hunde arrangirt. Da aber die Schützen schlecht angestellt waren, kam das Wild nicht zum Schuß. Hierauf wurde ein mit

*) Psittacus caroliniensis, *Linn.* und P. missisippiensis? Wohl nur Varietäten einer Art.

**) Die Geschlechter Tecoma, Bignonia, Philostemon, Ampelopsis u. a.

wüstem Gepröhz bewachsener Fleck angesteckt, welcher schlecht brannte, und nur einige Hasen und Waschbären (Procyon Lotor, Ill.) heraus nöthigte. Diese Treibjagden mit Feuer sind nicht übel, und eine bei den Indianern sehr gebräuchliche Methode. Ein großer Fleck trockenen Gepröhzes, Rohres, oder eine Wiese werden mit dem Winde halbmondförmig angezündet. Das Wild stürzt, durch den nahenden Dampf erschreckt, heraus, und lauft dem Schützen in die Hand. Eine solche brennende Wüste gewährt einen prachtvollen Anblick. Besonders gut ist dies Mittel auf der Bärenjagd; der Bär stellt sich nicht so gerne wie der Jaguar vor Hunden, und jene nehmen ihn ungern an.

Wir verließen Nachmittags die Wohnung unseres Freundes, und schifften uns in unser Boot an der Mündung des Chenal ein. Es war eine häßliche und langsame Fahrt den Fluß hinauf, besonders da wir mehreremal den großen Strom durchschneiden mußten, um der Strömung auszuweichen. Endlich brachte uns der durch die übermäßige Anstrengung völlig entkräftete Neger an das erste Haus von Pointe Coupée. Wir packten unsere Sachen zusammen, und gingen zu Fuß nach der Wohnung des Herrn Labattu. Da ich noch denselben Abend nach Hause wollte, weil viele Vögel ausgestopft werden mußten, so ließ Herr Labattu seinen Wagen anspannen. Dieses Fuhrwerk bestand in einem sehr zerbrechlichen Karren, und die vorgespannten Maulesel waren äusserst widerspenstig; da ich meine Gewehre nicht in die Gefahr setzen wollte, zu zerbrechen, ging ich zu Fuß. Ich kam höchst ermüdet gegen 10 Uhr nach meiner Wohnung, und fand daselbst Alles schlafend. Nachdem ich eine halbe Stunde gepoltert und mich mit den Negern gezankt hatte, wurde endlich aufgemacht, und ich kam zur Ruhe.

Mit Bedauern erfuhr ich die Abreise meines Freundes Tainturier. Ein ernstliches Unwohlseyn hatte ihn genöthigt, nach Neu-Orleans zurückzukehren, woselbst ich ihn im Winter noch leidend antraf.

Anmerkung zum vierten Capitel.

Da ich keinen Baum oder Strauch bemerken konnte, welcher sich nicht durch frische Belaubung mit dem Schmuck der wiederauflebenden Natur gekrönt hatte, so wird es den Botanikern vielleicht nicht unlieb seyn, wenn ich hier die Periode des Ausschlagens der Blätter der meisten Bäume und Sträucher anführe, welche in der Louisiana, vom 29sten bis 31sten nördlichen Breitengrade, während der kalten Jahreszeit ihr Laub entweder gänzlich oder großen Theils verlieren. Da meine Beobachtungen im Jahre 1823 gemacht worden sind, und in diesem Jahre der Monat Jannar ganz ungewöhnlich kalt war, so kann man es als Norm annehmen, daß sich in wärmeren Wintern die Vegetation um 10 Tage früher entwickelt.

Den 1. März: Fraxinus discolor, *Raf.*, nigra, lacera, *Raf.* Callicarpa americana, *Linn.* Bignonia capreolata, *Linn.* Tecoma radicans, *Juss.* Pagesia leucantha, *Raf.* Viburnum prunifolium, *Willd.* Aesculus flava, *Willd.*, coccinea. Vitis integrifolia, *Raf.*, rotundifolia, *Mich.*, cordifolia, *Mich.*, aestivalis, *Mich.* Philadelphus inodorus, *Linn.* Frangula fragilis, *Raf.* Celastrus bullatus, *Linn.*

Den 5. März: Fraxinus undulata, *Raf.*, juglandifolia, *Mich.*, tomentosa, aquatica, *Raf.* Collinsonia verticillaris. Cornus florida, *Linn.*, polygamus, *Raf.* Acer saccharium, *Linn.*, nigrum, *Linn.* Hypericum rostratum, fulgidum, *Raf.* Tilia stenopetala, *Raf.*

Den 10. März: Rubus angulatus, *Raf.* Prunus virginiana, caroliniana, *Linn.*, stenophylla, *Raf.* Acacia eburnea. Gleditschia triacanthos. Acacia glandulosa, *Willd.* Robinia Pseudacacia, *Linn.*, pumila. Cercis canadensis, *Linn.* Acer dasycarpum, *Willd.*, Negundo, *Linn.* Castanea americana, *Raf.* Fagus americana. Diospyros virginiana, *Linn.*, pubescens, *Pursh.* Annona triloba, *Linn.* Bignonia Catalpa, *Linn.*, syringaefolia (Catalpa), *Pursh.* Philostemon radicans, *Raf.* Rhus typhinum, *Linn.*, copallinum. Pseudopetalon glandulosum. Pielea tomentosa, *Raf.* Juglans nigra, olivaeformis, Hykori, *Mich.*, cathartica, *Darby*, laciniosa, *Darby*, porcina, *Darby*, myristicaeformis, *Darby*, tomentosa, *Darby.* Melia Azedarach, *Linn.* Morus rubra, *Linn.*, tomentosa, scabra, *Darby.* Ulmus alba, *Raf.*, pinguis, *Raf.* Salix denudata, *Raf.*, ludoviciana, *Raf.*, nigra, *Linn.*, washitana, *Mag. Cat.*

Den 15. März: Populus angulata, *Willd.*, trepida, *Willd.* Betula lenta, *Darby.* Castanea pumila, *Darby.* Platanus occidentalis, *Linn.* Liriodendron tulipifera, *Linn.* Cupressus disticha, *Linn.*

Den 20. März: Carpinus Ostrya, *Darby*, americana, *Willd.* Quercus Phellos, *Linn.*, nigra, *Mich.*, rubra, *Mich.*, macrocarpa, *Mich.*, falcata, lyrata, obtusifolia, aquatica, ferruginea u. a. m.

Fünftes Capitel.

Rückkunft zu Bayou Sarah und St. Francisville. Abreise auf dem Dampfboot Maysville. Der Acheffalaya. Der Rothe Fluß von Nachitochez. Fort Adams. Natchez. Der Missisippi-Staat. Abfahrt von Natchez. Der Jazu. Pointe Illichico. Der Arkansas.

Ich verließ Morgens den 1. April das Haus des Herrn Nicholl, der auch während meines Aufenthaltes im Chenal abgereist war, und fuhr über den Strom nach Bayou Sarah. Bei meiner Ankunft in Bayou Sarah wurde ich von meinen deutschen Freunden mit der Nachricht empfangen, daß sie meinem Wunsche zufolge nach Neu-Orleans geschrieben hätten, um von da über die Ankunft eines nach dem Missoury-Staat bestimmten Dampfbootes Erkundigungen einzuziehen. Ihr Correspondent hatte ihnen darauf die Anzeige mitgetheilt, daß das Dampfboot Hekla stündlich von Neu-Orleans abzureisen gedenke, und nach St. Louis befrachtet sey. Die Abreise eines andern Dampfbootes dahin abzuwarten, wäre höchst unrathsam, indem vier Wochen vergehen könnten, ehe ein zweites nach demselben Orte abgehen würde, und ich müßte daher, um meine Reise fortzusetzen, mich reisefertig halten, und Bayou Sarah nicht verlassen. Diese höchst unerfreuliche Nachricht legte mir den nothwendigen Zwang auf, gleich einem Gefangenen in der kleinen Wohnung des Herrn Holl am Ufer des Stromes auf die Ankunft des Dampfbootes zu lauern. In der Hoffnung der baldigen Abreise fand ich mich aber sehr betrogen, und nachdem ich drei Tage, ohne mich zu rühren, in Bayou Sarah zugebracht hatte, wobei ich noch des Nachts Wachen am Strande aufstellen mußte, um jedes vorüberfahrende Dampfboot anrufen zu lassen, erfuhr ich durch einen Passagier, daß wegen eingetretener Hindernisse und Mangel an Ladung der Hekla unter 4 bis 5 Tagen seine Abreise nicht antreten würde. Zugleich wurde mir angezeigt, daß vorbenanntes Dampfboot eines der schlechtesten auf dem Strome sey, auch für Reisende wenig oder gar keine Bequemlichkeit darbieten könne, und es daher für mich rathsamer sey, eine andere Gelegenheit abzuwarten. Zu dem Letzteren wollte ich mich nun freilich nicht entschließen, indem der Verfolg meiner Reise meine Ankunft in St. Louis in den letzten Tagen des April nothwendig erheischte; dennoch war es mir ziemlich lieb, einige

Tage zu gewinnen, um noch einige nothwendige Vorkehrungen zur Reise zu treffen, und mich etwas in der Gegend umzusehen. Weit durfte ich freilich keine Streifzüge von dem Orte meines Aufenthaltes unternehmen, in der Furcht, meine Schiffsgelegenheit zu versäumen. Doch war ich nicht ganz so gebunden, wie vorher, und konnte wenigstens St. Francisville besuchen, oder am Ufer des Stromes umher streifen. Dabei gewannen meine Sammlungen sichtlich, und ich hatte hinlängliche Muße zum Ordnen und Präpariren derselben. Da die Gegend um St. Francisville durch eine Reihe Hügel von Thon und Kalkerde gebildet ist, so zeigt sie, im Vergleich mit dem entgegengesetzten Ufer des Mississippi, eine große Verschiedenheit an Pflanzenformen und Holzarten, an welchen letzteren die Gegend sehr reich ist.*) Hier fand ich die meisten Bäume und Sträucher der südlichen Region der Vereinigten Staaten, welche einen erhöhten und trockenen Standpunkt lieben. Unter diesen zeichneten sich namentlich große Strecken von Magnolien aus, welche in den Sommer-Monaten durch ihre prachtvollen Blumen den Reiz der Gegend um Vieles erhöhen.

Diese bergige Landschaft in einem so warmen Clima wird durch eine Menge prachtvoller Vögel **) belebt, von denen viele als Zugvögel in den Frühlingsmonaten aus den Aequinoctialgegenden herüber ziehen, und die Louisiana als Sammelplatz betreten, um sich von da weiter nach Norden auszubreiten. Die letzten Tage des Monats März und der Anfang des April sind unter andern die Zeit, in welcher die zahllosen Züge wilder Tauben sich in Bewegung setzen, um höhere Breiten zu gewinnen.

---

*) Hier bemerkte ich in schönen Gruppen den Laurus caroliniensis. *Mich.*, Ilex vomitoria, Olea americana, *Linn.*, Magnolia glauca, grandiflora, Cephalanthus occidentalis, *Linn.*, mehrere Kalmia in der Blüthe, einen schönen Prunus und Pavia. Ferner fand ich in voller Blüthe: Unisema sagittata, *Raf.*, Lilium Catesbaei, *Mich.*, Pancratium Liriosme, *Raf.*, eine prachtvolle Pflanze, Iris rubescens, *Raf.*, cuprea, *Pursh.*, mit blaßbrauner Blume, und viele andere in diese Ordnung gehörende Pflanzen.

**) An schönen Vögeln, welche ich während meines Aufenthaltes schoß, führe ich nur an: Cathartes atratus, *Wils.*, von C. Aura deutlich verschieden. Circus (Falco) uliginosus, *Edw.* Strix nebulosa, *Wils.* Tanagra ludoviciana, *Linn*, Muscipeta nunciola. Muscicapa viridis. Silvia Protonotarius, agilis, flavicollis, und mehrere unbekannte. Turdus rufus, melodus, solitarius, Orpheus, aquaticus. Hirundo americana, purpurea, um Bayou Sarah, besonders auf Bäumen. Fringilla (Emberiza) pecoris, pratensis (E. americana). Pyrgita savannah, albicollis, palustris. Fringilla Ciris (vulgo le Pape, einer der schönsten Vögel der südlichen Louisiana). Cassicus ludovicianus. Psarocolius spurius. Corvus ossifragus. Picus pileatus, erythrocephalus, varius, auratus. Coccycus (Viellot) Dominicus? Columba migratoria, caroliniensis, *Linn.* Ardea Herodias, candidissima. Anas discors.

Es ist unglaublich, welche Massen dieser Vögel die Luft erfüllen, und nichts Ungewöhnliches, daß diese Thiere bei ihrem jähen Niedersitzen durch ihre fabelhaft scheinende Menge sich selbst wechselseitig beschädigen, oder Bäume, auf welche sie sich in zu großer Zahl aufsetzen, unter ihrer Last umsinken.

Von Säugethieren verschaffte ich mir während des Aufenthaltes in Bayou Sarah mehrere Exemplare des in der Gegend häufig vorkommenden Beutelthieres und eines Hasen,*) welcher gewöhnlich der virginische genannt wird, und in den Vereinigten Staaten die Stelle des europäischen vertritt.

Die kleine Stadt St. Francisville, von welcher Bayou Sarah, wie ich schon früher gesagt habe, als Stapelplatz am Strome zu betrachten ist, liegt auf dem Plateau eines Hügels, ungefähr eine halbe Stunde landeinwärts. Es ist ein recht hübsches Städtchen, und beinahe ganz von Anglo-Amerikanern und einigen Deutschen bewohnt. Die Häuser sind nett und freundlich, sowie die kleine presbyterianische Kirche, welche ungefähr in der Mitte des Ortes gelegen ist. Auch scheint es, daß dieses Städtchen weniger ungesund, als Baton Rouge oder Natchez sey.

Nachdem ich 8 Tage mit fruchtlosem Warten zugebracht hatte, legte ein Dampfboot in Bayou Sarah bei, und brachte die Nachricht, daß das von mir erwartete Dampfboot Hekla wegen einer Menge eingetretener Hindernisse und wegen des schlechten Zustandes, in welchem es sich befände, durchaus noch nicht die Zeit seiner Abreise bestimmen könne, auch stünde es wegen früher erlittener Unglücksfälle in einem so schlechten Rufe, daß sich beinahe kein Passagier desselben bedienen wolle. Nach genauer Ueberlegung sah ich mich daher genöthigt, meinen Reiseplan insoferne zu ändern, daß, anstatt geraden Weges den Missisippi bis an die Mündung des Missoury zu verfolgen, ich mich entschloß, mich der ersten Gelegenheit zu bedienen, welche nach dem Ohio bestimmt war. Die Monate März und April sind für die Schifffahrt des Missisippi und Ohio nebst ihren Seitenströmen sehr günstig, indem das Schmelzen des Schnees und die vielen Regengüsse den Wasserstand bedeutend erhöhen, und daher die Schifffahrt auch weniger gefährlich machen. Es war mit aller Wahrscheinlichkeit zu

---

*) Das nordamerikanische Beutelthier, Didelphis virginiana, von der Größe einer großen Katze oder eines mittelmäßigen Fuchses. Die Ohren sind halb schwarz, die Haare seidenartig, grau und schwarz gemischt. Ich fand nie mehr, als 8 bis 10 Junge.

Der Hase, Lepus nanus, ist nur halb so groß, als der europäische, und graubraun mit kurzen Löffeln. Dieser Hase muß von dem im hohen Norden Amerika's vorkommenden, welcher mit L. variabilis beinahe identisch ist, unterschieden werden.

erwarten, daß ich von Louisville, Cincinnati, oder einem andern am Ohio gelegenen Platze eine baldige Gelegenheit nach St. Louis finden würde, wozu sich noch der Vortheil gesellte, die herrlichen Ufer des Ohio in ihrem Frühlingsschmucke zu sehen. Schon am Abend des 8. April fuhr ein Dampfboot, welches nach dem Tenessee-Staat bestimmt war, vorbei; ich konnte mich aber mit dem Capitain nicht einigen und wurde auch durch die Menge von Passagieren abgeschreckt, welche sowohl den innern Raum als den obern Deck einnahmen. Dieser Zufall war mein Glück, denn dieses Dampfboot verunglückte auf der Reise. Den 10ten legte das Dampfboot Maysville, nach Louisville in Kentuky bestimmt, in Bayou Sarah bei, um daselbst eine Stunde anzuhalten und sich mit Holz zu versorgen. Obgleich dieses Fahrzeug weder groß noch neu war, und sowie das vorher erwähnte auch von Menschen wimmelte, so akkordirte ich dennoch meine Ueberfahrt um den Preis von 75 spanischen Thalern auf die Person, weil das Dampfboot in dem Rufe eines guten Seglers, und der Capitain in dem eines braven Mannes stand, welches letztere von jedem Reisenden berücksichtiget werden muß, da von der Gefälligkeit desselben die Bequemlichkeit und gute Behandlung an Bord abhängt.

Beinahe alle Dampfschiffe, welche stromaufwärts den Mississippi befahren, sind von Passagieren überfüllt. Von dem höhern Gebiete des Mississippi, sowie aller seiner Nebenströme, werden eine unzählige Menge Prahme und kleiner Fahrzeuge mit Landesprodukten nach Neu-Orleans geflößt. Daselbst verkaufen die Eigenthümer diese Fahrzeuge als Bau- und Brennholz, und kehren als Deckpassagiere auf den Dampfbooten zurück. Oft nimmt ein geräumiges Dampfboot an 200 solcher Personen auf, welche durch ihre Unruhe und Bewegung den Kajüten-Passagieren sehr zur Last fallen. Gegen 11 Uhr setzte das Boot sich in Marsch, und fuhr der Küste von Pointe Coupée gegenüber Anfangs an einem unbebauten Ufer fort.

Die Hitze hatte seit 14 Tagen eine so große Höhe erreicht, daß wir selbst in Deutschland in den heißesten Sommermonaten selten eine ähnliche fühlen; es hatte wenig geregnet und diese Regen hatten die Luft nur noch schwüler gemacht. Den Morgen meiner Abfahrt früh 8 Uhr stand der Thermometer Reaumur's auf 18° + bei sehr heiterer Luft, und der Hygrometer von De Luc auf 52, stieg aber im Verlauf des Tages auf 60. Trotz eines heftigen Westwindes, welcher sich gegen Mittag erhob, fuhren wir mit unglaublicher Schnelligkeit den Strom hinauf, und der Ruf des Dampfbootes bewährte sich vollkommen. Das frische Grün der Pappeln und Weiden, verbunden mit der wilden Umgegend, macht die schnelle Fahrt mit einem Dampfboote sehr reizend, und während das linke unbewohnte Ufer des Stromes mit Urholze bedeckt war, blieb am Ende der Pointe Coupée die waldige Gegend noch immer hin und wieder mit

einzelnen zerstreut stehenden kleinen Anpflanzungen bebaut. Die große Krümmung, welche der Fluß hinter Pointe Coupée bildet, und welche sich beinahe zirkelförmig von Nordost nach Westen und Süden hinzieht, gestaltet eine Halbinsel, welche Tunica, nach dem Namen einer nun fast erloschenen indischen Nation, genannt wird. Einiger Individuen dieser Nation, die nur noch als armselige Ueberbleibsel eines sonst bedeutenden Stammes zu betrachten sind, habe ich kürzlich bei Gelegenheit eines Jagdzuges erwähnt, welchem ich in der Nähe von Tunica beiwohnte. Das kleine Dorf Tunica liegt am linken Ufer des Stromes unweit der Krümmung desselben nach Nordost, in deren Nähe sich auch die Insel gleichen Namens befindet. Wir ließen dieses Eiland, welches mit Pappeln bewachsen war, zu unserer Linken, und fuhren auch bald an dem 6 englische Meilen weiter gelegenen Bayou Tunica vorüber. Mächtig hohe Pappeln, Eichen und Eschen mit vielen andern Hölzern, von äusserst starken Schlingpflanzen umschlungen und mit undurchdringlichen Brombeeren verwachsen, zieren die Seiten des Stromes. Ihre oft bis 150 Fuß hohen Stämme, die mannichfaltige Färbung ihres Laubes und ihr hohes Alter erfüllen den Naturforscher mit Staunen. Weiter stromaufwärts werden die Ufer immer wilder; dornenreiche Lianen *) und die riesenhaften Rohre machen die Wälder beinahe ganz unzugänglich; die Küsten sind sehr niedrig, das flache Land ist sumpfig und enthält viele Krokodile. Nachdem das Boot die große Krümmung hinter sich gelassen hatte, nahm es seine Richtung nach Nordwest an einer Gruppe von Inseln vorbei, welche die drei Schwestern genannt werden. Hier erhebt sich das linke Ufer wieder zu sanften Hügeln, welche mit den schönsten Laubhölzern, besonders großen Strecken von Magnolien, Catalpa- und Nußbäumen bewachsen waren. Dagegen bemerkte ich am rechten Ufer gegen die Mündung des Acheffalaya oder Chefallo, dessen merkwürdiges Wassergebiet als eine der Haupt-Ausströmungen des Missisippi zu betrachten ist, fortwährend dasselbe flache und wilde Ufergebiet, dessen riesenhafte, in dunkles Grün gehüllte Cypressen und Pappeln die finstere Urwaldform mit den anmuthigen Hügeln in Widerspruch zu stellen scheint. Denn jene Hügelreihen, so reich an malerischen Formen, kleiden ihre verschiedenen Holzgruppen, welche hin und wieder durch einzelne von allem Baumwuchs entkleidete Wiesenflächen untermischt sind, in eine überaus reiche Farbenmannichfaltigkeit, welche durch den Wechsel der Tageszeiten, den Einfluß des Lichtes und der Sonnenstrahlen, oder die mehr oder minder blaue Färbung des Himmels nur an Pracht zunimmt.

*) Smilax China, hastata, *Willd.*, und Walteri, *Pursh.*, vertreten hier die Stelle der eben so dornenreichen Smilax mauritanica des südlichen Europa's und nördlichen Afrika's.

Das Boot erreichte die Mündung des Acheffalaya gegen 7 Uhr Abends, und da das Ufer sehr flach und sumpfig ist, so erscheint das Bett dieses Armes vom Missisippi lange nicht so breit, als es die Masse von Wasser erwarten läßt, welche durch diesen Ausfluß in das Meer strömt. Die geringe Abflachung nach dem Meere, welche das zwischen dem Missisippi und Acheffalaya gebildete Delta in ein durch unzählige Canäle durchströmtes sumpfiges Festland umbildet, und welches als ein, wie ich sagen möchte, vom Meere abgetretenes Gebiet zu betrachten ist, entzieht bei hohem Wasserstande, wo das Niveau der Wasserfläche des Stromes die niedern Ufer hoch überschwemmt, diesem eine Menge Wasser, welches, durch viele Hindernisse aufgehalten, langsam in Abtheilungen das Meer erreicht, große Strecken in grundlose Sümpfe oder seeartige Wasserspiegel umbildet, und die rasche Strömung, die selbst den Hauptarmen des Stromes bei ihrem Entstehen von dem heftigen Drucke des Hauptbettes mitgetheilt wird, in einen beinahe unbemerkbaren Lauf verwandelt, der oft die Gestalt eines todten Canales annimmt. Die Mündung des Acheffalaya liegt ungefähr unter dem 30ten Grad 56 Minuten nördlicher Breite und dem 14ten Grad 46 Minuten der westlichen Länge von Washington. Der Strom bildet auch hier eine abermalige Krümmung, in welcher er den 31ten Breitengrad zweimal durchschneidet.

Als ich den Acheffalaya hinter mir hatte, war es völlig Nacht geworden, und das Boot mußte, sowohl um Holz einzunehmen, als um einiger anderer unbedeutender Umstände willen, mehrere Stunden anhalten. Um 12 Uhr des Nachts verrieth die stärkere Strömung des Stromes die Nähe des Einflusses vom Rothen Fluß

Der Rothe Fluß, welcher in den Savannen von Neuspanien entspringt, und daselbst Rio Colorado de Nachitochez genannt wird, ist nach dem Missisippi der bedeutendste schiffbare Strom im Gebiete des Louisiana-Staates. Seine Quellen, welche ihr Entstehen einer Gebirgskette verdanken, die die Ebenen von Neu-Mexiko von dem Rio Bravo del Norte trennt, sind von diesem letztgenannten großen, beinahe mit dem Missisippi parallel von Norden nach Süden laufenden Strome, nur wenige Meilen entfernt. Die vielen Hindernisse, denen Reisende beim weiteren Vordringen in die Gebirge, sowohl durch die Rauhigkeit des Clima's, als durch die Wildheit ihrer Bewohner, ausgesetzt sind, mögen die Ursache der wenigen Kenntnisse seyn, welche man von dieser Gegend hat. Von dem Meere aufwärts, bis zu den Quellen des Arkansas, sind die Gebirge, einige Pässe ausgenommen, wissenschaftlich ganz unerforscht, und von den Quellen des Arkansas würden wir ebenfalls, ohne die Anstrengungen des Major Long, nur sehr mangelhafte Begriffe haben. Die Bewohner Mexiko's, welche in ewigen Streitigkeiten mit den Indiern leben, sind auch wenig geeignet, diese Gegenden zu erforschen, und Reisende, die aus

Texas nach Alt-Mexiko reisen, halten sich südwestlich gegen Cohauila, und setzen gemeiniglich über den Rio Bravo in der Nähe von St. Fernando, oder mehr stromabwärts, und wenden sich von da nach Monterrey oder Natividad. Der Rothe Fluß*) nimmt mehrere andere Flüsse und Waldwasser auf, von denen nur wenige für etwas bedeutende Fahrzeuge schiffbar sind. Der bedeutendste in den Rothen Fluß mündende ist der Washitta, durch dessen verwickeltes Wassergebiet jener noch einmal mit dem Missisippi in Verbindung tritt. Der Lauf des Rothen Flusses wird durch Seen, Untiefen und Stromschnellen unterbrochen; doch ist er von Nachitochez und Alexandria mit Dampfbooten, und bis Coshatville mit andern Fahrzeugen schiffbar. Da die Gegenden um den Rothen Fluß äusserst fruchtbar, besonders zum Anbau des vortrefflichsten Tabaks geeignet sind, so wird das Land immer mehr an Bevölkerung zunehmen und das Gebiet des Rothen Flusses in der Zukunft wohl eines der reichsten im südlichen Theile der Vereinigten Staaten werden.

Wegen der großen Finsterniß, welche besonders gegen Morgen eintrat, trotz welcher jedoch bei dem hohen Wasserstande die Reise mit aller Schnelligkeit fortgesetzt wurde, konnte ich die Lage vom Fort Adams, welches dicht an der Demarkationslinie des 31sten Breitengrades liegt, welcher die Grenze des Missisippi- und Louisiana-Staates bildet, nicht beobachten. Auch bei meiner Rückreise wurde ich durch dieselben Hindernisse abgehalten, und füge daher nur bei, daß das Fort Adams, welches sonst als militärischer Punkt für die Vereinigten Staaten von Wichtigkeit war, durch den Besitz von Louisiana, von Florida, und durch die zunehmende Bevölkerung des Missisippi- und Alabama-Staates dieses nun nicht mehr ist, und daher dem gänzlichen Verfalle entgegensieht. Sieben englische Meilen ostwärts vom Fort Adams befindet sich ein kleines Dorf, Pinkneyville.

Der Morgen des 11. Aprils zeichnete sich durch einen ungemein dichten, in dieser Jahreszeit ungewöhnlichen Nebel aus, welcher mich

*) Der Rothe Fluß (englisch Red River) durchläuft ungefähr 7 Breitengrade, vom 38° bis 31° nördlicher Breite und 10° der Länge von West nach Ost. Von den Flüssen und Seen, welche mit ihm in Verbindung stehen, sind ausser den ihn bildenden Gabeln noch merkenswerth: der Bodeau, von Nordost fließend, welcher den See gleiches Namens beim Einfluß bildet; der See Bistincau, vom Datache gebildet; der Fluß vom Schwarzen See (Lac noir); der Saline-See; alle von Norden kommend; ferner der Spanische See bei Nachitochez, in Südwest; alle sehr unbedeutend.

Der Washitta wird durch den Schwarzen Fluß und Büffelfluß, welche unter dem 35° nördlicher Breite entspringen, gebildet, und nimmt einige ebenfalls unbedeutende Flüsse auf. Durch ein Waldwasser, den Catuff, welches sich in der Nähe des Sees Ocatahoola in den Washitta ergießt, steht dieser mit dem Missisippi in Verbindung.

beinahe gänzlich hinderte, irgend einen Gegenstand von den benachbarten Ufern zu unterscheiden, und nur selten konnte man durch den Nebel die Umrisse der Hügelreihen bemerken, welche an vielen Orten das linke Ufer berühren. Auf dem rechten Ufer befinden sich hin und wieder auch einige niedrige Hügelgräten, deren sanfte Abhänge mit der Floridakiefer *) bewachsen sind, aber bald wieder verschwinden, um einem niedrigen dichtbewaldeten Ufer Platz zu machen. Der dichte Nebel hielt bis Mittag an, um welche Zeit ich mich im Angesicht mehrerer kleinen Eilande befand, welche oberhalb des Einflusses des kleinen Büffelflusses und des Homochitto gelegen sind. Beides sind unbedeutende Waldwasser, die keine Beschreibung verdienen, und dem linken Ufer des Missisippi zulaufen. Nachdem sich der Nebel beinahe ganz verzogen hatte, befand sich das Boot ungefähr 15 englische Meilen von Natchez, in der Nähe eines kleinen, zwischen ziemlich bedeutenden Anhöhen dem Missisippi zueilenden Flusses, welcher St. Catharines-Creek genannt wird. Vorgenannte, schroff in den Strom sich senkende Anhöhen bilden ein niedriges Gebirge, welches, sich etwas nach Nordosten wendend, den Strom bei Natchez wieder erreicht. Sie sind als die Fortsetzung einer höhern, in Osten gelegenen Gebirgsreihe zu betrachten, welche in gelinder Abdachung sich zuletzt in den Strom verlieren, und wegen ihrer durch eine weiße Kalkerde hervorgebrachten Farbe, White Cliffs (weisse Hügel) oder Ellis Cliffs genannt werden. Sechs englische Meilen von Natchez befindet sich noch eine Insel, welche gegen drei Meilen lang, und in der Mitte des Stromes gelegen ist. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir eine Reihe am Ufer gelegener Häuser, welche, unter einem hohen Hügel gelegen, den Landungsplatz, oder wenn wir es so nennen wollen, den Hafen von Natchez bilden. Wegen der Sandbänke und Untiefen ist bei niedrigem Wasserstande die Landung etwas schwierig, und fordert alle Aufmerksamkeit bei Führung des Senkbleis. Nach der Landung des Dampfbootes kündigte mir der Capitain desselben an, daß ich, falls ich dazu Lust hätte, bis zum Eintritte der Nacht Zeit hätte, die Stadt in Augenschein zu nehmen. Ich machte natürlich sogleich von dieser Gelegenheit Gebrauch, eilte durch die kothige Gasse der aus Magazinen und Branntweinläden zusammengesetzten Vorstadt den steilen Weg hinan, welcher nach der Höhe des Berges führt, auf dessen flachem Gipfel die Stadt Natchez gelegen ist. Die schroffe Wandung, welche die gegen 150 Fuß hohe Anhöhe bildet, erscheint als Abgrund an der Seite des Weges, und auf der Höhe selbst sieht man die Häuser des Hafens senkrecht unter den Füßen. Diese schlecht gewählte Lage ist die Ursache vieler Unglücksfälle, welche sich durch Abrollen großer

*) Pinus palustris.

Theile des Gebirges zugetragen haben, und durch welche ein großer Theil des Ortes überschüttet worden ist. Sowie man die Höhe des Berges erreicht hat, erblickt man die kleine Stadt Natchez, welche sich durch ihre ziemlich gut gebauten massiven Häuser, ihre planmäßige Eintheilung, gerade Straßen u. s. w. recht vortheilhaft ausnimmt, zur Rechten. Die Stadt liegt unter dem 31° 33′ nördlicher Breite und 91° 15′ westlicher Länge von London, zählte zwischen 3 bis 400 Häuser, und im Jahre 1822 2184 Einwohner, von denen 1448 Weiße und 736 Farbige zu rechnen sind: welche Menschenzahl seitdem aber bestimmt zugenommen haben muß, obgleich die Bevölkerung wegen der häufigen Fieber-Epidemieen nicht so rasch, wie an andern Orten der Vereinigten Staaten, zunehmen kann. Natchez ist als der Hauptstapelplatz aller Produkte des inneren Theils vom Missisippi-Staat, sowie einiger angrenzenden, im Osten gelegenen Theile der Vereinigten Staaten zu betrachten. Die Hauptausfuhr besteht in Baumwolle, Tabak, Indigo, Flachs, Hanf, Welschkorn u. s. w. Die Baumwolle, welche von besonderer Güte ist, und deren Cultur sich immer mehr verbreitet, wird beinahe ganz über Neu-Orleans nach England spedirt, dagegen der Tabak, der von geringerer Güte ist, auch weniger ausgeführt wird. Der Ankerplatz kann Fahrzeuge von 3 bis 400 Tonnen fassen, und vor Einführung der Dampfboote konnten Kauffahrer von der Mündung des Stromes bequem bis nach Natchez gelangen, obgleich die Entfernung dieser Stadt von Neu-Orleans gegen 300 englische Meilen beträgt. Durch die Dampfschifffahrt gewann übrigens der Handel des Missisippi-Staates, sowie der Handel aller an großen schiffbaren Strömen gelegenen Länder des nordamerikanischen Staatenbundes ausserordentlich; hiezu kommt nun noch die ganze Ausdehnung dieses Staates am Missisippi, dessen Ufer vom 35sten bis 31sten Breitengrade die westliche Grenze desselben bilden. Zu der glücklichen Stellung des Staates in merkantilischer Hinsicht trägt die südliche Lage zweier Grafschaften (Counties), nämlich Hancock und Jackson,*) welche am Meerbusen von Meriko gelegen sind, auch Vieles bei; obgleich der Umstand, daß die Nachbarschaft von vier oder fünf Grenzstaaten ihn einst in politische Verhältnisse verwickeln könnte, denen dieser Staat bei etwa in der Folge eintretenden Mißverhältnissen wohl mit am meisten ausgesetzt seyn dürfte, nicht ausser Augen zu lassen ist. Der Missisippi-Staat bildet gegen 100 englische Meilen aufwärts ein flaches, zum Theil sumpfiges Land, erhebt sich aber nachher, besonders gegen Nordosten, in anmuthige Hügelketten, deren Höhen, meist mit dichtem Urwald bewachsen, eine Menge

---

*) Der Missisippi-Staat liegt vom 30° 10′ bis 35° nördlicher Breite, und vom 11° 10′ bis 14° 25′ westlicher Länge von Washington.

Quellen erzeugen, welche in ihrem Verlaufe zwischen Hügelgräten das Bett einiger ziemlich bedeutenden Flüsse bilden, die sich entweder in den Missisippi oder in den Golf von Mexiko ergießen. Diese sind unter andern der Jazou, welcher, 150 englische Meilen schiffbar, aus Nordost in den Missisippi strömt; der Big Black und Homochitto, kaum 50 bis 60 Meilen schiffbar, und ebenfalls in den Missisippi mündend; ferner der Pearl River, welcher 150 englische Meilen schiffbar ist, nebst dem kleineren Pascagoula-Fluß, 70 Meilen schiffbar, welche, aus Norden kommend, durch ihre Mündung in den Lac Borgne und Golf von Mexiko von größerer Wichtigkeit sind.

Der fruchtbarste Landstrich des Staates erstreckt sich längs dem Missisippi 40 bis 50 Meilen landeinwärts; es bleiben aber dennoch überall sehr fruchtbare Ländereien, und besonders sind die von den Chactas bewohnten Gegenden zum Anbau sehr geeignet, weßhalb auch schon große Landstriche diesen und den Chikisaw-Indiern abgekauft worden sind. Die Chactas sind, wie ich schon früher erwähnt habe, eine friedliebende Nation, deren zahlreiche Stämme in den benachbarten Staaten sich herumtreiben, ohne durch Diebstahl oder andere mit der gesellschaftlichen Ordnung unverträgliche Handlungen gerade gefährlich zu werden. Während meines Aufenthaltes in Pointe Coupée und Bayou Sarah traf ich in den Wäldern häufig mit diesen Wilden zusammen, und könnte sie füglich, ihrer herumstreifenden Lebensart und Unreinlichkeit halber, nur mit unsern Zigeunern vergleichen, obgleich sie, den Trunk ausgenommen, weit besser sind als jene. Von den Chikisaw ließe sich nicht leicht das Nämliche sagen; ihre häufigen Kriege mit den Weißen und die vielen politischen Verhältnisse, in welche sie durch die Feindseligkeiten zwischen Engländern, Franzosen und Amerikanern, sowie durch die unaufhörlichen Fehden mit benachbarten indischen Stämmen verwickelt worden sind, haben ihrem Charakter etwas Mißtrauisches und Feindseliges mitgetheilt, welches, mit einer eigenthümlichen Neigung zur Habsucht, Grausamkeit und zum Trunke gepaart, diese Nation als Nachbarn nicht empfehlungswerth machen kann. Da beinahe alle Produkte der Vereinigten Staaten in dem Missisippi-Staate gedeihen, selbst die europäischen Obstarten mitgerechnet, so würde bei dem großen Ueberflusse an allen Nahrungsmitteln die Bevölkerung bedeutend zunehmen müssen, besonders da durch eine Menge Flüsse, bei Mangel an fahrbaren Straßen, die wechselseitige Verbindung der Einwohner unter einander nicht sehr gestört ist, wenn nicht der Einfluß des Clima's für den europäischen Ansiedler so sehr entgegenwirkte. Die Sommer sind durchgehends in eben dem Verhältnisse heiß, wie die Winter, im Vergleich mit der Breite, kalt, feucht und neblig sind. Während in den späten Sommer- und Herbstmonaten entzündliche Gallen- und Faulfieber grassiren, herrschen den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch

rheumatische catharrhalische Uebel. Hiezu tritt noch zuweilen das gelbe Fieber, welches in den bevölkerten Ortschaften wüthet und die Einwohner hinwegrafft. Die wiederholten schrecklichen Epidemieen in Natchez sind hievon ein trauriger Beweis.

Die ganze Bevölkerung des Mississippi-Staates betrug im Jahre 1822 auf Ausdehnung von 45,350 englischen Quadratmeilen oder 29,020,000 einer Acres Landes, nur 75,448 Einwohner, also im Ganzen etwa 20 Einwohner auf eine geographische Quadratmeile. *) Von diesen leben die meisten auf dem Lande in zerstreut liegenden Ansiedelungen, oder kleinen Ortschaften am Ufer der Flüsse, welche ausser Natchez und Monticello, dem Sitze der Staats-Repräsentanten und der Regierung, nicht den Namen von Städten verdienen. In Betreff der Einwohner selbst findet die nämliche Farbenmischung wie in dem Louisiana-Staate statt, doch mit dem Unterschiede, daß die Weißen die Majorität bilden, und es hier überhaupt viel mehr freie Leute gibt. Die Indier, welche zur Zeit der ersten Anbauung des Landes gefährlich waren, haben entweder ihren Untergang gefunden, oder sind durch Abtretung von Ländereien zum Auswandern genöthigt worden. Die noch im Staate lebenden aber müssen sich ruhig verhalten. Die große Mehrzahl der weißen Einwohner ist englischen Ursprungs und besteht namentlich aus Individuen, welche die östlichen Staaten mit dem Westen vertauscht haben. Da diese Wanderungen erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts anfingen, so wurde früher dieser

---

*) Die bürgerliche Eintheilung des Mississippi-Staates und die Bevölkerung betrug im Jahre 1822 folgenden Maßstab:

Grafschaften (Counties).	Weiße.	Farblge.	Totalsumme.
Adams mit Natchez.	4005	8171	12076
Amite.	4004	2847	6853
Claiborne.	2840	3123	5963
Clowington.	1824	406	2230
Franklin.	2277	1544	3821
Greene.	1063	382	1445
Hancock.	1142	452	1594
Jackson.	1300	382	1682
Jefferson.	3154	3668	6822
Lawrance.	3919	997	4916
Marion.	1884	1232	3116
Monroe.	2192	529	2721
Perry.	1539	498	2037
Pike.	3443	995	4438
Warren.	1401	1292	2693
Wilkinson.	3937	5781	9718
Wayne.	2250	1073	3323
	21764.	33272.	75448.

große Landstrich, sowie das ganze westliche Gebiet der Vereinigten Staaten, sparsam von Spaniern und Franzosen besucht, welche Jagd oder Krieg mit den Indiern hinführte.

Fernando de Soto, durch Goldgier gereizt, war der erste Europäer, welcher auf seinen Streifzügen von Ostflorida aus, woselbst er im Anfange des Jahres 1539 landete, die Ufer des Missisippi berührte. Dieser Abenteurer fand am Missisippi, in dessen Gegend er sich mehrere Jahre mit seinen Gefährten herumtrieb, seinen Tod im Mai 1542. Die mährchenhaften Erzählungen, mit welchen dieser Eroberer die Leichtgläubigkeit seines Zeitalters auf die Probe stellte, erstrecken sich ebensowohl auf die Urvölker, als auf die Gegend und Produkte des Landes, deren abenteuerliche Beschreibung wenig oder gar nicht das Gepräge der Wahrheit trägt und die Haupttendenz aller spanischen Abenteurer des 16ten Jahrhunderts verräth, durch wunderbare und lockende Vorspiegelungen im Vaterlande neue Anhänger zu fernern Unternehmungen anzuwerben.

Wie die Eroberer Peru's und Mexiko's, beschreibt Soto die prachtvolle Einrichtung einzelner Städte der Indier, deren Fürsten mit einem glänzenden Gefolge und Hofstaate, sowie mit kostbarem Geschmeide prunkten. Seine mährchenhafte Reisebeschreibung ähnelt in vieler Hinsicht der des Orellana, da große Reiche unter der Herrschaft von Amazonen-Königinnen darinnen ihre Rolle spielen. Beiden Abenteurern ist übrigens das Verdienst nicht abzusprechen, die ersten Europäer gewesen zu seyn, welche die beiden größten Flußgebiete Amerika's entdeckte und beschifft haben.

Bis zum Jahre 1683, als de la Salle den Missisippi herabreiste, scheint übrigens wenig von diesem Strome bekannt gewesen zu seyn, und der Name Louisiana oder Nouvelle France schreibt sich von den Entdeckungen dieses Reisenden her. Dieser Name, den jetzt nur noch der Staat gleiches Namens einnimmt, begriff früher bekanntlich den großen Strich Landes, welcher von den Hochgebirgen Mexiko's in Westen, der Alleghany-Kette in Osten, dem Meerbusen von Mexiko im Süden, und den endlosen Steppen am Missoury und höheren Missisippi im Norden begrenzt wurde, dessen Oberherrschaft auch in Folge der Entdeckungen des de la Salle von Frankreich behauptet wurde.

Im Jahre 1716 gründeten die Franzosen eine Niederlassung unterhalb Natchez, und bauten zu deren Schutz das Fort Rosalie; andere Ansiedler drangen bis zu den Yazous vor, und legten ebenfalls daselbst eine Befestigung an, welche 1722 von den Chikisaws zerstört wurde. Die Natchez, welche ein friedfertiges Volk waren, suchten im Anfange mit den Franzosen in Frieden und Eintracht zu leben; durch die wiederholten Gewaltthaten der neuen Ansiedler aber, sowie durch Anmaßungen des Chevalier de Beauville, Gouverneurs der Louisiana, und durch die Grausamkeit des Monsieur de Chopart, Befehlshabers von Rosalie, auf das äusserste

gereizt, suchten sie das Bündniß der wilden und kriegerischen Chikisaw-Indier, um ihre Unterdrücker zu züchtigen, wurden aber in den Jahren 1723 bis 1730, meist durch Verrath oder durch die fehlerhafte Ausführung ihrer Plane, den Franzosen, nachdem das Kriegsglück sich ihnen, zum großen Schaden ihrer Widersacher, mehreremal günstig gezeigt hatte,*) in die Hände geliefert und zuletzt völlig niedergemetzelt. Dies schreckliche Loos verdiente das unglückliche Volk der Natchez um so weniger, weil es zu den bessern und gebildetern des nordamerikanischen Festlandes gehörte, und nur durch die unerhörtesten Grausamkeiten zum Kriege gegen seine Unterdrücker gezwungen werden konnte. Durch die Unmenschlichkeit der eingewanderten Europäer nahmen daher die Natchez ein ähnliches Ende wie die eben so unschuldigen Gouanen der canarischen Eilande, und die wenigen Individuen dieser zahlreichen Nation, welche der Mordgier ihrer Verfolger entkamen, erloschen unter den Chikisaws und Creeks, die sich als Befreundete ihrer annahmen, und unter denen noch Ueberbleibsel ihrer Sprache gefunden werden. Nach diesem Blutbade hielten sich aus Furcht vor der Allgewalt europäischer Waffen die meisten indischen Stämme des untern Missisippi ruhig in ihren Urwäldern und Sümpfen, bis nach der Cession des östlichen Ufers des Missisippi an England im Jahre 1760. Im darauffolgenden Jahre nämlich wurde ein den Strom aufwärts marschirendes Regiment von den Tunicas überfallen und übel zugerichtet.

Als ich spät am Abend das Dampfboot betrat, fand ich den Capitain nicht gesonnen, die Fahrt in der Nacht fortzusetzen. Ein dichter Nebel hatte sich auf das Strombett gelagert, und machte es unmöglich, Gegenstände auf einige Entfernung zu unterscheiden. Als sich zwar gegen Mitternacht der Nebel verlor, fand man es doch nicht rathsam, weiter zu fahren, weil unfern von Natchez stromaufwärts der ungleiche Grund des Missisippi die Schifffahrt an mehreren Stellen etwas gefährlich macht; namentlich geschieht dies durch entwurzelte Bäume, welche, zu Boden gesunken, hin und wieder an seichten Orten mit der Spitze ihrer abgebrochenen Stämme bis an das Niveau der Wasserfläche ragen. Kürzlich eingetretene bedeutende Unglücksfälle hatten die Lootsen eingeschüchtert und nicht mit Unrecht bewogen, mehr auf die Sicherheit ihrer Fahrt, als auf jene Schnelligkeit hinzuzielen, mit welcher aus übel verstandenem Ehrgeiz die Führer der Dampfboote nur zu gern miteinander wetteifern. Da der Wasserstand noch immer so hoch war, um ohne Gefahr das tiefe Bett des Stromes zu verlassen, und, um eine geringere Strömung aufzusuchen, der Schiffer auch nicht genöthigt war allen Krümmungen des Stromes zu

*) Den 30. November 1729 überfielen die Natchez das Fort Rosalie, wobei gegen 600 Franzosen umkamen. Chopart fiel durch die Hände eines geringen Kriegers, da die Häuptlinge es unter ihrer Würde hielten, Hand an ihn zu legen.

folgen, sondern auf dem breiten Wassergebiete den Lauf des Fahrzeuges von einer Spitze oder Krümmung zur andern in gerader Richtung wählen konnte, so war an dem Zeitverluste von einigen Stunden wenig gelegen. Mir war ohnehin durch das nächtliche Fahren keineswegs gedient, indem ich, nicht so strenge an die Zeit gebunden, den Ohio während dem Laufe des Aprils noch besuchen konnte. Bis in den Mai bleibt nämlich dieser Strom tief genug, um für Dampfboote schiffbar zu bleiben, indem seine zwischen hohen Gebirgsketten laufenden Nebenflüsse ihn hinlänglich mit Wasser versorgen. Im Laufe dieser Nacht, sowie in den folgenden Nächten, während welchen ich auf dem Dampfboote verweilen mußte, herrschte die größte Unruhe, die durch eine Menge Passagiere aus allen Klassen verursacht wurde. Das für vornehmere Reisende, nämlich die Cajüten-Passagiere, eingerichtete Zimmer war so übersetzt, daß man sich kaum darin bewegen konnte. Viele hatten nicht einmal Schlafstellen, und mußten sich des Nachts dazu bequemen, auf Tischen und Stühlen ihr Lager zu nehmen. Dabei war auch selbst diese Gesellschaft noch so gemischt, daß ich den Abstand zwischen meinen damaligen und frühern Reisegefährten am Bord der Feliciana oder des Dampfschiffes Robert Fulton, mit welchem ich nach der Havana gesegelt war, nur zu deutlich fühlen mußte. Ausser einem alten Marine-Offizier war Niemand auf dem Boote, mit welchem ich, als Fremder, einigen Umgang finden konnte; und zum Arbeiten fand ich durch das ewige Treiben so vieler Menschen und den ununterbrochenen Lärm, weder Muße noch Platz. Auch das Deck war übervoll von Menschen, so daß der Capitain mich selbst ersuchte, nicht hinauf zu gehen, um in keine Verdrießlichkeiten mit den sich darauf befindenden Bootsleuten aus Tenessée und Kentuky zu gerathen, deren etwas reizbare Natur mit einem angebornen Hang zu Schlägereien sie leicht geneigt macht, Händel anzubinden. Uebrigens muß ich zur Ehre dieser Leute bemerken, daß sie, diesen Fehler abgerechnet, ein sehr arbeitsamer und rechtlicher Menschenschlag sind, welcher sich durch Muth, Ausdauer und Biedersinn von jeher auszeichnete, und gewiß einen der besseren Theile der eingewanderten nordamerikanischen Bevölkerung bilden. Zu der gemischten Gesellschaft und dem eingeengten Raume gesellte sich noch ein übler Geruch, eine fast unerträgliche Hitze nebst einer Menge von Fliegen und Mücken, sowie eine große Unreinlichkeit, über welche ich mich bis dahin in Amerika noch nicht zu beklagen Ursache gefunden hatte. Dies alles bewirkte, daß ich zuletzt an der großen Schnelligkeit, mit welcher das Dampfboot die Reise zurücklegte, Wohlgefallen finden mußte; ein Umstand, durch welchen ich nicht nur in meinen Beobachtungen gehindert wurde, sondern auch die Mittel verlor, meine Reise bis Louisville genauer zu beschreiben.

In der Nacht gesellte sich noch ein anderes Dampfboot zu uns. Beide Fahrzeuge machten sich mit Anbruch des Tages auf den Weg, wobei

ich sogleich Gelegenheit fand, die gerühmte Schnelligkeit des Maysville bestätigt zu finden, denn in weniger als zwei Stunden hatten wir unsern Begleiter ausser Augen, trotz dem, daß dieser die ganze Kraft seiner Maschinerie in Bewegung gesetzt hatte, und unser Capitain so klug gewesen war, die seinige in dem gewöhnlichen Gange zu lassen, um sein Fahrzeug keinem Schaden auszusetzen. Der riesenhafte Strom flößte unzählige, zum Theil ganz dürre, zum Theil aber noch belaubte Stämme, die also entweder frisch entwurzelt waren, oder schon lange dem Stromgebiet angehört hatten. Solche Stämme verwickeln sich oft in großen Massen, bilden an den Ufern oder seichten Stellen mächtige, mit den Aesten und Wurzeln ineinander verwickelte Holzstöße, welche theilweise so in Verwesung übergehen, oder durch die Gewalt des Wassers bei hohem Wasserstande wieder flott gemacht, von Neuem eine Wanderung unternehmen. So sieht man daher die Stämme nordischer Hölzer vom hohen Missoury und Missisippi oft erst nach jahrelanger Fahrt das untere Stromgebiet erreichen, wo an der Mündung des Meeres ihnen die Hauptkrisis bevorsteht, entweder an dem Küstengebiete für immer zu verbleiben und zu vermodern, oder auf den Wogen des Oceans und dessen Strömungen herumzufluthen, um zulezt an den Gestaden entfernter Welttheile ausgeworfen zu werden.

Der eben beschriebene, den Missisippi beinahe überall auszeichnende wilde Charakter stellte sich in seiner monotonen Gestalt den ganzen Tag über dar, und nur selten erschienen hin und wieder, die große Einsamkeit unterbrechend, kleine Niederlassungen oder zerstreut liegende elende Hütten, deren dürftiges Dach nur Holzhauer beherbergte, welche sich einen kümmerlichen Verdienst dadurch erwerben, daß sie die Dampfboote mit dem benöthigten Holz zur Feuerung versehen. Gewöhnlich halten diese alle 24 Stunden bei solchen Plätzen an; dieses Geschäft dauert meistens nicht über über eine halbe Stunde, und war dies die einzige Zeit, welche mir täglich vergönnt war, an das Land zu gehen. Wenige Meilen von Natchez erblickt man den kleinen Fair-Child's-Fluß, welcher, mit mehreren geringen Landseen zusammenhängend, eine Verbindung zwischen dem Missisippi, dem Tensaw und dem Washitta bildet. Mehrere ziemlich bedeutende Eilande, zum Theil mit mächtigen Bäumen bewachsen, reihen sich beinahe in gleicher Entfernung bis an den Einfluß des ziemlich breiten Bayou Pierre oder Stony Creek, vor welchem die kleine Niederlassung Gipsonport sich befindet, welche der Gerichtsplatz für die Grafschaft (County) Caliborne ist. Wenige Meilen oberhalb des Stony Creek befindet sich ein Strudel, welcher über eine halbe englische Meile lang, und einer der größten ist, die der Missisippi während seines ganzen Laufes aufzuweisen hat. Der Mündung des Big-Black-Flusses gegenüber bildet der Strom eine große Krümmung, durch welche das westliche Ufer sich in eine lange mit Felsen

besetzte Spitze verlängert. Diese Felsmassen gewähren einen schönen groß- artigen Anblick, indem die mächtigen Wassermassen des Stromes sich mit der äussersten Gewalt an dem Ufer brechend, die Fluthen den Missisippi in Aufruhr bringen. Ich sah dies Schauspiel bei untergehender Sonne in seiner ganzen Größe, und bewunderte die Kraft, mit welcher unser Fahrzeug dem Widerstande der gewaltigen Strömung trotzte. Unweit des westlichen Ufers, in der Nähe des Strudels, befindet sich ein beinahe 12 Meilen langer Landsee, Lac Joseph genannt, welcher sehr fischreich seyn soll, und meines Wissens mit dem Missisippi in keiner Verbindung steht. Wir fuhren im Laufe der Nacht auf den 13. noch bei mehreren Eilanden, sowie an den unbedeutenden Niederlassungen von Pointe plaisante, Palmira und Warrington vorbei, und erreichten ohne Hindernisse noch vor dem Aufgang der Sonne eine reizende Hügelreihe, die Wallnut Hills (französisch les Nongales), welche wegen der vielen Wallnußbäume diesen Namen führen. Das wunderschöne Colorit, in welchem sich die herrlich schattirten Laubholzgruppen beim Glanze der aufgehenden Sonne dem Auge darstellten, verrieth die reiche Mannichfaltigkeit der Holzarten, mit welchen der Urwald geschmückt war, und deutlich konnte ich ausser jenen vielen Nußbäumen, auch Eschen, Magnolien und Tulpenbäume unterscheiden.

Der Yazou strömt, zwischen ansehnlichen Gebirgsketten sich durchwindend, aus Osten, wenige Meilen oberhalb der Walnut Hills in den Missisippi. Seine Mündung war mit einer noch unbestimmten Art hoher Binsen bewachsen; diese bekleiden vom 32sten Breitengrade aufwärts, mit dem Equisetum praealtum, *Raf.*, und hyemale, die Sandbänke und Ufer vieler nordamerikanischen Flüsse, und nehmen in dem Maaße zu, als die Miegien abnehmen. In jenem Verhältnisse, wie sie die Formen der baumartigen Arundinaceen verdrängen, vermischen sie sich mit den Arten der Typha, des Paspalum, des Cyperus und andern Wasserpflanzen, welche ein kälteres Clima vorziehen, der Gegend einen Charakter gebend, der sich dem europäischen und nordasiatischen nähert. Oberhalb der Mündung des Yazou erreichten wir eine große Insel, welche von den Anglo-Amerikanern My Wifes island, von den Creolen französischen Ursprungs aber, wegen der häufig darauf wachsenden Annona triloba, *Lin.*, île aux Assimines genannt wird. Dieser Insel gegenüber auf dem westlichen Ufer befindet sich die ansehnliche Niederlassung Sparta. An diesem Tage sah ich besonders häufig mehrere schöne Zugvögel der wärmeren Zone. Mehrere schöne Reiher *) suchten niedere Ufer, oder saßen traurig auf den Aesten und Wurzeln angespülter Baumstämme. Der Königfischer (Alcedo Alcyon) flog pfeifend, von jedem Geräusche

---

*) Ardea Herodias, *Wils.*, exilis, *Wils.*, candidissima, *Jacq.*

aufgeschreckt, längs dem Ufer hin. Große Schwärme von Enten und Tauchern, besonders Anas sponsa und Mergus cucullatus, bedeckten die Buchten und stillen Stellen des Stromes. Schaaren von schreienden Papagaien flogen lärmend quer über den Mississippi. Der weißköpfige Adler (Haliaëtus leucocephalus, *Savig.*) blickte stundenlang von dem Gipfel der höchsten Bäume auf das Wasser, um Jagd auf Fische zu machen. Schaaren lärmender Krähen (Corvus ossifragus, *Wils.*) saßen auf treibenden Baumstämmen, um kleine Fische und Muscheln aufzufressen. Einsame Waschbären (Procyon Lotor, *Ill.*) besuchten an den wildesten Plätzen die Ufer des Stromes, um sich in der brennenden Sonnenhitze zu wärmen; und der Tannhirsch, durch den Durst gezwungen, kühlte sich an solchen Stellen, wo das Ufer flach und schattig war. Flüchtig flohen einzelne scheue Tigerkatzen *), deren ich einige sah, welche auf Windbrüchen gelagert waren, durch die Annäherung eines Fahrzeuges in Schrecken gesetzt, dem finstern Urwald zu. Dagegen verminderten sich die Krokodile, jemehr ich mich dem Arkansas näherte, und mir scheint es, daß diese Thiere den Mississippi nicht höher als bis zum 33sten Breitengrad bewohnen. Wir fuhren im Laufe des Tages bei mehreren Eilanden vorbei, von denen die Inseln au beau Soleil und aux Lapins die vorzüglichsten waren. Den Morgen vom 14. befanden wir uns am Ausgang einer Stelle, welche la longue vue des îles à Grapin genannt wird, und an welcher der Mississippi nicht nur sehr breit ist, sondern auch in gerader Richtung über 12 Meilen hinfließt, und dadurch dem Auge eine sehr weite Aussicht gewährt. Gegen Mittag durchschnitten wir den 33° der Breite, und erreichten einige Stunden nachher eine Krümmung des Stromes, in dessen Mitte sich eine große Insel befindet, welcher gegenüber Illichico, einer von einigen Indiern, Franzosen und Anglo-Amerikanern bewohnte Niederlassung, gelegen ist, die durch ihr dürftiges Aeussere sehr wohl zu der äusserst wilden Gegend paßt. Gleich von Illichico stromaufwärts fängt die Spanish Moss Bend (l'anse à la barbe), eine große beinahe 8 englische Meilen lange Krümmung an, deren Mitte beinahe unter den 33° 15′ der Breite fällt, und ihren Namen durch den Umstand erhalten zu haben scheint, weil die Tillandsia usneoides hier schon so häufig erscheint, daß sie den Waldungen jenen oft beschriebenen eigenthümlichen Charakter mittheilt. Weiter stromaufwärts bemerkte ich, daß dieser merkwürdige Parasit immermehr abnahm, und über den 34sten

*) Diese schöne Katzenart ist von Felis nova-hispanica, *Cuv.*, völlig verschieden, etwas größer als die europäische wilde Katze, und schön länglicht schwarz gefleckt auf einem aus dem Bläulichgrauen in's Rothgelbe übergehenden Grunde. Bei den Creolen wird sie chat tigre genannt, und findet sich in der Louisiana und dem Mississippi-Staat ziemlich häufig vor.

Breitengrad hinaus erinnere ich mich nicht mehr, ihn gesehen zu haben. Als wir uns am Ausgang der Krümmung befanden, war es finster geworden. Auch diese Nacht fuhren wir, ohne irgend einen Unfall zu erleiden, obgleich die Schifffahrt auf dem Strome wegen der Menge kleiner Eilande etwas gefährlicher, als während der früheren Nächte, geworden war. Am Morgen des 15. Aprils befanden wir uns an der nordwestlichen Spitze des Ozark Island, welches drei Meilen vom Einflusse des Arkansas gelegen ist, und erreichten die Mündung dieses großen Stromes, als es gerade völlig Tag geworden war. Da der Arkansas bei sehr hohem Wasserstande war, so fand ich die flachen Ufer desselben völlig überschwemmt, und konnte die eigentliche Breite seines Bettes nicht beurtheilen. Zwischen der Temperatur seines Wassers und dem des Missisippi fand ich keinen merklichen Unterschied, welches mich nicht befremdete, weil der hohe Wasserstand des Arkansas wohl vom geschmolzenen Schnee der westlichen Savannen, aber keineswegs von den Hochgebirgen Neuspaniens herrühren konnte, deren Schneemassen erst im Mai zu schmelzen anfangen. Ich füge hier die Beobachtung bei, daß die meisten kleinen Flüsse, welche ihren Lauf durch die Steppen Nordamerika's nehmen, während ihres hohen Wasserstandes ganz trübe werden. Da ich nun den Arkansas ebenfalls sehr trübe fand, so glaube ich, diesen Umstand als einen Beweis annehmen zu können, daß die kleinen Steppenflüsse, deren der Arkansas eine Menge aufnimmt, sämmtlich wegen der vielen Regengüsse, welche in den die Andenkette begrenzenden Ebenen im Frühjahre fallen, angeschwollen seyn mußten.

Sechstes Capitel.

Der Weiße und St. Franziskus-Fluß. Die Chickasaw-Bluffs. Neu-Madrid. Mündung des Ohio. Der Tennessée, Cumberland und Wabash. Shippingport. Stromschnellen des Ohio. Louisville. Abfahrt von Louisville. Cap Girardeau. La Tour du Rocher. St. Geneviève. Herculanum. St. Louis. Aufenthalt daselbst.

Das Dampfboot verließ die mit mächtigen Eichen bewachsene Mündung des Arkansas nach einer Frist von einer halben Stunde, nachdem es den gehörigen Holzvorrath, welcher auf 24 Stunden nothwendig war, eingenommen hatte. Mit Bedauern entfernte ich mich von einem Flusse, welcher dem Forscher noch so viel Räthselhaftes verhüllt, jedoch mit dem Vorsatze, auf meiner Rückreise wenigstens die nächsten stromaufwärts gelegenen Niederlassungen der Indier zu besuchen, welche einen Hauptposten für den Pelzhandel der westlichen Louisiana bilden. Uebrigens wurde dieser Vorsatz auch in der Folge vereitelt, und ich mußte mein Vorhaben gänzlich auf fernere und günstigere Zeiten verschieben. Der Weiße Fluß (White river), welcher sich in den Missisippi in einer Entfernung von ungefähr 16 Meilen vom Arkansas ergießt, steht durch einen natürlichen Canal mit diesem in Verbindung. Er gehört zu den Wassergebieten mittlerer Größe, welche aus Nord-West dem Missisippi zuströmen; nur für kleinere Fahrzeuge schiffbar, entwickeln seine Ufer nicht jene fortschreitende Bevölkerung und die zunehmende Urbarmachung des Bodens seines größern Nachbarn.

Wir fuhren im Laufe des Tages an mehreren Inseln und Sandbänken vorüber, wodurch die Fahrt, namentlich an solchen Stellen, wo der Strom sehr breit und demzufolge weniger tief war, alle Vorsicht des geübten Steuermannes erforderte. Auffallend breit fand ich den Missisippi bei den îles au fer, zwei parallel neben einander mitten im Strombett gelegenen Eilanden, welche mit hohen Pappeln und vielem Rohr bewachsen waren, und durch ihre lachende Färbung gegen die dunkeln Cypressen der benachbarten Ufer abstachen. Trotz aller Erkundigungen, die ich einzuziehen mich bemühte, konnte ich dennoch nicht auf den Grund des Namens vorerwähnter Inseln zurückkommen. Ob der etwa eisenhaltige Boden die französischen Creolen vermögen konnte, sie

Eiseninseln zu nennen, ziehe ich in Zweifel, da oberhalb der Mündung des Weißen Flusses ein anderes Eiland, die Bleiinsel (île au plomb), gewiß nichts von diesem Metalle verbirgt. Es ist überhaupt oft schwierig, auf den Ursprung der von den französischen Creolen eingeführten Ortsbenennungen zurückkommen, da bei diesem Volke oft noch so unwichtige geschichtliche Vorfälle, oder selbst der Name der unbedeutendsten Personen zur Benennung von Inseln, Flüssen, Bergen u. s. w. Anlaß gibt. So verdanken die Gegenden Canada's und Neufrankreichs ihre Benennung solchen unbedeutenden Umständen. Die größeren Ströme behielten den oft abgekürzten oder sehr verunstalteten Namen jener Völker, welche sie ursprünglich bewohnten, oder in deren zweifelhaftem Besitz sie sich noch befinden. Die kleineren Flüsse, welche keinem Urstamme zum Wohnsitz dienen konnten, wurden und werden noch heute nach einem etwa zuerst daselbst bemerkten oft unbedeutenden Thiere, einem Baume, der Farbe des Wassers, oder, wie dies am üblichsten ist, nach dem Namen des ersten Entdeckers benannt. Dieser ist gewöhnlich ein Abenteurer, welcher als Jäger oder Pelzhändler die fremden Gegenden und ihre wilden Bewohner aufsucht. Während meines Aufenthaltes auf dem Missoury und in den westlichen Steppen in Gesellschaft französischer Creolen fand ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie unbekannte Gegenden auf diese Art zu einem Namen kommen können, der aber auch nach Umständen wieder verändert wird, oder in Vergessenheit geräth. Das Beispiel ist zwar nicht selten, daß ein Berg oder Fluß mehrere Benennungen zugleich führt, je nachdem er von verschiedenen Reisenden besucht wurde, von denen jeder der erste Entdecker seyn wollte, und eine jede Partei ihr Entdeckungsrecht zu behaupten sich bestrebte. Besonders stimmen in dieser Hinsicht die Creolen englischen und französischen Stammes selten oder nie zusammen; und wenn auch erstere von letzteren einmal eine Benennung übernehmen, so verstümmeln sie solche doch gewöhnlich so auffallend, daß es nicht leicht möglich ist, den ursprünglichen Namen wieder zu erkennen.

Den 16. Morgens nahm das Boot den nothwendigen Holzvorrath bei einer kleinen Pflanzung ein, welche an einer beinahe viereckigen Wiese gelegen war. Da eine natürliche Grasfläche in dieser Gegend des Missisippi eine noch recht seltene Erscheinung ist, so konnte ich, so unbedeutend der kleine Wiesengrund auch war, mich nicht enthalten, denselben in aller Eile zu besuchen. Die Gräser, welche darauf wuchsen, waren alle sehr niedrig, aber dennoch meist in voller Blüthe. Einige recht niedlich blühende Pflanzen zierten das schöne Grün, und ich fand manche gute Ausbeute für mein Herbarium auf diesem kleinen Flächenraume, *) der so

*) Unter andern: Houstonia coerulea, *Bart.* Draba hispidula, *Mich.* Pogonia verticillata, *Bart.* Anemone thalictroides. *Bart.*

sonderbar gegen die riesenhaften Formen der Holzarten im nahen Urwalde abstach. Schon seit langer Zeit hatte diese so sehr an Deutschlands Viehtriften erinnernde Grasfläche die Aufmerksamkeit der vorüberfahrenden Schiffer in Anspruch genommen, und ich konnte nirgends Spuren ausgerotteter Bäume auf ihrer Oberfläche wahrnehmen, welches vermuthen läßt, daß sie ihr Entstehen keiner früheren Urbarmachung des Bodens verdankt. Wenn ein in der Nähe des Waldes gelegener, noch so sorgfältig von allen Wurzelstöcken gereinigter Acker nur zwei bis drei Jahre der Natur überlassen wird, so erreicht der junge Holznachwuchs durch die Ueppigkeit des amerikanischen Bodens schon eine Höhe von mehreren Fuß; ich konnte aber nicht die geringste Spur junger Hölzer vorfinden, und nur einzelne uralte Eichen erhoben stolz ihre prächtig belaubten Häupter, durch ihr Aeusseres den Einfluß verrathend, den eine freie Lage und die Wirksamkeit des Lichtes auf die Vegetation hervorbringt. Am Rande der Wiese, sowie an den Ufern des Stromes stand überall die Cercis canadensis und Annona triloba in voller Blüthe; dagegen hatten die Itea virginica, die Kalmien und die meisten lilienartigen Pflanzen den Hochzeitschmuck schon abgelegt. Unweit der eben beschriebenen Grasfläche fließt der Fluß vom heiligen Franziskus in den Mississippi, welcher in Betreff des Laufes und der Wassermasse dem Weissen Flusse gleicht. Beide Flüsse laufen beinahe parallel aus Nord-Nord-West in den Hauptstrom, und folgen dessen Lauf in einer so ziemlich gleichen Richtung. Der Franziskus-Fluß *) durchläuft eine sehr sumpfige Fläche, welche nicht wie die Ufer des Arkansas und Weißen Flusses von Hügelreihen begrenzt wird. Einige Landseen befinden sich in der Nähe desselben, von denen der Michegama, welcher mit ihm unweit seiner Mündung in den Mississippi in Verbindung steht, der bedeutendste ist; sowie die geringe Tiefe des Sees und die ihn umgebenden stagnatilen Gewässer auch die Ursache des ungesunden Klima's der Gegend und der Grund der noch verhältnißmäßig geringen Bevölkerung seyn mögen.

Vom Fluß des heiligen Franziskus aufwärts nehmen die Inseln im Mississippi immer mehr an Menge zu, so daß eine sich an die andere reiht, und deren oft mehrere neben einander quer über das Bett des Stromes liegen. Die Gegend ist bis zum Fort Pickering beinahe völlig unbewohnt, und so äusserst wild, ungesund und sumpfig, daß deren Besitz wohl noch geraume Zeit den wilden Thieren nicht streitig gemacht werden möchte. Die meisten Eilande verdanken auch ihren Namen französischen Creolen, und ich will nur einige als die bemerkenswerthesten in der Reihe anführen, wie sie aufeinander stromaufwärts folgen. Der Mündung des

*) Französisch: Rivière St. Francis; spanisch: Rio San Francisco.

St. Franziskus gegenüber befindet sich eine ziemlich große Insel, welche wie gewöhnlich den Namen des nachbarlichen Stromes führt. Merkwürdig ist es überhaupt, daß beinahe an der Mündung aller Flüsse, welche dem Mississippi zuströmen, sich eine Insel befindet, welche meist so nahe an der Ausströmung gelegen ist, daß nur ein oft sehr schmaler Kanal als Fahrwasser vorhanden ist, welcher, durch die Anschwemmung sandiger oder thoniger Lager, die sich als Folge wechselseitiger Strömungen immer an der Mündung der Flüsse vorfinden, für Schiffer gefährlich zu befahren ist. Inseln, durch Sandbänke oder Untiefen, welche bei niederem Wasser aus dem Strome vorragen, mit einander verbunden, reihen sich, ein ganzer Archipel, in einer Strecke von mehr als 40 englischen Meilen an einander, und nehmen, da der Strom mehrere Krümmungen bildet, dem Auge beinahe alle Aussicht in die Ferne, obgleich bei dem noch vorwaltenden hohen Wasserstande, der großen Breite des Stromes, der Wildheit der Natur und den riesenhaften Baumformen keineswegs jener majestätische Charakter fehlte, mit welchem der Schöpfer selbst in einer weniger durch Abwechslung der Naturscenen geschmückten Gegend das Gepräge seiner unendlichen Mannichfaltigkeit in großen und erhabenen Formen ausdrückte. Die verschiedenen Inselgruppen, deren Bild ich beschrieben habe, werden von den Iles aux morvans, à verdon, au chenal St. Martin, aux raisins und au conseil (Council Island) gebildet, von denen letztere die größte ist. Nachdem das Dampfboot seinen Weg durch das Fahrwasser im Gebiet jener Untiefen gebahnt hatte, erreichten wir am Abend bei Einbruch der Dämmerung die Präsidenten-Insel (Ile au Président), welche eine der größten im Mississippi, über zwölf englische Meilen lang und drei bis vier breit ist. Ihre Ufer sind übrigens trotz der Größe flach, und der Boden wegen der den Ueberschwemmungen des Stromes ausgesetzten Lage sumpfig und mit dichtem Urwald bewachsen. In der Nacht auf den 17. fuhren wir bei dem Fort Pickering vorbei. Dieses ehemalige Militär-Etablissement der Vereinigten Staaten liegt auf der vierten Kette jener von den wilden Chickasaw-Indiern bewohnten Gebirgsreihen, welche, von Osten nach Westen laufend, sich bis an den Mississippi abflachen. Das Fort wurde in späteren Zeiten in dem Maßstabe weniger beachtet, als die kriegerischen Ureinwohner die Gegend räumten, und zuletzt nur von wenigen Soldaten und einigen Mestizen bewohnt, welche als vermischte Abkömmlinge ein Mittelding zwischen der rothen und weißen Bevölkerung und deren Sitten bilden. Da der Boden hier sehr fruchtbar ist, so nimmt übrigens der Anbau dieses Theils des Tennessée-Staates, welcher hier mit dem Mississippi-Staat unter dem 35° nördlicher Breite grenzt, allmählig mehr zu. Der Nanconnah und Wolfsfluß (Rivière du loup), zwei unbedeutende Gewässer, welche in den Mississippi münden, wo an dem Ausfluß des letzteren sich die kleine Niederlassung Memphis

befindet, verdanken ihr Entstehen den Chickasaw-Hügeln und den angrenzenden niedrigen Flächen, in welche sich ihre Quellen verlieren. Dem Wolfsflusse gegenüber befand sich sonst eine kleine spanische, nun völlig zerstörte Festung, welche zur Zeit der Uebergabe des Arkansas-Territoriums an die Vereinigten Staaten entvölkert wurde. Als es Tag wurde, befand ich mich unweit einer andern Abflachung der Chickasaw-Berge, welche hier unter dem Namen der dritten Hügelreihe (Third Chickasaw-Bluffs) bekannt sind. Sie senken sich von einer Höhe von 2 bis 300 Fuß schroff in den Missisippi, und bilden keinen weiteren Fortsatz am entgegengesetzten Ufer, welches ganz flach ist. Diese auffallende abgebrochene Form des nicht ganz unbedeutenden Gebirges läßt auf wichtige Revolutionen schließen, denen diese Gegend unterworfen gewesen ist. Bei dem heftigen Erdbeben, welches Neu-Madrid zerstörte und einen so mächtigen Einfluß auf den ganzen Strich des Ufergebietes vom Missoury und Missisippi vom 40sten Breitengrade abwärts äusserte, fühlte man die Wirkungen desselben besonders heftig auf diesen Bergen, und deutliche Spuren davon sind selbst dem ungeübten Auge noch sichtbar. Obgleich diese Höhen eigentlich nur Hügel genannt werden können, so fehlt ihnen dennoch nicht jene romantische Formenfülle, welche gewöhnlich höhere Gebirgsmassen auszeichnet. Bei einer üppigen, durch den klimatischen Einfluß beförderten Vegetation und dem kräftigsten Baumschlage bilden die schroffen und nackten Abhänge nebst den abgerissenen Kuppen von secondärer Kalkformation und eisenhaltigen Thongeschieben ein lachendes Ganze, welches gegen die benachbarten flachen Urwälder und gegen das breite winkliche Strombett ein auffallendes Gegenbild aufstellt. Der Strom bildet vor Anfang der Hügelkette eine äusserst scharfe Krümmung von Süd-West nach Nord, wodurch die Fluten des Missisippi mit großer Heftigkeit an der sehr spitzen und vorragenden Landzunge gebrochen werden. Die amerikanischen Schiffer nennen diese Krümmung, bei welcher ein kleines Eiland liegt, den Teufels-Ellbogen (Devil's Elbow). Der Strom wendet sich an der nördlichen Abflachung der Hügel gegen Nord-Ost, und bildet abermals mehrere Inseln, zwischen denen und dem Ufer das Fahrwasser, namentlich bei niedrigem Wasserstande, so beschwerlich zu befahren ist, daß sie den Namen Chenal du bon Dieu und Chenal du diable (Devil's Race Ground) führen; Benennungen, welche ihren Ursprung wahrscheinlich der verzweifelten Lage irgend eines Schiffers während der ersten Zeit der Beschiffung des Missisippi zu verdanken haben.

Gegen Mittag befanden wir uns im Angesichte der zweiten Reihe der Chickasaw-Hügel, die man in einer ziemlichen Entfernung zu Gesicht bekommt, weil der Strom eine Krümmung nach Ost macht. Von hier aus läuft er nach Norden, und krümmt sich nachher in einem sehr scharfen Winkel ganz nach West-Süd-West, zwei große Inseln bildend. Der erste

Fortsatz der Chickasaw-Bluffs reihet sich ganz nahe an die zweite Bergkette, und berührt den Missisippi zwischen beiden Krümmungen. Zu meinem größten Bedauern konnte ich keinen Fuß an's Land setzen, und mußte mich mit dem bloßen Anblick einer Berggegend begnügen, die Stoff zu mancher Betrachtung gewähren konnte, und deren Pflanzenwuchs mich schon von der Ferne ansprach. Ein schöner weißblühender Strauch, wahrscheinlich eine Prunus-Art, belebte die grüne Bekleidung der Hügel, deren augenscheinlich vulkanischer Charakter mir immer deutlicher sichtbar wurde. Die Thonlager, welche schichtenförmig hervortraten, zeigen den vielfältigsten Farbenwechsel aus einer dunkelgelben, braunen und rothen Schattirung, und lassen auf einen bedeutenden Gehalt an Roheisen schließen, welches Metall überhaupt der Uferformation des Missisippi nicht fremd ist. Ein kleiner Fluß fließt zwischen den Hügeln in den Strom, und beweist durch seine jähen und abgeschrofften Ufer, daß seine Wassermasse durch starke Regengüsse oft sehr anschwellen muß. Bei Pointe aux prunes (Pflaumenspitze), einer Landzunge an der südwestlichen Krümmung des Stromes, befinden sich einige Sandbänke, die bei niederem Wasserstande nicht ohne Gefahr befahren werden können. Auf einem so breiten und schnellströmenden, durch immer aufeinander folgende Krümmungen unterbrochenen Stromgebiete sind Sandbänke eine gewöhnliche Erscheinung, welche die Schifffahrt und selbst die Einsicht des geschicktesten Steuermannes erschwert, da die unsteten Sandmassen, jedem Einflusse der Strömung folgend, ihre Lage verändern, und daher nach jedem hohen Wasserstande neue Aufmerksamkeit verdienen. Bei niedriger, selbst mittlerer Wasserhöhe muß immer mit dem Senkblei die Tiefe sondirt werden, welches besonders stromabwärts beschwerlich ist, und große Aufmerksamkeit erfordert. In dieser Gegend ist durch die Wirkung des Erdbebens eine bedeutende Insel verschwunden; dagegen bildeten sich eine Sandbank und andere Untiefen auf Kosten der sinkenden Erdmasse. Die longue vue des Canadiens,*) gebildet durch den geraden Lauf des Stromes von Norden nach Süden in einer Strecke von mehr als zehn Meilen, gewährt dem Auge eine ausgedehnte Aussicht. Voller Untiefen, ist dies eine der gefährlichsten Stellen im Missisippi vom Ausfluß des Ohio bis zur Mündung in das Meer. Dem kleinen Bayou-Fluß gegenüber bildet der Strom eine Biegung nach Westen. Die hier befindliche Erdzunge wird durch einen bedeutenden Kanal, den New-Cut-Off, durchschnitten, welcher aber für größere Fahrzeuge zu gefährlich zum Befahren ist. Es war beinahe Nacht geworden, als wir das Ende der Krümmung nach Nord-Ost erreicht hatten. Das Fahrzeug hielt an einem freien Grasplatze und einer elenden kleinen Hütte

*) Canadian reach, Aussicht der Canadier.

an, um Holz zu laden. Ich war so glücklich, in der Dämmerung den schönen weißköpfigen Flußadler (Haliaëtus leucocephalus *) zu schießen. Es war ein altes Männchen, beinahe nußbraun, mit schneeweissem Kopf, Hals und Schwanz; der Schnabel, die Wachshaut und die Ständer waren gelb, und die Länge des Vogels von der Spitze des Schnabels bis zu Ende der Schwanzfedern maß zwei Fuß und drei Zoll. Mitten in der Nacht fuhr das Dampfboot bei Neu-Madrid vorüber, und erst auf der Rückreise hatte ich Gelegenheit, diesen durch das Erdbeben vom 16 December 1811 berühmt gewordenen Ort am Tage zu betreten. Die hier ziemlich hohen Ufer des Missisippi sind während dieser Erderschütterung theilweise bis unter das Niveau der mittleren Wasserhöhe gesunken, große Strecken mit hohem Holz bewachsener Stellen desselben ganz verschwunden, und die Bäume entwurzelt mitten in den Strom versetzt worden. Der Boden bekam an vielen Orten, namentlich auf einigen Inseln, welche dem Verderben entgingen, große Risse, die mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit entstanden sind, daß selbst Bäume auf solchen Stellen von der Wurzel bis zu einer gewissen Höhe mitten auseinander gerissen wurden. Viele Waldwasser veränderten ihren Lauf; auch bildeten sich mehrere neue Arme und Verbindungen mit dem Strome, sowie neue Sandbänke und Inseln. Die Wirkung des Erdbebens scheint einem regelmäßigen Striche von Nordwest nach Süd gefolgt zu seyn, und mit dem großen vulkanischen Centralherd des nordamerikanischen Festlandes in Verbindung gestanden zu haben. Sonst war Neu-Madrid eine von spanischen Kolonisten gebildete Niederlassung; heute ist die kleine Stadt von Anglo-Amerikanern bewohnt. Die Gegend ist zwar sehr fruchtbar, aber im Sommer auch ungesund, sowie sie ebenfalls, namentlich in neuerer Zeit, sehr den Ueberschwemmungen des Missisippi ausgesetzt ist. Der kleine Chapousa-Fluß läuft dicht bei der Stadt in den Missisippi, und entspringt aus einem See 25 englische Meilen von Neu-Madrid. Den 19. April befanden wir uns, als es Tag wurde, in der Nähe von Kalkbergen, welche an dem östlichen Ufer sich auf eine Höhe von einigen hundert Fuß erheben. Diese Kalkmassen sind von einer schönen weißen Masse gebildet, welche aber weiter stromaufwärts durch eisenhaltige Thonlager unterbrochen werden, wodurch ihre Grundfarbe, mit rothgefärbten Schichten untermischt, dem Auge ein ansprechendes Bild gewährt. **) Die Felsen senken sich ganz steil aus einer Höhe von 250 Fuß in den Missisippi, und ihnen gegenüber liegt ein großes wohlbebautes Eiland, die Wolfsinsel (Wolf island). In früheren Zeiten (1773) befand sich auf diesen Bergen ein

*) Falco leucocephalus, *Wils.*

**) Wegen ihres Gehaltes an Eisenerz werden diese Berge auch Iron banks (Mines au fer) genannt.

Militärposten, sowie weiter stromaufwärts unweit der Mündung des Ohio das nun auch verlassene Fort Jefferson am Mayfield creek.

Um 9 Uhr Morgens hatte ich die sehnlich erwartete Freude, die Mündung von jenen zwei herrlichen Stromgebieten zu erblicken, welche mit Recht ein Stolz der Schöpfung genannt werden können; und ich darf bekennen, daß mich ein Gefühl der innigsten Rührung und des Dankes zum allmächtigen Schöpfer der Welten hinzog, welcher den Menschen mit der schönen Gabe der Empfänglichkeit für des Große und Erhabene beglückt hat. Majestätisch und gewiß noch zu Zeugen wichtiger Epochen der Weltgeschichte vorbehalten, strömen diese in ihrer Art einzigen und staunenerregenden Wassermassen eines noch vor wenigen Jahrhunderten den Bewohnern Europa's unbekannten Continentes friedlich zusammen. Die Gewässer eines viele tausend Quadratmeilen umfassenden Landstriches in ein einziges Hauptbett vereinigend, bietet kein anderer Welttheil eine Verbindung von zwei ähnlichen Flüssen dar. In wilder Formenfülle und den Stempel des beinahe von Menschenhänden unberührten Naturzustandes tragend, malen sich auch hier öde Waldgegenden auf den spiegelnden Fluten der ausgedehnten Wasserfläche, deren Massen, sich nach und nach vermengend, in den sonderbarsten Schattirungen die Mischung des trüben und hellen Wassers bezeichnen, welche charakteristisch die Fluten des Missisippi und Ohio unterscheiden. Ein guter Landungsplatz befindet sich unweit einer mit Weiden bedeckten Spitze am Zusammenflusse beider Ströme auf dem nördlichen Ufer des Ohio; auch findet man daselbst eine ziemlich gute Taverne, sowie die nöthigen Gebäude, welche zur Umladung von Waaren nothwendig sind, da die Dampfboote und andere Fahrzeuge hier öfters ihre Frachten umtauschen. Leider sind die Ufer beider Ströme so seicht und plötzlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, daß sich durchaus daselbst noch keine bedeutende Niederlassung erhalten würde, welche sonst bestimmt durch die Wichtigkeit des Verkehres schon hätte entstehen müssen. Die Bemerkung, daß der höchste Wasserstand bei Ueberschwemmungen an der Mündung dieser riesenhaften Stromgebiete eine Höhe von 15 Fuß über den mittlern Wasserstand erreichen könne, scheint sich durch die an den Bäumen vom Wasser hinterlassenen Spuren deutlich zu bestätigen. Bei der großen Zunahme des Handels, als Folge der immer wachsenden Bevölkerung jener Staaten, welche durch ihre natürliche Lage mit den großen Wasserverbindungen des nördlichen Amerika in genauer Berührung stehen, der immer mehr zunehmenden Tendenz eines Ausfuhr-Handels durch die südlichen Häfen der Vereinigten Staaten, von denen Neu-Orleans der beträchtlichste Stapelplatz ist; bei dem hohen Grade zunehmender Cultur, welche, mit Riesenschritten sich ausbreitend, die vor dreißig Jahren nur wilde Einöden darbietenden Ufer des Ohio in volkreiche Staaten umzuwandeln vermochte, welche heute in ihrer Civilisation vielen Ländern

der alten Welt als Muster dienen könnten; bei jenem nach Nord-West hinstrebenden Drange der Bevölkerung, welche auch nach Verlauf weniger Decennien ein nun noch von wilden Stämmen durchstreiftes Land einnehmen wird, welches durch den Missoury und Missisippi mit dem hohen Norden und den endlosen Grassteppen in genauer Berührung steht, läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß nach und nach dieser fruchtbare, von der Natur so reichlich ausgestattete, und dem Clima des gemäßigten Europa so analoge Theil der neuen Welt einst der Schauplatz werden wird, welcher den durch moralische Kraft ausgezeichneten Staaten der alten Welt in Betreff der innern Stärke nichts nachgeben wird. Ich frage nun, ob in der Voraussetzung, daß der Lauf des Missisippi einst der Mittelpunkt eines blühenden Staates werden sollte, welches ohne die Einwirkung irgend eines nachtheiligen politischen Ereignisses nicht leicht zu bezweifeln steht, der Zusammenfluß dieser Ströme nicht einer der wichtigsten Plätze unserer Erde werden könnte, welcher alle Aufmerksamkeit des Staatsmannes in jeder Hinsicht in Anspruch zu nehmen vermöchte? Dem forschenden Geiste müssen diese nun noch in ihrer Entwicklung begriffenen Länder der neuen Welt, in welchen wir immer mehr ein Ziel erblicken, dem die Kräfte des ältern Europa zuströmen, zu einer reichen Quelle des Nachdenkens werden, in welcher genug Stoff zu spekulativen Aussichten in die Zukunft, die Geschichte der Menschheit in ihrer fortschreitenden Bildung, verborgen liegt. Der Mensch, durch Erfindungskraft und Ausdauer gewöhnt, den größten Hindernissen die Stirne zu bieten, um zuletzt den Sieg davon zu tragen, verwandelt die wildesten und selbst von der Natur stiefmütterlich behandelten Gefilde in einen, seinen übertriebenen Ansprüchen genügenden Aufenthalt; wer könnte daher zweifeln, daß in Amerika, wo im Reich der fortschreitenden Civilisation in den letzten 50 Jahren schon so Vieles geschehen ist, in fernen Zeiten, welche vielleicht erst unsern späten Enkeln vorbehalten sind, nicht eine noch weit erhabenere Epoche des Menschengeschlechtes sich vorbereiten dürfte, die unser nun veraltetes Europa weit hinter sich lassen wird.

Nach den Beobachtungen, welche wir Mr. Ellicott verdanken, liegt die Mündung des Ohio unter 37° 22′ 9″ nörd. Breite und 88° 50′ 51″ west. Länge von Greenwich. Richtige astronomische Berechnungen, den Zusammenfluß bedeutender Stromgebiete betreffend, sind auf einige Sekunden selten zusammenstimmend, da gewöhnlich jeder Beobachter einen andern Punkt zu seinen Höhemessungen wählt. Die Ufer solcher Ströme sind durch den Einfluß der starken Strömung und den Druck, welchen die entgegenwirkenden Wassermassen aufeinander äussern, einer zu großen Veränderung ihrer Lage, namentlich dann unterworfen, wenn sie, wie die des Ohio an seiner Mündung, nicht aus festen Felsmassen, sondern aus niedrigem und weichem Boden geformt sind. Der Ohio fließt in einer

südöstlichen Richtung in den hier eine östliche Krümmung bildenden Missisippi. Durch die weit stärkere Strömung des letzteren und die größere spezifische Schwere desselben, welche bekanntlich einen wichtigen Einfluß auf die Schnelligkeit des Laufes der Gewässer äussert, wird die Wassermasse des Ohio sehr gedrängt, und es entstehen besonders bei hohem Wasserstande Strudel, welche die Schifffahrt erschweren, und namentlich leichten Fahrzeugen viele Hindernisse entgegensetzen. Die kreisenden Wirbel und die Menge der sich darauf zeigenden Wasserblasen, sowie die oft sehr hohen und kurzen Wellen, lassen auf eine große und unregelmässige Tiefe des Strombettes an der Mündung schließen. Dieses verändert sich durch die weichen Erdmassen, aus welchen der Grund gebildet ist, zu häufig, um die richtige Tiefe durch das Senkblei zu ergründen. Auch stimmen die Aussagen der Lootsen fast nie mit einander überein, wovon ich mich bei allen Nachfragen überzeugte. Die Ufer des Ohio scheinen sich in der Nähe seines Einflusses seit mehreren hundert Jahren auffallend verändert zu haben; doch ist es unwahrscheinlich, daß wichtige Revolutionen, wie das letzte Erdbeben, einen zerstörenden Einfluß auf diese Gegend geäussert haben. Pater Marquette und Mr. Joliet, welche bekanntlich 1673 den Missisippi bereisten, und als die ersten Entdecker der höheren Gebiete dieses Stromes betrachtet werden dürfen, erwähnen in ihrer etwas abenteuerlichen Reisebeschreibung des Ohio unter dem Namen Ouabouskigon. Seine Gestade waren von den damals mächtigen Chuoanous (Chavanos?) bewohnt, welche gegen 40 Niederlassungen inne hatten.

Nur wenige Minuten hielt der Maysville bei der Taverne an, um einige Passagiere zu entlassen. Bei dieser Gelegenheit fiel etwas vor, welches die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte, und die Ruhe auf eine unangenehme Weise störte. Ein junger Kaufmann nämlich, welcher bis Louisville zu reisen Willens war, beschwerte sich bei der Gesellschaft, daß ihm aus seiner Brieftasche eine Summe von einigen hundert Dollars in Banknoten abhanden gekommen sey. Da er dieses Geld erst seit einigen Stunden vermisse, so müsse der Dieb sich unter der Gesellschaft, ja sogar unter den Kajüten-Passagieren befinden, da von den Bewohnern des Verdeckes keiner seine Schlafstelle betreten haben könne. Diese Klage setzte alle Anwesenden, besonders aber den Capitain, in keine geringe Bestürzung. Obgleich der Kaufmann sich sehr delicat benahm, so wollte doch keiner von den Passagieren, welche sich noch im Raume des großen Zimmers befanden, dieses eher verlassen, ehe der unangenehme Fall ermittelt oder geschlichtet sey, welches bei allem Mangel an polizeilichen Anstalten sehr schwierig zu bewerkstelligen war, da der Dieb Mittel finden konnte, zu entfliehen. Der Verdacht fiel übrigens sogleich auf einen den übrigen Passagieren völlig unbekannten Menschen, welcher das Boot im Laufe der Reise erst betreten, und sich besonders mit dem jungen Kaufmann

bekannt zu machen gewußt hatte. Dieser Unbekannte hatte sich auch sogleich nach unserer Landung entfernt, welches nicht verhindert worden war, da er seine Ueberfahrt berichtigt hatte. Weil alle Muthmaßungen gegründet zu seyn schienen, so rieth der Capitain zu einer schleunigen Abfahrt, und traf in dem Wirthshause Anstalten zur möglichen Entdeckung des Diebes. Da die Sache bei verschlossenen Thüren verhandelt worden war, so gelang der Kunstgriff, und die gestohlenen Banknoten wurden bei dem Thäter eine halbe Stunde nach Abfahrt des Bootes gefunden, indem dieser, keinen Verdacht ahnend, sich einer strengen Visitation nicht entziehen konnte. Ich führe diesen an sich unbedeutenden Vorfall nur an, um als Fremder den Amerikanern das gerechte Lob nicht zu entziehen, welches ihr bei dieser Gelegenheit bewiesenes gemäßigtes Verfahren verdiente. Bei der ganzen Verhandlung wurde kein rasches oder heftiges Wort gewechselt, und Niemand persönlich gekränkt. Der Kaufmann widersetzte sich sogleich dem Entschlusse aller Passagiere, eine Untersuchung derselben betreffend, und schien die Anzeige des Vorfalles, welcher so viele Unruhe verursachte, sogar zu bereuen. Dieses ruhige Verfahren ist besonders in einem Lande und in einer Lage zu bewundern, wo das Gesetz so wenig Mittel findet, in Wirksamkeit zu treten, und daher der Mensch nur zu sehr der unangenehmen Nothwendigkeit ausgesetzt ist, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen.

Unser Boot eilte die ersten Meilen mit größerer Schnelligkeit den Ohio aufwärts, als ich es bei dem schnellen Lauf desselben hätte vermuthen können. Diese Erscheinung läßt sich aber genugsam erklären, wenn man den Druck berücksichtigt, den ihm sein größerer Gegner bei der Mündung entgegensetzt, durch welchen die Fluten des Ohio aufgehalten, einer nothwendigen Gegenströmung unterworfen sind, die sich namentlich wenn der Wasserstand des Missisippi die mittlere Höhe übertrifft und der des Ohio niedrig ist, am deutlichsten wahrnimmt. Es ereignet sich sogar häufig, daß der Ohio in seinem Laufe so gehemmt wird, daß seine flachen Ufer in der Nähe des Zusammenflusses beider Ströme überschwemmt werden, während zehn bis zwölf englische Meilen aufwärts der Lootse alle Aufmerksamkeit auf die Führung des Senkbleis wenden muß, um nicht wegen der geringen Tiefe des ohnehin ungleichen Strombettes Gefahr zu laufen. Das Fahrzeug landete in der Nähe des kleinen Cash River am nördlichen Ufer des Ohio, um Holz zu laden. Die Gegend war zu naß, um einen Spaziergang in den Wald zu gestatten, und ich mußte mich mit der äussern Betrachtung der Baumformen begnügen. Diese waren noch nicht von denen des Missisippi verschieden; doch fiel mir der äusserst kräftige Wuchs einzelner Schlingpflanzen, namentlich der Wein- und Sumach-Arten *) auf,

*) Vitis palmata, *Vahl.* vulpina, Rhus radicans, *Linn.*

deren baldiges Ende vorauszusehen war. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß ich, je mehr ich mich den höhern Breiten näherte, das üppige Wachsthum der schmarotzenden Holzarten bewundern mußte. Wenn gleich ärmer an Gattungen, scheint dennoch das nördliche Clima der neuen Welt große Formen aufzubieten, die sich durch Zähigkeit der Holzfaser und saftreiche Beeren auszeichnen, welche sich unter andern bei dem traubentragenden Vitis-Geschlechte in namenloser Fülle äussern. Der Sassafras erschien hier ebenfalls häufig, und übertraf, durch die üppige Nahrung in seinem Wachsthum befördert, die Gestalt des Strauches, in die Baumform übergehend. Wenn dieser Strauch aus der Familie der Lauraceen zwar eine höhere Lage und einen felsigen Boden dem flachen Sumpflande vorzieht, so erscheint er dennoch auch häufig auf dem flachen Ufergebiet der Ströme; doch ist es erwiesen, daß die Wurzel dieser nützlichen Pflanze alsdann nicht jenen Werth im medicinischen Gebrauch erreicht, der ihr eigen ist, wenn sie an trockenen Stellen gesammelt wird. Ich habe die Bemerkung allgemein bewährt gefunden, daß alle im Gebiete der Heilkunde nutzbaren Gewächse, welche sich durch ein eigenthümliches adstringirendes oder aromatisches Prinzip äussern, nur alsdann die volle Wirksamkeit versprechen, wenn ihr Wachsthum nicht durch Mangel an Licht in den finstern und dumpfigen Urwäldern, oder einem zu fetten Boden zu schnell befördert worden ist. Die Ufer des Ohio waren noch hin und wieder mit Rohr bewachsen, doch erreichte die Miegia macrosperma (*Pers.*) weder die Höhe, noch den dichten Wuchs, welcher diese Grasart in der Louisiana auszeichnet; auch verliert sie sich gegen den 38° der Breite. Die Gegend war durch eine ausserordentliche Menge Vögel belebt, namentlich von zahllosen Papageien und Spechten, *) welche miteinander eiferten, die Stille des Urwaldes oder die weniger lauten Stimmen kleinerer Singvögel durch ihr lärmendes Treiben zu unterbrechen; besonders erreichten hierin die Spechte ihren Zweck, indem eine jede Art besonders nach Mäßstab der Größe seinen Hammerschlägen eine eigene Betonung gibt, welches bei der großen Anzahl dieser Vögel und ihrem unruhigen Bestreben, von Baum zu Baum zu fliegen und sich wechselseitig von einem Standpunkt zum andern zu verdrängen, ein unaufhörliches Geschrei und Geplärre verursacht, welches die Papageien und Nußhacker **) nur hin und wieder durch laute Ausbrüche ihrer scharfen Stimme zu überschreien vermögen.

Unweit des Cash River ist die kleine Niederlassung Amerika gelegen, an welche sich eine Reihe kleiner Anhöhen von Kalkfels anlehnt, auf welchen dieser Fluß entspringt. Der Mündung desselben gegenüber befindet

*) Psittacus carolinensis, *Gmel.* Picus pileatus, *Linn.* Erythocephalus, *Linn.* villosus, *Linn.* carolinus (Erytrauchen *Wag.?*), *Lath.*, auratus, *Linn.*

**) Garrulus cristatus, *Cuv.*

sich ein unbedeutendes Eiland, und in der Nähe desselben in der Mitte des Ohio mehrere Klippen, an denen sich das Wasser mit einiger Gewalt bricht. Die kleine Stadt Wilkinsonville ist von dem General gleiches Namens im Jahr 1801 als Militärposten begründet worden, und wurde später von den Truppen verlassen. Hier liegen wieder Klippen im Strombette; doch wird die Schifffahrt bei einiger Vorsicht nicht leicht durch diese Untiefen gefährdet. Mittags erreichte ich das von den Franzosen im Jahre 1757 besetzte Fort Massac, welches auf dem rechten Ufer des Stromes unter dem 37° 12′ nördl. Breite gelegen ist, und sich durch seine wirklich schöne aber sehr ungesunde Lage auszeichnet. Der Ohio ist hier sehr breit, und fließt in einer spiegelhellen Fläche von Ost nach Nord-West, dem Auge ein reizendes Bild gegenwärtigend. Eine merkwürdige Formation von rothgefärbter, stark eisenhaltiger Erde bildet die Ufer desselben, und dieses fruchtbare Land wird durch den üppigsten Baum- und Pflanzenwuchs belebt. Die schönen, mit frischem und munterm Grün prangenden Stämme der Buchen, Kastanien, Eschen, Nußbäume und Eichen bilden hier, wie in den meisten Ohio-Gegenden, eine kräftige Schattirung gegen die blasser gefärbte Sycamore (Platanus occidentalis, *Linn.*), deren oft riesenhafter Umfang Staunen erregen muß. Das Wetter, welches acht Tage lang beinahe ununterbrochen schön und warm gewesen war, veränderte sich plötzlich, als das Dampfboot die Mündung des Tennessée-Flusses erreichte. Einem sehr starken Winde folgte ein eiskalter Regen, welcher bis in die Nacht anhielt und so heftig wurde, daß die Fugen der obern Bedeckung, welche durch die anhaltende Trockenheit nachgegeben hatten, dem Wasser freies Spiel ließen in die Kajüte zu fließen. Meine Schlafstelle wurde so durchweicht, daß ich die ganze Nacht auf einem Stuhl zubringen mußte, welches Loos mich übrigens nicht allein traf. Der Tennessée oder Cherokee, von seinen eigenthümlichen Urbewohnern, einem sonst sehr bedeutenden indischen StaΒme, benannt, durchläuft eine bergige Gegend von Süd-Ost nach Nord, West und Nord, und gehört zu den größeren, für bedeutende Fahrzeuge schiffbaren Flußgebieten, welche ihre Gewässer dem Ohio zuführen. Sein von Bergen eingeengtes Bett ist von härtern fossilen Massen gebildet, und enthält daher felsige oder von Kieseln gebildete Lager, wodurch sein Lauf reißend und sein Grund unsicher wird. Seine Ufer, durch eine hohe Lage ausgezeichnet, haben durch Fruchtbarkeit und mildes Clima den Hang zu Ansiedelungen nach Westen und die Industrie der amerikanischen Pflanzer erweckt, und nur wenige Jahre waren dazu nöthig, die indischen Stämme durch Verträge oder Käufe wegzulocken, und das sonst wilde Land in Fluren zu verwandeln, welche, nach den Gesetzen europäischer Oekonomie behandelt, den Wohlstand ihrer jetzt zahlreichen Besitzer sichern. Die Cherokee-Indier, welche, sowie ihre Nachbarn die Chickasaw in früherer Zeit, durch Kriege mit den Franzosen

und durch Einfälle in die östlichen Provinzen der Vereinigten Staaten während des Freiheitskrieges eine Rolle in der politischen Welt spielten, sind vermöge der mit der Regierung abgeschlossenen Traktate aus ihren frühern Wohnsitzen hinweggezogen, und haben Ländereien am Arkansas in Beschlag genommen, welche ihnen dort eingeräumt worden sind. Sie leben daselbst, an feste Niederlassungen zwar gebunden, mehr vom Ackerbau als von der Jagd, mit einer scheinbar angenommenen Annäherung an europäische Sitten und Gebräuche, obgleich der natürliche, diesen Stämmen eigene Hang zur Rohheit und zur Grausamkeit dennoch vorleuchtet und sich in ihrer Unverträglichkeit gegen die Nachbarn äussert. Daher verlassen die Männer oft plötzlich ihre Hütten und Felder, um gegen Osagen und Pahnis, welche in den Steppen herumschwärmen, in's Feld zu ziehen, oder um in den entlegenen Pflanzungen Vieh und Pferde zu stehlen.

Die Finsterniß, welche durch den am Abend in Strömen fallenden Regen verursacht wurde, nöthigte das Boot, bei Smithland, einer unbedeutenden kleinen Stadt, mehrere Stunden anzuhalten; und erst gegen Morgen um 2 Uhr konnte die Maschinerie wieder in Thätigkeit gesetzt werden. Wir befanden uns mit dem Anbruch des Tages dem Cumberland-Fluß gegenüber, welcher, mit dem Tennessée in paralleler Richtung fließend, in Kentucky entspringt, und wegen der Verbindung mit Nashville, der Hauptstadt vom Tennessée-Staat, ziemlich lebhaft beschifft wird. Da die geographische Lage des Cumberland mit der des Tennessée übereinkömmt, und die Gebirgsreihen, denen er sein Entstehen verdankt, ebenfalls als Fortsetzung der großen Alleghany-Kette zu betrachten sind, so gleichen sich auch beide Strombette in ihrer Bildung. Wir fuhren bei einer Reihe von Inseln vorbei, welche die Cumberland- und Schwestern-Eilande genannt werden; und trotz des anhaltenden Regens und heftigen Nord-Ost-Windes bemerkte ich immer mehr jene auffallende Verschiedenheit, welche die Ohio-Gegenden so vortheilhaft von denen des niedern Missisippi in Betreff der Lage und des viel üppigern und mannichfaltigern Pflanzenwuchses unterscheidet. Die immer mehr überhandnehmende Kultur des Bodens und die größere Bevölkerung tragen auch Vieles dazu bei, einer von der Natur schön geschmückten Gegend ein lachendes und einladendes Aeussere zu verleihen, und dieses Gemälde nimmt immer mehr an Vollkommenheit zu, je mehr man den mit allem Recht von den Franzosen la belle rivière genannten Strom aufwärts beschifft. An seinen belebtern Ufern sieht der reisende Europäer auch das verjüngte Bild seines Vaterlandes, und der Deutsche wähnt sich mit Entzücken in die lachenden Elb- und Donau-Gegenden versetzt, an welche er noch mehr durch die vielen deutschen Kolonisten erinnert wird, welche ihn oft da, wo er den Fuß an's Land setzt, in der Muttersprache begrüßen. Malerische Felsen von Kalkstein bilden sich an dem nördlichen Ufer des Stromes oberhalb

der Horrikan-Insel, und formen schroffe und thurmförmige Gestalten, welche, sich aus dem Bett des Ohio erhebend, in kühnen und wilden Gruppen dem Auge des Beobachters sich versinnlichen. Unter diesen Kalkmassen sah ich auch jenes allgemein bewunderte Höhlengebilde, welches unter dem Namen Cave in rock (la grande caverne) von mehreren Reisenden beschrieben worden ist. Ich mußte trotz meiner Sehnsucht den Wunsch aufgeben, die innere Gestalt und Bildung des Höhlenkalkes *) genauer zu prüfen, und mich mit dem oberflächlichen und flüchtigen äusseren Anblick dieses Meisterwerkes der Natur begnügen. Die Höhle ist in einem perpendiculären Riß gebildet, der in einer Höhe von mehr als hundert Fuß ausschweift, und aus parallel laufenden Kalkschichten besteht, welche Ueberbleibsel versteinerter See- und Schaalenthiere, jedoch nicht in so großer Menge wie die Kalkformationen an den Fällen des Ohio, oder bei Cincinnati und in den Gebirgen von Kentucky, enthalten. Die Spuren von Knochen vorweltlicher Säugethiere sollen in dieser Höhle verschwunden seyn. Es erleidet aber keinen Zweifel, daß genauere Untersuchungen oder Nachgrabungen deren noch viele zu Tage fördern würden. Das Wasser des Stromes fließt in die Höhle bei hohem Wasserstande, und überschwemmt einen großen Theil derselben; bei einer mittleren Höhe desselben aber ist sie trocken, und man kann bequem an derselben landen; auch dient sie daher bei Unglücksfällen oder einer schlechten Witterung vielen Reisenden als Zufluchtsort. Die indischen Stämme scheinen diese Grotte auf ihren Kriegszügen als Schlupfwinkel benützt zu haben, um Vorüberfahrende anzugreifen und die ersten Kolonisten zu beunruhigen, ein Gegenstand, der wie alle Erzählungen, welche auf Rechnung der Urvölker geltend gemacht werden können, ein Lieblingsthema in den Gesprächen der

---

*) Bekanntlich hat in der Regel der jüngere Flötzkalk, Jura- oder Höhlenkalkstein eine deutliche Schichtung, bildet gemeiniglich abgerundete Hügel oder Bergrücken, die aber zuweilen sich in schroffe und groteske Felsenmassen emporheben. Die Ufer des Ohio und Missoury geben davon häufige Beispiele, welche sich selbst sogar in den flachen Savanen in Gestalt sehr großer Massen wiederholen. Er enthält jene Menge von Versteinerungen aus dem Reiche vorweltlicher schaalentragender Mollusken, welche unter dem Namen der Ammoniten, Belemniten, Fungiten, Pectiniten, Terebratuliten, Astroiten, Entrochiten, Echiniten u. s. w. bekannt sind. In diesen Kalkformen befinden sich die durch Erdrevolutionen entstandenen Höhlen und Grotten, deren größere oder geringere Dimensionen als Zeugen des mehr oder minder heftigen Einflusses dieser Katastrophen dienen können. In Amerika kommen diese mit Tropfstein oder Stalactiten-Massen überzogenen Höhlen eben so häufig vor, wie in Europa; und ich habe in den Grotten, welche ich zu besuchen Gelegenheit gehabt habe, namentlich in den bedeutenden Tropfsteinhöhlen bei St. Louis, fossile Knochen auf dem Boden derselben im gelben Letten vorgefunden.

Amerikaner ausmacht, und über den mir eben so unglaubwürdige als abenteuerliche Geschichten vorgetragen worden sind. Die Gipfel der Felsmassen, welche das nördliche Ufer des Ohio bei der Höhle bilden, sind mit der amerikanischen Ceder *) bedeckt, deren Wurzeln durch die Spalten und Risse des Kalksteins wuchern, und in Büscheln vorragen. Dieses Nadelholz, welches die bergigen Ufer des höhern Mississippi und Missoury vorzugsweise zu bekleiden scheint und daselbst eine namhafte Höhe erreicht, wählt den Kalkfelsen zu seinem beliebtesten Standpunkt. Ihr Wuchs wird immer kraftvoller, jemehr man sich gen Norden wendet, und kleine zusammenhängende Waldungen bildend, unterbricht sie manchmal an den Ufern der nordwestlichen Flüsse die öde Gleichförmigkeit der kahlen Savane.

In der Nacht fuhren wir bei einigen gefährlichen Felsen, der Battery Rock bar, vorüber, und landeten mit dem frühesten Morgen vom 21. April unweit des Saline-Flusses bei Shawaneetown, woselbst sich eine sehr bedeutende Salzfabrik befindet, welche einen großen Theil der Vereinigten Staaten mit diesem wichtigen Produkte versorgt. **) Die kleine Stadt Shawaneetown leitet ihren Namen von der Nation der Shawanee (Chavanos) her, welche eine ihrer vorzüglichsten Niederlassungen hier hatte. Dieser indische Stamm ist zwar noch nicht völlig erloschen, aber durch eine vielfache Vermischung mit weißem Blut den Sitten seiner Vorfahren ungetreuer geworden, als die andern nachbarlichen Horden. Die Shawanee, oder jene Mestizen, die sich diesen Namen geben, leben an den Ufern des Ohio und in dem Indiana- und Illinois-Staat, zum Theil unstät herumirrend, von etwas Ackerbau, aber mehr von Jagd- und Fischfang; sie sind ausser den Irokesen und Algonkinen eines der wenigen mir bekannten Völker, welche, noch innerhalb dem bewohnten Theil des nordöstlichen Amerika lebend, einen Hang fühlen, sich an die eingewanderten Menschen europäischen Stammes anzuschließen. ***)

---

*) Juniperus virginianus.

**) In den Vereinigten Staaten kommt das gemeine Kochsalz oder salzsaure Natron, in Verbindung mit salpetersaurem Kali und salpetersaurem Kalk, in den reichhaltigen Quellen am Kenhawa, dem kleinen Sandy River, bei Shawaneetown, der Boons-Saline bei Franklin am Missoury, der Saline unweit St. Geneviève, in deren Salzlager ich Knochen des amerikanischen Mastadon gefunden habe, und in den salzreichen Quellen der Rivière à la mine am häufigsten vor.

Man lese darüber die Bemerkungen in *Maj.* Long Account of an Expedition to the Rocky Mountains. Vol. I. pag. 34.

***) Die Stämme der Lenni Lenapes scheinen Hang zu verrathen, sich einer höhern Bildung zu nähern; auch sind die Anstrengungen der Missionäre nicht fruchtlos geblieben. Während meiner Reise im nordwestlichen Gebiet der unabhängigen Urbewohner beobachtete ich oft mit Verwunderung die verschiedenen

Vor der Mündung des Wabash liegen drei kleine Eilande (Browns island) neben einander, und lassen nur einen schmalen, aber tiefen Kanal zur Durchfahrt für größere Fahrzeuge. Der Einfluß des Wabash in den Ohio befindet sich unter dem 37° 56′ nördlicher Breite, und bildet die Grenze des Illinois- und Indiana-Staates. Die Quellen dieses Flusses treffen bekanntlich mit denen des größern Illinois in der Nähe der südlichen Spitze des Michigan-Sees zusammen, und verbinden durch Trageplätze (portages) die Schifffahrt Kanadas mit der des mexikanischen Meeres, welche, wie es sich wohl mit Recht ahnen läßt, in der Zukunft durch Kanäle noch mehr erleichtert werden wird, da namentlich der Miami, ein Fluß, welcher in den Erie-See fließt und schiffbar ist, ebenfalls unweit des Wabash entspringt. Ich fühlte kein großes Verlangen, die damals unter dem Namen Harmony berüchtigte Colonie meiner Landsleute, welche wenige Meilen den Wabash aufwärts gelegen war, zu besuchen. Mit Schmerzen mußte ich das Zeugniß eines jeden unparteiischen und rechtlich gesinnten Amerikaners über das Loos dieser, meist aus Würtembergern bestehenden Ansiedler vernehmen, welche aus übel verstandener Verbesserungssucht oder durch einen falschen Freiheitsschwindel geleitet, dem Schutz einer väterlichen Regierung, welcher Menschenrechte stets ein kostbares Heiligthum waren, entsagen konnten, um sich durch die Lockungen von Speculanten in ein eben so demüthigendes als beengendes Verhältniß versetzen zu lassen. *)

Nachmittags gegen 3 Uhr landeten wir bei der kleinen Stadt Hendersonville, bei welcher der Ohio eine große Krümmung in Gestalt eines stark in sich gebogenen Hufeisens bildet. Diese Biegung des Stromes nimmt eine Strecke von mehreren 20 englischen Meilen ein, während der Durchschnitt zu Lande kaum 5 Meilen beträgt. Hendersonville ist ein niedlicher kleiner Ort, welcher sich schmeicheln kann, in kurzer Zeit zu einer nicht unbedeutenden Stadt emporzuwachsen. Seine Lage am Abhange eines rothgefärbten Erdlagers, das einen starken Eisengehalt zu verrathen scheint, und die Aussicht auf die sich weit ausdehnende Landzunge, welche die Krümmung des Stromes bildet, sind romantisch. Die schönen Ufer des Ohio werden durch nun beinahe ununterbrochen aufeinander folgende

---

Stufen der Gesittung indischer Horden. Wie wenig gleichen sich die friedliebenden Omahas und ihre rohen Nachbarn, die kriegerischen Docatas (Sioux)! Selbst Völker gleichen Urstammes bilden Contraste; ein Beispiel geben die harmlosen Otos (Quac-to-ta-ta) und die boshaften Ajowas (Pa-cho-schè.)

*) Im Jahr 1831 sah ich die Würtembergische Colonie, welche unter Rapps Leitung sich zu Oekonomy unweit Beawer angepflanzt hat. Die Leute schienen zufrieden, hätten aber in ihrem Vaterlande glücklicher seyn können. Leider sind in neuester Zeit abermals viele dieser meiner Landsleute die Beute von Abenteurern und Betrügern geworden.

Hügelketten und durch die auffallenden Formen der bald in schroffen Wänden, bald in zackigen Spitzen erscheinenden Kalkfelsen immer reizender, je mehr man sich von der Mündung des Wabash entfernt. Der Ohio scheint von der Natur ausersehen zu seyn, um das Auge des Reisenden durch eine ununterbrochene Reihe der lieblichsten, stets in neuer Formenfülle prangenden Bilder zu ergötzen, und wenn sein Ufergebiet zwar weniger reich an kolossalen und imposanten Naturscenen ist, so herrscht dennoch soviel Leben und Einklang in diesem Gemälde, daß selbst die üppigen Gefilde der Tiber und des Arno nicht schöner genannt werden können. Ein lachendes Eiland, die grüne Insel (Green island), befindet sich unweit der Mündung eines Baches, welcher der grüne Fluß (Green river) genannt wird, und welchem die Insel ihren Namen verdankt. Einige Meilen stromaufwärts lauft der Strom zwölf englische Meilen in gerader Richtung; ich genoß eine herrliche Aussicht in die Ferne und auf eine Insel, welche wegen einer früheren Niederlassung oder Handelsfaktorei der Franzosen noch jetzt die französische Insel genannt wird. Die Nacht ereilte uns in der Nähe einiger Bergabhänge, welche wegen ihrer gelben Farbe den Namen Yellowbanks führen. Diese Hügel lehnen sich an das linke Ufer des Stromes gegen die Mitte einer Krümmung, welche der Ohio nach Süden bildet. Bis zum Jahre 1794 befand sich hier ein Grenzposten, welcher nach Wayne's Traktat zu Greenville aufgehoben wurde. Ohne Hindernisse fuhren wir die ganze Nacht durch Gegenden, in welchen das Stromgebiet viele Krümmungen bildet, und befanden uns am frühen Morgen des 22. an der Mündung des blauen Flusses, welcher aus dem Indiana-Staat in den Ohio fließt, und landeten gegen 10 Uhr bei Shippingport, der einstweiligen Bestimmung des Maysville, nachdem das Boot durch den Anfang der Untiefen gelootset war. Ich war sehr erfreut, ein Fahrzeug zu verlassen, welches trotz des sehr schnellen Verlaufes einer Reise von 1278 englischen Meilen, in mir dennoch einen unangenehmen Eindruck hinterlassen mußte, da durch die Ueberfüllung mit Passagieren das Dampfboot keine jener Bequemlichkeiten darbieten konnte, durch welche bei günstigern Umständen die amerikanischen Schiffsgelegenheiten mit allem Recht berühmt geworden sind. Beinahe alle Dampfboote, welche aus den westlichen und südlichen Staaten nach Louisville bestimmt sind, bleiben in Shippingport liegen, weil namentlich bei mittlerem Wasserstande die Stromschnellen, welche sich bis an den Ankerplatz der kleinen Stadt hinziehen, das Hinauffahren derselben sehr erschweren. Bei hohem Wasser ist dies leichter, obgleich es Vorsicht erfordert; bei niederem aber unmöglich. Shippingport ist nur ein kleiner, durch einige Kaufläden und Wirthshäuser belebter Ort, welcher sich aber durch seine Lage bald heben

kann. Ich fand ein ziemlich gutes Unterkommen bei einer Familie von schweizerischer Abkunft, in welcher Deutsch gesprochen wurde, und hatte in kürzester Zeit meine ganzen Sachen aus dem Raume des Bootes in mein Zimmer gebracht, welches eine Aussicht in die einzige bedeutende Straße der kleinen Stadt und auf den Ohio gestattete. Die Gegend von Shippingport ist eine der schönsten und volkreichsten in Kentucky. Die Nähe einiger bedeutenden Städte, die prachtvollen Ufer des Stromes, die rauschenden Fälle desselben, die mit üppigen Grasmatten und mit schön belaubten Waldungen bedeckten Bergrücken, der überall benützte und wohlbebaute Boden, die Nachbarschaft von zwei nur durch das Bett eines Flusses getrennten, in der Civilisation fortschreitenden Staaten, die große Ueppigkeit der Vegetation und die durch unzählige Thiere aller Art belebte Natur, hätte den Wunsch in mir erregen müssen, mich länger in der Nähe von Louisville aufzuhalten, wenn dadurch der Zweck meiner Reise nicht gestört worden wäre. Den früher gefaßten Plan, den Ohio bis Pittsburg hinaufzuschiffen, mußte ich aufgeben, weil unter acht bis zwölf Tagen kein Dampfboot bis nach diesem Platz befrachtet wurde, und ich nicht vor der ersten Hälfte des Juni nach Louisville zurückkehren konnte. Wäre es auch alsdann noch möglich gewesen, ein Fahrzeug nach St. Louis anzutreffen, so wäre es desto unwahrscheinlicher gewesen, ein Boot zu finden, um den Missoury aufwärts zu reisen, da alle von den Handelscompagnieen ausgerüsteten Expeditionen dahin im Früh- und Spätjahr abzugehen pflegen, und nur ausnahmsweise hin und wieder im Laufe des Sommers Boote befrachtet werden. In Shippingport befand sich bei meiner Ankunft der Cincinnati, ein Dampfboot, dessen gewöhnliche Bestimmung es war, zwischen Louisville und St. Louis hin und her zu fahren, gerade im Begriff, nach letzterem Ort zu clariren. Nachdem ich die bestimmte Nachricht eingezogen hatte, daß innerhalb sechs Wochen keine neue Gelegenheit nach dem Missoury sich erwarten ließe, machte ich meine Ueberfahrt mit dem Capitain desselben ab, welches mich auch in dem Verlauf der Fahrt nicht gereute, weil ausser einer guten Gesellschaft die innere Einrichtung des Cincinnati recht reinlich und bequem beschaffen war. Da das Dampfboot erst am Abend des 24. abreisen sollte, so hatte ich ein paar Tage Muße zu Ausflüchten in die Gegend, die ich auch, so gut es sich thun ließ, benützte. Den Nachmittag nach meiner Ankunft besuchte ich die berühmten Stromschnellen (Rapids). Diese Untiefen entstehen durch einen Fall des von felsigen Massen auf einem harten und kiesigen Grunde gebildeten Strombettes, welcher auf eine Strecke von etwa zwei englischen Meilen 21 bis 23 Fuß beträgt. Da das Wasser mehr als die mittlere Höhe des gewöhnlichen Wasserstandes erreicht hatte, so waren nicht alle Felsmassen sichtbar, welche für gewöhnlich im

Laufe der heißen Jahreszeit über das Niveau des Stromes hervorragen. Zwar rannte das Wasser mit großer Schnelligkeit, und verursachte durch sein Brechen an den Klippen und den trichterförmigen Strudel ein starkes Gebrause, welches aber dennoch nicht jene Heftigkeit erreichte, die bei niederm Wasserstande das Toben des Stromes bis auf die Entfernung von einer Meile und darüber bei stiller Luft hörbar macht. Keineswegs gleichen die Stromschnellen des Ohio einem wirklichen Wasserfalle; auch sind sie bei einiger angewandten Vorsicht nicht einmal gefährlich zu befahren. Die Regierung des Kentucky-Staates hat mehrere nützliche Maßregeln ergriffen, um die Schifffahrt zu sichern. So sind z. B. mehrere Lootsen angestellt, um Boote aller Art zu pilotiren, welches darum doppelt nothwendig ist, weil die verschiedene Höhe des Wassers oftmals den Lauf der Fahrzeuge verändert, auch die Größe und Tiefe derselben ein anderes Fahrwasser erheischt. Durch eine Krümmung, welche der Ohio aus Ost nach Nord- und Süd-West an den Untiefen bildet, wird der Druck des Wassers nach den Felsmassen noch vermehrt, und die größte und reißendste Strömung ist daher am nördlichen Ufer oberhalb Clarksville. Mit einigen geschickten Schiffern bestieg ich einen Kahn, und suchte einen Weg zwischen den Felsbänken nach demjenigen Theil der Stromschnelle, welcher der Indianische Fall (Indian chute) genannt wird, und durch den sich die größten Wassermassen einen Weg gebahnt haben. Selbst die Dampfboote können diese reißende Stelle nur vermöge eines am Ufer befestigten Taues und mit Hülfe der Ankergewinde hinauffahren, bei welchem Verfahren es sehr gefährlich seyn soll, wenn das Tau reißt. Der Maysville hatte davon einige Jahre früher eine traurige Erfahrung gemacht, und wäre beinahe verunglückt, indem er, sehr hart an die Felsen geworfen, so leck wurde, daß er kaum das Ufer erreichen konnte. Da ich den Fischbein-Hygrometer und Thermometer bei mir hatte, so machte ich einige Versuche über die Feuchtigkeit und Temperatur der Luft dicht über der Wasserfläche, obgleich bei dem schnellen Laufe meines Kahnes diese Beobachtungen nur sehr mangelhaft ausfallen konnten. Der Thermometer ließ mich gegen die atmosphärische Wärme zu Shippingport beinahe gar keinen Unterschied wahrnehmen; dagegen veränderte der Hygrometer seinen Stand von 57 auf 59. Ich hatte denselben vor einer wirklichen Nässe zu schützen gewußt, und nur dem Einfluß der Luft ausgesetzt. Der Kies, welcher das Bett des Stromes an den Fällen bedeckt, liegt auf einem Lager von Kalk und Sandstein, welch letzterer von dichtem blätterigen Gefüge ist. Derselbe Sandstein kommt bei den Felsen im Strome am gewöhnlichsten vor, und ist durch ein thoniges Bindungsmittel gekittet.

Erst als es dunkel wurde, kehrte ich in meine Wohnung nach Shippingport zurück, nachdem ich an dem Städtchen Clarksville gelandet war.

Dieser nicht ganz unbedeutende Ort ist vor einigen dreißig Jahren angebaut worden, und liegt gerade Shippingport gegenüber am Abhange einer reizenden Hügelreihe. Der frühe Morgen des nächsten Tages fand mich schon auf dem Wege, welcher nach Louisville führte. Die Straße entfernt sich etwas vom Wasser, einen geringen Boden bildend, und ist für Fuhrwerke manchmal kaum fahrbar, namentlich in den nassen Jahreszeiten, weil der Boden aus fettem Thon besteht. Die anmuthigsten Wiesengründe, nur hin und wieder von einzelnen hohen Bäumen beschattet, ziehen sich von den Ufern des Stromes bis zu den benachbarten Anhöhen, und bilden liebliche Grasauen, welche, während des Frühlings mit einer Menge Blumen prangend, mein Auge auf das angenehmste überraschten. Die von Bergen oder Hügeln eingeschlossenen, mit geselligen Gräsern oder krautartigen Pflanzen überdeckten Flächen der neuen Welt verdanken in wasserreichen Gegenden dem jungfräulichen und der Natur noch überlassenen Boden jene üppige Vegetation, die sich oft in schönen, aber niedrigen Formen, oft aber auch in Gestalt riesenhafter Staudengewächse wundersam auszeichnet. Während mit Freuden der Wanderer in dem kurzen und tuffigen Grase der Aira und des Paspalum die kaum über die Erde ragenden herrlichen Orchideen bewundert, und selbst die zahlreichen Arten des bunt blühenden Phlox-Geschlechtes sich nur wenige Zoll über die Gräser erheben, widersetzen sich vielleicht in geringer Entfernung seinen Schritten meilenweite Strecken hoher, ineinander verwachsener Pflanzen aus der weitläufigen Familie der Compositen, die meist als das abscheulichste und unvertilgbarste Unkraut mit größter Macht sich allem Anbau widersetzen, und in kürzester Zeit um sich wuchernd, den Schweiß des Landmannes vereiteln. Die durch die Wärme der Atmosphäre und den Blüthestand so vieler Gewächse neuerweckte Insektenwelt tummelte sich in einer von mir in diesem Theile Amerika's noch nicht gesehenen Fülle umher, eine Unzahl von Vögeln, denen sie zur Nahrung bestimmt war, heranlockend. Das jugendliche Bild des beginnenden Tages war daher ganz belebt von einer Menge Geschöpfe, von denen das eine Nahrung von dem andern erwartete, und so zeigte auch dieser schöne Morgen deutlich das Bild jenes immer abwechselnden Entstehens und Vergehens, durch welches nur nach dem unwiderruflichen Willen der Vorsehung die Maschine unseres Planeten, ja des ganzen Weltalls, allein fortbestehen kann. Ich würde diesen Gedanken hier nicht äussern, wenn er nicht durch eine zufällige Betrachtung in mir hervorgerufen worden wäre. Ich hatte nämlich mit jener Aufmerksamkeit, mit welcher selbst die unbedeutendsten Gegenstände oft einiges Interesse erwecken, den Nachstellungen eines Laufkäfers gegen einen kleineren Geschlechtsverwandten zugesehen, als mich ein plötzliches Geräusch störte. Ein mächtiger Adler, derselbe, welcher unter dem Namen des

Calûmet-Adlers *) in Amerika bekannt ist, schoß pfeilschnell durch die Luft, und mit den gewaltigen Fängen eine Beute erfassend, setzte er sich auf einen Felsen, um sie dort in ungestörter Ruhe zu verzehren.

Je mehr die Morgenstunden vorrückten, desto häufiger fingen auch die zur Stadt führenden Straßen an, sich mit Fuhrwerken und Fußgängern zu beleben, welche Erzeugnisse des Landes zum Verkauf brachten. Ich befand mich zum ersten Male in der Nähe eines bedeutenden Ortes der Vereinigten Staaten, dessen Umgegend wirklich bevölkert genannt werden konnte, und wo die Landbewohner sich mehr dem europäischen Ackerbauer näherten, auch eine auffallendere Verschiedenheit in Tracht und Sitten gegenüber von dem Städter bemerken ließen. In der Louisiana wird, Neu-Orleans und einige kleine Städte ausgenommen, die Hauptbevölkerung wohl eigentlich nur aus Pflanzern gebildet, deren Reichthum in leibeigenen Farbigen besteht; der geringere Rest sind eingewanderte Kaufleute und nur äusserst wenige Handwerker, welch letztere gewöhnlich das Leben in den Städten dem Landleben vorziehen. Der Grund hievon liegt in den südlichen Staaten theilweise in dem sehr ungesunden Clima, wodurch das Zusammenleben in großen Orten erschwert wird; ferner in der Unmöglichkeit, welche die arbeitende Menschenklasse darin findet, unter einem heißen Himmelsstriche die Handarbeiten für denselben Preis zu liefern, für welchen die eben so brauchbaren Fabrikwaaren entfernter Städte ihren Absatz finden. Man findet daher beinahe in jedem Kaufladen sowohl in der Louisiana, als in den übrigen südlichen Staaten alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens, und die vornehmsten Handelshäuser, welche den Detailhandel führen, schämen sich nicht, Kleidungsstücke und Lederarbeiten aller Art, die von den Fabriken der nordöstlichen Staaten billig und vortrefflich geliefert werden, zu vereinzeln. Der Markt von Neu-Orleans gibt hievon ein auffallendes Beispiel, indem kein Handwerker ein Kleidungsstück, welches in dem Kaufladen 5 bis 6 spanische Thaler kostet, unter 12 bis 16 liefern wird. Der Gebrauch des Schneiders und Schuhmachers wird dadurch zum Luxus, und der Bewohner des flachen Landes, der diesen in der Regel nicht sonderlich liebt, geht lieber zum Kaufmann, wo er billigere Einkäufe macht, ausserdem noch die Bequemlichkeit genießt, seine Kleider nach Behagen sich anzupassen, und nicht von der Laune des Handwerkers abzuhängen braucht. Ganz anders aber

*) Die mehrsten indischen Nationen Nordamerika's zieren ihre Pfeifen und andere zum Putze oder Kriege dienende Geräthe mit den Schwanzfedern dieses Adlers, welcher mit dem Aquila fulvus ~~oder Melanaëtos~~ der Aut. identisch ist. Nach Wilson ist es der Ring-tail Eagle. T. VII. Plate LV. Fig. I. und gut abgebildet. Aq. chrysaëtos L. Aq. fulva, Auct.

ist dies in dem bevölkerten Theil der nördlichen und östlichen Staaten, wo der billigere Lebensunterhalt Handwerker und Fabriken unterstützt, und diese im Verein mit dem Handelsstande, welcher als das Bindungsmittel der verschiedenen Volksklassen untereinander betrachtet werden kann, größere gesellschaftliche Vereine in Gestalt bedeutender Ortschaften bilden konnte. In den nördlichen und östlichen Staaten sieht man daher wie in Europa den Landmann seine Produkte nach den Städten zu Markte führen, und den Handwerker seine Waaren selbst verkaufen.

Die Landleute in Kentucky sind weniger gemischt, als ihre Nachbarn im Indiana-Staate, mit denen sie überhaupt nicht immer einverstanden zu seyn scheinen, woran vielleicht manche verschiedene Meinungen in der wechselseitigen Verfassung beider Staaten Ursache seyn mag. Als Abkömmlinge der alten Virginier sind sie stolz, kühn und kriegerisch, welcher Geist sich auch in häufigen Schlägereien äussert, welches leider einen Schatten auf ihren sonst guten Charakter wirft. In allen männlichen Uebungen ausgebildet, zeichnen sie sich durch Thätigkeit und eine ganz besondere Ausdauer in langwierigen Arbeiten, besonders auf Reisen, aus. Die Kentucky sind als ganz vortreffliche Bootsleute auf allen Gewässern der Vereinigten Staaten bekannt, und als Büchsenschützen (Rifflemen) waren sie von jeher der Schrecken ihrer Feinde und der wilden Thiere. Noch lebt der Einwohner von Kentucky zu sehr in der Nachbarschaft von Wäldern und Wildnissen, als daß es sich vermuthen ließe, daß dieser kräftige Menschenschlag jenen kühnen und schönen männlichen Geist aufgeben sollte, der mich zu ihrem Lobredner stimmt. Obgleich die Sklaverei in Kentucky noch nicht aufgehoben ist, so hilft man östers den Negern der benachbarten Staaten zur Flucht, und dieses ist manchmal als Ursache von Verdrießlichkeiten anzusehen, welche zwischen ihnen und ihren Nachbarn ausbrechen, da die Neger sehr häufig Obdach in Kentucky suchen, und daselbst verborgen und beschützt werden. Die Kentucky verfahren ihre meisten Produkte, namentlich geräuchertes oder gesalzenes Fleisch und Welschkorn, nach der Louisiana, bei welcher Gelegenheit mancher Negersklave seine Freiheit erlangt. Das Gesetz verbietet zwar die Verheimlichung eines entlaufenen Schwarzen, und gestattet die Untersuchung von Häusern, Schiffen und Effekten, in welchen man einen Maronen-Neger muthmaßt; doch sind die dazu nöthigen gerichtlichen Formen weitläufig, und viele Flüchtlinge entweichen glücklich. In seiner Kleidung verräth der Einwohner von Kentucky nichts Ausgezeichnetes gegen andere dem Landleben ergebene Amerikaner. Im Sommer trägt er wenig Wolle oder Tuch, und gewöhnlich bilden ein linnenes Hemd, ein Paar lange Beinkleider und eine kurze Jacke von demselben Zeug, nebst einem kleinen runden Filzhut, seine ganze Bekleidung. Im Winter verwechselt er diese leichte Bedeckung mit einer Jacke und einem Paar Hosen von grobem Tuch oder Wollenzeug.

Stiefeln tragen sie beinahe nie, dagegen Schuhe von dickem Leder oder von Wildhäuten (Mokassin). Die Kleidung der Frauen ist nach einem einfachen, aber altenglischen Schnitt, meist von Leinwand oder Kattun, mit einem oft abenteuerlich geformten Strohhut oder einer noch possierlicher zugestutzten Haube. Die Wohnungen der Einwohner von Kentucky sind nach allen denen zu urtheilen, deren Inneres ich zu besuchen Gelegenheit gefunden habe, zwar ohne vielen Gelaß, aber sehr reinlich erhalten, und sogar manchmal von Ziegeln oder Steinen aufgebaut. Der Hauptreichthum des Landmannes besteht hier, wie beinahe in allen nördlichen Staaten, in einem bedeutenden Viehstande, und besonders zeichnet sich die Schönheit des Rindviehes aus, welches durch die vortrefflichen Futterkräuter, mit welchen alle Waideplätze bewachsen sind, zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen ist, und eine sehr gute Milch und viele Butter gibt. Die Pferdezucht ist noch lange nicht so weit vorgerückt, als es die Lage des Bodens und das Clima gestatten möchte, wenn mehr Fleiß auf dieselbe verwendet, und besonders eine bessere Race eingeführt würde. Die Schweine haben sich in Kentucky so ausserordentlich vermehrt, und gedeihen in den mastreichen Buchen-, Kastanien- und Eichenwaldungen so vorzüglich, daß diese Thiere in einen wahren Ruf gekommen sind, und das gesalzene Schweinefleisch ein Haupt-Ausfuhr-Artikel, namentlich nach Neu-Orleans geworden ist. In Amerika behaupten in Betreff der ausgezeichneten Güte die Kentucky-Schinken bekanntlich eben jene Vorrechte, welche in Europa den westphälischen eingeräumt werden, und in diesem Welttheil wird, wie in letzterem, ebenfalls diese Eßwaare, sie komme her von wo sie wolle, unter diesem Namen verkauft. Alle Schafe, die ich untersuchte, hatten eine lange und grobe Wolle, und zeigten nicht die geringste Spur von Veredlung; auch möchte es einer großen Mühe und Zeit bedürfen, diesen Zweig der Oekonomie in Aufnahme zu bringen. Zur Schafzucht sind die Waiden zu fett; dagegen bin ich überzeugt, daß Versuche, welche in den nordwestlichen Savanen gemacht werden könnten, in spätern Zeiten glückliche Resultate gewähren würden. Ich betrat Louisville gegen 9 Uhr Morgens, recht freundlich überrascht durch die reinliche und gut gebaute Stadt, welche mich an die wohlhabenden Provinzial-Städte Englands erinnerte. Die Häuser sind aus Backsteinen gebaut, mehrere Stockwerke hoch, und besonders auf der breiten Hauptstraße, welche mitten durch die Stadt führt, von schönem Ansehen. Ueberall, wo ich hinblickte, sah ich Kaufläden oder Waarenlager, in welchen geschäftige Handwerker ihre Arbeiten priesen und zum Verkauf anboten. Aus jeder Taverne, deren es eine Menge gibt, hörte ich Stimmen, welche die Vorübergehenden einluden, eine Erfrischung, mindestens einen Grog oder einen Schluck Whisky, gegen die Morgenluft einzunehmen. Es herrschte überhaupt in Louisville ein so munteres Leben, aus welchem Gesundheit und

Frohsinn der Einwohner vorleuchtete, daß ich an deren Wolhabenheit und Zufriedenheit nicht zweifeln konnte. Die Landleute mischten sich unter die Städter mit einem gewissen Sinn von Herzlichkeit, und ich mußte oft über die wechselseitigen Witze lachen, mit welchen sie die Arbeiten und Produkte scherzweise gegen einander bekrittelten. In Sitten und Haltung konnte man wohl den Stadtbewohner von dem Feldarbeiter unterscheiden; es war aber nicht jene steife Gleichgültigkeit, welche in Europa den Bürger vom Bauern trennt.

Louisville liegt auf einer geringen Anhöhe unter dem 38° 8′ nörd. Breite in einer ziemlich gesunden Lage, und es wurden wahrscheinlich im Jahre 1774 von Dunmore, dem Gouverneur des Virginia-Staates, zu dem Kentucky damals gerechnet wurde, die ersten Häuser angelegt. *) Seitdem, besonders seit den letzten zwanzig Jahren, hat sich diese Stadt immer mehr gehoben, und zählte im Jahre 1820 4012 Einwohner. In diesem Jahre hatte Louisville meines Wissens nur 250 Häuser, und da es seit einiger Zeit noch um Vieles zugenommen hat, so bin ich überzeugt, daß die Zahl der Einwohner um viele Hundert gestiegen ist. Cincinnati und Louisville scheinen in Betreff der zunehmenden Bevölkerung und des Wohlstandes beinahe gleichen Schritt halten zu wollen, und werden wohl in der Zukunft mit Pittsburg die wichtigsten Plätze am Ohio werden. Ich hatte Empfehlungsbriefe an einige Häuser der Stadt, war aber nicht Willens, mich länger aufzuhalten, und verließ Louisville nach wenigen Stunden, um auf der östlichen Seite längs des Bear Graß Creek, welcher hier in den Ohio fließt, die Gegend zu untersuchen. Von hier aus ist Jeffersonville, ein ebenfalls in Aufnahme kommender Ort, im Indiana-Staate sichtbar, und der Ohio, welcher oberhalb seiner Fälle mit ruhiger Majestät dahinströmt, gewährt eine weite Fernsicht seiner spiegelklaren Fläche. Meine Wanderung längs des kleinen Flusses war nicht ohne Interesse für mich, da mir beinahe auf jedem Schritt bemerkenswerthe Gegenstände auffielen, welche auch theilweise neu für mich waren. Ich verfolgte den Lauf der Wassers, welches über ein Lager von Kalkfels herrauschte, bis auf die Anhöhen, welche Louisville und Shippingport einschließen, und fand überall bebaute Felder und Meiereien, die mit Wiesen und lichten Waldungen abwechselten. Wo nur ein feuchter Fleck war, spielten Hunderte von Schmetterlingen in der Luft, und ich erfreute mich, einiger seltenen Arten habhaft zu werden. Einzelne Gattungen dieser leichtbeflügelten Luftbewohner mußten erst ihren Puppen entschlüpft seyn, weil Haufen derselben Art einzelne Gegenstände bedeckten, welches auf ein

---

*) Ausser Dunmore haben sich namentlich die Colonels Logan, Harod und Boon um den Anbau des Ohio und der westlichen Gegenden, die vor 30 bis 40 Jahren noch ganz dem Naturzustande preisgegeben waren, sehr verdient gemacht. Boon starb sehr bejahrt in der Nähe von Franklin am Missoury.

gesellschaftliches Verspinnen der Raupen schließen läßt. Selbst von ein paar Rittern, nämlich dem Papilio Marcellus und Turnus, die in Nordamerika sehr gemein sind, bemerkte ich dieses gesellige Zusammenfliegen, welches von kleinern Schmetterlingen oft in so unglaublichen Massen geschieht, daß auf dem Missoury einige Mal mein ganzes Fahrzeug von Wolken des Papilio Nicippe und Archippus so überdeckt wurde, daß wir uns dieser Plagegeister nicht zu entwehren wußten, und selbst den Mund nicht öffnen konnten. Mehrere Vögel erregten meine Aufmerksamkeit theils durch ihren Gesang, theils durch ihr schönes Gefieder. Zum ersten Mal bemerkte ich in ziemlicher Anzahl die prächtigen, in den Vereinigten Staaten unter dem Namen Baltimore bird (Psarocolius Baltimore, *Wagl.*) bekannte Pirole, welche in Gesellschaft eines andern, aber lange nicht so ausgezeichneten Vogels dieses Geschlechts, dem Psarocolius castaneus, *Wagl.*, den ich schon früher in der Louisiana beobachtet hatte, ganz gegen die Gewohnheit der Hordenvögel (Troupials), zu denen sie gerechnet werden, paarweise hohe Bäume beleben. *) Ich habe nicht bald in einer Gegend so viele Raubvögel gesehen, wie hier, wahrscheinlich waren diese schädlichen Thiere durch die Menge der Luftbewohner angelockt worden. Die meisten gehörten, ihrem Fluge nach zu urtheilen, zu der Abtheilung der Sperber (Daedalon, *Savig.*); ich schoß zwei Arten, den Falco pensylvanicus, *Wils.* und Falco velox, *Wils.*, welchen letztern ich schon in der Nähe von Neu-Orleans kennen gelernt hatte. Der pensylvanische Stößer ist ein schöner und gewandter Vogel, welcher größer als unser Sperber ist, und dem Habicht, Falco palumbarius, in Betreff der Lebensart sich nähert. In Shippingport wurde ich durch den Anblick einer großen Anzahl Fische und anderer Wasserbewohner des Ohio überrascht, welche von Fischern,

---

*) Beide Vögel gehörten sonst dem weitläufigen Linnéischen Geschlechte Oriolus an, welches in neuern Zeiten in viele Abtheilungen zerfiel. Wagler nimmt den Oriolus Baltimorus, spurius (castaneus), phoeniceus und mehrere andere Arten in das neue Geschlecht Psarocolius auf. †) Von andern Naturforschern sind diese, sowie viele mit ihnen verwandte Vögel, unter die Geschlechter Icterus, Cassicus, Xantornus, Agelajus u. s. w. geworfen worden, welche alle meist hordenweise zusammenlebende, die Lebensart unserer Staare theilende Vögel umfassen. Oriolus mutatus, spurius und varius sind miteinander verwechselt worden. Oriolus spurius ist Büffon's Carouge de Cayenne und Brison's Baltimore bâtard du Canada, der Oriolus mutatus des Wilson und Wagler's Psarocolius castaneus; dagegen scheint mir Oriolus varius eine eigene Gattung zu seyn. In ihrer Lebensart gleichen diese zwei Vögel ganz unsern Pirolen, welchen sie auch ihre pfeifende Stimme nähert. Der Schnabel dieser und einiger nahe verwandten Arten, welche ich im tropischen Amerika geschossen habe, ist an der Spitze mehr zugerundet und nach vornen gebogen, als bei Psarocolius phoeniceus und haemorrhous (Cassicus ruber, *Briss.* le cassique rouge).

†) Syst. Av. Auctore Dr. J. *Wagler*. P. I. Stuttg. et Tub. sumt. J. G. Cottae. MDCCCXXVII.

die ich am Morgen zum Fischen ausgeschickt hatte, gefangen worden waren. Zum ersten Mal sah ich den Cat fish, Pimelodus Catus, *) einen in den nördlichen Gewässern Amerika's sehr gewöhnlichen, durch eine große dornenartige Rückenfinne ausgezeichneten Wels, welcher mir öfters auf dem höhern Missoury das einzige Nahrungsmittel gewährte. Pimelodus caudafurcatus, *Lesueur*, und eine andere von Pimelodus Catus verschiedene Pimelode kommen ebenfalls im Ohio häufig vor, und gehören unter die gesuchtesten Speisefische. Es waren auch mehrere Schildkröten eingefangen worden, unter denen eine, mit lederartigem Schilde, zum Geschlecht der Trionix gehörte. Sie maß 9 Zoll von der ausgestreckten Spitze des Kopfes bis zu Ende des Schwanzes. Diese Schildkröte war ein ausgewachsenes Weibchen, welches schon ausgebildete Eier in sich trug. Die lederne Bedeckung ist sehr weich anzufühlen, und gab dem Drucke des Fingers nach; die Farbe des Rückenschildes mattgrau, mit einzelnen kleinen dunkelschwarzen Flecken gesprengt. Das Thier verrieth keinen Moschusgeruch, und ist völlig von der von Bartram aufgestellten Art, sowie von Trionix ferox verschieden.

Glücklich hatte ich, ermüdet von dem langen Gange und einer schwülen Hitze, mein Zimmer erreicht, um einem furchtbaren Gewitter und einem überschwemmenden Regengusse auszuweichen, welcher bald die Straßen von Shippingport überströmte, und selbst das Innere der Häuser nicht verschonte. Bis tief in die Nacht hinein wüthete das Wetter, ohne daß Blitz und Donner einen Augenblick nachließen. Ich hatte mich in Amerika so an dieses fürchterliche Schauspiel gewöhnt, daß ich ihm nur die prächtige Seite abgewinnen konnte, und wenn das Toben der Elemente auch noch so heftig war, so empfand ich dennoch nicht jenes Gefühl der Besorgniß für bevorstehende Unglücksfälle, wie in Europa. Es ist mir auffallend gewesen, wie selten in Amerika bei der Stärke der Gewitter der Blitz Häuser und andere Gebäude heimsucht, und ich habe mir oft die Frage aufgeworfen, ob daran die vielen Wälder, die großen Landseen, oder die geringere Bevölkerung schuld seyn mögen? Selbst in den Steppen ist dies ungewöhnlich, und sogar einzeln stehende, von meilenweiten Grasflächen umgebene Besitzungen sieht man nur höchst selten von den Verheerungen des Blitzes heimgesucht. Ich hatte mehrere Mal die Gelegenheit, den Blitz dicht in meiner Nähe in Bäume einschlagen zu sehen, ohne nachher bei genauerer Untersuchung sehr zerstörende Folgen an denselben wahrzunehmen. Die Eichen und Pappeln sind den elektrischen Entladungen am häufigsten ausgesetzt, dagegen manche Holzarten beinahe ganz davon verschont; namentlich bemerkte ich dies bei mehreren Eschen- und Nußbaumarten, sowie an meisten

*) Silurus Catus, *Catesby*.

Birken Nordamerika's. Der Elektrometer zeigte vor und während der Gewitter auf eine große elektrische Ueberschwängerung der Luft, und die bedeutende Reizbarkeit und Beweglichkeit desselben deutete die mannichfache Verschiedenheit der elektrischen Spannung in den Luftschichten an, die immer mit einander wechselten und fortgesetzten Entladungen unterworfen waren, welche sehr schnell aufeinander folgten. Daß bei den äußerst heftigen und anhaltenden Regengüssen dieser Gewitter die Elektrizität der höheren Luftschichten nicht so bald erschöpft wird, ließe sich vielleicht dadurch erklären, wenn man für die höheren und niederen Luftschichten entgegengesetzte Elektrizität und eine während der Dauer des Regens anhaltende Erzeugung derselben wahrnimmt. Welche Rolle nun hiebei der Wasserstoff spielen mag, kann erst dann entschieden werden, wenn die Vermuthung mehrerer neueren Naturforscher, nach welchen die positive Elektrizität durch Licht, Wärme und Sauerstoff, die negative durch Licht, Wärme und Wasserstoff gebildet würde, durch weitere Versuche und Erfahrungen widerlegt oder bestätigt werden wird.

Ich mußte am Morgen vom 24. schon zeitig mein Gepäcke an Bord des Cincinnati bringen, und wurde, als ich dort Besitz von meinem Platze nahm, benachrichtigt, daß alle Passagiere sich schon zu Mittag an Bord einfinden müßten, weil das Dampfboot die Stunde seiner Abfahrt nicht genau bestimmen könne. Dies setzte mich in Verlegenheit, indem ich die Mittagsstunden zu einer Besichtigung des rechten Ohio-Ufers benutzen wollte, bei welcher Gelegenheit ich eine heiße schwefelhaltige Quelle am Silver Creek, von der viel Wesens gemacht wurde, hätte besuchen können. Als ich mich zur bestimmten Stunde auf dem Cincinnati einfand, sah ich meine frühere Vermuthung bestätigt, daß es mit der Stunde der Abreise nicht allzu strenge genommen sey, und erfuhr, daß vor einbrechender Nacht daran nicht zu gedenken sey. Den Passagieren wurde ein Mittagmahl vorgesetzt, und nach demselben die Erlaubniß ertheilt, nach Belieben das Boot wieder zu verlassen, auf ein gegebenes Zeichen durch einen Kanonenschuß aber sich sogleich wieder einzufinden. Ich fand dieses Verfahren sehr galant, da auf andern Fahrzeugen manchmal den Reisenden bei Gefahr des Zurückbleibens nicht einmal gestattet wird, auszusteigen, welches, falls, wie es häufig geschieht, die Dampfboote lange liegen bleiben müssen, nicht bequem ist.

Bei meinem Eintritt in den Cincinnati machte ich die Bekanntschaft des Herrn Du Bourg, damaligen Bischofs von Neu-Orleans und St. Louis, *) eines der ehrwürdigsten und unterrichtetsten Männer, deren Bekanntschaft ich in der neuen Welt zu machen das Glück hatte. Die

*) Jetzt Bischof zu Montauban in Frankreich.

liebevolle und theilnehmende Freundschaft, mit welcher der Bischof fortan mich zu beehren so gütig war, gibt mir ein Recht, diesem durch Geist und Herz gleich ausgezeichneten Priester meinen aufrichtigsten Dank zu zollen. Herr Du Bourg war auf der Rückreise von Washington nach St. Louis begriffen, und Willens, die Reise auf dem Cincinnati zu vollenden, und sein geistreicher Umgang trug sehr Vieles dazu bei, meinen Aufenthalt auf dem Dampfboot und in St. Louis höchst angenehm zu machen. Wir benutzten den Nachmittag zu einem Spaziergang, und unterhielten uns über Europa, welches Herr Du Bourg auch erst kürzlich verlassen hatte, und aus welchem Welttheil er die interessantesten und neuesten Nachrichten in den östlichen Staaten erhalten hatte. Gegen 5 Uhr ließ sich endlich die Kanone hören, und wir eilten an Bord, mußten aber doch noch bis nach 7 Uhr warten, weil eine kleine Reparatur am Dampfkessel die Maschinerie aufhielt. Der Cincinnati gehörte zu den älteren Booten und war schon etwas baufällig, doch lud mich die innere Einrichtung wegen ihrer Reinlichkeit ein. Auch befanden sich wenig Passagiere auf demselben, wodurch mehr Ordnung und Raum entstehen mußte. Ich kann auch keineswegs läugnen, daß ich die Fahrt von Louisville bis St. Louis zu meinen bequemsten Reisen in den Vereinigten Staaten rechnen mußte, und beim Austritt aus dem Cincinnati mir nicht hätte träumen lassen, sechs Monate später denselben unter meinen Füßen sinken zu sehen. Der Abend war schön und kühl, die letzten Strahlen der Sonne färbten mit blutrothem Glanze die Hügel und Häuser der naheliegenden Städte, und ehe es völlig Nacht war, hatten wir schon einige Meilen zurückgelegt. Der Mond beleuchtete im sanftesten Lichte die ohnehin so malerische Gegend, und wir hätten im Verlaufe der Nacht eine große Strecke zurückgelegt, wenn nicht nach Mitternacht ein sehr dichter Nebel das Boot genöthigt hätte, liegen zu bleiben und den Morgen abzuwarten. Durch den Nebel und als Folge des heftigen Gewitters vom 25. erkältete sich die Luft bis auf + 3° Reaumur, welches auf uns alle empfindlich wirkte, da es die Tage vorher sehr heiß gewesen war. Der Nebel verlor sich erst gegen halb 10 Uhr insoweit, daß wir abfahren konnten, und um eilf Uhr erreichte das Boot die Mündung des Blauen Flusses. Am Ufer bemerkte ich einige große Vögel, welche ich nach genauerer Besichtigung für wilde Welschhühner (Meleagris Gallopavo, *Linn.*) ansprach. Obgleich diese hühnerartigen Vögel, die, im gezähmten Zustande aus Amerika eingeführt, sich nun so vielfach in Europa vermehrt haben, aus dem nordöstlichen Theil der Vereinigten Staaten immer mehr verschwunden sind, so werden sie dennoch am Ohio und seinen Nebenflüssen, dem höheren Missisippi und besonders am Missoury in zahlreichen Gesellschaften angetroffen. Dieser träge und dumme Vogel ist so wenig vorsichtig, daß er trotz seiner großen Vermehrung abnehmen muß.

Wegen einer unbedeutenden Beschädigung mußte der Cincinnati gegen 4 Uhr am Andersons Creek in der Nähe einer Niederlassung drei Stunden anhalten. Ich benutzte diesen Aufenthalt und kletterte auf den benachbarten Kalkfelsen umher. Diese enthielten Versteinerungen von Seethieren, und ich sammelte deren eine ziemliche Anzahl; auch schoß ich einige seltene Vögel, namentlich den Picus querulus, welcher sich durch eine beinahe singende Stimme verräth. Die Cercis canadensis und Prunus virginianus standen in voller Blüthe, und ich bemerkte hin und wieder die Hamamelis virginica, deren sonderbar zerlöcherten Blätter sich im blaßgrünen Jugendgewande zeigten. In der Nacht auf den 26. legte das Boot eine große Strecke hinter sich; da ein frischer Ostwind blies, so stellte sich kein Nebel ein, auch sank der Thermometer am Morgen nur auf + 7° Reaumur. Die Abwechslung von Wärme und Kälte macht das Clima am Ohio schon in den Frühlingsmonaten besonders für katarrhalisch und rheumatisch disponirte Personen gefährlich. Der Thermometer stieg während der letzten Hälfte des Aprils an den Ufern des Ohio in diesem Jahre beinahe jeden Mittag zwischen + 23° bis + 25° Reaumur, und fiel in der Nacht, namentlich gegen Morgen, bis auf wenige Grade über den Gefrierpunkt. Um 3 Uhr Nachmittags fuhren wir bei der Mündung des Wabash vorbei; bei der Battery Rock's und der großen Cavern hatte der Capitain die Gefälligkeit, einen Augenblick anzuhalten, und ich konnte einen flüchtigen Bick in die Höhle werfen. Sie war trocken, trotz dem, daß das Wasser des Stromes etwas gestiegen war, und nur hin und wieder bemerkte ich in den Vertiefungen zurückgebliebenes Wasser, welches keinen besonderen Geschmack verrieth. Diese Höhle diente Nachteulen und Fledermäusen *) zur Wohnung, welche bei dem ungewöhnlichen Geräusch unserer Tritte in Bewegung geriethen, und deren wir mehrere habhaft wurden. Schon am Abend sah ich den Cumberland-Fluß, und zwar bei schönerem Wetter, als einige Tage früher, und da um 10 Uhr abermals etwas an der Maschinerie brach, so mußten wir bis zum Morgen liegen bleiben, und die zur Reise günstige Nacht unbenutzt vorüber gehen lassen. Mittags den 27. legten wir bei einer äusserst schwülen Hitze in Wilkinsonville bei. Da die Gegend um den Cash River und in der Nähe der Mündung des Ohio noch überschwemmt war, so trieben Milliarden von Mücken und Fliegen ihr Spiel, und machten den Aufenthalt daselbst für uns alle unaussprechlich qualvoll. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen, und war höchst erfreut, als am Morgen vom 28. das Boot sich wieder in Bewegung setzte und den Missisippi erreichte. Dieser Strom war zwar nicht mehr sehr angeschwollen,

*) Strix Asio? Vespertilio Monachus, *Raf.* Vespertilio Megalotis, *Raf.*?

gewährte aber noch einen eben so prächtigen Anblick beim Austritt aus dem Ohio, als beim Eintritt in denselben, eine Woche früher. Mit Mühe arbeitete sich der Cincinnati durch die heftige Strömung, welche, starke Wellen erzeugend, das Dampfboot in eine schwankende Bewegung versetzte, die derjenigen glich, welcher Fahrzeuge während eines starken Sturmes auf großen Landseen unterworfen sind. Der Wasserstand des Ohio war zwar höher als der des Missisippi, dessen ungeachtet widersetzte sich dieser der Aufnahme des ersteren, und da sich das Boot um die Spitze bog, welche den Zusammenfluß beider Ströme bezeichnet, so verloren wir auch bald alle Spuren des helleren Wassers, und sahen uns im Gebiet des Missisippi. Als wir das Eiland im Rücken hatten, welches mitten im Strombett vor der Mündung liegt, ließ die Heftigkeit der Strömung nach, und das Boot bewegte sich schneller, als ich es vom Cincinnati erwartet hätte. Die Ufer des Missisippi entwickelten wieder jenen früher oft beschriebenen einförmigen Charakter eines flachen, mit Urwald bedeckten Landes; doch in jenem Maßstabe, wie die Cypresse abgenommen hatte, sah ich die Pappel in kolossaler Form zunehmen, und die riesenhaftesten Stämme bilden. Das Boot landete am Tyawpatia Creek, einem unbedeutenden Waldwasser, um Holz und Lebensmittel, die hier billiger wie am Ohio sind, einzunehmen, und ich konnte meinen Wunsch erfüllen, in den Wald zu gehen, den ich hier zum ersten Mal nicht überschwemmt fand. Da das Boot bis zum Aufgang des Mondes wartete, so blieb mir Zeit genug übrig, um gegen die Bewohner des Waldes einen Krieg zu führen, der auch recht glücklich ausfiel. *) Auffallend erschienen mir einige sehr große Stämme der Gleditschia (franz. Févier), welche von einer rankenden Bignonia beinahe ganz erstickt waren. Diese Bignonia fand ich später noch in der Nähe von Kaskaskia sehr häufig, aber nachher nicht wieder. Gegen Morgen des nächsten Tages erreichten wir Cap Girardeau, eine in den Strom ragende felsige Landspitze, auf welcher einige kleine Häuser den Namen einer Stadt führen, und welche schon früher von französischen und spanischen Colonisten bevölkert worden ist. Das Strombett ist hier wegen einer Menge auf dem Grunde liegender Felsen sehr unsicher, auch strömt der Missisippi sehr schnell und reißend über die Untiefen hinweg, weil die vorragende Landzunge den Lauf desselben einengt. In einer Entfernung von etwa zwölf Meilen erhebt sich das felsige rechte Ufer des Stromes zu bedeutenden Anhöhen von parallel laufenden Kalksteinschichten, welche sich aus einer Höhe von 150 bis 200

*) Ich schoß hier: Tanagra rubra, Muscipeta crinita, Muscicapa melodia, cucullata, Turdus lividus, Psarocolius varius? Trochylus Colubris, Picus villosus, pubescens, Coccyzus caroliniensis, *Viell.* Perdix virginianus, Scolopax paludosa u. a. m.

Fuß ganz steil in den Fluß abdachen. Diese sind sehr schön und bilden eine Menge abenteuerlicher Gestalten, besonders in zerrissenen und zackigen Formen; sie enthalten eine Menge Höhlen und durch das Wasser und andere Naturereignisse gebildete Grotten, welche eine Aehnlichkeit mit denen an den Ufern des Ohio haben. In der Nähe eines Eilandes, Ile du diable, mußte das Boot anlanden, um Holz zu laden, welches uns zwei Stunden aufhielt. Die Ufer des Missisippi waren wieder flach geworden, doch erschien der Wald minder dicht, und bestand mehrentheils aus Platanen und Eschen, welche einen trockenern Boden lieben. Ich schoß hier ein großes, mir noch unbekanntes Eichhorn, *) dessen Fleisch von den Einwohnern am Missoury als Leckerbissen gesucht wird, und fand den Geschmack desselben auch ganz verschieden von dem anderer Eichhörner, welches sich gewöhnlich durch eine widerliche Süßigkeit auszeichnet. Nachmittags fing es an sehr heftig zu regnen, welches um so unangenehmer war, da die Gegend durch schön geformte Felsgruppen immer bemerkenswerther wurde. Die Gipfel der Berge waren häufig mit Cedern bedeckt, welche sich in Gruppen von Laubholz mischten und dem Auge eine reizende Abwechslung gewährten. Das Wetter wurde mit einbrechender Nacht so ungestüm und finster, daß sich das Boot an der Mündung des Apfelflusses, Rivière à la pomme, vor Anker legen mußte. In der Nacht hörte es zwar auf zu regnen, dagegen bedeckte ein äusserst dichter Nebel den Strom und unser Boot dermaßen, daß wir befürchten mußten, auch am Tage nicht weiter fahren zu können. Der Nebel stieg aber bei Anbruch des Tages, und es fing wieder an zu regnen. Gegen 10 Uhr des Morgens erreichte der Cincinnati eine höchst merkwürdige, mitten aus dem Missisippi in Gestalt eines großen Thurmes über 150 Fuß hervorragende Felsmasse, welche der große Thurm (the grand Tower, la Tour du rocher) genannt wird, und schon in ältern Zeiten selbst von Marquette berücksichtigt worden ist. Dieser sonderbar gebildete Sandsteinfelsen, dessen Höhe in keinem Verhältnisse mit seinem Umfange steht, befindet sich der Mündung des kleinen Flusses Obrazo beinahe gegenüber,

---

*) Die Haare auf Kopf und Rücken grau und schwarz gefärbt, am Hals und Bauch rothgelb, der Schwanz fuchsroth mit Schwarz gemischt, die Ohren roth und kurz behaart. Die Nagezähne sehr lang und braunroth, die Krallen grauschwarz, die Haut an den Fersen und unter den Zehen dunkelschwarz. Länge von der Spitze der Nase bis zu Anfang des Schwanzes 14 Zoll, Länge des Schwanzes 11½ Zoll. Dieses Eichhorn ist von Sciurus hudsonius, *Schreb.* und vulpinus verschieden, liebt zu seinem Aufenthalt bergige Gegenden, und erscheint auf dem Missisippi und dem Missoury vom 38sten bis 41sten Grad der Breite, doch viel seltener, als das graue Eichhorn (Sciurus cinereus, *Schreb.*), welches letztere es in Hinsicht der Größe um Vieles übertrifft.

an dessen Einfluß die Ufer des Missisippi, aus hohen Felsmassen gebildet, Zeugen wichtiger Erdrevolutionen sind. Nur durch große Ereignisse dieser Art konnte der sogenannte Thurm von dem Ufer losgerissen werden und seinen Platz mitten im Bette eines tiefen und reißenden Stromes finden. Das Wasser des Missisippi wird auf dieser Stelle, namentlich in dem Canal, welcher sich zwischen dem Thurm und dem rechten Ufer bildet, mit solcher Heftigkeit gesperrt, daß es sich mit äusserster Gewalt einen Weg bahnen muß, wodurch eine Menge Strudel entstehen und das Brechen der Wassermassen an dem Felsen ein starkes Geräusch verursacht. Der Wilde, ohnehin geneigt, gigantische Felsen, Höhlen und gefährliche Stellen der Ströme seinen Götzen, besonders dem Herrn des Lebens, Oua-can-da, welcher bei mehreren nur Ein höchstes Wesen anerkennenden Stämmen mit dem Feuer- oder Donnergott übereinkommt, als Wohnung anzuweisen, naht sich dem großen Thurm und der ihn umgebenden schauerlichen Gegend mit Gefühlen des Aberglaubens und der Furcht, und zu einer Zeit, als noch die rothen Urvölker Herrn des Landes waren, diente der Thurmfelsen und ein nahe gelegener Felsen, Devil's Oven, den mystischen Priestern und Gauklern *) zum Sitz ihrer Inspirationen, und sie wähnten, die Stimme der Gottheit aus dem Rauschen des Wassers, oder in einem durch giftige Kräuter an heiliger Stätte künstlich erregten Schlafe eben so zu vernehmen, wie die Pythia das Orakel des Gottes zu Delphi. Hätten die Sagen und Ueberlieferungen der Urvölker mit mehr Vollständigkeit gesammelt werden können, so würde man bestimmt auf sichere Spuren einer früheren und größeren Bildung jener ehemaligen Beherrscher des nordamerikanischen Continents zurückzukommen Gelegenheit gefunden haben. Alle Traditionen der rothen Völker deuten auf längst verschwundene, aber größere Epochen dieser Race, die, in der Nacht der Zeiten sich verlierend, nur noch mangelhaft aufgegriffene Vorstellungen und mythische Hindeutungen bei ihren viel roheren Nachfolgern hinterlassen hat. Der große Unterschied, welcher noch heute einzelne Stämme in Betreff der Gesittung und der moralischen Ausbildung vor andern deutlich bezeichnet, die Aehnlichkeit, welche in den Grundzügen des Charakters oder in religiösen Begriffen einzelne Nationen mit solchen Völkern haben, die in ihrer Art zur Zeit der Entdeckung und Eroberung der neuen Welt einen kräftigeren Staatskörper bildeten, lassen wenigstens nicht eine Gemeinschaft mit diesen bezweifeln, wenn dieselbe auch vielleicht in weit entferntere Jahrhunderte zurückreicht, als diejenigen sind, über welche wir uns durch wirkliche historische Notizen auszuweisen vermögen.

Die Gipfel der Berge und Felsen sind mit dichtem Gehölz, besonders Cedern, bewachsen, und diese Holzart bekleidet auch die kleine Fläche,

*) Nica-schinga oua-canda-ge in der Sprache der Völker des Oua-sa-sche (Osagen) Stammes.

welche die Spitze des Thurmfelsen bildet. Das Boot mußte sich an dem östlichen Ufer des Stromes halten, weil die Fahrt in der Nähe des Felsens oder durch den eine Art von Bucht bildenden Canal an der westlichen Seite wegen der reißenden Strömung und einer Menge Untiefen gefährlich ist. Einige Meilen stromaufwärts liegen mehrere Inseln, und das Bett des Missisippi ist von hohen Bergen eingeschlossen. Da der Regen nachgelassen hatte und das Boot Holz einnehmen mußte, so durfte ich an das Land gehen. Ich bemerkte eine Menge Tulpenbäume (Liriodendron Tulipifera), welche herrliche Holzart weiter nördlich große Strecken auf den Anhöhen bekleidete und das Nadelholz verdrängte. Sie waren schon mit jungen Blättern geschmückt, obgleich ich die deutliche Bemerkung machen mußte, daß das Frühjahr in dieser Gegend noch lange nicht die Fortschritte gemacht hatte, wie an den Ufern des Ohio. In der Nacht verließ uns der Bischof, um ein französisches Seminar unterhalb St. Geneviève zu besuchen, und alsdann zu Lande die Reise nach St. Louis fortzusetzen, welche auf höchst beschwerlichen Wegen zu Pferde zurückgelegt werden mußte; eine Mühe, welche aber Herr Du Bourg aus reinem Pflichtgefühl nicht scheute. Einen großen Theil der Nacht blieben wir liegen, und sahen am Morgen vom 1. Mai die Mündung vom Occoa River, an welchem sechs Meilen aufwärts Kaskaskia, die älteste französische Niederlassung in den Illinois, gelegen ist. Zu Mittag landeten wir an dem Ausfluß des kleinen Gabarre-Flusses, wo unser Boot bis zum Abend blieb, um aus St. Geneviève Waaren und Passagiere aufzunehmen. St. Geneviève ist eine der älteren französischen Niederlassungen, welche jetzt über 200 Häuser und 1400 Einwohner zählt. Die Einwohner sind meist Creolen französischen Ursprunges, welche besonders einen starken Handel mit Blei aus den benachbarten, sehr reichhaltigen Minen treiben. Am Ufer des Missisippi befinden sich nur ein paar einzelne Häuser, da die Einwohner, um den Ueberschwemmungen des Stromes auszuweichen, sich eine englische Meile weiter in das Land hinein anbauen mußten.

Ein in Lumpen gehüllter, auf einem elenden Klepper reitender Indier, aus dem Stamme der Delaware, brachte einen Tannhirsch zum Verkauf; er war von einem noch schlechter bekleideten jungen Mestizen, welcher zu demselben Volke gehörte, begleitet. Beide Individuen verriethen wenig mehr von jener stolzen Haltung und dem kriegerischen Sinn, welcher diese große Nation noch vor einem halben Jahrhundert auszeichnete. Durch politische Verhältnisse gedrängt, sind die Völker der Delaware von der Küste des östlichen Meeres und jenem Strome, welcher noch heute ihren Namen führt, bis in die westlichen Gegenden des Missisippi gewandert, *) wo, in einen kleinen, Erbarmen erregenden Haufen

*) In die Nähe des Merameg.

zusammengeschmolzen, diese Ueberbleibsel eines einst so mächtigen Völkerstammes, welcher früher der furchtbarste Feind der eingewanderten Europäer war, in der Nähe seiner Unterdrücker nun kaum das dürftige Leben sich zu fristen vermögen, und bald dem sicheren Verderben völlig preisgegeben seyn werden. Der Anblick des so tief gesunkenen Wilden, in dessen Adern noch das Blut der tapferen Ahnen floß, erregte ein wehmüthiges Gefühl in mir, welches wohl Jeder mit mir theilen wird, dem die Geschichte dieser Völker nicht fremd ist.

Wir fuhren den Abend längs einer theils bergigen und felsigen, theils stark bewaldeten Gegend vorüber, und ich bemerkte, daß die westlichen Ufer immer höher als die östlichen waren. Die Nacht vom 1. auf den 2. Mai war hell und schön, besonders leuchteten nach Untergang der Sonne Venus und Jupiter, die, einige Himmelsgrade von einander entfernt, am westlichen Firmament im prachtvollsten Lichte prangten. *) Gegen Morgen beschien der Mond im düstern Glanz eine schauerliche Wald- und Felsengegend, welche, durch dieses Halblicht noch um Vieles wilder und ausdrucksvoller sich darstellend, mich mit Staunen erfüllte. Den Eindruck, den eine solche Landschaft in weiter Ferne vom Vaterland mitten in einem fremden Welttheil erregt, wird Jeder bestätigen, der in dieser Lage sich befand, und für den Eindruck solcher Bilder aus einer wilden und romantischen Natur Sinn hat. Bei aufgehender Sonne befanden wir uns bei einer höchst sonderbaren Gebirgsformation, dem Plateau large. Eine ungeheure Felsenmasse senkt sich gegen 300 Fuß perpendiculär in den Missisippi. Ihre Gestalt gleicht der eines durchschnittenen Kegels, dessen unterer Durchschnitt längs des Niveau des

---

*) Für die geozentrische Länge der Venus und des Jupiter fand ich für 90° westlicher Länge von Paris am 1. Mai 1823 6 Uhr Abends wahrer Zeit folgende Resultate:

Geozentrische Länge der Venus = 2ˢ 11° 39′ 25″, Breite = 1° 12′ 54″ N.

Geozentrische Länge des Jupiter = 2ˢ 10° 2′ 17″, Breite = 0° 27′ 32″ S.

Hieraus folgt, daß beide Planeten zu dieser Zeit ziemlich nahe am Himmel beisammen standen, denn ihr sphärischer Abstand betrug nur 2° 19′ 43″.

Beide Planeten standen also damals an den Hörnern des Stiers; Jupiter bildete mit den Sternen α und ε (Aldebaran) des Stieres in einer Entfernung von beiläufig 6½° ein gleichschenkliches Dreieck.

Unter 90° westlicher Länge von Paris kulminirte Jupiter um 2 Uhr Nachmittags (wahrer Zeit), Venus um 2 Uhr 6 Minuten. Beide Weltkörper standen im westlichen Vertical-Kreis des Horizonts beiläufig um 8 Uhr Abends.

Bei Bestimmung der oben gegebenen geozentrischen Lagen wurde die Länge der Sonne und die heliozentrische Länge der Venus nach Triesneker's Tafeln, die heliozentrische Länge des Jupiter aber nach de la Lande's älteren Tafeln berechnet.

Wassers gegen 1000 bis 1200 Fuß betragen kann. Schaudervolle Risse, Höhlen, Einschnitte und thurmförmige Gebilde mit parallel laufenden Schichten bezeichnen diese Felswand. Eine andere, nicht minder merkwürdige Lage horizontalen Sandsteines bildet eine Verlängerung des Hauptfelsens längs des Ufers. Diese Art von Mauer ist gegen 30 Fuß hoch, vom mittleren Wasserstande an gerechnet, und gegen 1000 lang; durch die verschiedenen Wasserhöhen ist sie in parallel laufende Schichten ausgespült. Ich zählte fünf solche deutlich unterschiedene Abtheilungen, doch müssen deren bei niederem Wasser noch mehrere sichtbar seyn. Dieses sonderbare Ufergebilde kann mit Recht ein natürlicher Strommesser genannt und als ein unverwüstbares Denkmal für die verschiedenen Standpunkte des Missisippi-Wassers betrachtet werden. Gegenüber theilt eine Insel den Strom, und gewährt ein kaum hundert Fuß breites, sehr tiefes und reißendes Fahrwasser, durch welches sich die Dampfboote nur mit Anstrengung des ganzen Dampfes hinaufarbeiten können. Der Cincinnati wendete auch alle Kraft an, und nur sehr langsam sah ich denselben von der Stelle rücken. Um 9 Uhr Morgens landeten wir in Herculanum, einer Bleigießerei, aus welcher dieses Metall in vorzüglicher Güte geliefert wird. Die Bleiwerke sind mehr landeinwärts und ergeben einen sehr bedeutenden Ertrag, *) an welchem namentlich mehrere Bewohner von St. Geneviève und von der Umgegend Antheil haben. Das Erz wird meist von schwarzen Sklaven gebrochen, nach Herculanum gebracht, in Barren gegossen und mehrentheils nach Neu-Orleans verschickt. Ich machte, nachdem ich die ganze Einrichtung der Werke betrachtet hatte, einen Einkauf von so vielem Blei, als ich auf der ganzen fernern Reise nothwendig zu haben glaubte. Die hier befindliche Schrotfabrik liefert diese Waare ganz vorzüglich gut gewalzt und von allen Nummern. Das Schrot wird ebenfalls nach den südlichen Staaten verführt und gibt einen wichtigen Handelszweig ab. Für den Missoury-Staat sind die Bleiwerke von größtem Werth, indem die Schwere dieses Metalls einen weiten Transport sehr kostspielig macht, und der Bedarf desselben, namentlich für den Handel mit den Indiern und auf der Jagd, in den norstwestlichen Gegenden höchst nothwendig ist. Die Lage der kleinen, kaum aus zwanzig Häusern bestehenden Niederlassung ist höchst romantisch an einer wahrhaft ausdrucksvollen Felsengruppe, welche, viele Gestalten bildend, bald von aller Vegetation entblößt, bald anmuthig bewachsen erscheint. Die durch Berge gebildeten tiefen Thäler im Hintergrunde des kleinen Ortes sind sumpfig, und ich bemerkte einen schmalen, aber tiefen See,

---

*) Besonders bei Potosi, einem kleinen Ort, 50 englische Meilen von Herculanum.

welcher von Weiden, Nußbäumen, Sumach und einem prachtvoll blühenden wohlriechenden Apfelbaum (Pyrus coronaria, *Ait.?*) beschattet wurde. Eine Menge Singvögel ließen ihre Stimmen hören, und im Grün der frischbelaubten Zweige prangte das schöne himmelblaue und hellgelbe Gefieder der Silvia sialis und chrysoptera, während im dichten Laube verborgen die einsame Drossel, Turdus melodus, *Wils.*, ihre Stimme ertönen ließ. Stromaufwärts bleiben die Ufer des Missisippi zwar bergig, aber die grotesken Felsformen verschwinden nach und nach, lichten Wäldern von Nußbäumen, Eschen und Zuckerahornen den Boden einräumend. Viele wilde Welschhühner, besonders ansehnliche Flüge von Hähnen, sonnten sich auf sandigen oder steinigen Plätzen, und ließen sich nur selten durch das Gepolter des Dampfbootes aus ihrer Ruhe stören.

In der Nähe einer Insel gerieth der Cincinnati auf eine Untiefe, von welcher er erst nach Verlauf einer halbstündigen und sehr angestrengten Arbeit loskam. Das Bett des Stromes ist überhaupt vom Cap Girardeau bis St. Louis an vielen Stellen sehr unsicher und voll Sandbänke, welche oft ihren Stand verändern und Schuld sind, daß Fahrzeuge bei aller angewandten Vorsicht, besonders wenn sie stromabwärts fahren, den Grund berühren und sitzen bleiben, Unglücksfälle die manchmal tagelange Anstrengungen erfordern, die oft dennoch unbelohnt bleiben, so daß, wenn nicht bald hohes Wasser eintritt und dadurch das Boot flott wird, dieses ganz verloren gehen kann, weil durch die Menge des angespülten Sandes oder Schlammes keine Kraft mehr hinreichend ist, das Fahrzeug zu heben. Das gewöhnlichste und sicherste, aber sehr beschwerliche Mittel ist, Fahrzeuge abzuladen und dadurch leichter zu machen, oder den Schwerpunkt durch die Ladung selbst zu verändern. Welchen langen Aufenthalt und welche Zeitversäumniß dieses Umladen verursacht, läßt sich leicht beurtheilen, besonders im Spätherbst, wo das Wasser gewöhnlich sehr niedrig ist, und die Gefahr des Einfrierens sich noch dazu gesellt. Die Mündung des Merameg oder Merrimack, eines ziemlich bedeutenden aus Westen strömenden Flusses, erreichten wir zu Mittag. Das Wasser des Merrimack ist klar, und bildete bei seinem Einfluß mit dem des dunkel gefärbten Missisippi jene schon oft von mir beschriebene wolkenartige Mischung, die dem Auge keinen unangenehmen Anblick gewährt. Das Bett des Merrimack ist ein hartes Lager von Kalkfels, doch ist er trotz seines schnellen Laufes für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Seine Ufer sind reich an Versteinerungen, selbst an fossilen Knochen, deren ich mehrere, namentlich einen, jedoch sehr defecten Stoßzahn des amerikanischen vorweltlichen Elephanten, aus einem Thonlager erhalten habe. Oberhalb des Merrimack bemerkte ich wieder hin und wieder einzelne, aber niedrige Felsmassen am westlichen Ufer, welche mit sparsamen Baumgruppen oder mit niedern Haselnußsträuchern und Sumach bedeckt waren. Vom kleinen Städtchen Carandelet

an, häufiger Vide poche genannn, verlieren sich die Berge und Felsgruppen nach und nach, und flachen sich, niedrige in Grasfluren übergehende Anhöhen bildend, gegen Nord-West ab. Der letzte Felsenabhang, welcher den Missisippi hier berührt, bildet eine Art von Vorgebirge, und der Strom biegt sich alsdann nach Nord-West, wodurch die Gegend von St. Louis frei und diese ziemlich bedeutende Stadt sichtbar wird. Noch vor derselben auf dem Illinois-Ufer liegt etwas landeinwärts das von französischen Creolen bewohnte große Dorf Cahokia, von den Franzosen schlechtweg le Caho benannt, in einer flachen, etwas sumpfigen Gegend. Vor St. Louis befinden sich am Missisippi einige recht hübsche Landhäuser mit geschmackvoll angelegten Gärten, und geben der ohnehin schönen Gegend ein reizendes und belebtes Ansehen. Es war Nacht geworden, als der Cincinnati St. Louis und den Platz erreicht hatte, wo die Dampfboote anzuhalten pflegen. Da die Stadt und die vielen am Ufer des Stromes gelegenen und zu derselben gerechneten Häuser eine bedeutende Strecke einnehmen, so war unsere Ankunft schnell bekannt geworden, auch füllte sich das Boot trotz der Finsterniß, als wir kaum Land gefaßt hatten, mit einer Menge neugieriger Leute, und bis tief in die Nacht hinein dauerte der Lärm fort. Ich blieb an Bord, weil es zu spät gewesen wäre, um meine Wohnung aufzusuchen, und ich mein Gepäck nicht zu verlassen Willens war. Einige Personen aus St. Geneviève, welche an Bord des Cincinnati mitgereist waren, versprachen mir, mich den andern Morgen unterzubringen, und zu jenen Personen zu geleiten, welchen ich durch Briefe empfohlen war. Ich war auch nicht lange um eine Wohnung in Verlegenheit, indem die Gefälligkeit der Amerikaner sogleich dafür gesorgt und auch dahin gewirkt hatte, mir ein geräumiges Lokal auszusuchen, welches für meine Arbeiten und Vorbereitungen zu einer längeren Reise nothwendig war. Mein deutscher Landsmann, Herr Warendorf, und der Vorsteher der französischen nordwestlichen Handelscompagnie, *) Herr Pradd, gaben mir sogleich die deutlichsten Beweise freundschaftlicher Aufnahme, deren sich jeder Fremde in einem Lande zu erfreuen hat, wo der Kaufmann sein persönliches Interesse nicht in Erwägung zieht, wenn er Menschen dienen kann, die seiner Freundschaft anempfohlen sind oder seinem Rathe Vertrauen schenken. Ich halte es nochmals zu wiederholen für Pflicht, daß ich ohne das höchst uneigennützige und liebevolle Betragen jener Freunde, welche ich in Amerika zu gewinnen das Glück hatte, nie den Zweck meiner Reise hätte ausführen können. Durch die Güte des Bischofs waren die mehrsten ausgezeichneteren Bewohner von St. Louis von meinen Absichten unterrichtet, und alle beeiferten sich, nicht nur mir mit

*) Jetzt American fur Company.

Rath und That an die Hand zu gehen, sondern auch die Ausführung meiner Plane zu befördern. Der General Sir Williams Clarke, durch dessen große Anstrengungen die Völker- und Länderkunde so Vieles gewonnen hat, und dessen Namen die Geschichte mit allem Rechte aufbewahren wird, empfing mich mit jener herzlichen und biedern Theilnahme, welche allgemein von diesem vortrefflichen Manne gerühmt wird. Der General, sowie Herr Pierre Chouteau, welchem, sowie seinem Bruder, Auguste Chouteau, die Welt wohl die ersten der Wahrheit getreuen Nachrichten über den höhern Missoury und sein westliches Gebiet zu verdanken hat, versprachen mir mit warmer Theilnahme allen möglichen Beistand, und hielten dieses Versprechen auf das eifrigste. Bei Herrn Clarke machte ich bei meinem ersten Besuche die Bekanntschaft des rühmlich bekannten Major O' Fallon, des Intendanten der Vereinigten Staaten in Angelegenheiten der Indier am Missoury, welchen ich im Verlaufe der Reise oft zu nennen das Vergnügen haben werde, und der mich mit einer seltenen Freundschaft beglückte. General Clarke, früher Governor des Missoury-Staates, ist als General-Intendant aller indischen Horden im Nordwesten einer der angesehensten Staatsdiener des Vereinigten Staatenbundes. Keinem würdigern Manne konnte dieser für die Ruhe der westlichen Gegenden so wichtige Posten anvertraut werden, da alle indischen Völker den Namen des Generals mit Verehrung und Ehrfurcht nennen, und in ihm nur einen Vater erkennen, der ihr Bestes und ihre Rechte mit jener, nur hochherzigen Seelen eigenen Wärme vertheidigt, und dessen ganzes Streben dahin geht, die Ureinwohner mit den neu Eingewanderten zu versöhnen, und durch ein gütiges und vernünftiges Benehmen der Letztern gegen ihre oft sehr unglücklichen rothen Brüder die Schandflecken möglichst abzuwaschen, welche die Geschichte früherer Jahrhunderte und die Besitznahme Amerika's so sehr entstellen. Doch gebührt auch der Regierung der Vereinigten Staaten das Lob einer philanthropischen Tendenz gegen die Urbewohner, die sich deutlich in vielfacher Rücksicht ausspricht, und deren ganzes Streben dahin zu gehen scheint, den Wilden zwar unschädlich zu machen, dennoch aber im vollen Genusse seiner Rechte und seiner Freiheit zu erhalten.

Schon am ersten Tag meines Aufenthalts in St. Louis konnte ich durch die Gefälligkeit der französischen Pelzhandelscompagnie meinen Plan zur Fortsetzung der Reise ordnen. Die Herren Vorsteher der Gesellschaft versprachen, ein Fahrzeug, welches nach ihrer Faktorei unweit den Coucil bloffs bestimmt war, in möglichster Eile auszurüsten, und mir einen Platz in demselben so bequem als möglch einzuräumen; auch versprachen sie, mich mit allen Bedürfnissen an Lebensmitteln und Waaren zu versehen, welche zu einer so weiten Reise nicht nur zum Unterhalte, sondern auch zum Tausch und zu Geschenken für die Ureinwohner unumgänglich nothwendig waren.

Ich verließ mich ganz auf dieses Versprechen und befand mich sehr wohl dabei, indem ich während meines Aufenthaltes in der Stadt keine Zeit verlor, und dennoch bei meiner Abreise alles Nothwendige so vollständig vorfand, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Ich kann überhaupt jedem fremden Reisenden, der sich nach dem höhern Missoury oder in die westlichen Savanen zu wenden Willens ist, den Rath aus Erfahrung mitzutheilen, sich erst in St. Louis mit allen Bedürfnissen zu versehen, die zu dieser Reise erforderlich sind. Lebensmittel und Waaren sind nur unbedeutend kostspieliger, als an andern Orten der Vereinigten Staaten, und der Ankauf solcher Sachen, welche zum Handel mit den Indiern dienen, erfordert eine genaue Auswahl wegen des den Indiern eigenthümlichen Starrsinnes, der sie oft nützlichere Sachen gegen schlechtere verwerfen läßt. Die Handelshäuser im Missoury-Staat aber, mit den Neigungen der Urvölker bekannt, treffen eine glückliche Auswahl beinahe für jede Völkerschaft, und gehen dem Fremden mit Rath gerne an die Hand. Selbst wer zu Pferde reisen will, wird sich in St. Louis oder der Gegend besser und vielleicht wohlfeiler beritten machen als anderswo, auch leicht einen ordentlichen, selbst der Sprache einiger Nationen mächtigen Führer verschaffen können. Diejenige Klasse von Menschen, welche sich hiezu gebrauchen läßt, sind gewöhnlich ehrliche und ordentliche Leute, meist Canadier, welche auch von den Handelsgesellschaften in Dienst genommen und als Ruderer und Jäger benutzt werden können; nur ist es gut, wenn man solche Männer wählt, die schon eine Art höhern Ranges in diesem Stande genießen und welche in dem besondern Rufe der Nüchternheit stehen, da der Trunk, bei der oft äusserst anstrengenden Arbeit, der diese Leute unterworfen sind, beinahe der einzige grobe Fehler ist, der ihnen vorgeworfen wird, und in welchen besonders die Mestizen zu verfallen pflegen.

Siebentes Capitel.

Bemerkungen über den Missoury-Staat. Berathschlagung des Generals Sir Williams Clarke mit den Poutowatomi-Indiern. Ankunft einer Horde Osagen. Beschreibung von St. Louis und der Gegend. Reise zu Lande nach St. Charles. Abfahrt von St. Charles den Missoury aufwärts. Die Caverne à Tardie. Der Fluß Gasconade. Ankunft am Osage.

Vor einigen vierzig Jahren bildeten nur Creolen französischen Stammes und einige wenige eingewanderte Spanier die ganze Bevölkerung des Missoury-Staates. Die Uebergabe der Louisiana an den nordamerikanischen Staatenbund war das wiederholte Losungszeichen für eine Menge auswanderungslustiger Familien aus den östlichen Gegenden, um den Besitz eines Landes zu theilen, welches spärlich bevölkert noch den wilden Indiern zum Wohnsitz diente. Bei der Besitznahme erkannte der Congreß sogleich die Wichtigkeit, die westlichen Gegenden, besonders aus politischen Gründen, genauer untersuchen zu lassen; mehrere Expeditionen entsprachen diesem Zweck mit großer Beharrlichkeit, und bereicherten die Welt mit einer Menge höchst merkwürdiger Entdeckungen. Der ungeheure, sich nach Norden und Westen ausbreitende, von indischen Horden bevölkerte, unter dem allgemeinen Namen Louisiana nur ganz oberflächlich bekannte Landstrich wurde durch die Anstrengungen der amerikanischen Ingenieure in kurzer Zeit erforscht und in politische Grenzen gebracht. Die Vereinigten Staaten wußten sich durch die Uebergabe Neufrankreichs nicht nur den alleinigen Besitz des Mississippi und Missoury zu sichern, sondern auch ihr Gebiet von der Ost- bis zur Westküste Amerika's auszudehnen, und dadurch einen direkten Einfluß auf drei der wichtigsten Meere der neuen Welt zu verschaffen, welcher in Betreff des westlichen Oceans sich freilich jetzt noch nicht deutlich ausspricht, aber in fernern Zeiten gewiß nicht unbeachtet bleiben wird, und, so unbedeutend er auch heute noch erscheinen mag, dennoch die Eifersucht der nachbarlichen Colonieen und ihrer Mutterstaaten erwecken mußte. Durch Traktate mit den Urvölkern zogen diese sich bis auf eine gewisse Demarkationslinie zurück, und durften innerhalb den der weißen und civilisirten Bevölkerung eingeräumten Ländereien keine festen Wohnsitze aufschlagen, wogegen ebenfalls ein Verbot an die letztern erging, sich nicht in dem den Indiern angehörigen Lande anzusiedeln; überhaupt trugen die vom Congreß gegebenen Gesetze Vieles dazu bei, die rothe

Bevölkerung zu befreunden, und das pünktlich beobachtete Verbot, Whisky und andere berauschende Getränke an die Indier als Handelsartikel auszuführen, ist eben so klug als menschenfreundlich, und verhindert viel Unglück. Wie unendlich der Genuß geistiger Getränke die Indier demoralisirt, läßt sich deutlich an jenen Völkern erkennen, welche entfernt von den Weißen leben. Sie sind noch viel besser und unverdorbener als diejenigen, welche auf ihren Jagdzügen oder zum Tauschhandel die Städte und Niederlassungen der letztern berühren, und daselbst von dem Genusse des Branntweins nicht abgehalten werden können. Reisende, die den Indier nur trunken in den Handelsfaktoreien oder in Gesellschaft eben so entwürdigter Menschen europäischer Abkunft gesehen haben, geben uns aus diesem Grunde ihre parteiischen und theilweise unrichtigen Beobachtungen preis, und modeln die an ganz gesunkenen und verworfenen indischen Haufen gemachten Bemerkungen in eine bildliche Skizze aller Urvölker Nordamerika's. Wie wenig würden zum Beispiel die sehr oberflächlichen Beobachtungen, welche der übrigens so wahrheitsliebende Volney in Vincennes an einer elenden Horde Miamis gemacht hat, auf manche nordwestliche Völkerschaft passen, in deren Mitte ich die Bekanntschaft von Männern machte, die nicht allein Ansprüche auf die Ehrfurcht ihrer indischen Stammgenossen machen konnten, sondern deren hochherziger und edler Charakter auch meine Achtung und die aller Regierungsagenten, welche mit ihnen in Verhältnisse geriethen, in vollen Anspruch nehmen mußte. Leider beherrschte viele indische Stämme die unglückliche Neigung zum Trunk so heftig, daß, durch die Gewinnsucht ihrer Nachbarn ihnen im Ueberfluß zugeführt, der Whisky nicht nur die Ursache ihrer Erniedrigung, sondern auch ihres völligen Verderbens geworden ist. Der Indier, der ein würdevolles ernsthaftes Wesen mit ruhiger und kalter Ueberlegungskraft als Symbol männlicher Stärke betrachtet, ist betrunken ganz das Gegentheil. Die wilde Leidenschaft verleitet ihn leicht zu jeder Handlung, und sein ohnehin kriegerisches Gemüth läßt ihn in roher Tapferkeit die Waffe gegen den Freund führen, dessen Leben er nüchtern mit dem letzten Blutstropfen vertheidigt hätte. Der Wilde, dem nichts heiliger als der Friede unter Stammgenossen ist, mit denen er gesellschaftlich zusammenlebt, büßt auf das strengste jede selbst im Trunke geschehene Störung der Ruhe in der Mitte von Blutsverwandten, und ein unvermeidlicher Tod ist das freiwillige und gewisse Sühnopfer dessen, der im Rausche den Freund getödtet hat. Dieser Zug im Charakter der Indier beweist deutlich, wie sehr sie die Folgen der Ausschweifung verabscheuen, und nur Verführung und dargebotene Gelegenheit konnte die nun schon gesunkenen Horden dahin führen, einem Glase Branntwein Alles aufzuopfern. Leider sah ich nur zu deutlich die Beweise davon bei den Nationen, welche an die weiße Bevölkerung grenzen, oder in den nordwestlichen Staaten, wie

dem Illinois und dem Missoury, herumstreifen und nur durch die immer fortgesetzten Ermahnungen der amerikanischen Intendanten in Schranken gehalten werden können, während weiter entfernt viele rothe Völkerschaften noch mit Stolz ihre Nationalität und moralische Freiheit behaupten. Der Missoury und Illinois gehören zu denjenigen Staaten, welche noch am häufigsten von den Indiern besucht werden. Obgleich diese nicht eigentlich durch die Gewalt der Waffen verdrängt wurden, so fanden dennoch viele Verdrießlichkeiten zwischen den ersten eingewanderten Anglo-Amerikanern und den rothen Urvölkern statt. Nach und nach versöhnten sich die mehresten Nationen mit den neuen Ansiedlern, besonders diejenigen, welche mit den französischen Creolen befreundet waren, durch deren Vermittlung die Steitigkeiten sehr abnahmen. Von den Poutowatomis und Ajowas, zweien Horden, welche sich niemals eines guten Rufes, selbst unter ihren Landsleuten nicht, erfreuten, geschehen übrigens noch hin und wieder Einfälle und Excesse, welche aber mit dem völligen Erlöschen dieser Stämme sich endigen werden. Die Osagen, welche früher sehr gefürchtet waren, verhalten sich ganz ruhig, und von den Kanzas ist gar nichts mehr zu befürchten. Die Fuchs- und Sack-Indier dringen gewöhnlich nicht weit über die Grenzen der europäischen Bevölkerung, würden aber wohl eher zu übeln Streichen geneigt seyn, wenn sie die Furcht nicht abhielte. Früher besuchten sie häufig den Missisippi, und überschritten sogar diesen Strom, sich nach Westen wendend, durch Jagd oder Kriegslust angetrieben. *)

Es verging eine äusserst lange Zeit nach den wichtigen Entdeckungen, welche der Pater Marquette für Frankreich gemacht hatte, ehe ein Schritt von Seiten dieses Staates geschah, dieselben zu benutzen und die höhern Gebiete der Louisiana zu colonisiren. Neu-Orleans erfreute sich schon längere Zeit eines ziemlich blühenden Handels, und Frankreich schien seine Kräfte lieber für die Küstengebiete des Missisippi und St. Laurent aufzusparen. Der vielleicht übertriebene Ruf des kriegerischen Sinnes und der Wildheit der Urvölker, durch die fabelhaften Erzählungen der frühern Abenteurer in den Illinois noch um Vieles übertrieben, ließ es die Franzosen nicht wünschen, ihre Kräfte zu vergeuden und ihre thätigsten Colonisten einem Schicksal zu überlassen, welches nur traurige Folgen voraussehen ließ. Doch der für Frankreich unglückliche Krieg, in welchem es den tapfern Moncalm und mit ihm Canada verlor, veränderte den Einfluß dieses Staates auf das nördliche Amerika völlig, indem es durch die schon 1762 vollzogene Abtretung an Spanien sämmtliche Besitzungen des nordamerikanischen Festlandes verlor. Viele Canadier, unzufrieden

*) Ihre neuesten Kriege unter dem Schwarzen Falken bestätigen die Wahrheit dieser vor zehn Jahren niedergeschriebenen Bemerkung.

mit der englischen Regierung, verließen ihre Geburtsorte, folgten dem Laufe der großen Seen und des Illinois und gründeten zuerst St. Geneviève und Neu-Bourbon. St. Louis wurde gleich darauf von einer Gesellschaft Handelsleute angebaut, welche unter der Firma Pierre Baclade, Maxon und Compagnie sich verbunden hatten. Sie sahen vollkommen die ausserordentlichen Vortheile ein, welche die Lage dieser Stadt für den Handel mit den Indiern gewährte, und suchten sich so viel wie möglich mit diesen zu befreunden. Im Jahre 1766 erhielt St. Louis einen noch bedeutendern Zuwachs von französischen Creolen, welche die spanische Oberherrschaft der englischen vorzogen, oder, wie es wahrscheinlicher ist, die Hoffnung hegten, ausser der Aufsicht irgend einer Regierung verbleiben zu können, da sich die Spanier in Betreff der Besitznahme des von Frankreich abgetretenen Landes sehr lau benommen hatten, und erst im Jahre 1766 die Anstalten zu derselben trafen. Da die zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossenen Traktate, mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt, keine Publizität erlangt hatten, und den Einwohnern von Neu-Orleans das spanische Gouvernement zuwider war, so widersetzten sie sich dem spanischen Anführer, welcher sich mit seinen Truppen nach der Havana flüchten mußte. Die Colonie regierte sich bis zum Jahre 1769 im Namen des Königs von Frankreich fort, und die kleinen Niederlassungen am obern Missisippi wurden bei dieser Gelegenheit gänzlich sich selbst überlassen. Im August desselben Jahres übernahm übrigens der spanische Gouverneur O r e i l l e ohne allen Widerstand sämmtliche von Frankreich abgetretene Besitzungen; doch, ohne Rücksicht auf die vorwaltenden Verhältnisse zu nehmen, bezeichnete er den Antritt seiner Regierung mit blutdürstiger Grausamkeit, wodurch der gegen Spanien obwaltende Haß nur noch mehr Nahrung erhielt und sich auch in der Folge nicht verminderte. Die obere Louisiana fühlte den spanischen Druck erst im Jahre 1770, und bis zu diesem Zeitpunkte wurde vieles Land durch Anstiftung der Vorsteher der Colonieen am obern Missisippi und Missoury urbar gemacht. Es scheint überhaupt, daß dieser Zeitraum von acht Jahren mit zu den glücklichsten Perioden für dieselben gerechnet werden könne. Die canadischen Colonisten waren thätige und friedliebende Ansiedler; sie befreundeten sich mit den Indiern, und würden in kürzester Zeit einen hohen Grad von Wohlhabenheit erreicht haben, wenn nicht der zu große Hang zur Jagd und zu einer herumstreifenden Lebensart die Ursache gewesen wäre, daß ihre Aecker oft vernachlässigt wurden, und dadurch die Colonie manchmal in Mangel gerathen mußte. Während des nordamerikanischen Freiheitskrieges blieb die Louisiana im Besitz von Spanien, und eine im Jahre 1780 aus Michili-Makinak gegen St. Louis unternommene Expedition der Engländer, meist aus Indiern bestehend, wurde durch die schnelle Hülfe des Generals Clarke, eines Anverwandten des Sir William

Clarke, vereitelt. Bei dieser Gelegenheit veruneinigten sich die gegen 1500 Mann starken Indier mit den wenigen Engländern, welche jene kriegerische Unternehmung begleiteten, und diese konnten sich nur durch die Flucht retten. Der General der Vereinigten Staaten schloß einen Frieden mit den Indiern, behandelte sie glimpflich und ließ sie als Freunde fortziehen. Einige indische Stämme versuchten es zwar in späterer Zeit noch hin und wieder, die einzelnen Colonieen, selbst die Stadt St. Louis, anzugreifen, wurden aber meist immer mit Verlust zurückgeschlagen.

Die von den Vereinigten Staaten im Jahre 1787 ausgefertigte Akte, durch welche in dem nordwestlichen Gebiete die Sklaverei der farbigen Leute für aufgehoben erklärt wurde, verursachte starke Auswanderungen nach der obern Louisiana, woselbst unter spanischem Schutze solche Individuen gerne aufgenommen wurden, die mit ihren leibeigenen Dienstleuten einwanderten. Von dieser Periode an zählen sich die ersten Ansiedler anglo-amerikanischen Stammes im westlichen Gebiete des Missisippi und Missoury. Ueberhaupt schien die spanische Regierung von dieser Periode an, und besonders seit Räumung einiger festen Plätze auf dem östlichen Missisippi-Ufer, ihr Augenmerk auf die Vermehrung der Bevölkerung in der Louisiana gerichtet zu haben; wenigstens deuten die vielen Freiheiten und liberalen Verordnungen, welche diesen Colonieen vorzugsweise gegen andere Amerika's gegeben wurden, genugsam darauf. Spaniens Bestreben mußte dahin gehen, möglichst seinem immer mächtiger werdenden östlichen Nachbar eine Macht entgegen zu stellen, welche als Schutzmauer für die Sicherheit Mexiko's dienen konnte, und dem Madrider Cabinet konnte es nicht unbekannt seyn, welch einen unendlich großen Werth der Besitz der Louisiana für den Handel und die politische Lage der Vereinigten Staaten haben dürfte. Der spanische Gouverneur von St. Louis begünstigte sogar die Einwanderung zweier indischen Stämme von Shawanos und Delaware, welche über den Missisippi nach Westen zogen, und bewilligte ihnen bedeutende Ländereien; diese wurden überhaupt einer Menge Personen ganz abgabenfrei überlassen, und es ward nur zur Bedingung gemacht, eine wirkliche Niederlassung darauf anzubauen. Durch diese Maßregel wuchs die Bevölkerung ausserordentlich, so daß bei der Uebergabe an die Vereinigten Staaten gegen drei Viertel der Einwohner ausgewanderte Personen aus diesem Lande waren. Selbst der Handel mit den Indiern aufwärts des Missoury und in die westlichen Steppen wurde begünstigt. Die noch heute bestehende französische Handelscompagnie von St. Louis scheute keine Mühe und Kosten, um der englischen Nordwestcompagnie des Mc. Kenzie gleichzukommen, und zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren mehrere unternehmende Creolen, namentlich die Herrn Chouteau, bis zu den Ricras- und Mandanen-Indiern vorgedrungen. Durch diese vielfachen Anstrengungen wurde ein großer Theil des nordwestlichen Gebiets

und eine Menge mächtiger Urstämme, deren Name früher kaum geahnt worden war, bekannt, und den späteren amerikanischen Reisenden, wie namentlich den Herren Lewis und Clarke, der Weg zu ihren großen Entdeckungen gebahnt. Bei der Uebergabe an die Vereinigten Staaten wurde die obere Louisiana von der untern getrennt, und der Missoury-Staat bildete ein eigenes Territorium. Der Erhebung desselben zu einem eigenen konstituirten Staate standen beim Congreß viele Schwierigkeiten entgegen, indem die Absagung der Negersklaven dem Vortheile des Staates zu sehr widersprach; endlich wurde aber in diesem Punkte zu Washington nachgegeben und das Territorium selbstständig erklärt. Trotz seines großen Flächenraumes gehört der Missoury-Staat zu den wenigst bevölkerten und enthielt im Jahre 1822 in seinen 15 Counties nur 66,586 Einwohner, unter denen 55,988 Weiße, 376 freie Farbige und 10,222 Sklaven zu zählen sind. Die indische Bevölkerung kann wegen der herumstreifenden Lebensart dieser Völker nicht berechnet werden, und Muthmaßungen darüber sind mehr oder weniger der Wahrheit untreu.

Am Morgen des zweiten Tages nach meiner Ankunft ließ mir der General Clarke anzeigen, er erwarte den ersten Häuptling der Poutowatomi nebst einigen seiner angesehensten Krieger und einem Haufen Indier, mit welchen er einige streitige Punkte verhandeln müsse. Da ich zugleich erfuhr, daß die Horde ihr Lager vor der Stadt aufgeschlagen hatte, so eilte ich hin und fand dieselbe gerade damit beschäftigt, sich nach ihrer Art zu putzen und in den zu einer so wichtigen Angelegenheit nothwendigen Staat zu versetzen. Die Poutowatomi gehören zu den allerschmutzigsten Indiern, die ich gesehen habe, und durch die viele Unreinlichkeit, mit welcher ihre Haut bedeckt war, hatte bei den mehresten Individuen, namentlich den Weibern, das natürliche Kupferroth sich in ein dunkles Braun verwandelt, auf welchem das Vermillon und die grüne Farbe, die im Gesicht und an mehreren Theilen des Körpers aufgetragen war, sich sehr ekelhaft ausnahm. Die Männer waren ausser ihrem Schurz, welcher wie bei den meisten Indiern aus einem Stücke rothen oder blauen Tuches bestand, das zwischen die Schenkel auf beiden Seiten durch den ledernen Bauchgurt gezogen war, und einer weißen wollenen Decke oder einem alten abgeschabten Stück Bisondecke, beinahe völlig nackend. Wenige Krieger hatten jene besondern Auszeichnungen, durch welche sich bei andern rothen Nationen die Häuptlinge und Tapfern als Zeichen ihres Ranges zu schmücken pflegen, und welche, gewöhnlich mit vielem Fleiße gearbeitet, nicht geschmacklos genannt werden können. Die Mitassen und Mokassin der Poutowatomi waren bei den Männern und Weibern nur von schlecht gegerbtem Leder, mit Stückchen Tuch oder Bändern behangen und ohne alle Stickerei, welche Kunst, mit gefärbten Haaren von allerlei Thieren zu sticken, den indischen Weibern eigenthümlich ist, und viele

Geschicklichkeit, namentlich bei den schlechten Werkzeugen der Indier, die meist aus Knochen oder Fischgräten bestehen, erfordert. Beinahe alle Männer trugen ihr Haar lang herunter hängend; einige hatten es ganz kurz und struppig verschoren, und nur sehr Wenige trugen das Haupt bis auf jene Art von Hahnenkamm, der gewöhnlichen Auszeichnung indischer Krieger, kahl rasirt. Dieser sonderbar zugestutzte Haarschopf, welcher sich von der Stirn bis an das Genick hinzieht, und gewöhnlich mit den roth oder gelb gefärbten Schweifhaaren des Tannhirsches, den Schwanzfedern des Steinadlers oder andern Zierrathen geschmückt ist, gibt den Männern ein zwar sehr wildes aber keineswegs häßliches Aussehen, und erinnert einigermaßen an den Gebrauch mehrerer Völker Asiens, welche auch den Kopf bis auf einen Haarbüschel ganz verscheeren. Der Gesichtsausdruck der Poutowatomi ist roher und wilder, als der andrer Nationen; namentlich bemerkte ich dies deutlich im Vergleich mit einigen Osagen, welche ich den andern Tag sah; auch war ein gewisses leidendes Gefühl in ihrer Physionomie unverkennbar, welches ich als ein deutliches Zeichen verlorener Selbstständigkeit und eines kümmerlichen sorgenvollen Lebens betrachten mußte. Weder Männer noch Weiber können häßlich genannt werden, obgleich letztere in mancher Hinsicht den Vorzug verdienten. Leider wurden ihre selbst hübschen Gesichtszüge und der schöne muskulöse Körper durch Schmutz und aufgelegte Farbe auf das abscheulichste verunstaltet. Die Gewohnheit, die Ohren dreimal zu durchlöchern und mit Ringen oder mit Ketten von weißen und blauen Porzellainstäbchen zu behängen, fand ich auch schon bei den Poutowatomi; einige trugen sogar einen großen Ring durch die Nase, eine Gewohnheit, welche ich selten bei den nordamerikanischen Völkern wiederholt fand. Nachdem die Indier gerüstet waren, und die große Putzsucht verrathenden Weiber sich mit Allem behangen hatten, was ihrer Meinung nach ihre Reize erhöhen konnte, wurde das aus kleinen ledernen, durch den langen Gebrauch von Schmutz starrenden Zelten bestehende Lager aufgebrochen, in einen Haufen zusammentragen, und nebst einigen ganz verhungerten, der Bande angehörigen Pferden der Obhut einiger Weiber anvertraut. Die Horde, an deren Spitze sich die Häuptlinge befanden, setzte sich alsdann in Bewegung. Eine Fahne mit dem Wappen der Vereinigten Staaten, welche den Poutowatomi einige Jahre früher von der Regierung geschenkt worden war, wurde von einem alten schwarzgetünchten Krieger vorangetragen. Die Indier reiheten sich zu zweien, zuerst die Männer und nachher die Weiber, und folgten in größter Stille mit dem Ausdrucke des strengsten Ernstes und zu Boden gesenktem Blicke ihrem Oberhaupte durch die Straßen der Stadt bis an die Wohnung des Generals, ohne sich durch eine Menge Menschen irre machen zu lassen, welche ihr sonderbarer Aufzug gereizt hatte, sich in ihre Nähe zu drängen und ihnen zu folgen.

Der General empfing die Indier in einem eigens zu solchen Unterhandlungen eingerichteten Saale, welcher mit einer Menge indischer Waffen, Putzsachen und Kleider behangen war, die Herr Clarke auf seinen Reisen von einer großen Anzahl Nationen gesammelt hatte. Diese Sammlung ist äusserst vollständig, und es würden die meisten Gegenstände, besonders die Trachten von den Völkern der Westküste, verdienen gezeichnet und beschrieben zu werden; auch ist es unendlich schade, daß das Ungeziefer in kurzer Zeit die besten Stücke, namentlich die schön gestickten Thierfelle, zerstört haben wird. Für den Häuptling und die ersten Krieger waren einige Sessel bereitet, und der General setzte sich dem Oberhaupte, Namens Junaw-sche Wome oder der Strom des Felsen, gegenüber. Der im Gesicht schwarz gefärbte Krieger Muk-ke-te-Pakee, das schwarze Rebhuhn, welcher einer der angesehensten Männer war, nahm mit vier andern Kriegern, welche Negge-nesch keek, Nav-kaw Be-me, Wabe-wy und Centa-wa hießen, ebenfalls Platz, während die Uebrigen sich hinter sie stellten. Nur Männer waren in den Saal getreten, die Frauen und Jünglinge blieben ausserhalb desselben, und nur hin und wieder streckte während der Berathschlagung, welche gegen eine halbe Stunde dauerte, die eine oder die andere schüchtern den Kopf durch die Thüre. So lange die Sitzung dauerte, behaupteten die Indier den größten Ernst und die tiefste Stille, und Niemand ließ seine Stimme hören, als der General, der Strom des Felsen und der Dolmetscher. Nur bei wichtigen Punkten, welche erörtert wurden, gaben die angesehensten Männer durch eine kleine Bewegung mit dem Kopfe ihren Beifall oder ihr Mißfallen zu verstehen. Das Oberhaupt hielt eine lange und wohlgesetzte Rede über den traurigen Zustand seiner Horde, und klagte namentlich bitterlich über die durch die allgemeine Jagdfreiheit entstandene Abnahme des Wildes, als die wichtigste Nahrungsquelle des Stammes, und bat den General um zweckmäßige Maßregeln gegen die völlige Verderbniß der Jagd und Fischerei in den kleinen dem Illinois zollbaren Flüssen. Obgleich das ganze Interesse des Wilden im Spiele war, so konnte ich dennoch bei aller Aufmerksamkeit nicht den geringsten Zug von Leidenschaftlichkeit in seinem Gesichte lesen; auch sprach er von Anfang bis zu Ende der Rede kein Wort mit höherer Betonung als das andere. Die Friedenspfeife ging die ganze Verhandlung hindurch von Mund zu Mund, und Jeder übergab sie, nachdem er drei Züge mit in die Höhe gewendetem Gesichte geraucht hatte, dem zunächst Sitzenden hin. Der General bemühte sich, die Indier so viel wie möglich zufrieden zu stellen, und nachdem er dem Häuptling die Versicherung der friedlichsten Gesinnungen ertheilt und ihn ermahnt hatte, seine Horde zur Eintracht mit den Weißen anzuhalten, wurden einige Geschenke, bestehend in einer Art von blauer Uniform mit rothem Kragen für den Junaw-sche Wome, in wollenen

Decken, Pulver und Blei, einigen Messern, Korallenstäbchen, Glasperlen, rother und grüner Schminke u. s. w. vertheilt, und die Sitzung zur augenscheinlichen Zufriedenheit der Poutowatomi aufgehoben. Der Häuptling trat darauf in seiner neuen Bekleidung, welche ihm im Abstand mit der übrigen Tracht sehr lächerlich stand, an den General Clarke und gab ihm, sowie dem Major O'Fallon und mir die Hand. Diesem Beispiele folgten auch die übrigen Krieger einer nach dem andern. Der Saal füllte sich nun auch mit Weibern, welche bis dahin ungeduldig auf der Straße harren mußten, und nachdem auch sie ihren Antheil an den Geschenken erhalten hatten, zog der Zug in der frühern Ordnung wieder ab.

Im Comptoir der französischen Missoury-Gesellschaft hatte ich Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft des Junaw-sche Wome und des schwarzen Kriegers zu machen. Der Häuptling ließ sich mit mir vermittelst des Dolmetschers, welcher zufällig zugegen war, in ein langes Gespräch ein, in welchem er mich in Kenntniß mehrerer Gebräuche der Poutowatomi setzte, die übrigens zu wenig von denen anderer Urvölker verschieden sind, als daß sie hier eine Erörterung verdienen, da ich später genauere Beobachtungen über diesen Punkt mitzutheilen mich bemühen werde. Zuletzt wiederholte der Strom des Felsen nochmals in meiner Gegenwart seine in der Sitzung mit dem General vorgebrachten Klagen über die unglückliche Stellung seines Volkes, welches durch Noth und Elend gezwungen, immer mehr an moralischer Kraft abnehme, und seinem Verderben entgegen eile. Zum Auswandern in die nordwestlichen und von stärkern kriegerischen Indiern bewohnten Gegenden sind die Poutowatomi zu schwach, auch zu sehr mit den übrigen Stämmen verfeindet, und die Existenz in den Illinois oder an den südlichen Ufern der großen Seen muß durch Abnahme der Jagd und Fischerei für eine nicht leicht zum Akerbau zu bewegende nomadisirende Völkerschaft immer zweifelhafter werden. Ganz im Gegensatze mit der während der Unterhandlung bewiesenen Kälte bemerkte ich, daß diese im öffentlichen Geschäfte beobachtete leidenschaftslose Gleichgültigkeit des Indiers keineswegs stumpfe Gefühllosigkeit, sondern nur die diesen Völkern eigene Kunst ist, die stärksten Regungen ihrer Seele während der zum Wohle ihrer Nation gehaltenen Berathschlagungen völlig zu beherrschen. Junaw-sche Wome schien auf das äusserste gerührt zu seyn, und mehrere Male bemerkte ich Thränen in seinen Augen, die besonders durch die Ankunft seines Sohnes, eines schönen jungen Mannes, welcher nach seinem Tode sein Nachfolger als erster Häuptling werden sollte, hervorgelockt zu werden schienen. Das Oberhaupt genoß den ihm vorgesetzten Whisky sehr mäßig, und Muk-ke-te Pakee, das schwarze Rebhuhn, welcher kein Wort gesprochen und den strengen und ernsthaften Blick keinen Augenblick verändert hatte, wies alles Getränk von sich. Nun erfuhr ich auch, warum dieser Krieger sich so auffallend verunstaltet hatte; er befand sich

nämlich in Trauer um einen nahen Verwandten. Die Zeit, welche dem Andenken eines Verblichenen gewidmet wird, bezeichnen die meisten nordamerikanischen Indier gewöhnlich durch langes und äusserst strenges Fasten, durch Todtenlieder und Bemalen des Gesichts mit weißer oder schwarzer Farbe. So lange das Antlitz des Indiers mit diesem Symbol der Trauer gefärbt ist, nimmt er niemals Nahrung zu sich, und wenn die Natur ihr Recht zu dringend fordert, so wascht und säubert er sich auf das sorgfältigste, unterläßt es aber nie, sogleich nach Stillung des Hungers die Farbe wieder aufzulegen. Zugleich ist es auch ein Gesetz für die Indier, während der Trauer ihr Haar wachsen zu lassen, da das Verscheeren desselben als eine Zierrath betrachtet, und in der Trauer jeder Putz vermieden wird. Ich erhandelte von dem Häuptlinge mehrere Kleinigkeiten, welche seine Bekleidung bildeten, namentlich eine Art Mütze von Marderfell, welche mit Federn geschmückt die Kopfbedeckung des Indiers ausmachte. Alle Putzsachen und Kleider des Junaw-sche Wome, sowie der andern Poutowatomi waren übrigens geschmacklos und bewiesen deutlich die Armuth der Horde.

Ein Haufen Osagen-Indier vom Stamme der großen Osagen (von den französischen Creolen grands Os genannt), *) welche gewöhnlich die Quellen des Flusses bewohnen, der ihren Namen führt, fanden sich mit den Poutawatomis beinahe zu gleicher Zeit in der Gegend von St. Louis ein, und besuchten in einzelnen Abtheilungen die Stadt. Da sie keine Geschäfte mit den Beamten der Regierung dahin führten, so waren die wenigsten dieser Indier in ihrem Staat; auch befand sich kein bedeutender Häuptling oder Krieger unter ihnen. Weil es die Handelsleute mit den Osagen als einem wohlhabenden Stamme, welcher, in den Steppen lebend und der Büffeljagd obliegend, einen bedeutenden Handel mit Fellen, Pelzwerk und Pferden treibt, nicht verderben wollen, so wurden diese Indier, welche ohnehin gekommen waren, um ihre Bedürfnisse für die nächste Jagdzeit einzukaufen, vorzugsweise sehr gut behandelt und an manchen Orten mit Whisky über Gebühr bewirthet, welche Auszeichnung den Poutowatomi nicht so häufig zu Theil wurde. Ich sah daher wenig Osagen nüchtern, und die mehresten taumelten nackend auf den Straßen herum, einen sehr ekelhaften Anblick darbietend. Die Poutowatomi, denen übrigens gewiß die Begier zum Genuß des Branntweins nicht fehlte, mußten aus Armuth mehrentheils darauf verzichten, und da sie ohnehin mit den Osagen in keinem sehr vertrauten Verhältniß zu leben schienen und sich vor

*) Die französischen Creolen benennen die mehresten indischen Völker mit der Anfangssylbe ihres Namens; daher sagen sie z. B. Chis statt Chikasaw, Pous statt Poutowatomi, Cans statt Canzas, Mah's statt O-Maha, Mis statt Miamis u. s. w.

diesen fürchteten, so sah ich bald keinen Poutowatomi mehr in der Stadt; auch zogen sie sämmtlich noch vor Eintritt der Nacht über den Missisippi in den Illinois-Staat. Die Osagen stehen in dem Ruf, die größten und stärksten Indier der westlichen Gegenden zu seyn, und wenn auch ihre riesenartige Gestalt um Vieles übertrieben wird, so kann ich dennoch nicht läugnen, daß alle Individuen dieser Nation, welche ich zu sehen Gelegenheit gefunden habe, sich durch einen sehr starken und muskulösen Bau auszeichneten, welchen Vorzug auch die meisten Völker theilen, die durch Verwandtschaft der Sprache mit ihnen die Abkunft von Einem Hauptstamme verrathen. Diese Völker, welche nicht nur durch die Aehnlichkeit ihrer Sprache, sondern auch durch Analogie der Gesichts- und Körperbildung, sowie durch ihre Lebensart und Sitten unverkennbar mit den Osagen einst ein großes gemeinschaftliches Volk bildeten, bewohnen jenen großen Strich Steppenlandes westlich vom Missisippi und Missoury zwischen dem 32 bis 41° nördlicher Breite, welcher durch die Andenkette begrenzt wird, und scheinen viel früher, wie die Pahnis, die Herrn des Landes gewesen zu seyn, wenigstens deuten ihre wiewohl dunkeln Traditionen dahin. Die Pahnis mögen sich auch erst seit wenigen Jahrhunderten aus Süd-Westen nach Norden gezogen haben, und verdanken wohl nur ihrer großen Tapferkeit den ungestörten Besitz jenes Landstrichs, den sie jetzt bewohnen. Die Trennung der Rikaras von den Pahnis, welche am Missoury unter dem 46° der Breite leben, fällt namentlich in noch neuere Zeiten, und gibt einen auffallenden Beweis jener Neigung der indischen Horden, sich selbst friedlich von einander zu trennen und entfernte Wohnsitze zu wählen. Zu den Völkern des Osagen-Stammes müssen die Comazen, Arkansas, großen und kleinen Osagen, Kanzas, Omahas, Ponkaras und wahrscheinlich noch einige andere kleinere Völkerschaften gezählt werden, über welche aber, weil sie in den entfernten westlichen Steppen leben, es noch völlig an bestimmten Nachrichten mangelt. Wie beinahe alle nordamerikanischen Völker, sind sie kriegerisch und grausam, obgleich ich die Muthmaßung nicht gern aufgeben will, daß dieser angeerbte Sinn der Unversöhnlichkeit gegen den besiegten Feind mehr die Folge eines tief eingewurzelten Vorurtheils, als eines wirklichen Gemüthsfehlers dieser Indier sey. Unter den Nationen des Osagen-Stammes fand ich, der ich mich ihnen nur befreundet nahte, vielen Biedersinn, und wähnte mich manchmal, namentlich bei den Omahas und Ponkaras, unter einem Haufen Beduinen-Araber, mit denen diese berittenen Steppen-Indier manche jener an diesem Volke gepriesenen guten Charakterzüge theilen, obgleich sie vielleicht noch besser sind, als diese beinahe nur vom Raube lebenden Kinder der Wüste. Die Zeiten, während welcher diese Völkerschaften noch vereinigt, oder wenigstens in einer weit genaueren Verbindung miteinander lebten, können nicht so entfernt seyn, als es bei dem großen

Flächenraume, welchen die Horden bewohnen, beim ersten Blicke scheinen möchte, und die Aehnlichkeit der Sprache ist zu groß, um mich der Behauptung entschlagen zu können, die verschiedenen Zungen der vereinzelten Stämme seyen nur Dialekte der Osagen-Sprache. Ob die großen Osagen wirklich, wie es von den mehresten mit diesen indischen Nationen genau bekannten Personen angenommen wird, der Mutter- oder Hauptstamm der übrigen ihre Sprache sprechenden Völker sind, ist wohl nicht leicht zu entscheiden, indem die Geschichte dieser Nationen in einem zu großen Dunkel liegt; auch habe ich von allen indischen Häuptlingen der Kanzas, Omahas und Ponkaras, denen ich Fragen über diesen Gegenstand vorlegte, nur unbefriedigende Antworten erhalten. Doch kommen alle darin mit einander überein, daß durch den Weg der Ueberlieferung in ihnen die Sage fortlebe, daß vor langen Zeiten alle jene Stämme friedlich zusammenlebend ein großes Volk gebildet hätten. Trotz der Aehnlichkeit in Sprache und Gebräuchen verfeindeten sich die Nationen wegen wechselseitiger Ueberschreitung des von jeder Horde angemaßten Jagdbezirkes unter sich, und kehrten die Waffen gegen einander. Da sie mit benachbarten mächtigen Urstämmen, namentlich den Pahnis und Docata oder Sioux, ebenfalls in ununterbrochener Fehde lebten, so mußten sie durch diese innern und äussern Kriege sehr zusammenschmelzen, und mehrere kleinere Nationen mögen auch ganz ausgestorben seyn. Dunkle Spuren, die Einwanderung der Pahnis aus Süd-Westen betreffend, und verworrene Ueberlieferungen über die ersten Kämpfe mit diesem tapfern indischen Volke fand ich hin und wieder in den alten vererbten Kriegsliedern der Kansas und Ponkaras; diese Sagen stimmen in mancher Hinsicht mit denen der Pahnis überein und beweisen, daß diese Periode der neuern Zeit angehört, und vielleicht nur wenige Jahrhunderte zählt. Die Pahnis sind weit gebildeter als die Völker der Osagen-Stämme, und viele, besonders religiöse Gebräuche, namentlich ihre Menschenopfer, beweisen in frühern Zeiten eine Bekanntschaft der letztern mit den Völkern des südlichen Theiles von Mexiko, ja selbst vielleicht mit den Azteken. Bei den Pahnis findet auf allen ihren Raub- und Kriegszügen ein merkwürdiges Bestreben statt, sich nach Süd-Westen zu wenden, welches ganz das Gegentheil bei den Völkern ist, welche die Osagen-Sprache reden, indem diese ihre Züge mehr nach Westen und Norden zu richten pflegen. Durch Vermittlung der Agenten von den Vereinigten Staaten haben sich nun die vorerwähnten Horden unter einander versöhnt, und es ist sogar gelungen, einen Frieden zwischen ihnen und den Pahnis zu bewirken. Besonders haben diese und die Omahas sich völlig befreundet, welches von beiden Nationen eine kluge Maßregel war, indem dadurch den immer fortgesetzten Einfällen der wilden Sioux ein endliches Ziel gesetzt werden kann. Die Omahas und Ponkaras leben beinahe nur von der Bisonjagd, dem

Biber= und Otterfang; doch bauen sie in der Nähe ihrer Niederlassungen etwas Welschkorn, welches beinahe gar keiner Pflege bedarf, und von den Indiern, nachdem es aufgegangen und etwas behackt worden ist, sich selbst und der Sorgfalt der Natur überlassen wird. Die Arkansas, Osagen und Kansas ziehen zwar auch gegen den amerikanischen Auerochsen (Bison) in die westlichen Steppen, beschäftigen sich aber mehr mit der Jagd in den Waldungen, welche die in den Missisippi und Missonry strömenden Flüsse beschatten, und treiben einen bedeutenden Handel mit Bären= und Tannhirschdecken, welche von den Handelscompagnieen, oft mit einem Werth von einem spanischen Thaler für das Stück, an Waaren bezahlt werden. Da zur Jagd in den Wäldern das Feuergewehr von den Indiern dem Bogen vorgezogen wird, so sind beinahe alle Osagen und Kanzas damit bewaffnet; dagegen führen die blos in den Steppen lebenden Völker den letzteren mit großer Geschicklichkeit und Kraft. Auch fand ich fast gar keine Gewehre bei ihnen, indem sie sich der Kugel wenig oder gar nicht auf der Jagd des Auerochsen bedienen. Diese großen Säugethiere werden durch die Indier bekanntlich zu Pferde ereilt und im vollen Laufe mit Pfeilen erlegt, welche Jagd ein sprechendes Zeugniß von der großen Tapferkeit und Gewandtheit der Indier ablegt. Die Pahnis und Ponkaras sind als die besten Reiter und Jäger in dieser Hinsicht berühmt, wovon ich mich selbst zu überzeugen mehrere Male Gelegenheit fand.

Nachdem die Indier St. Louis geräumt hatten, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Stadt und die sie umgebende Gegend, welche Manches darbietet, was die Aufmerksamkeit des Naturforschers und Geographen verdient. Da ich gleich nach meiner Ankunft eine Menge Bekanntschaften angeknüpft hatte, so war auch ich so glücklich, durch die Höflichkeit der Bewohner von St. Louis und der benachbarten Niederlassungen beinahe alle Tage während meines Aufenthaltes zu neuen und interessanten Exkursionen aufgefordert zu werden, wobei mir häufig sogar das Vergnügen zu Theil wurde, mich in einer sehr angenehmen Begleitung, selbst in Gesellschaft geistreicher und höchst liebenswürdiger Damen zu befinden. Die Hauptstadt des Missoury=Staates darf sich mit Recht schmeicheln, seine vornehmeren Bewohner unter die gebildetsten der westlichen Staaten zu zählen, und es scheinen in Betreff des feinen anspruchslosen Tones die französischen Creolen und die eingewanderten Anglo=Amerikaner in jeder Gesellschaft wechselseitig mit einander wetteifern zu wollen. Die letzteren haben im Zirkel der lebenslustigen Creolen Vieles von ihrem steifen und trockenen Sinne der französischen Ungezwungenheit zum Opfer gebracht, und wenn gleich die Verschiedenheit mancher Sitte und der Sprache beide Nationen noch von einander unterscheidet, so haben sich dennoch dieselben sehr genähert, und werden täglich durch Freundschaft

und eheliche Verbindungen enger verbunden, so daß sich eine völlige Verschmelzung beinahe nicht bezweifeln läßt. Da sich die mehrsten französischen Creolen eine gewiße Fertigkeit in der englischen Sprache angeeignet haben, es aber den Anglo-Amerikanern schwerer fällt, das Französische zu erlernen, so wäre es vielleicht möglich, daß die englische Sprache in kürzerer Zeit, als man es glauben möchte, die Oberhand gewinnen könnte, besonders da selbst das gemeine Volk immer mehr die Nothwendigkeit fühlt, dieselbe zu erlernen. Die Majorität der Bevöl erung auf dem Lande sind schon Eingewanderte aus Indiana, Kentucky und Tennessée, welche seit geraumerer Zeit, wie ich schon früher anführte, sich an den westlichen Ufern des Missoury und Missisippi angebaut haben. Nur sparsam findet man einzelne von Franzosen bewohnte Häuser in der Nachbarschaft jener Maiereien, und der Creole ist genöthigt, englisch zu sprechen, um sich verständlich zu machen. In den größeren von Creolen bewohnten Ortschaften widmet sich ein ansehnlicher Theil der männlichen Jugend dem Dienste der Bootsknechte auf Fahrzeugen. Diese treten ebenfalls immer in Verhältnisse, in welchen die englische Sprache durchaus nothwendig ist, und ich fand daher sehr wenig Individuen dieser Klasse, welche nicht ebenfalls fertig englisch redeten. Hiezu kommen noch einige andere begünstigende Umstände, wie die Verhandlungen der Gerichtshöfe, die Handelsgeschäfte, welche großen Theils mit angloamerikanischen Häusern abgeschlossen werden, und viele in neuerer Zeit entstandene Schulen, in denen nur englisch gelehrt wird. — Sowie in der Louisiana und andern Ländern, in welchen die beibehaltene Sklaverei des afrikanischen Stammes oder wenigstens das Andenken an dieselbe fortwaltet, findet auch im Missoury-Staat jene Trennung zwischen den Weißen und Farbigen statt; doch erstreckt sich dieses Verhältniß mehr auf die höheren als auf die niedrigeren Klassen, und erreicht nicht jene lächerliche Höhe, wie in den südlichen Gegenden, wo selbst der armseligste Mensch ungemischten europäischen Blutes es als eine große Erniedrigung betrachten würde, mit dem reichsten Quarteronen an einem Tische zu essen. Auch reicht das Vorurtheil gegen Farbige nicht bis auf die reinen Indier, welche als freie Leute behandelt werden, und deren Häuptlinge sogar Beweise von Auszeichnung und Achtung fordern. Der freie Indier ist zu stolz auf seine Farbe und Freiheit, um eine Erniedrigung zu ertragen, und würde die geringste ihm bewiesene Geringschätzung blutig zu rächen suchen; daher erfordert schon die Klugheit der Europäer, wenigstens die selbstständigen und unverdorbenen Stämme nicht mit andern Farbigen zu verwechseln. Die Mestizen werden im Allgemeinen nicht sehr geachtet, woran übrigens weniger ihre Farbe als ihr Betragen schuld ist. Obgleich auch hier Ausnahmen stattfinden, so ist es im Allgemeinen doch nicht zu läugnen, daß viele dieser Mischlinge einen liederlichen Lebenswandel führen und dem Trunke unmäßig ergeben

sind. Hieran ist natürlich die verwahrloste Erziehung dieser Menschen-Klasse Schuld. Beinahe alle Personen, von welcher Farbe oder welchem Stande sie auch seyen, welche, durch Verhältnisse gebunden, sich bei den indischen Stämmen aufhalten oder häufig mit ihnen zusammentreffen, halten sich indische Dirnen und erzeugen mit ihnen Kinder. Da die indischen Mädchen nicht sehr spröde sind und wohl nicht leicht einem wohlgebildeten Manne einen Liebesdienst versagen, auch durch den Umgang mit den Handelsleuten und Jägern Gelegenheit finden, ihre Putzsucht zu befriedigen, so sind diese Weiber, bekanntlich Skwa genannt, sehr häufig. Viele kehren mit ihren Kindern zu ihren Stämmen zurück, und alsdann bleiben die letzteren, besonders wenn sie noch sehr jung sind, unter ihren Stammverwandten, nehmen deren Sitten an, und sind dann nur durch die lichtere Farbe und die oft auffallend europäischen Gesichtszüge verschieden. Andere Mestizen dagegen werden von ihren Vätern aufgezogen und theilen die Lebensart derselben, ohne daß viele dieser Kinder irgend einen Unterricht genießen. Oft werden sie, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, ihrem Schicksal überlassen, und müssen ihre Existenz auf eine kümmerliche Weise zu fristen suchen. Solche Individuen verdingen sich alsdann gewöhnlich als Bootsknechte oder Jäger in den Handelsfaktoreien, oder gehen selbst zu den verwandten indischen Stämmen, wo sie mit einem Anstrich europäischer Bildung eine nicht einmal vom rohesten Wilden gekannte Sittenlosigkeit verbinden, und sogar als eine Haupt-Ursache der Verderbniß der Letzteren betrachtet werden können. Die wenigen Mestizen, denen das Glück zu Theil wird, eine bessere Erziehung zu genießen, erlernen gewöhnlich die Sprachen der indischen Völker, und dienen als Dolmetscher bei den Regierungsbeamten oder in den Handels-Compagnieen, woselbst sie gerne gebraucht werden, weil diesem Menschenschlag der Vorzug nicht abgesprochen werden kann, daß sie gewöhnlich aufgeweckte Köpfe sind, die bei einigem guten Willen Vieles zu leisten vermögen. Sie sind meist gute Jäger, haben viele Ausdauer bei der Arbeit, und einen gesunden, dem bösen Einflusse des Climas trotzenden Körper, der selbst den größten Ausschweifungen Trotz bietet. Bei ihrem natürlichen Hange zur Trägheit, Liederlichkeit und Raufsucht aber müssen sie immer mit Strenge behandelt werden, und sind den Reisenden häufig zur Last.

Die Anzahl der weißen Bewohner bildet in St. Louis die Majorität gegen die der Farbigen, sowohl afrikanischen als amerikanischen Ursprunges. Während meines Aufenthaltes befanden sich daselbst schon eben so viele eingewanderte Familien, besonders Anglo-Amerikaner, als Creolen, und in kurzer Zeit werden sie völlig die Mehrheit ausmachen. Es leben viel mehr freie Farbige als Sklaven in St. Louis, und die letzteren nehmen immer mehr ab, da sehr viele Neger und Mulatten die Freiheit

erhalten; auch begünstigt das Clima von St. Louis, *) welches sich dem des gemäßigten Europa sehr nähert, die Arbeiten der Weißen, wodurch Sklaven immer unnöthiger werden, da der Taglohn lange nicht so kostspielig wie in den südlichen Staaten ist, und die Preise für den Ankauf der schwarzen Sklaven viel höher kommen, wie in Louisiana, Georgia und Florida. Diese wenigen Sklaven werden von ihren Herrschaften auf das glimpflichste behandelt, ich möchte sagen, viel besser, als manche freie Dienstboten in Europa. Viele sammeln sich ein Eigenthum, und die mehrsten unter diesen könnten sich loskaufen, wenn sie nicht die kaum fühlbare Unterthänigkeit einer Freiheit vorzögen, welche sie dennoch von Andern abhängig machen würde, da sie sich zu einem vielleicht beschwerlicheren Dienste verdingen müßten. Als sicherer Beweis hievon kann gelten, daß nur höchst selten ein Neger Marone wird, welcher Fall trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten sich in den andern Staaten desto häufiger ereignet. Die Neger in und um St. Louis sind ehrliche, gutherzige, ihrer Herrschaft gewöhnlich von ganzer Seele ergebene Leute, welche in den meisten Häusern wie Mitglieder der Familie betrachtet werden, und sich besonders durch eine unbegrenzte Liebe zu den Kindern ihrer Herren auszeichnen. Im Allgemeinen sind die Neger gehorsame, sanfte und nüchterne Menschen, und man würde ein falsches Urtheil fällen, wenn der Charakter einzelner in Europa herumstreifender Neger auf alle schwarzen Afrikaner angewendet würde. Nur die unerhörtesten Mißhandlungen konnten die Neger St. Domingos gegen ihre Herren in Aufstand bringen; dies bezeugen viele rechtlich denkenden Creolen, welche Zeugen dieser blutigen Catastrophe waren, und die edelsten Züge von Liebe und Selbstaufopferung für ihre Herren werden auch in dieser Schreckensperiode zum Ruhme der Neger und zur Ehre der Menschheit in der Geschichte einen Platz finden. So wurde Herr T. von einem jungen Negersklaven mit großer Gefahr gerettet, und an Bord eines Schiffes, welches nach einem Hafen der Vereinigten Staaten segelte, gebracht. Als das Fahrzeug den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, befand sich Herr T., welcher noch sehr jung war, in einer erbarmenswürdigen Lage und von allen Mitteln entblößt, da besonders noch mehrere Flüchtlinge, welche eben so arm wie er waren, die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch genommen hatten, und dadurch die Gaben sehr gering ausfielen. Plötzlich verschwand der Neger und erschien nicht wieder; doch nach Verlauf von mehreren Tagen erhielt der Gerettete einige hundert Thaler mit der kurzen Weisung, der Neger hätte sich als Sklave verkauft und die eingelöste Summe für seinen früheren Herrn bestimmt. Alle von Herrn T. angestellten Nachforschungen

*) Nördliche Breite von St. Louis = 38° 39′.

waren vergebens; der edle Afrikaner hatte die hochherzige That so geheim ausgeführt, daß sein Aufenthalt bis auf die heutige Stunde verborgen blieb.

St. Louis hat sich als der Hauptort des Missoury-Staates zu einer recht ansehnlichen Stadt emporgeschwungen. Breite Straßen, welche theilweise schon gepflastert sind, und recht hübsche Häuser, sowie eine in einem guten Styl neu erbaute katholische Kirche geben der Stadt ein gefälliges Ansehen. Zugleich ist der Ort belebt und mit vielen Waarenlagern und Magazinen für Kaufgüter versehen. Die in neuester Zeit erbauten Häuser, sowie die Kirche, sind von Backstein. Das Innere der letzteren enthält einige Oelgemälde, welche Herr Du Bourg aus Frankreich mitgebracht hat, sowie eine für St Louis recht bedeutende Bibliothek, welche in der bischöflichen Wohnung aufgestellt und mit dem diesem würdigen Manne eigenen Wohlwollen der öffentlichen Benutzung nicht entzogen war. Die Wohnung des Bischofs ist sehr eingeschränkt, da namentlich ein Theil des für Herrn Du Bourg bestimmten Raumes von demselben zum öffentlichen Schulunterricht abgetreten worden ist. Herr Du Bourg hat sich auch in dieser Hinsicht große Verdienste um den Missoury-Staat erworben, indem diese zur Bildung der Jugend so nothwendigen Institute durch seinen unermüdeten Eifer in's Leben getreten sind. Ausser diesen unter der Leitung der katholischen Geistlichkeit stehenden Schulen befinden sich in St. Louis übrigens auch noch mehrere Unterrichts-Anstalten, an deren Spitze Amerikaner und Engländer stehen. Früher war die katholische Kirche die dominirende, auch zählt sie noch eine Menge Anhänger, welche sich früher mit Recht schmeicheln konnten, in der Person ihres Bischofs unter Aufsicht eines sehr helldenkenden Kirchenoberhauptes zu stehen, welches ein großer Vortheil für eine Religionspartei in einem Lande seyn muß, in welchem der Staat sich in keine Kirchenangelegenheiten mengt und die Verschiedenheit der Glaubensmeinungen und der religiösen Sekten so mannichfaltig ist, wie in den Vereinigten Staaten. Nach den Katholiken bilden die Methodisten und Presbyterianer die Hauptzahl der Einwohner, nur Wenige gehören der englischen, lutherischen oder reformirten Kirche an. Quäker gibt es beinahe gar keine, und die übrigen Sekten verdienen kaum einer Erwähnung. Zum Lobe dieser religiösen Parteien muß ich anerkennen, daß alle durch wechselseitige Duldsamkeit verbunden, ihre Meinungen im Stillen hegen, und die Verschiedenheit des Glaubens zu keinen Streitigkeiten Anlaß gibt, da sich selbst die katholischen Creolen mit den andern Sekten gegen die Irländer verbinden, wenn diese aus angeborenem Hange zur Unordnung und Unverträglichkeit den Fanatismus zum Vorwand ungesetzlicher Handlungen machen.

Den ersten freien Augenblick benützte ich, jene merkwürdigen Tumuli zu besuchen, deren Entstehung längst verflossenen Jahrhunderten und einem

mächtigen Volke angehört, welches, längst vom Schauplatz verschwunden, auch nicht die leiseste historische Spur zurückgelassen hat. Sie befinden sich bekanntlich in der Nähe von St. Louis nördlich von der Stadt in einiger Entfernung vom Mississippi. Diese großen Monumente altamerikanischer Baukunst, *) deren eigentliche Bestimmung noch nicht völlig ergründet ist, scheinen mit jenen weitläufigen, allgemein für Werke indischer Befestigungskunst angesprochenen Erdaufwürfen, welche dem mittleren Nordamerika eigenthümlich sind, dasselbe Zeitalter zu theilen. Ich bemerkte mehrere dieser Hügel, deren Höhe über 50 Fuß bei einem verhältnißmäßig großen Umfang betragen, und welche höchst wahrscheinlich früher noch höher gewesen seyn mögen, wenn nicht absichtlich ihr Gipfel in Form eines Plateaus abgestumpft gelassen wurde. Diese Hügel bilden eine Art Kegel mit ovaler Grundfläche, doch erkannte ich deutlich an gewissen noch bemerkbaren eckigen Vorsprüngen, welche jedoch durch die Zeit mit einer Lage von Erde bedeckt und abgerundet worden sind, daß diese kegelförmigen Tumuli früher eine pyramidenartige Figur bilden mochten. Die ganzen Hügel sind aus einer festen thonigen Masse aufgerichtet, die eine große Festigkeit durch die Länge der Zeit erreichen mußte. Diese Thon-Pyramiden haben sich nach und nach mit Schichten von Dammerde bekleidet, und sind mit einzelnen Bäumen, Sträuchern und krautartigen Pflanzen bewachsen. Die Stämme der Holzarten äussern aber keinen üppigen Wuchs, welches daher rühren mag, weil ihre Wurzeln die harte Thonmasse, aus welcher der Kern der Hügel geformt ist, nicht durchdringen können, und die fruchtbare sie bedeckende Erdrinde noch nicht tief genug ist, um den Bäumen die gehörige Nahrung zu gewähren. Um einen sicheren Aufschluß über die innere Beschaffenheit dieser indischen Denkmäler zu erhalten, müßten dieselben in der Mitte durchschnitten werden und der Grund wenigstens in einer dem Niveau der angrenzenden Fläche gleichen Tiefe untersucht werden, welches ein sehr kostspieliges Unternehmen wäre, dessen ganzes Resultat vielleicht nur in Auffindung von Knochen und Geräthschaften bestehen würde. Untersuchungen dieser Art müßten wohl die Frage entscheiden, ob wirklich diese Tumuli Begräbnißstätten der Indier sind, und ob diese großen Denkmale den Manen einzelner Häuptlinge oder vieler z. B. in einer Schlacht gefallener Krieger gewidmet waren? Noch heute ist den indischen Völkern der Gebrauch nicht fremd, die Leichen solcher Personen, welche bei ihnen in hohem Ansehen standen, mit einem Haufen von Steinen oder anderen der Verwesung

*) Es sind mehrere zwanzig an der Zahl, welche von Major Long im Jahre 1819 genau gemessen worden sind. Siehe: Account of an Expedition from Pittsburgh tho the Rocky Mountains pret. in the years 1819 and 1820 etc. Philadelphia 1823. Vol. I. pag. 59. not. *

lange widerstehenden Gegenständen, wie Knochen, Hörner, Geweihe u. s. w., zu bedecken. Diese Hügel, deren ich auf meiner zweiten Reise viele in der Nähe der Rocky Mountains sah, erreichen aber weder eine sehr große Höhe, noch haben sie einen bedeutenden Umfang. Die Gewohnheit vorüberziehender Indier, die Haufen durch Zuwerfen ähnlicher Materialien zu vergrößern, ist eine aus religiösem Aberglauben beobachtete Sitte, und kann auch nur sehr wenig hiezu beitragen. Ueberhaupt sind die indischen Todtenhügel der neuern Zeit in keiner Art mit jenen Denkmälern zu vergleichen, welche bei St. Louis zu sehen sind, da schon die Masse, aus der sie geformt sind, ganz verschieden ist. Die jetzt noch hin und wieder bei einzelnen nordamerikanischen Stämmen stattfindende Sitte, welche so lebhaft an die Gebräuche mehrerer sowohl dem Alterthum als der neuern Zeit angehörenden Völker erinnert, den Tod großer Häuptlinge durch blutige Menschenopfer, ja selbst durch Opferung der Frauen des Verstorbenen, welche sich wie bei den Hindus freiwillig dem Tode übergeben, zu ehren, bewährt freilich die großen Opfer, welche die Indier an dem Grabe ihrer Oberhäupter und Freunde darzubringen fähig sind, und es würde auch ein möglicher Fall gewesen seyn, daß die früheren Nationen eine langwierige und beschwerliche Handarbeit, welche bekanntlich den rothen Urvölkern Amerika's zuwider ist, als einen Beweis der Dankbarkeit gegen den Verstorbenen betrachten konnten, wodurch auch zugleich der Zweck erreicht wurde, das ihnen theure Andenken desselben zu erhalten. Der Gebrauch, den Verstorbenen mit allem demjenigen zu versehen, was er im Leben brauchte, oder welches seine Sinnlichkeit reizte, liegt in dem Glauben der Indier, daß sie sich nach ihrem Tode derjenigen Sachen, mit denen sie begraben werden, auf der langen Reise in ein von ihnen nach demselben eingenommenes fernes Land bedienen müßten. Daher werden jedem Indier Waffen, Kleider und selbst Lebensmittel in das Grab beigelegt. Oft wird sein bestes Pferd getödtet, *) und, wie ich vorhin schon äusserte, findet sogar manchmal das, inzwischen seltene Beispiel statt, daß die Wittwen ihrem Manne ebenfalls auf dieser Reise Gesellschaft leisten wollen. In jedem Falle hatten die großen künstlichen Erdhaufen eine religiöse Bestimmung, es sey nun, welche es wolle, und ist die Fläche auf ihrem Gipfel künstlich, so ist es auch sehr leicht möglich, daß sie, wie die in Mexiko vorgefundenen pyramidenförmigen Denkmäler der Azteken, **) den religiösen Uebungen und Opfern der Priester geweiht waren, und Tempel oder Opfersteine sich auf denselben befanden, welcher Meinung auch die gelehrten Gefährten des Major Long zu seyn scheinen.

*) Aehnliche Gebräuche finden nach Azara auch unter den Völkern Süd-Amerika's, namentlich den Charruas, statt.

**) Zu Cholula, Papantla und San Juan de Teotihuacan.

Die Stalaktiten-Höhlen unweit St. Louis, auf welche ich mich schon früher berufen habe, besuchte ich in Gesellschaft einiger der angesehensten Familien der Stadt. Diese Höhlen liegen westlich eine halbe Stunde von derselben entfernt in einer flachen Gegend, welche mit niedern, nicht sehr dicht zusammenstehenden Haselnußsträuchen bewachsen ist, und deren übrige Vegetation, welche aus Gräsern und niedrigen krautartigen Pflanzen besteht, einen Uebergang zu den entfernter liegenden Savanen zu bilden scheint. Der Eingang in die größte dieser Höhlen ist sehr enge, und wir konnten nur mit Mühe hineinkriechen, welches bei der glatten und feuchten Thonerde, die den Boden der Höhle bedeckte, ein schwieriges Unternehmen für die uns begleitenden Damen war. Die Höhle bildet in der Nähe des Einganges einen ziemlich weiten Raum, dessen Wölbung durch die vielen aus Tropfstein gebildeten Säulen, welche zum Theil bis an den Boden reichen, einen schönen Anblick gewährt. Uebrigens fand ich bei genauerer Untersuchung nichts Merkwürdiges in dieser Höhle, welche eine ziemlich große Tiefe haben mag, deren Inneres aber ohne Hülfe des Brecheisens nicht betreten werden kann; wir mußten uns daher mit der Besichtigung des vordersten Raumes begnügen, welcher weder Spuren vorweltlicher Schaalthiere in dem Kalksteine, noch versteinerter Knochen in der Thonerde bei einiger Nachgrabung bemerken ließ. Die Temperatur der Höhle war sehr kalt gegen die der äusseren atmosphärischen Luft, und der Thermometer fiel von + 19° auf + 13°,5 Reaumur, auch war der Boden durch das von der Höhe tropfende Wasser so feucht, daß wir bei jedem Schritte bis über die Knöchel in demselben versanken. Obgleich diese Höhle meine Erwartungen täuschte, welche durch eine übertriebene Beschreibung ihrer Größe und Schönheit sehr gesteigert waren, so wurde ich dennoch auf eine andere Art als Fremder, dem alles Neue, selbst das an sich Geringfügigste auffallen mußte, entschädigt. Die Gesellschaft, mit welcher ich die Höhle besuchte, hatte nämlich ihre Negersklaven, um zu leuchten, mitgenommen. Diese kohlschwarzen Gestalten mit brennenden Fackeln in der Hand mußten nun freilich gegen die übrigen, zum Theil sehr elegant gekleideten Personen einen sonderbaren Abstand bilden, der sogar denen nicht entging, welche von jeher an den Anblick der Neger gewöhnt waren, und bei den mehresten Damen durch ein kaum zu unterdrückendes Gefühl von Zaghaftigkeit, bei den Herren aber durch ein lautausbrechendes Gelächter sich ausdrückte. Die Afrikaner mischten ihr grinsendes Lächeln, welches die Gesichtszüge derselben noch mehr verunstaltete, auch dazu, wodurch die Gruppe noch mehr an Sonderbarkeit gewann.

Den 6. Mai, als ich mich auf einem Landgute des Herrn P. Chouteau befand, stellte sich ein heftiges Gewitter mit einem sehr starken Hagel ein. Die aus der Luft fallenden Schlossen wogen theilweise mehrere Loth, und bedeckten an mehreren Orten die Erde einige Zoll hoch.

Diesem Gewitter folgten während meines ferneren Aufenthaltes in St. Louis beinahe alle Tage mehrere, ohne die schon sehr drückende Wärme zu mildern. Auf meinen Streifzügen wurde ich regelmäßig völlig durchnäßt, welches wegen der auffallenden Kälte der Regengüsse und der darauf folgenden stechenden Sonnenhitze meine Gesundheit gefährden mußte. Desto reichlicher wurde ich aber durch die Mannichfaltigkeit entschädigt, mit welchen sich meine Sammlungen von Tag zu Tag vermehrten. Die Gegend von St. Louis ist auch zu diesem Zweck völlig geeignet, indem der theils bergige, theils ebene, mit Savanen und Wäldern bedeckte Boden eine Menge Thiere und Pflanzen, welche diese verschiedenen Standpunkte vorzugsweise lieben, ernährt.

Den 10. Mai war das von der Missoury-Compagnie ausgerüstete Fahrzeug beladen und in den gehörigen Stand gesetzt, um die Reise bis nach der Faktorei unweit der Council bloffs zu unternehmen. Die benöthigte Mannschaft, meist Canadier oder Creolen von Cahokia, hatten sich um ihren Patron versammelt und waren von den Unternehmern neu bekleidet und bewaffnet worden; alle meine Vorräthe waren an Bord, und eine Abtheilung des Raumes unweit des Steuerruders, so gut wie möglich, wasserdicht bedeckt und zu meiner Bequemlichkeit eingerichtet. Ich ließ alle meine Sachen, sowie mein Feldbett, noch denselben Morgen auf das Fahrzeug bringen, und beauftragte meinen Jäger, mit demselben nach St. Charles, einer kleinen Stadt am Missoury unweit der Mündung desselben in den Missisippi, zu fahren und meine Ankunft daselbst abzuwarten, indem mein Plan dahin ging, über Fleurissant nach der Pflanzung des Herrn Auguste Chouteau zu reisen, um daselbst die Bekanntschaft dieses würdigen Greises zu machen. In St. Louis hatte ich einen Creolen, Namens Louis Caillou, in meine Dienste aufgenommen; dieser machte sich anheischig, mich bis an den Kanzas zu begleiten, und versprach, mir, falls ich es wünschen sollte, daselbst einen andern Begleiter zu verschaffen. Caillou war der Gegend sehr kundig, ein vorzüglich guter Schiffer, mit allen gefährlichen Stellen des Missoury vertraut, und zugleich ein recht guter Jäger und Schütze, welcher Umstand für mich besonders wichtig war. Ausserdem sollte ein zwar sehr bejahrter, aber dennoch brauchbarer Canadier, Baptiste de Rouain, ebenfalls mir zu Gebote stehen und mich bis Fort Atkinson begleiten. Die Herren der Handelsgesellschaft bewiesen mir vieles Vertrauen und baten mich, eine Art von Aufsicht über die Expedition zu führen, und gaben aus diesem Grunde keinen Commis mit auf das Fahrzeug; sie waren zugleich so gütig, auch die Mannschaft, falls ich ihrer besonders benöthigt seyn sollte, völlig zu meiner Disposition zu stellen. Die Gesellschaft bot überhaupt mit der äussersten Uneigennützigkeit alles nur Erdenkliche auf, mir bei meinem Unternehmen hülfreiche Hand zu leisten.

Erst am Morgen vom 12. Mai um 10 Uhr konnte ich St. Louis verlassen. Die Ursache hievon lag darin, daß ich durchaus zu Pferde nach St. Charles zu reisen gewünscht hatte; nachdem ich mir aber mehrere Tage lang vergeblich alle Mühe gegeben hatte, Reitpferde aufzutreiben, mußte ich mich entschließen, einen kleinen zweiräderigen Karren, als das einzige Fuhrwerk, mit welchem man es wagen konnte, durch die äusserst schlechten Wege zu fahren, zu besteigen. Alle Pferde, welche man mir zum Reiten angeboten hatte, waren sämmtlich zu diesem Zwecke völlig untauglich; denn da sie entweder zu schwach, oder lahm, oder blind waren, so hätte ich mich kaum getrauen wollen, eine halbe Stunde Weges mit ihnen zurückzulegen, noch viel weniger aber auf grundlosem Boden, in dichten Wäldern oder auf hohen felsigen Bergen und bei einer drückenden Hitze mir einen Weg zu bahnen. Mein einspänniger unbedeckter Karren bot aber ebenfalls weder Bequemlichkeit dar, noch gewährte er die Hoffnung, unverletzt den Ort der Bestimmung zu erreichen. Der Weg nach St. Charles führt Anfangs, wenn man die letzten Häuser der Stadt hinter sich gelassen hat, zwei englische Meilen über Hügel, welche mit dichtem Gesträuche von Haseln, Eichen, Wallnuß und Sumach bewachsen sind. Nachher tritt man in die Savanen, und muß durch diese eine Strecke von sechs bis sieben Meilen zurücklegen; diese Steppen sind übrigens kein reiner Grasboden, sondern ernähren noch eine Menge hoher Kräuter und niedriger Holzarten, der Boden scheint fruchtbar zu seyn, und würde leicht zum Anbau tauglich gemacht werden können. Der Weg war noch ziemlich erträglich geblieben, die immer aufeinander folgenden heftigen Gewitterregen aber hatten keinen trockenen Faden an meinen Kleidern gelassen; diese trockneten jedoch bald in der glühenden Sonnenhitze, welche in den Zwischenräumen dieser Unwetter folgte, und meine sehr leichte Bekleidung kam mir diesmal hiebei trefflich zu statten. Auf die Savane folgte wieder eine mit einzelnen Eichen bewachsene bergige Gegend, deren Unterholz aus Haselnußsträuchen bestand, und mich an die Waldung des südlichen Deutschlands erinnerte. Bekanntlich werden in der trockenen Jahrszeit diese lichten Hölzer zur Verbesserung der Viehweide angezündet; da das Feuer aber äusserst schnell läuft, so verderben die Wurzeln der Sträucher nicht, indem der Boden durch die laufende Flamme nicht sehr erhitzt wird, auch schlagen sie alle Frühjahre neue Sprossen, welche bis zum Herbst mehrere Schuh Höhe erreichen. In dem kleinen Dorfe Fleurissant befindet sich ein Nonnenkloster, dessen Frauen sich mit der Erziehung der Jugend beschäftigen. Der Weg wird hier ausserordentlich schlecht, und in den tiefen Stellen, besonders in Hohlwegen, sinken die Pferde nach gefallenem Regen bis über die Kniee in einen schwarzen Koth, und mein Fuhrmann, dessen Geschicklichkeit im Umwerfen erprobt zu seyn schien, setzte mich in die Nothwendigkeit, öfters mitten in den abscheulichsten Wegen aus dem

Wagen zu springen, um beim Umwerfen nicht den Hals zu brechen. Die Besitzung vom Herrn A. Chouteau liegt einige Meilen vom Wege abwärts, und ich mußte eine Stunde von Fleurissant einen Wegweiser nehmen, der mir die gewisse Versicherung gab, mich auf dem nächsten von ihm wohl bekannten Pfade an das Ziel meiner Tagreise zu führen. Ich machte mich zu Fuß durch dichte Wälder mit diesem Begleiter auf den Weg, und nachdem ich mich mehrere Stunden bergauf, bergab durch das Holz gedrängt hatte, erreichte ich eine einzelne Hütte, deren Bewohner mich mit der angenehmen Versicherung überraschten, der Creole wäre so völlig irre gegangen, daß wir uns weiter von der Wohnung des Herrn Chouteau befänden, als von dem Orte, wo ich mein Fuhrwerk seinem Schicksal überlassen hatte. Einem neuen Wegweiser mich anvertrauend, mußte ich noch über vier Stunden lang einen sehr rauhen Weg verfolgen, und langte erst mit Anbruch der Nacht äusserst ermüdet bei Herrn Chouteau an; doch vergaß ich bald die Beschwerden des Tages bei der herzlichen und höchst liebevollen Aufnahme des freundlichen Wirthes, eines munteren drei und siebzigjährigen Greises.

Schon am grauen Morgen des folgenden Tages ging ich in Begleitung eines Mulatten in den nahe gelegenen Wald auf die Jagd. Wir drangen durch eine bergige Wildniß und setzten über ein Waldwasser, welches wegen des vielen und heftig gefallenen Regens sehr stark angeschwollen war. Da wir bald auf wilde Welschhühner stießen, so konnte ich mich trotz der wiederholten Warnung meines Begleiters nicht enthalten, diese durch das Gesträuch, welches ein wildes und dichtes Unterholz bildete, zu verfolgen. Ich war so glücklich, mehrere derselben zu erlegen, gerieth aber bei dieser Gelegenheit so tief in die Wildniß, daß es mir, sowie dem Mulatten, bei dem mit dichten Wolken bedeckten Himmel sehr schwer wurde, einen gangbaren Fußpfad aufzufinden. Wir mußten uns mit großer Anstrengung an mehreren jähen Abhängen, nur mit Mühe uns an den Sträuchen haltend, herunterlassen, welches wegen des sehr schlüpferigen und steinigen Bodens äusserst gefährlich war, und gelangten erst gegen Mittag an eine Fuhrt, in welcher mein Begleiter das Wasser für seicht genug hielt, um durchzuwaten. In dieser Hoffnung fanden wir uns aber getäuscht, denn auch an dieser Stelle war der kleine Fluß über mannstief und so äusserst reißend, daß es unmöglich gewesen wäre, unsere Waffen trocken hindurch zu bringen. Nach langem Hin- und Hersuchen entdeckten wir einen abgestorbenen Nußbaum, welcher über das Wasser hing. Mit großer Geschicklichkeit kroch der Mulatte hinüber und brachte die Gewehre in Sicherheit. Als ich über die Hälfte des Stammes gekrochen war, kam mein Begleiter mir entgegen, um mir den beschwerlichen Gang zu erleichtern; die natürliche Brücke war aber nicht gemacht, die Last zweier Menschen zu tragen, und brach aus einander

Wir stürzten beide in's Wasser, und ich wäre unfehlbar ertrunken, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, noch zu rechter Zeit die in das Wasser ragenden Wurzeln eines Baumes aufzufassen, und mich an denselben so lange festzuhalten, bis der Mulatte, welcher ein guter Schwimmer war, sich gerettet hatte und mir zu Hülfe kommen konnte. Nach diesem Bade begleitete mich auf dem Rückwege ein sehr kalter und heftiger Regen, und triefend durchnäßt traf ich erst Nachmittags bei Herrn Chouteau ein, wo man um meinetwillen sehr in Sorgen zu seyn schien. Trotz den erlittenen Unglücksfällen war ich so glücklich gewesen, diesen Tag meine Sammlungen reichlich zu vermehren, und hatte ausser einigen seltenen Vögeln ein großes Murmelthier geschossen, welches von den Creolen wegen seiner pfeifenden Stimme sifleur genannt wird, sich in Erdlöchern aufhält, sehr gut auf Bäume klettert, und bis auf die Größe, welche oft die eines europäischen Hasen übertrifft, mit dem Arctomys Empetra Schreber's übereinkommt. Dieses Thier findet sich am Missoury sehr häufig vor, ist lang behaart, der Kopf an der Stirne äusserst flach, die Vorderfüße kurz, zwar fünfzehig, aber nur mit vier langen und krummen Nägeln versehen, indem die fünfte Zehe bloß als Ansatz vorhanden und stumpf abgeschnitten erscheint. Der Schwanz ist kurz und sehr lang behaart, die Farbe des Thieres auf dem Rücken grau, an den Seiten aber rostbraun.

Ich befand mich sehr unwohl und fühlte alle Symptome eines heftigen rheumatischen Fiebers. Trotz eines starken Schweißes bemerkte ich keine Besserung, hatte eine schlaflose und sehr unruhige Nacht, und konnte ungeachtet aller Anstrengung am andern Morgen nicht aufstehen. Mein gütiger Wirth, sowie seine Frau, gaben sich alle ersinnliche Mühe, mir zu helfen und mich aufzumuntern, und Herr Chouteau verkürzte mir die Zeit durch die Mittheilung vieler höchst interessanten Bemerkungen über die Indier am hohen Missoury, welche er selbst auf seinen Reisen gesammelt hatte, und die sämmtlich das Gepräge der treuesten Wahrheit trugen. Es ist sehr zu bedauern, daß Herr Chouteau nie dazu zu bewegen war, seine vielen bei den Urvölkern gesammelten Erfahrungen öffentlich bekannt zu machen, eine Bescheidenheit, welche ich bei den vielen Kenntnissen und der feinen Bildung des Herrn Chouteau beinahe übertrieben fand. Ueberhaupt verdienen meiner Meinung nach die Berichte aller Reisenden, selbst unbedeutender Personen, welche über den nordwestlichen Theil des amerikanischen Festlandes handeln, eine ganz besondere Aufmerksamkeit, die namentlich zu einer Zeit sehr zu statten kommen würden, in welcher ernstlichere Anstalten zur Bevölkerung jenes Landes, welches zwischen dem Missoury und dem von Mac Kenzie gesehenen Meere gelegen ist, getroffen werden sollten. Das sonst herrschende Vorurtheil, daß das Klima Amerika's vom 50° Grad nördlicher

Breite aufwärts unbewohnbar sey, und wegen der ewig herrschenden Kälte und der langen Winter eine für Europäer unzugängliche Gegend bilde, ist schon von den Engländern mit allem Rechte und mit gutem Erfolge aufgegeben worden. Daß aber der hohe Missoury vom 47° Grade nördlicher Breite bis zu den von den schwarzfüßigen Indiern und Assiniboinen*) bewohnten Bergen und Hochebenen wegen der hohen Lage der Gegend ein sehr kaltes Land sey, ist keinem Zweifel unterworfen, und jene mit Savanen bedeckten Hochebenen zwischen den nördlichen und westlichen Bergketten, welche vom Missoury, Yellow stone und Eau qui courre (Running water river) ununterbrochen stattfinden, müssen, dem reißenden Falle des Missoury nach zu schließen, mehrere tausend Fuß über die Fläche des Meeres von Mexiko erhaben seyn; die Länder aber zwischen den nördlichen Bergen und dem Meere des Mac Kenzie, welche der englischen Nordwestcompagnie angehören, liegen viel niedriger, auch sind sie nichts weniger als unfruchtbar oder so kalt, wie es einigen Geographen, die aus unsichern Quellen schöpften, gefällig war, zu behaupten, und die von mehreren solchen Schriftstellern aufgestellte Meinung, daß ewiges Eis vom 48° der Breite nördlich die Fluren Nordamerika's bedecke, beruht auf Irrthümern, welche jetzt keine Berichtigung mehr verdienen. Nach den sehr sichern Beobachtungen, welche Lewis und Clarke mit großer Pünktlichkeit angestellt haben, ist das Clima der westlichen Küste Amerika's sehr gemäßigt und nicht kälter als Europa unter gleichen Breiten. Daß aber das östliche Amerika vom 30° nördlicher Breite aufwärts kälter als Europa und Nordafrika unter gleichen Breiten ist, erleidet keinen Zweifel. Alle mit dichten Wäldern bedeckten Länder, die von einer feuchten Atmosphäre eingehüllt werden, sind im Winter kalt und im Sommer heiß, und daß das östliche Amerika diesem Verhältnisse unterworfen ist, beweisen alle Versuche mit dem Hygrometer, sowie der häufig fallende Regen. Wie viel zur Erwärmung der Atmosphäre die Ausrottung der Wälder und Urbarmachung des Bodens beitragen, beweisen Gallien und Deutschland, welche Länder einst die Thiere des hohen Nordens hegten; beweisen uns die kalten Winter Nordasiens unter gleicher geographischer Lage mit Deutschland; ferner daß in frühesten Zeiten die Thäler Griechenlands von Schneemassen starrten, die heute kaum daselbst die Gipfel hoher Berge bedecken; und selbst näher an unser gemäßigt zu nennendes Vaterland angrenzende Staaten, wie Rußland in seinen unbevölkerten Gouvernements, sowie das mit dichten Wäldern

*) Die schwarzfüßigen Indier (Pieds noirs) und Assiniboinen, welche letztere eine der großen Docatha oder Sioux-Horden bilden, streifen zwischen dem 47° bis 55° nördlicher Breite und 105° bis 125° westlicher Länge von London umher, in welchen Gegenden ich im Jahre 1830 beiden Völkerschaften begegnete.

theilweise bedeckte Polen, sind ja noch mit äusserst strengen Wintern heimgesucht. Welch ein Unterschied des Climas herrscht nicht z. B. zwischen Moskau und Berlin! Und dennoch trotz allen diesen Zusammenstellungen konnte ich mir nicht die oft plötzliche Erkältung der Luft in Florida oder in der Louisiana während der Wintermonate erklären, da nicht allein der in Nordamerika Alles durchkältende Nordwestwind, sondern selbst die kalten Ostwinde den Wärmestoff auffallend verminderten. In keiner analogen nördlichen oder südlichen Breite unsrer Erde finden so heftige Fröste statt, wie in dem südlichen Theile der Vereinigten Staaten. Ich sah zu Neu-Orleans den Thermometer von Reaumur im Monat Januar unter — 6° fallen; in Pansacola fiel er dasselbe Jahr auf — 4°,5, und zu St. Agostin in Ostflorida ist Eis eine gewöhnliche Erscheinung. Die südliche Hemisphäre unseres Planeten ist bekanntlich im Verhältniß kälter als die nördliche, und dennoch sind in Buenos-Ayres und der Capstadt, welche um mehrere Grade entfernter vom Aequator liegen, solche Beispiele unbekannt. Zwischen Neu-Orleans und Kairo aber, welche beinahe unter derselben Breite sich befinden, findet nicht einmal ein Vergleich während der Wintermonate, den niedrigsten Thermometerstand betreffend, statt.

Mittags vom 14. kam Caillou, den ich in St. Louis als Reisebegleiter angenommen hatte, mit der Nachricht, daß das Boot St. Charles glücklich erreicht habe. Ich mußte daher sogleich Anstalten treffen, um dahin zu gelangen, und trotz meines heftigen Fiebers die Wohnung meines freundlichen Wirthes verlassen. Reiten konnte ich nicht, es wurde daher ein vierräderiger Holzwagen mit zwei Pferden bespannt, und so bequem wie möglich für mich eingerichtet. In Begleitung der jüngeren Söhne des Herrn Chouteau machte ich mich auf den Weg, und fuhr auf einem schlechten Waldpfad und über Berge nach dem Ufer des Missoury, welches St. Charles gegenüber liegt. Der Weg führte an jenes Waldwasser, in welchem ich zu ertrinken Gefahr gelaufen hatte; doch war die Stelle, an welcher wir durchfuhren, nicht viel über drei Fuß tief, und der Wagen kam glücklich hinüber. Aus Vorsicht hatten meine Begleiter Aexte und Sägen mitgenommen, welche Werkzeuge auch alle Augenblicke angewendet werden mußten, um die vielen Hindernisse im Walde wegzuräumen. Dieser bestand aus Platanen, Nuß- und Firnißbäumen, weißen und rothen Eichen, Pappeln, Linden und Schwarzbuchen, einer rankenden Bignonie, der Annona triloba, dem Menispermum canadense, einer Tecoma, mehreren Smilax-Arten nebst vielen andern Waldhölzern oder Schlingpflanzen von üppigstem Wuchs. Häufig fand ich die Spuren von Tannhirschen, welche in dieser Gegend noch zahlreich seyn müssen; auch sah ich viele Welschhühner, die zum Theil auf die höchsten Bäume stiegen und dann unbeweglich sitzen blieben. Nach zwei Stunden gelangte ich an das Ufer

des Missoury. Der Himmel war sehr bedeckt, wobei es in einem fort stürmte und regnete. Der erste Anblick des Missoury gewährte mir ein prachtvolles und unvergeßliches Schauspiel, das dadurch noch erhöht wurde, daß ich denselben bei sehr hohem Wasserstande und aufgeregtem Wetter zu sehen Gelegenheit hatte, wodurch die ohnehin wilde Gegend noch ausdrucksvoller erschien. In der Wohnung eines alten drei und achtzigjährigen Canadiers, Herrn Chauvin, an welchen ich durch Herrn Chouteau empfohlen war, fand ich für die Nacht eine freundliche Aufnahme, deren ich sehr benöthigt war, da mein Fieber immer heftiger zu werden drohte.

Den 15. früh 5 Uhr verließen wir Chauvin Ferry, wo ich die Nacht zugebracht hatte. An diesem Platz befindet sich eine Fähre, auf welcher Menschen und Fuhrwerke nach St. Charles übergesetzt werden können. Diese Ueberfahrt ist nicht immer ohne Gefahr, da die reißende Strömung des Missoury in der Nähe seiner Mündung das Uebersetzen auf flachen Fahrzeugen sehr erschwert. Die ganze Nacht hindurch hatte es ausserordentlich stark gestürmt und geregnet, des Morgens legte sich aber der Sturm und verwandelte sich in einen schwachen Süd-West-Wind. Ich mußte mich in dem mir eingeräumten Schiffsraum in's Bett bringen lassen, und fühlte mich so krank, daß ich selbst an meinem Aufkommen zweifelte. Dieser Zustand hinderte mich mehrere Tage lang, irgend eine Beobachtung anzustellen, welche, besonders wenn sie die Schnelligkeit der Strömung des Missoury betroffen hätte, in dieser Gegend für mich von Wichtigkeit gewesen wäre. Das Land an beiden Ufern des Stromes in einiger Entfernung von St. Charles ist niedrig und mit besonders hohen Pappeln und Platanen bedeckt. Die Linden, welche weiter stromaufwärts sehr häufig vorkommen, sind dagegen noch etwas seltener. Der Missoury hatte die flachen Waldgebiete so völlig überschwemmt, daß es kaum möglich war, einen Fuß an's Land zu setzen, welcher Umstand unsere Fahrt sehr erschwerte, da vermittelst der Ruder das Boot nur sehr langsam stromaufwärts vorrückte, und es nicht thunlich war, die Leute an das Land auszusetzen, um dasselbe zu ziehen. In der Nacht auf den 16. wüthete ein furchtbares Gewitter, zu welchem sich ein äusserst heftiger Platzregen gesellte, welcher den innern Raum des Fahrzeuges überschemmte, da die Fugen der Bedeckung desselben nachgelassen hatten und dem Wasser freien Eintritt gestatteten. Ich wurde in meinem Lager trotz aller angewandten Vorsicht so durchnäßt, wie wenn ich die Nacht unter freiem Himmel zugebracht hätte. Als es Tag wurde, erhob sich der Wind so stark aus Süd-West, daß wir bis zum Abend liegen bleiben mußten. Durch die erlittene Erkältung nahm mein Fieber so heftig zu, daß ich von Zeit zu Zeit unter den ärgsten Kopfschmerzen die Besinnung verlor, und zwischen diesen Paroxismen durch den qualvollsten Durst beinahe

verschmachten mußte, indem der Genuß des schlammigen und thongeschwängerten Missoury-Wassers heftige Magenkrämpfe und Erbrechen erregte, welches meinen Zustand noch mehr verschlimmerte. Meine Begleiter reichten mir Dekokte von den frischen Wurzeln des Sassafras und der Sassaparille, welche in diesem Himmelsstrich bei rheumatisch-gastrischen Fiebern ausgezeichnet gute Dienste zu leisten scheinen. Endlich gegen 4 Uhr Nachmittags legte sich der Wind ein wenig und gestattete uns, an die Fortsetzung unserer Reise zu denken. Der Fluß ist hier voller Untiefen, auch faßte das Boot dreimal Grund, doch zum Glücke ohne großen Schaden zu nehmen oder einen langen Aufenthalt zu verursachen. Schon nachdem wir zwei englische Meilen zurückgelegt hatten, überfiel uns die Nacht, und es wurde Halt gemacht. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, auch war es kühler geworden, wodurch das Ungeziefer, welches mehrere Tage hindurch ganz unausstehlich gewesen war, ein wenig nachließ. Da der Morgen vom 17. hell war, und sich keine Spur von Nebel, welcher selbst im Monat Mai im südlichen Theil des Missoury-Staates nicht selten ist, bemerken ließ, so setzten wir uns schon um drei Uhr mit anbrechender Morgenröthe in Bewegung. Das sehr roth gefärbte Licht, mit welchem die Sonne aufging, ließ einen starken Wind vermuthen, welcher auch bald aus Süd-Ost zu wehen anfing und das auf dem Boot befindliche Segel zu spannen gestattete. Die Segel, deren man sich auf den Booten bedient, welche zur Schifffahrt auf den Flüssen und Seen in den Vereinigten Staaten bestimmt sind, sind viel zu einfach und ungeschickt, um eine schnelle Fahrt zu gestatten; auch kann man sich ihrer nur dann bedienen, wenn der Wind voll und im Rücken des Fahrzeuges weht. Die Boote selbst sind zu schwerfällig gebaut, und bei den großen Gefahren, welchen die Schifffahrt auf unsichern Revieren unterworfen ist, nur für die Sicherheit berechnet, weßhalb keine hohen Segel angebracht werden können. Trotz dieser mangelhaften Einrichtungen legten wir bis Mittag, zu welcher Stunde sich der Wind zu legen anfing und in Süd umsprang, eine Strecke von neun englischen Meilen zurück. Um 3 Uhr Nachmittags befand ich mich am Einfluß eines Waldwassers, la femme Osage, auch petit Osage genannt, dessen Breite kaum fünfzehn Toisen betrug, bei starkem Regen aber, den hohen Ufern nach zu urtheilen, sehr anschwellen mag. Wegen des wieder eingetretenen ungünstigen Windes blieb das Boot in der Nähe des kleinen Flusses liegen, und die Mannschaft bereitete ihr Nachtlager auf dem Lande, welches zum Trocknen des völlig durchnäßten Gepäckes recht nöthig war. Auch ich ließ mich aus meiner dumpfigen Zelle in die freie Luft bringen, und suchte mich am Feuer zu wärmen; den Tag über hatte ich mich wohler befunden, mein ganzer Körper war aber mit rothen, entzündeten und schmerzenden Flecken bedeckt, weßhalb ich mich vor einer abermaligen Erkältung sehr in Acht

nehmen mußte. Zu meinem Glück blieben der Abend und die Nacht günstig; ich verfiel in einen sehr heftigen Schweiß, welcher kritisch war, und auf welchen völlige Besserung eintrat. Gleich nach unserer Landung hatten sich meine Jäger auf die Jagd begeben; sie kamen erst spät zurück. Jeder wollte etwas angeschossen haben, und Keiner brachte etwas mit. Ich wurde auf einen deutlich sichtbaren doppelten Hof des Mondes am späten Abend aufmerksam; nach Verlauf einer halben Stunde verschwanden diese Lichtkreise, und es stellten sich hierauf einige kurze, aber starke Windstöße ein, auf welche völlige Stille erfolgte. Die ganze Nacht hindurch ließ der Whip-poor-will *) seine melancholische Stimme hören; auch in Amerika erregt die Erscheinung dieses sonderbaren Nachtvogels den Aberglauben unwissender Leute. Lange Zeit konnte ich mir den Urheber des auffallenden, alle Augenblicke seinen Standpunkt verändernden Tones, welcher sich nur an feuchten, mit dichtem Urwald bewachsenen Stellen hören ließ, nicht erklären, bis ich endlich so glücklich war, das Thier zu schießen. Mit ihm nahe verwandt ist der Night-Hawk, **) welcher gleich dem europäischen Ziegenmelker in den dunkeln Nächten seine Nähe durch das Klatschen mit den Flügeln verräth.

Den 18. verließen wir unser Nachtquartier sehr früh. Hohes Holz bedeckte die flachen Ufer, welche überall mit dichten Gruppen des wilden Weinstockes bewachsen waren, dessen Blüthen die Luft mit aromatischen Düften erfüllten. Da der Himmel bedeckt war, so wurde die Luft schwül; der Thermometer stieg auf + 18° R. Der Missoury wird in dieser Gegend durch eine Insel getheilt, die mehrere tausend Schritte lang ist. Das diesem Eilande entgegengesetzte rechte Ufer erhebt sich in einer Reihe mit Holz bedeckter Felsen, deren Bildung aus parallel laufenden Schichten geformt ist, und deren Gipfel sich in den verschiedenartigsten Gestalten und Bildungen thürmen. Das linke Ufer ist dagegen so flach, daß es bei jedem hohen Wasserstande des Stromes von demselben überschwemmt wird. Nur sehr mühsam rückten wir durch angestrengtes Ziehen und Stoßen des Bootes durch eine Menge Sandbänke, Untiefen und zusammengehäufter Baumstämme vorwärts, hatten aber dennoch zu Mittag fünf Meilen zurückgelegt, und befanden uns in der Nähe mehrerer Häuser am linken Ufer des Stromes, welche von französischen Creolen bewohnt waren, und noch im Jahre 1804 die letzte europäische Niederlassung am Missoury bildeten, die den Namen St. Jean führte. Es wurde hier einige Stunden Halt gemacht, um die Leute ausruhen zu lassen. Mitten im Strome befanden sich einige neu gebildete Eilande; diese waren zwar noch völlig kahl, versprachen aber, da sie überall mit dem weißen und wolligen Samen

*) Caprimulgus vociferus, *Wils.*

**) Caprimulgus carolinensis, *Catesb.*

der Pappel bedeckt waren, eine baldige Bekleidung mit dieser hier so gewöhnlichen Holzart. Da ich viel wild gewordenes Vieh in der Gegend bemerkte, und frisches Fleisch ein sehr nothwendiges Bedürfniß war, so kaufte ich einen zweijährigen Ochsen in den Niederlassungen für den Preis von vier Thalern. Drei Tage lang war auf dem Boote nichts als harter Biscuit und gesalzenes Schweinefleisch verzehrt worden, welches für mich als Patienten nicht sonderlich behaglich seyn konnte. Da der Ochse bald geschossen und zerlegt war, so konnte das Boot nach kurzem Aufenthalt die Reise fortsetzen. Die Kalkfelsen des rechten Ufers verschönerten immer mehr die Landschaft, und gewährten durch mannichfaltige Risse und tiefe Höhlen ein malerisches Bild. Die bemerkenswertheste und größte dieser Höhlen wird Grande caverne oder Caverne à Tardie genannt, und mag gegen fünfzig Fuß tief seyn. Ich fand eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dieser Grotte und der am Ohio beschriebenen Höhle in Betreff der Gestalt und Gebirgsform. Wir landeten am Abend an einem falschen Fluß (chenal) oder kleinen Arm des Stromes, und hielten mit unserm Fleisch ein gutes Abendbrod. Ich fühlte mich schon so gestärkt, daß ich es wagen konnte, an das Land zu gehen, und sah mehrere Stücke Tannwildpret, welche sich vertraulich am Ufer äzten; wegen des zu heftigen Windes aber konnte ich mich nicht anschleichen, und mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Diese Gegend des Missoury wurde durch zwei Tanagren, der Tanagra rubra und cœrulea, belebt, welche übrigens sehr selten erscheinen und zu den schönsten Vögeln Nordamerika's gerechnet werden können.

Schon um vier Uhr Morgens verließen wir den 19. Mai unser Nachtquartier, hatten aber kaum zwei Meilen zurückgelegt, als uns ein heftiger Windstoß aus Süden überfiel und nöthigte, beizulegen. Die Gefahr war groß, weil hohes Holz dicht am Ufer stand und dieses durch die Gewalt des Wassers in den Strom geleitet war. Einige starke uralte Bäume fielen dicht vor dem Boote in den Strom, und hätten es ohne Rettung untergetaucht, wenn sie darauf gestürzt wären. Wir fuhren vermittelst der Ziehleine am linken Ufer weiter, und legten noch vier Meilen zurück. Ohngefähr 25 Meilen von St. Charles wird das rechte Ufer wieder flach, dagegen ragen einzelne Felsgruppen am linken Ufer empor. Nachmittags hatten wir ein kurzes, aber desto heftigeres Gewitter, nach dessen Verlauf ich meinen Jäger auf die Jagd schickte. Ich selbst und L. Caillou gingen zusammen; wir konnten aber wegen des Dickichts und der vielen Windbrüche nicht zu Schusse kommen. Oft lagen sechs bis acht Stämme, und darunter welche von ungeheurem Umfange, gebrochen und verfault über einander, mit mannshohen Kräutern, besonders Brennnesseln, bewachsen; auch war es beinahe unmöglich, über diese Hindernisse zu schreiten, und selbst das dichteste Leder, aus welchem unsre

Kleider verfertigt waren, schützte nicht gegen die brennenden Stacheln der Nesseln oder gegen die starken Dornen der rankenden Rosen und des Kreuzdorns. Diese noch unbestimmte Rosenart prangte von den Gipfeln der Bäume mit zahllosen, hellroth gefärbten Blüthen, und gewährte einen angenehmen Abstand degen die dunkle Belaubung des Urwaldes. Mein Jäger kam spät zurück, welches mich Anfangs besorgt gemacht hatte. Er hatte ein Stück Wildpret angeschossen und sich bei dessen Verfolgung verspätet, auf unser wiederholtes Schießen aber, trotz der dichten Finsterniß, den Weg nach dem Boot zurückgefunden. In der Nacht wechselten mehrere heftige Gewitter mit einander, und durchnäßten abermals das Boot.

Der Morgen vom 20. Mai versprach weder schönes, noch heiteres Wetter; doch drehte sich der Wind nach Ost, wodurch ich Hoffnung bekam, die Reise schneller fortsetzen zu können, als bisher. In dieser Erwartung fand ich mich aber sehr getäuscht. Schon nach meiner Abreise von St. Charles hatte sich der Keim von Unordnungen und gesetzwidrigem Betragen gegen die Vorgesetzten unter der Mannschaft entwickelt, welche in der verflossenen Nacht zu ernsthaften Verdrießlichkeiten gereift waren. Mit vieler Mühe brachte ich des Morgens um sieben Uhr die Leute endlich in Bewegung; doch kaum waren vier Meilen zurückgelegt, so begann der Streit von Neuem, und ging allen meinen Ermahnungen zum Trotz in offenbare und handgreifliche Feindseligkeiten gegen den Bootsführer Dutremble über, und da dieser den Muth nicht auf dem rechten Flecke hatte, so griffen vier der desperatesten Kerls zu ihren Sachen und Waffen, welche ihnen von der französischen Gesellschaft auf ihren Lohn zum Voraus gegeben worden waren. Da es nun keinem Zweifel unterworfen war, daß es unter diesen rohen Menschen zu den ärgsten Händeln und vielleicht blutigen Auftritten kommen würde, so wendete ich meine Beredsamkeit an, um den bessern Theil der Mannschaft zu beruhigen, und als ich diese für mich gewonnen hatte, säumte ich nicht, mit meinen Begleitern, auf welche ich mich durchaus verlassen konnte, ernstere Maßregeln zu ergreifen. Dadurch geriethen die Rädelsführer in Schrecken und sprangen, da wir uns gerade dicht am Lande befanden, aus dem Boote, die Flucht in den Wald ergreifend. Ich fand es keineswegs rathsam, die wohlbewaffneten Flüchtlinge verfolgen zu lassen, obgleich ich alle Mühe hatte, die übrige Mannschaft davon abzuhalten. Auch habe ich in der Folge nichts mehr von den Ausreißern gehört, welche sich wahrscheinlich nach den englischen Besitzungen gewendet haben mögen. Durch diesen höchst unangenehmen Vorfall gerieth der Schiffsführer in keine geringe Verlegenheit; im Ganzen blieben nur dreizehn arbeitsfähige Leute an Bord, und da deren schon früher bei dem hohen Wasserstande des Stromes zu wenig gewesen waren, so mußte einstweilen das Fahrzeug liegen bleiben. Dutremble setzte

sich sogleich in Bewegung und kehrte zu Lande nach St. Louis zurück, um das betrübte Ereigniß den Kaufleuten anzuzeigen und eine Verstärkung an Leuten zu holen. Ich fand es rathsam, die Handelscompagnie schriftlich auf das genaueste von Allem in Kenntniß zu setzen, und sie zu ersuchen, mir einen sichern Weg anzudeuten, durch welchen ähnliche Verdrießlichkeiten auf der ferneren Reise vermieden werden könnten, und blieb mit dem Boote an einer eine Spitze bildenden Küste des linken Ufers mit der Verabredung liegen, falls günstiger Wind einträte, mit dem Segel zu fahren. Dutremble sollte alsdann mit der Verstärkung zu Lande folgen, auf jeden Fall aber war der Gasconade-Fluß als Rendezvous bestimmt, wenn der Schiffer das Boot verfehlen sollte. Nachmittags ging ich in den Wald, um die Gegend zu besichtigen. Die Spitze, an der wir gelandet waren, bestand aus einer durch einen falschen Arm des Stromes und durch ein kleines Flüßchen gebildeten Insel. Als ich längs des Wassers ging, sah ich mehrere Stück Wildpret, einige wild gewordene Schweine und Welschhühner, von denen ich aber nur letztere zu Schuß bekommen konnte. Dem Boote gegenüber erhob sich das benachbarte Ufer zu gelinden Anhöhen, welche mit einigen dürftigen Hütten sparsam besetzt waren; auf dem linken Ufer war die nächste Wohnung über zwei englische Meilen entfernt.

In der Nacht stürmte es sehr heftig, auch stieg der Missoury plötzlich mehrere Fuß und blieb den ganzen Tag vom 21. in diesem zunehmenden Verhältniß, so daß Caillou, welchen ich nach der vorerwähnten Wohnung geschickt hatte, und welcher über den seichten Arm des Stromes durchgewatet war, diesen auf der Heimkehr so angeschwollen fand, daß er hinüber schwimmen mußte. Gegen Morgen um 10 Uhr heiterte sich der Himmel auf, und es wurde zwar windiges, aber dennoch schönes Wetter, welches sehr erwünscht war, da ein gänzlicher Mangel an frischem Fleische alle diejenigen auf die Jagd nöthigte, die ein Gewehr zu führen im Stande waren; dennoch blieben alle unsere Anstrengungen erfolglos, woran jedoch nicht der Mangel an Wild, sondern die sumpfige Gegend und das ganz undurchdringliche rauhe Gebüsch im Walde Schuld war. Endlich war ich am Morgen des nächsten Tages so glücklich, einen Tannhirsch zu schießen, und da es gewöhnlich ist, daß auf der Jagd das Glück dem Glücke folgt, so brachte ein jeder von den Jägern gegen Mittag etwas mit, so daß unsere Vorräthe ziemlich bedeutend wurden. An diesem Tage fanden sich ganze Wolken von Insekten ein, und wir wurden gegen Abend von den Mücken gar jämmerlich geplagt; ausser diesen häßlichen Gästen umflatterten mich übrigens auch einige recht schöne Schmetterlinge, *) und des

*) Papilio Turnus, Thoas, Marcellus, Ephestion, Troilus, Plexippus, Atalanta, Phlaeas und mehrere unbestimmte.

Nachts fingen meine Leute mehrere Exemplare von der Bombyx polyphemus, welche hier nicht selten ist. Die Luft war schwül und gewitterhaft; auch wurde ich am andern Morgen, als ich sehr früh auf die Jagd ging, von einem recht ernsthaften Wetter überfallen und trotz dem, daß ich mich unter eine alte dichtbelaubte Pappel geflüchtet hatte, dennoch völlig durchnäßt. Während dieses Gewitters blitzte und donnerte es ununterbrochen fort, auch schlug es einige Male ganz in meiner Nähe ein. Da mein Gewehr unbrauchbar geworden war, so mußte ich unverrichteter Sache zurückkehren, nahm mir aber vor, mit einigen Leuten eine sechs Meilen entfernt liegende Wohnung zu besuchen, um Lebensmittel einzuhandeln. Der Weg führte über den Arm des Stromes, dessen ich schon früher erwähnte; das Wasser war sehr angeschwollen und äusserst reißend, doch hatten sich viele Stämme und Treibholz in der Nähe seiner Mündung gesammelt, und über dieses krochen wir mit vieler Mühe hinüber. Einem Waldpfad folgend, bemerkte ich einige ausgezeichnet schöne Platanen, welche drei bis vier Meter klafterten und über fünfzig Ellen Höhe haben mochten. In der ersten Wohnung fanden wir kein Vieh, alles war im Walde, selbst Schweine konnten nicht aufgetrieben werden; in der zweiten aber sehr ungefällige Leute, besonders einen alten neunzigjährigen Burschen, dessen ganze Absicht dahin ging, mich zu prellen und sich über unsere Noth lustig zu machen. Ueber vier Stunden Wegs hatten wir durch einen tiefen thonigen Morast zurückgelegt, und dennoch vermochten unsere Bitten die hartherzigen Leute nicht, uns auch nur die geringste Erfrischung darzureichen. Sehr verdrießlich zog ich meines Wegs weiter, den unhöflichen Greis bei seinen Schweinen lassend, und fand endlich auf dem Rückwege Gelegenheit, ein mageres Huhn zu erhandeln, welches, unter sechs Personen getheilt, nur ein sehr karges Mahl gewährte.

Den Abend vom 24. kam Dutremble und brachte fünf Mann mit; unter diesen befanden sich drei Neger und ein Mulatte, sämmtlich Sklaven bei den Theilhabern der französischen Missoury-Gesellschaft. Zugleich erhielt ich ein sehr höfliches Schreiben von dieser Gesellschaft, in in welchem ich gebeten wurde, mich ferner ihrer Angelegenheiten an Bord des Bootes anzunehmen. In der Nacht fanden wieder mehrere Gewitter mit starken Regengüssen statt; doch hellte es sich gegen Morgen auf, und wir sahen einem schönen Tag entgegen. Ich ging zu Fuß längs des Ufers bis zu einer Stelle voraus, welche von den Creolen Chaurette nach dem Bache gleiches Namens, der hier in den Missoury fließt, genannt wird, und schoß zwei Stück Wild, die ich mit einem Zeichen am Rande des Wassers liegen ließ, wo sie denn auch glücklich von der Mannschaft auf dem Boote entdeckt und an Bord gebracht wurden. Hier sind beide Ufer des Stromes sehr flach und mit dichtem Holz bewachsen;

auch enthält der Strom mehrere Inseln von geringem Umfang. Da der Wind günstig war, mußte ich bald einsteigen; auch legten wir bis Mittag eilf Meilen zurück und landeten auf kurze Zeit bei einer großen Insel, welche die Ile aux boeufs, wahrscheinlich wegen der vielen Auerochsen, welche sie sonst bevölkerten, genannt wird. Der Spitze des Eilandes gegenüber stehen mehrere Häuser, deren Einwohner viel Vieh halten und den äusserst fruchtbaren Boden, wie im Durchschnitt die meisten Amerikaner, sehr schlecht bebauen. Der Boden des rechten Ufers vom Missoury erhebt sich unweit dieser Niederlassungen zu ziemlich hohen Felsen von Kalkstein, an welche sich mehrere Häuser anlehnen, die, wie dies überhaupt häufig an den Ufern des Missoury stattfindet, nicht ganz in der Nähe des Stromes angelegt sind. Die Il aux boeufs zieht sich in eine Länge von beinahe sechs englischen Meilen, auch beträgt ihre Breite über zwei Meilen. Der kleine Fluß gleiches Namens fließt von West nach Ost in den Missoury, und hat an seiner Mündung eine Breite von fünfzig bis sechzig Fuß. Trotz dem, daß er sich ziemlich weit in das Land hinein zieht, ist er dennoch wegen seines felsigen Bettes nur eine kurze Strecke mit Kähnen schifbar. An seinen Gestaden haben sich in neuerer Zeit viele Ansiedler niedergelassen, deren Zahl gegen hundert Familien betragen mag. Die Ufer der Insel waren so stark mit wildem Wein bewachsen, daß es keine Möglichkeit war, die Mannschaft auszusetzen, um das Boot am Schlepptau fortzuziehen; der Wind hatte völlig nachgelassen, kein Segel konnte aufgespannt werden, und daher rückten wir sehr langsam von der Stelle. Mit vieler Mühe bahnte ich mir zu Fuß einen Weg durch das Gepröß, welches ein beinahe undurchdringliches Unterholz im Walde bildete, und suchte einige Wohnungen auf, die ich erst am nördlichen Ende der Insel vorfand. Hier schienen wohlhabende Leute zu wohnen, welche sich dienstfertig anstellten und mir eine Menge Lebensmittel und ein fettes Schwein für einen sehr billigen Preis abließen. Da gerade Sonntag war, so befanden sich in dem einen Hause viele Menschen von dem entgegengesetzten Ufer, welches nicht weit von der Insel entfernt lag. Sie empfingen mich sämmtlich recht freundlich, begafften mich aber wie ein Wunderthier, und legten mir die seltsamsten Fragen vor. Das Costüm der Frauen war so auffallend, daß ich mich kaum des Lachens enthalten konnte; namentlich trugen sie eine Art spitziger Hüte von so seltsamem Schnitt, daß sie ganz possierlich darunter erschienen. Die Amerikaner in den entfernten Staaten haben wenig oder gar keine Begriffe von Europa, und betrachten unsern Welttheil wie ein wahres Fabelland; auch glaube ich mit Recht die Behauptung aufstellen zu können, daß in Betreff meines Vaterlandes mir von indischen Häuptlingen rationellere Urtheile zu Ohren kamen, als von den weißen Ansiedlern im Innern des Landes. Hieran ist der gänzliche Mangel an Schulen unter den zerstreut liegenden Colonisten und ihre große Sorglosigkeit

in Betreff alles dessen Schuld, was sie nicht zunächst umgibt. Unter Allem erregten besonders meine europäischen Waffen die Mißbilligung der guten Landbewohner; diese, gewohnt, ihre langen schwerfälligen, ein sehr kleines Blei schießenden Riffle zu führen, konnten es nicht begreifen, wie ich mit meiner kurzen deutschen Büchse zurecht kommen konnte, und forderten mich zugleich auf, ihnen eine Probe von meiner Geschicklichkeit abzulegen. Da ich ein ziemlich guter Schütze bin, so stellte ich mich absichtlich im Anfang etwas unerfahren, und bat die Amerikaner, ein Ziel aufzustellen und zuerst zu schießen; diese waren damit zufrieden, und legten ein rundes Stück Holz von ungefähr sechs Zoll im Durchmesser auf einen abgehauenen Baumstock, in einer Entfernung von fünf und dreißig Schritt. Einer der Anwesenden, welcher sich auf seine Geschicklichkeit im Schießen nicht wenig zu gut that, machte den ersten Schuß und schoß um einen guten Zoll zu kurz unter das Ziel. Ich ging hierauf auf achtzig Schritte zurück und war so glücklich, das Stück Holz in der Mitte entzwei zu schießen, welches Alle in Erstaunen setzte. Während dieses Wettstreites hatten sich noch mehrere meiner Begleiter eingefunden; unter ihnen Caillou und der alte de Rouain, welche als gute Schützen bekannt waren und ihrer Kunst nichts vergeben wollten. Auch sie behielten den Sieg in Händen, und da ich zuletzt mit meiner Büchse, die ganz vorzüglich gut war, auf mehrere hundert Schritte zu schießen anfing, so konnten die Amerikaner gar nicht müde werden, zu bewundern, und veränderten ihre Meinung völlig zu Gunsten meiner Waffen. Im Durchschnitt schießen die Eingewanderten der westlichen Staaten ziemlich gut mit ihrem Riffle, doch nur auf geringe Entfernungen von dreißig bis vierzig Schritt. Sie werden von den Einwohnern von Tennessée und Kentucky, sowie von den französischen Creolen am Missoury und höhern Missisippi bei weitem übertroffen, und sind auch lange nicht so ferme und unermüdete Jäger, wie die letztern. Unter diesen Uebungen war der Abend herangerückt, auch kam das Boot erst sehr spät herbei; es wurden daher Anstalten zur Bereitung des Abendbrodes gemacht, welches von mir mit gutem Appetit verzehrt wurde, da ich an diesem Tage bei sehr schlecht gebahntem Wege über zehn englische Meilen zu Fuß zurückgelegt hatte. Als es dunkel wurde, verließen die mehresten Familien, welche zum Besuch auf der Insel gewesen waren, die kleine Colonie, und fuhren über den Missoury nach ihren Behausungen zurück. Mehrere junge Leute setzten mit einem Mädchen auf einem Canot, welches aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestand, hinüber; da aber die erstern sehr lustig und guter Dinge waren, so verlor das schwankende Fahrzeug das Gleichgewicht und kehrte im Wasser um. Am Missoury schwimmen aber die Mädchen so gut wie die Knaben, und die ganze Scene ging zum allgemeinen Gelächter ohne weiteres Unglück vorüber.

Den 26. früh nach einer schönen Nacht verließen wir am frühen Morgen unser Nachtquartier, und fuhren an dem rechten Ufer des Stromes längs dichtbewaldeter Hügeln fort. Die Aeste der am Rande überhängenden Bäume schlugen unaufhörlich an das Boot und rissen mehrere Gegenstände vom Verdeck in das Wasser, wodurch viele Zeit verloren ging. Ich bemerkte eine große Anzahl von Linden und Eichen unter den Hölzern, die den Wald bildeten; diese lieben vorzugsweise einen fetten Boden und deuten daher auf solche Plätze, die zum besten Anbau fähig sind. Der Arm des Missoury, oder Canal, welcher die Insel von dem festen Lande trennt und durch den wir gefahren waren, ist an vielen Stellen nicht über zwanzig Klafter breit, und soll sogar bei sehr trockenen Sommern manchmal austrocknen. Vier englische Meilen von diesem Eilande nimmt der Missoury an Breite ausserordentlich zu und enthält mehrere bedeutende Inseln, die mit Pappeln von riesenhafter Größe bewachsen sind. Es ist beinahe unmöglich, Vögel und andere kleine Thiere von dem Gipfel solcher Bäume mit Schrot zu schießen. Gegen Mittag hielten wir am Einfluß eines Baches in einer bergigen und öden Gegend, welche mit vielen Schlangen, besonders Crotalen, bevölkert war. Es war mir höchst auffallend, in dem an Hölzern und Sträuchern so reichen Ufergebiete des Missoury eine ganz unbedeutende Anzahl blühender Pflanzen zu finden. So bemerkte ich im Laufe des Tages nur ein einziges blühendes Doldengewächs, Panax trifolia, *Linn.* welches von den Creolen richtig Ginseng genannt wird, und dessen Eigenschaften im Lande wohl bekannt sind. Unter den schotentragenden Pflanzen zeichneten sich auf angespültem Neulande die Amorpha herbacea und ein mit dieser nah verwandtes Gewächs *) aus, dessen Blüthenstand noch nicht völlig entwickelt war, beim Landvolk wilder Indigo genannt wird, und dessen Blumen, als Thee gebraucht, ein blutverdünnendes Mittel seyn sollen. Diese verbreiten übrigens einen unangenehmen Geruch, und die Blätter der Pflanze fand ich von den Raupen angegriffen. Allgemein gedieh hier der Giftsumach, Rhus Toxicodendron, dessen Blätter da, wo er häufig vorkommt, durch das ihnen eigene narkotische Prinzip Kopfweh verursachen sollen, welche Eigenschaft er auch mit dem Sumach der Pawpaw, Annona triloba, theilt. Ich machte ebenfalls wieder die unangenehme Bemerkung, daß die amerikanischen Nesseln viel heftiger brennen und sich eines weit üppigern Wuchses erfreuen, als unsere europäischen; auch sind die Arten dieses Unkrautes viel mannichfaltiger. An Gräsern fand ich die Gegend arm, dagegen bedeckte ein krautartiger noch nicht blühender Syngenesist mit großen schirmförmigen Blättern den Boden des ganzen Waldgrundes; aus den Felsenritzen sproßten einzelne Farrenkräuter

*) Vielleicht eine Aeschynomene?

mit sehr zierlichen Blättern, und ein kleiner rother Pilz erschien als der einzige Zeuge seines Geschlechts. Auf wüsten Flecken sah ich bis zwanzig Fuß hohe vertrocknete Stauden eines einjährigen Helianthus, welcher mit einer von mir in den Steppen bemerkten vom Helianthus annuus verschiedenen Art übereinzustimmen schien. Gegen drei Uhr Nachmittags erreichten wir den Hirtenfluß, Rivière aux bergers; in Betreff der Breite kommt er mit dem Ochsenfluß überein, ist über dreißig englische Meilen weit mit Kähnen schiffbar und ziemlich angebaut. Noch vor fünf und zwanzig Jahren waren seine Ufer der Tummelplatz der Bären- und Biber-Jäger; in neuerer Zeit aber haben sich jene Thiere sehr vermindert, und nur der Tannhirsch hat sich erhalten, wird jedoch bei den häufigen Nachstellungen auch seltener werden. Zwei Meilen vom Hirtenflusse geriethen wir mit dem Boote so zwischen Hindernisse, namentlich zwischen Baumstämme, daß wir in die augenscheinliche Gefahr kamen, zu stranden und das Fahrzeug bersten zu sehen. Niemand hatte Anfangs den Muth, in den Strom zu springen und sich schwimmend zwischen die Stämme zu wagen, um eine Leine an einen Baum zu befestigen und das Schiff zurückzuziehen. Caillou, als der kühnste und gewandteste von allen, stürzte sich endlich in den tobenden Missoury, und erreichte, nachdem er muthig der größten Gefahr Trotz geboten hatte, einen aus dem Wasser ragenden Baumstrunk, fing an demselben einen flößenden Balken auf, durchschwamm mit dessen Hülfe sämmtliche Hindernisse, sowie den Strudel, warf die Schiffsleine mit großer Geschicklichkeit über einen mächtigen, in den Strom gestürzten Sycamor, brachte sie wieder schwimmend zurück, und zog so das Boot glücklich aus seiner gefährlichen Stellung. Noch denselben Nachmittag mußte die Mannschaft durch das Ziehen des Fahrzeuges in dem mit Weinranken dichtverwachsenen Strauchwerke und durch unaufhörliches angestrengtes Rudern um eine felsige in den Strom ragende Landspitze unsäglich viel ausstehen. Dem Hirtenflusse gegenüber erhoben sich die Felsenschichten des linken Ufers allmählich bis zu ziemlich hohen Bergen, und der Strom fließt zwischen den zwei Bergreihen, welche sein Bett beengen, viel reißender als in der Nähe seiner Mündung. Trotz dieser verstärkten Strömung hatten wir eine nach Verhältniß sehr starke Tagreise von fünfzehn englischen Meilen zurückgelgt, und längs dieser ganzen Entfernung nur hin und wieder die Spuren von ehemals angebauten Plätzen wahrgenommen, deren frühere Bewohner wegen des immer einsinkenden Ufers und der zunehmenden Breite des Stromes ihre Häuser zu verlassen genöthigt waren. Oft hörte ich die hohen und von der Strömung untergrabenen Ufer mit lautem Getöse einstürzen; dieses gleicht dem Schalle einer in einiger Entfernung abgefeuerten Kanone und verursacht des Nachts in Vereinigung mit dem starken Geräusche des Stromes, seiner Strudel und der aneinander stoßenden Baumstämme einen grausenvollen Lärmen,

Ich schlich noch den nämlichen Abend im Walde herum, bekam auch einige Stücke Wildpret zu Schuß, mußte aber wegen der einbrechenden Finsterniß einen Theil meiner Beute im Stiche lassen, und kam erst spät mit Hülfe des hellen Mondscheins, von den Nesseln arg zugerichtet, in's Boot zurück. Die Nacht war sehr schön und kühl; auch sank der Thermometer von + 23° auf + 12°, und dennoch plagten mich allerhand Schnacken und andere die Nähe des Wassers liebende Insekten. Am empfindlichsten wurden wir aber durch Waldzecken von verschiedener Größe und Art mitgenommen, welche sich überall in die Haut der Menschen und Thieren einsaugen, und deren gewöhnlich in der Wunde zurückbleibender Kopf heftig brennende, in Eiterung übergehende Geschwüre bildet. *)

Als wir den 27. früh um drei Uhr aufbrachen, ging ich eine Strecke von vier Meilen dem Boote voraus, und berührte abermals einige verlassene Hütten, um welche übrigens mehrere Stück Rindvieh und ein paar Pferde weideten, welches mich, da diese Thiere nicht allzu scheu waren, auf die Vermuthung brachte, daß die Bewohner sich in einiger Entfernung landeinwärts angesiedelt haben mochten. Da der Morgen sehr hell und kühl war und ein frischer Ostwind wehte, so holte mich das Boot schon um halb sechs Uhr ein, und ich betrat dasselbe, vom Thau, welcher sich in der Nacht reichlich gezeigt hatte, völlig durchnäßt. Der Strom ist in dieser Gegend sehr breit und weniger reißend, auch ist das rechte Ufer niedrig, das linke dagegen von hohen Felsen umgeben. Gegen Mittag erreichte ich die Insel Maline, welche drei englische Meilen lang, nicht breit, unbewohnt, niedrig und mit Pappeln und Weiden bedeckt ist. Unfern von diesem Eilande befindet sich die Otterinsel, Ile de la loutre, welche bewohnt ist; auch sieht man in der Mitte derselben das jetzt unbesetzte Fort de la loutre, sonst ein wichtiger Platz in den Kriegen gegen die wilden Indier. An der westlichen Seite des Stromes mündet sich der Otterfluß ein, in einiger Entfernung oberhalb der Insel gleiches Namens. Nachmittags entstand ein heftiges Gewitter, dessen Regen die Hitze und Mousquiten mäßigte, uns aber mehrere Stunden aufhielt. Der Missoury hatte seit dem 25. wieder angefangen, sehr zu steigen; eine für mich nicht angenehme Erscheinung, da die Reise durch zu hohes Wasser sehr aufgehalten werden konnte. Unter den nothwendigsten Gegenständen,

*) Vorzüglich zeichnen sich in den Wäldern am Missoury zwei Gattungen dieser spinnenartigen Thiere aus, welche ich Ixodes humanus und I. cruciger zu benennen vorschlagen würde. Die eine wählt hauptsächlich den menschlichen Körper zum Nahrungssitz, und hat mehrere hochrothe Punkte auf dem Unterleib; die andere trägt ein deutliches gelb gefärbtes Kreuz. Diese letztere Art besucht seltener Menschen und hält sich gewöhnlich auf Thieren auf, die ganz damit übersäet werden.

welche bei der Einrichtung des Fahrzeuges übersehen worden waren, mußten wir den Mangel eines brauchbaren Canots und eines tauglichen Taues zum Ziehen des Bootes beklagen. Dasjenige, welches sich an Bord befand, war so abgenutzt, daß ich mit jedem Tage voraussehen mußte, daß es beim Ziehen durch die starke Strömung zerreißen und unser Boot, der Gewalt des Wassers überlassen, alsdann schwerlich seinem Verderben entgehen würde. Seit einigen Tagen hatte ich die Bemerkung gemacht, daß das Wasser des Missoury viel heller geworden war und einen geringern Niederschlag von Thonerde verursachte; ich schloß daraus, daß die erhöhte Wassermasse von einer Ueberschwemmung des großen Osagenflusses und des Kanzas herrühren konnte, welche klares durchsichtiges Wasser führen und durch die vielen und heftigen Regen sehr angeschwollen seyn mußten.

Nachdem das Gewitter etwas nachgelassen hatte, fuhren wir weiter; doch mußten die Leute ihre äussersten Kräfte anstrengen, um durch Rudern und Stoßen das Boot von der Stelle zu bringen. Erst spät am Abend erreichten wir den Eschenfluß, Rivière du frêne, an dessen Einfluß Halt gemacht wurde. Während der Nacht wurden wir abermals von einem mit einem Platzregen verbundenen Gewitter, welches von eilf Uhr bis zum Morgen fortdauerte und keinen Fleck im Raume des Bootes undurchnäßt ließ, heimgesucht. Der Missoury stieg in dieser Nacht noch um drei Schuh, und da der Strom mit vielem Schaum bedeckt war und eine Menge jener Baumstämme flößte, deren Wuchs die nördliche Zone verrieth, so konnte ich mit Recht schließen, daß das Schmelzen des Schnees auf demjenigen Theil der Andenkette begonnen haben mußte, auf welchem die großen Flüsse entspringen, deren Wassermassen das Hauptbett des Missoury bilden. Dieses Anschwellen der höheren, dem Missoury zollbaren nordwestlichen Stromgebiete verursacht die zweite Hauptperiode des hohen Wasserstandes, welche gewöhnlich zu Ende des Mai oder in den ersten Tagen des Juni eintritt. Um diese Zeit erscheinen die südlicher gelegenen Flüsse der benachbarten Steppen durch die beinahe immer fortwährenden Gewitterregen ebenfalls angeschwollen, weßhalb ich vermuthe, daß der höchste Wasserstand des Stromes in diese Monate fällt. Der Schnee, der die nördlichen Savanen vom 44° bis 47° nördlicher Breite bedeckt, schmilzt bei günstiger Witterung im Laufe des April und erhält den Strom bei ziemlich hohem Wasser, welches nach Maßgabe des schnelleren oder langsameren Schmelzens von der Erdfläche die mittlere Höhe nicht bedeutend übersteigen mag. Auf demjenigen Theil der Andenkette, welcher vom großen Pic von Neu-Mexiko nördlich liegt und gewöhnlich von den Amerikanern mit dem Namen Rocky mountains oder Felsengebirge belegt wird, schmilzt der den Winter über gefallene Schnee auf einer Höhe von 3000 bis 4500 Fuß im Mai. Auf den östlichen Abhängen dieser Hochgebirge entspringen nun der la Platte, Yellow Stone nebst allen

denjenigen Flüssen, welche unter dem Namen der Quellen des Missoury bekannt sind, und die beinahe alle zu gleicher Zeit alsdann anzuschwellen pflegen, wozu sich noch die häufigen Regengüsse gesellen, welche in diesem Monat jenen Theil des Landes benetzen, der sich östlich an die Gebirge lehnt. Der Schnee auf den noch höher liegenden Regionen der Andenkette fängt erst im Laufe des hohen Sommers an zu schmelzen und führt die dritte Periode des Hochstandes vom Missoury herbei, welche aber als die unbedeutendste betrachtet werden kann, und den Strom meist mehrere Wochen bei ziemlich hohem Wasser erhält. Der niedrigste Wasserstand dagegen fällt gewöhnlich in die Monate September und October, zu welcher Zeit alle Sandbänke und Untiefen sichtbar werden, und die Schifffahrt mit größeren Booten stromabwärts die äusserste Vorsicht erfordert.

Des Morgens um zehn Uhr begegneten wir einem großen Boote, vom Kanzas kommend, welches einem gewissen Herrn Curtis angehörte, der als Kaufmann an der Mündung dieses Flusses etablirt war. Durch die Mannschaft des Fahrzeuges erfuhr ich, daß der Missoury höchst reissend und gefährlich sey, und daß das Wasser noch höher steigen zu wollen den Anschein habe. Der Himmel war an diesem Tage bedeckt und drohte mit Regen, dabei war die Luft schwül und mit Milliarden Ungeziefers angefüllt. *) Gegen Mittag befanden wir uns dem Chenal de la pensée gegenüber, an einem felsigen, mit mannichfaltigen Hölzern bewachsenen Ufer. **) Das Fahrzeug hielt sich den ganzen Nachmittag hindurch längs des rechten Ufers, und die Mannschaft suchte dasselbe so viel, als nur immer möglich war, von der Stelle zu bringen; doch war diese Arbeit mit großen Beschwerden verknüpft. Als es anfing, dunkel zu werden, fuhren zwei mit Pelzwerk beladene Boote, vom höheren Norden kommend, pfeilschnell den immer reißender werdenden Strom hinab. Es war unweit des Einflusses vom Gasconade-Fluß, welcher jetzt an seiner Mündung über sechzig Klafter breit und hoch angeschwollen war. Der Gasconade gehört schon zu den etwas bedeutenderen Flüssen und kommt dem Merameg in dieser Hinsicht ungefähr gleich, auch entspringen seine Quellen in der Nähe der Quellen des letzteren. Es befinden sich an seinen angebauten Ufern sogar einige Wassermühlen, welche eine etwas seltene Erscheinung im Missoury-Staate sind. Vor einigen Jahren bildete der Ausfluß eine mit Weiden und Pappeln bewachsene Insel; der linke Arm hat aber jetzt nur bei hohem Stande Wasser und war mit einzelnen

*) Thermometer + 19° R. Hygrometer 65° Deluc.

**) Tilia americana, Fraxinus juglandifolia, Quercus montana, lyrata, stellata, alba, Acer saccharinum, Juglans nigra, fraxinifolia, compressa, Viburnum lantanoides. *Mich.*, Celastrus scandens, Crataegus coccinea u. a.m.

Bäumen besäet, die aber durch die große und reißende Höhe und Gewalt des Wassers nun entwurzelt dalagen. Auf den felsigen Ufern bemerkte ich gegen Abend sehr häufig den Laurus Sassafras, die Aquilegia canadensis und das Dracocephalum variegatum in voller Blüthe. Dieser Abend war wieder sehr schwül und der Himmel mit dichten Wolken bedeckt. Den 29. fuhren wir zwar sehr frühe ab, legten aber nicht mehr als zwei englische Meilen zurück. Der Strom schwoll nämlich so entsetzlich an und flößte so viele Stämme, daß wir die augenscheinlichste Gefahr liefen, zu verunglücken. Mit vieler Mühe erreichte die Mannschaft das Ufer an einer niedrigen Küste, und band das Boot an mehreren Bäumen so fest wie möglich an. Das Wasser stieg übrigens bald so hoch, daß das Land völlig überschwemmt und unsere Lage nur noch unsicherer wurde. Dennoch fiel in diesem traurigen Zeitpunkte nichts Erhebliches vor, ausser daß gegen Abend der Strom noch um anderthalb Fuß stieg. In der Nacht heiterte sich das Wetter auf, und ein gelinder Nord-Ost fing an zu wehen; da dieser mit dem frühen Morgen sich verstärkte und völlig in Ost überging, so wagten wir, mit Hülfe des Segels und der Ruder unsern gefährlichen Schlupfwinkel zu verlassen. Es wurde eine mit Weiden bewachsene kleine Insel umfahren, und so das linke Ufer glücklich erreicht; es war übrigens ebenfalls überschwemmt, doch bildeten hohe Felsberge eine kurze Strecke weiter stromaufwärts das Ufer. Diese Berge haben hohe und steile Wände von auffallender Bildung, deren Gipfel mit Bäumen bewachsen sind, unter welchen ebenfalls sehr häufig der Sassafras, doch nur in Gestalt eines Strauches, erschien. Auf solchem steinigen Kalkgrunde ist seine Wurzel übrigens besonders aromatisch und ein vortreffliches auflösendes und schweißtreibendes Mittel. Das flache Ufer erstreckt sich nur wenige Schritte bis an den Fuß der schroffen Felsberge, und ist mit ganz undurchdringlichem Gesträuch und nur wenigen hohen Pappeln, Eichen und Buchen *) bewachsen. Da die Wohnungen der Ansiedler meist landeinwärts liegen, so hatte ich seit drei Tagen keinen urbar gemachten Fleck an den Ufern des Stromes bemerkt. Die hohen Felsen des linken Ufers bildeten zum auffallenden Contrast gegen das flache, sehr niedrige und hochbewaldete rechte Ufer des Stromes die sonderbarsten Gruppen der Kalkformation, deren thurmförmige Spitzen, Würfel und Pyramiden bildende Gestalten, sowie einzeln stehende große Steinmassen mir während des ganzen Verlaufes meiner Reise noch nicht vorgekommen waren. Auch enthielt der Kalkstein viele Höhlen, über deren Lage und Tiefe, welche bei einigen sehr beträchtlich seyn soll, mir von Caillou, der diese Gegend auf der Bärenjagd besucht hatte, Manches berichtet

*) Fagus ferruginea, *Willd.*

wurde. Den Bär in diesem gefährlichen Lager während seines Winterschlafes aufzusuchen, ist eine der üblichen Jagden, um sich dieses Thieres, welches in dieser Jahreszeit am feistesten ist, zu bemächtigen, und mag mit mancher Gefahr und Schwierigkeit verknüpft seyn. Schon das Hinaufklettern bis an die Mündung solcher, gewöhnlich daselbst äusserst engen Höhlen bedarf vieler Vorsicht. Der Bär schläft übrigens so fest, daß man, selbst mit einem Lichte versehen, sich dicht bis an seinen Kessel schleichen kann; auch vernimmt der geübte Jäger sehr leicht das tiefe Athemholen und den starken Herzschlag desselben. Weniger als vier bis fünf Schützen schleichen sich selten in eine solche von einem Bären bewohnte Höhle; auch ist es selten, daß sich mehr als ein Bär darin aufhält, weil diese Thiere zwar im Herbst gesellschaftlich zusammenleben, im Winter aber stets sich zu trennen pflegen. Sind die Jäger dicht bis an das Lager gekommen, so hebt einer die Fackel in die Höhe und die übrigen geben Feuer, wodurch in dem engen und eingeschlossenen Raume diese nothwendig auslöschen muß. Es versteht sich nun von selbst, mit welcher Vorsicht die Schützen ihr Ziel fassen müssen, indem der Bär, wenn er nur verwundet ist, ihnen leicht Schaden zufügen kann. Auch nur ganz vollkommen gute und geübte Jäger oder Indianer treiben diese Jagd, die in solchen felsigen Gegenden, wo es noch viele Bären gibt, ziemlich einträglich seyn mag. Caillou versicherte mir, in Einer Jagdzeit deren über vierzig Stück geschossen zu haben.

An einem Bache sah ich eine baufällige Wohnung ungefähr zweihundert Schritte vom Ufer; die Verzäunung des Feldes war vom Wasser weggerissen, und das Ganze stellte ein Bild der Dürftigkeit dar. Solche elende Hütten findet man hin und wieder im Missoury-Staate zerstreut liegen; sie werden meist von armseligen Leuten, besonders Irländern, oder Mestizen bewohnt, deren herumirrende unstäte Lebensart nicht dazu geeignet ist, einen soliden Erwerb zu sichern. Solche Individuen leben ausser aller gesellschaftlichen Ordnung, legen bald da, bald dort eine Cabanne und etwas Feld zum Anbau des türkischen Waizens an, um diese Ansiedelungen bei der ersten Gelegenheit wieder zu verlassen. Sich mehr auf ihr Gewehr als auf ihre Arme und ihre Geduld verlassend, bilden diese Menschen den Uebergang der Civilisation in die ungebundene Wildheit, und stehen in meinen Augen weit niedriger, als der Indier; denn dieser erkennt, durch Noth und durch die gegenseitigen Bande des Blutes und der Freundschaft gebunden, die Vortheile der geselligen Verbindung, herkömmliche Formen und Volkssitte achtend, wenn gleich stehende Gesetze oder gezwungener Gehorsam gegen wirkliche Vorgesetzte ihm unbekannt sind. — Aus den Felsen dicht am Ufer sproßte ziemlich häufig Juniperus prostrata, dem europäischen Wachholder ähnlich, dessen Beeren sich in's Blaue zu färben anfingen. Der Zuckerahorn bedeckte ebenfalls die bergigen

Gegenden; doch erhob er sich nicht viel über eine Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß. Diese schöne und nützliche Holzart, welche einen erhöhten Standpunkt liebt, bildet stromaufwärts ganze geschlossene Waldungen. Die Kunst, Zucker aus seinem Safte zu kochen, ist bekanntlich den Amerikanern nicht fremd; doch haben die Waldungen am Missoury, welche diesen Baum erzeugen, natürlich noch nicht soviel gelitten, wie diejenigen der östlicheren bevölkerteren Staaten. Den ganzen Tag über sah ich die früher häufig wachsende Aquilegia canadensis nicht mehr; überhaupt bemerkte ich einen großen Mangel an blühenden Pflanzen, welche auffallende Erscheinung in einem so fruchtbaren Clima schon öfters meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Ein Asarum, dessen Wurzeln den Geruch des Ingwers hatten und welches mit großen runden Blättern die Ufer eines Bergwassers zierte, fiel mir auf. Die Wurzeln haben nicht jene Brechen erregenden Eigenschaften unserer in Deutschland vorkommenden Art, welche ein so schlechter Stellvertreter der Ipecacuanha ist; auch schien die Pflanze von der canadischen Brechwurz verschieden.

Der Wind hatte sich wieder erhoben und wir fuhren ziemlich schnell. Der Thermometer stand nur auf + 14° R.; der Hygrometer von Deluc auf 60°, veränderte sich aber bald auf 57°; es war nämlich des Morgens ein starker Thau gefallen. Zu Mittag erreichten wir einen großen Felsen, den man die Caverne à Montbrun nennt. Zwischen schauerlichen Gebirgsklüften stürzt sich hier ein kleiner Fluß, die Rivière de la caverne, in den Missoury. Die Felsmasse ist gegen dreihundert Fuß hoch, und hängt wenigstens dreißig Fuß über den Rand des Stromes. Die unterste Riffung ist besonders stark ausgehöhlt und bildet eine längliche, ganz artig gestaltete Halle, die sich halbmondförmig um den kleinen Fluß und den Missoury an hundert Schuh hinzieht. In dem dadurch gebildeten Raume können sich mehrere hundert Menschen gegen den Einfluß des Regens und der bösen Witterung schützen. Die Steinmasse unweit des Wasser-Niveaus war durch mehrere parallel der Länge nach laufende Adern von krystallinischem Kalke durchzogen, deren Formen lange meine Betrachtungen fesselten, und welche gegen den grau und dunkelgelb gefärbten eisenhaltigen Fels zierlich abstachen. Diese von der Natur gebildete Halle hat in historischer Hinsicht eine Rolle im Lande gespielt; so diente sie namentlich in einem der Kriege zwischen den Weißen und den Urvölkern einer Bande Indianer, die von einem französischen Creolen aus Canada, Namens Montbrun, angeführt wurde, lange zum gefährlichen Schlupfwinkel. Ferner erzählte mir Caillou, daß er in einem Streifzuge, den die großen Osagen gegen die Sak- und Fuchs-Indier ausgeführt hatten, in Gefahr gerieth, unter diesem Obdach das Leben zu verlieren, und seine Rettung nur einem Zufall verdankte. Er befand sich nämlich mit dreißig Osagen des Nachts in der Höhle. Fuchs-Indier

lagerten zufällig in den Schluchten und Gebüschen, welche den Felsen umgeben. Die Fuchs-Indier, gegen hundert an der Zahl, anstatt ihre Feinde sogleich zu überfallen, hielten nach indischem Gebrauche erst einen Kriegsrath und bemalten sich den Körper, eine Sitte, welche allen Urvölkern Nordamerika's bei wichtigen Unternehmungen eigen zu seyn scheint. Zufällig kroch während der Nacht ein junger Osage aus dem Lagerplatz, um etwas zu suchen, und entdeckte die Feinde. Ohne Geräusch kam er zu seinen Landsleuten zurück, welche, sowie die sie begleitenden Weißen, noch Zeit hatten, sich in ihre Canots zu retten und stromabwärts die Flucht zu ergreifen. Ich fand viele Spuren indischer Malerei in der Felsenkluft, worunter einige, welche Männer in kriegerischer Stellung vorstellen sollten, noch ganz erhalten waren, und da die Farbe aus einem rothen Ocker bestand, der dem Einflusse des Wetters nicht widerstehen konnte, so mochte vor ganz Kurzem noch ein indischer Haufen daselbst gelagert haben. Es scheint, daß der Gebrauch, symbolische Figuren auf solche Felsen, welche die Küsten der Flüsse bilden, einzugraben, den Urvölkern aller Theile Amerika's eigen ist. Solche Abbildungen von Menschen, Thieren oder Götzen befanden sich da, wo ich sie zu beobachten Gelegenheit fand, immer auf einem sehr erhöhten Standpunkt, an den schroffsten Felsabhängen, am Rande des Wassers, doch stets so hoch, daß sie selbst beim höchsten Stande des Stromes vom Niveau desselben nicht erreicht werden konnten. Ich will zwar nicht läugnen, daß ich nirgends Zeichnungen dieser Art an solchen Orten gefunden habe, welche für einen im Klettern geübten Menschen nicht erreichbar gewesen wären, weßwegen diese auf Stein gezeichneten oder eingegrabenen Figuren der Völker Nord-Amerika's lange nicht jene Aufmerksamkeit verdienen, wie die von Herrn von Humboldt an den felsigen Ufern des Orenoco entdeckten, welche wahrscheinlich einer viel ältern Zeit angehören.

Der hier erwähnte kleine Fluß entspringt in den Wiesen, welche die Plateaus der die Ufer bildenden Gebirge krönen. Der Mündung desselben beinahe gegenüber, etwas nördlich, liegt ein Eiland, welches den Namen der Höhle theilt. Es ist zwei englische Meilen lang, aber nach Verhältniß sehr schmal, mit hohen Pappeln bewachsen und unbewohnt. Die Lage dieser Insel ist zu hoch, um bei Ueberschwemmungen unter Wasser gesetzt zu werden. Es ist merkwürdig, daß mit den Felsen, welche die Caverne à Montbrun bilden und die Ufer des Bergwassers umgeben, das Gebirge plötzlich wie abgeschnitten aufhört, wodurch der Strom sehr an Breite zunimmt. Die beiden Ufer erscheinen alsdann flach und waren damals vom Missoury überschwemmt. Häufige und heftige Gewitter müssen sich hier entladen; denn überall bemerkte ich eine Menge vom Blitze zerschmetterter und zu Kohle verbrannter Stämme. Wo die verschiedenen Hölzer gleiche Höhe erreichen, scheinen elektrische Detonationen

sich besonders an Pappeln zu entladen; Nußbäume und Eschen, selbst Eichen und Linden werden selten vom Blitze zerstört, und sind daher gewöhnlich bis an ihre Spitze gesund; die Wipfel der Pappeln dagegen meist immer trocken. Die vielen amerikanischen Eichen erfreuen sich im Durchschnitt eines äusserst üppigen und kühnen Wuchses; nur wenige Arten erreichen die Stärke der europäischen Steineiche, und sie gehören keineswegs in ersterem Welttheile zu jenen Stämmen, welche sich durch große Höhe und starken Umfang auszeichnen; dagegen darf man sie wegen der Ueppigkeit und Farbe ihres Laubes zu den lebhaftesten Holzarten zählen. Die schon von mir und anderen Reisenden angeführte mannichfaltige Färbung des Laubes, welche die amerikanischen Laubhölzer, namentlich in bergigen Gegenden, charakteristisch bezeichnet, fand ich an den Gestaden des Missoury noch um Vieles lebhafter, als an denen des Ohio, welcher diesem Umstande wahrscheinlich den von den Franzosen beigelegten Namen, Belle rivière, verdankt. Namentlich erscheint ganz unvergleichlich das Colorit der Bergabhänge in den Herbstmonaten nach Eintritt der ersten gelinden Fröste.

Unerachtet der starken Strömung brachte uns der frische Ostwind ziemlich schnell von der Stelle. Eine englische Meile von der Caverne à Montbrun verwandelt sich das flache Land wieder in niedrige Felsen, die eine Höhe von hundert Fuß nicht übersteigen. Es läßt sich schließen, daß die Kalkberge, welche die Ufer des Stromes bilden, mit einander in stetem Zusammenhange fortlaufen, wenn sie auch häufig nicht über die Höhe vom Niveau des Missoury hervorragen. Ihre Gestalt und Bildung ist beinahe überall gleich, und an vielen Stellen bilden sie Riffe und überhängende, nach unten ausgeschweifte Wölbungen. Die höheren Felsmassen waren nach einer zu Mittag von mir gehaltenen Untersuchung viel härter und der Kalk weniger zerbrechlich, als am Fuße derselben in der Nähe des Stromes. Die parallel laufenden Schichten offenbarten einen merkwürdigen Unterschied in den nach einander folgenden Parallelen in Betreff ihrer Mächtigkeit und Dichtigkeit. Die der Wasserfläche am nächsten stehenden sind zerreiblich, mit gleich laufenden Adern von einem harten, in unregelmäßigen Formen aneinander hängenden, milchfarbenen, beinahe durchscheinenden, in gerader Fläche brechenden Gyps durchzogen. Ich bemerkte Geoden mit drusiger Oberfläche, und die aufeinander liegenden Schichten nahmen in dem Maße an Mächtigkeit der Formen zu, wie sie sich den höher liegenden Lagern nähern. Die Strömung nahm immer mehr an diesen Ufern zu, und es gab mit dem Boote eine mühselige und gefährliche Arbeit, um dasselbe von der Stelle zu bringen, besonders da der Wind, der uns den Morgen sehr begünstigt hatte, an Stärke nachließ. Da das Fahrzeug so nahe, wie möglich, am Ufer gehalten werden mußte, so streiften die überhängenden Aeste unaufhörlich über dasselbe,

auch stieß das Boot mehrmals an Stämme, die aus dem Wasser ragten; wir mußten das Segel streichen und den Mast niederlegen, indem das erstere sonst unfehlbar zerrissen und der letzte zerbrochen worden wäre. Durch bloßes Stoßen mit den Stangen in tiefen Strömen ein Fahrzeug zu regieren, ist bei hohem reißenden Wasser mit großer Schwierigkeit verbunden, auch brachten unsere Leute trotz der unerhörtesten Anstrengung das unsrige kaum hundert Schritt von der Stelle. Nach einer Stunde erhob sich der Wind von Neuem mit großer Kraft, und das Segel wurde nun eiligst wieder aufgespannt; kaum waren wir aber eine halbe Stunde gefahren, so faßte ein plötzlicher Windstoß das Segel von der Seite und warf das Fahrzeug mit großer Gewalt nach dem Ufer. Ein dicker Ast faßte die hintere Bedachung des Verdecks und riß das Steuerruder los. Ich stand gerade dicht bei demselben, entging aber noch glücklich der Gefahr; gleich darauf schlug aber ein zweiter überhängender Baum an das Boot und erfaßte einen jungen Amerikaner aus Virginien, Mr. Payne, welcher als Passagier nach dem Fort Atkinson reiste. Dieser stürzte sogleich in den Missoury. Einer von den Negersklaven befand sich in seiner Nähe und sprang ihm nach. Es glückte dem Neger erst nach mehreren vergeblichen Anstrengungen, den jungen Menschen, welcher sowohl durch den erhaltenen Schlag, als durch den Kampf im Wasser beinahe besinnungslos war, zu retten. Durch die Reparatur des Verdeckes und durch die Einpassung eines neuen Steuerruders waren mehrere Stunden verstrichen, die wir aber durch den überaus günstig gewordenen Wind und den weniger reißend gewordenen Strom bald einbrachten. Als wir uns wieder in Bewegung setzten, befand sich das Boot noch kaum zwei Meilen von der Caverne à Montbrun. Die Felsen senken sich hier mit einem Mal und verschwinden an beiden Ufern, erheben sich aber kaum tausend Schritte weiter von Neuem zu einer bedeutenden Höhe. Das zwischenliegende Land war durchaus überschwemmt und sehr niedrig. Der Strom erreicht nicht den Fuß der Berge selbst, und wird von denselben durch ein ungefähr fünfzig Schritte breites Flachland getrennt, welches in dieser Gegend auch unter Wasser war. Gefährliches Treibholz hatte sich in großer Menge auf den Grund gelagert und erforderte daher die größte Vorsicht, namentlich da wir mit aufgespanntem Segel fuhren. Am nördlichen Ende der Taverne-Insel nimmt der Missoury eine sehr große Breite ein. In der Nähe einer verlassenen und verfallenen Wohnung fließt ein ziemlich breiter Bach in den Strom; diesen Bach ließen wir zur rechten Hand, und fuhren, durch den Wind begünstigt, auf das entgegengesetzte Ufer. Es bildete eine mit Weiden bedeckte, vom Wasser überschwemmte Flachküste, in deren Hintergrunde hochstämmige Pappeln wuchsen. Wir geriethen übrigens hier in eine Menge vom Wind und der Strömung zusammengetriebener Hindernisse; dennoch schwammen einige Leute glücklich

um dieselben herum und lootsen das Boot aus dieser gefährlichen Lage hinaus. Darauf wurde Halt gemacht; wir befanden uns vierzehn englische Meilen vom Gasconade-Fluß, und hatten demzufolge eine ziemlich starke Tagereise zurückgelegt. Es war ein schöner warmer Abend, an welchem die Sonne im schönsten Roth unterging. Mit Einbruch der Nacht ließ auch der Wind nach, und es wurde völlig still, welches keineswegs erwünscht war, weil die Mousquiten, dadurch belebt, ihr Spiel um desto ärger trieben.

Der Monat endigte den 31. Mai mit schönem Wetter. Wir machten uns früh auf den Weg, und mußten erst mühsam längs einer kleinen, mit Weiden bewachsenen Inseln fortrudern. Beide Ufer des Stromes erschienen flach, und deutlich konnte ich an denselben bemerken, daß das Wasser im Fallen begriffen war. Als das kleine Eiland im Rücken lag, erreichten wir das linke Ufer: zugleich erhob sich der Wind mit solcher Stärke, daß derselbe benutzt werden konnte. Schnell fuhren wir an einem Eilande, la Grande île au vase genannt, vorüber, an welches noch einige kleinere Inseln anstoßen. Schon der Name verräth, daß diese Inseln neu vom Strome angesetzt worden sind, indem bei den Creolen das Wort vase eine durchnäßte weiche Thonerde bedeutet, welche vom Niederschlag des Wassers entsteht. Dieser Boden wird in der trockenen Jahreszeit so hart wie Stein und bekömmt eine Menge Spalten, welche das Gehen auf demselben erschweren; dagegen muß man, wenn die Thonerde feucht ist, bei jedem Schritt befürchten, bis über die Knie zu versinken. Vorzugsweise lieben die Weiden diesen Standpunkt, und bedecken daher große Strecken davon; dies bemerkte ich besonders, je weiter ich stromaufwärts nach Norden vordrang. Der Missoury bildete große Wellen und führte noch vieles Treibholz. Von der Ile au vase bis zur Caverne à Montbrun rechnen die Schiffer zwölf Meilen. Gegen Mittag ließ übrigens der Wind nach, welches die Mannschaft nöthigte, das rechte Ufer zu gewinnen, um sich der Leine zu bedienen. Hier erblickte ich seit drei Tagen das erste bewohnte Haus, dessen Einwohner so gefällig waren, mir ein fettes Schwein und ein Gefäß voll Milch anzubieten. Da sie keine Bezahlung annehmen wollten, so machte ich ihnen ein Gegengeschenk mit einem Pfunde Kaffee, einem Genusse, den sich die entfernt wohnenden Colonisten nur mit Mühe verschaffen können, da Kramläden selten sind und oft weit aus dem Wege liegen. Unweit der Wohnung erheben sich felsige Berge, welche den Lauf des Bärenflusses, Rivière de l'ours. bezeichnen. Dieser kleine Fluß ist an sich sehr unbedeutend, kaum für Canots schiffbar, und mündet sich an dem westlichen Ufer des Missoury, einige Meilen stromaufwärts. Der ganze Tag blieb schön und kühl, auch verminderte sich das Ungeziefer sehr merklich, da diese Thiere den Sonnenschein und die heitere Luft vermeiden. Mein ganzer Körper war von den Stichen der Mousquiten und Waldzecken zerfleischt. Die von den

letzteren verursachten Wunden hatten eiternde, schwer zu heilende Beulen hinterlassen; dagegen verursachten die Stiche der Schnacken brennende Blasen, die mehrere Tage lang heftig schmerzen. Diese plagenden Luftbewohner der Missoury-Gestade waren meist Tipularien aus dem Mückengeschlecht, zu welchen sich auch am Tage nicht minder quälende Wespen und Bremsen, Tabanus, in Menge gesellten. Bekanntlich benennen die Creolen Amerika's diese Blutsauger Maringuins, zum Unterschiede der fliegenartigen Moustiques. Diese letzteren sind in den kältern Klimaten seltener und mehr eine Plage der Tropenländer, welche übrigens auch von den Mücken nicht minder heimgesucht werden. Der wichtige Einfluß, den die Beschaffenheit des Wassers selbst auf die Existenz dieser Insekten, deren Larven in demselben leben, äussert, ist zur Genüge bekannt. Die darüber in andern Gegenden Amerika's gesammelten Erfahrungen habe ich namentlich auch an den Ufern der in den Missoury mündenden Flüsse bestätigt gefunden, und besonders bemerkte ich, daß die hellere oder dunklere Färbung des Wassers, sowie der geringere oder größere Antheil erdiger Theile, welchen die Flüsse mit sich führen, auf das Erscheinen derselben bedeutend wirkte. Den Nachmittag machte ich einen Ausgang auf die nahe liegenden ziemlich steilen Berge, und kehrte erst spät am Abend zurück. Diese Berge sind mit einer zwei bis drei Fuß hohen Schichte äusserst fruchtbarer Dammerde bedeckt. Die darauf wachsenden Hölzer stehen weitläufig auseinander, und bilden viele lichte Stellen, die theilweise mit dichtem Gesträuche des Sassafras, des Sumach und eines Geisblattes bedeckt, theils mit üppigem Graswuchs bekleidet waren. Die meisten Stämme der Holzarten verriethen einen kräftigen und gesunden Wuchs, und namentlich zeichneten sich die hier häufig wachsenden Gleditschien *) aus, deren zierlich gefiedertes Laub einen Rückblick auf die Tropenzone gewährt. Auffallend war mir der große Mangel an Singvögeln in diesen Gegenden am Missoury; denn schon mehrere Tage lang hatte ich kaum die Stimme eines einzigen kleineren Vogels vernommen. Nur Schaaren unruhiger Papageien unterbrachen mit ihrer gellenden Stimme die Ruhe der Wälder, deren Todtenstille durch das seltene Hämmern einzelner rothköpfigen Spechte nur noch mehr hervorgehoben wurde. Nur hin und wieder stieß ich auf vereinzelte hühnerartige Vögel, welche sich mit ihrer noch nicht flugbaren Brut durch eiliges Laufen meinen Blicken zu entziehen suchten. Die Welschhühner sind in den Monaten Mai und Juli seltener in bergigen Gegenden, als zu andern Jahrszeiten;

*) Gleditschia triacanthos, bei den französischen Creolen Févier piquant, zum Unterschied des Févier des bois, Gleditschia inermis und monosperma *Walt.*, welche letztere ebenfalls häufig im westlichen Gebiete der Vereinigten Staaten vorkommen. Fevier wurde nur das arbre au caffé (Gymnocladus canadensis) genannt.

sie suchen zur Nahrung für ihre Jungen das mit hohen Nesseln bedeckte Flachland an den Ufern der Ströme auf, und gehen erst, wenn diese schon zu fliegen im Stande sind, tiefer in das Land hinein. Gegen Abend bedeckte sich der Himmel, der Wind legte sich völlig, und die schauerliche stille Nacht wurde nur hin und wieder durch das Krachen umstürzender Bäume und das Getöse des einrollenden unterhöhlten Ufers unterbrochen. Gegen Morgen vor Tagesanbruch blitzte und donnerte es sehr stark, auch zündete der Blitz mehrere Stämme in unserer Nähe, welche lichterloh aufbrannten; dabei fiel aber kein Tropfen Regen. Die Creolen, etwas furchtsam bei Gewittern, entsetzten sich bei diesem Anblick in eben dem Maße, wie dies herrliche Natur-Schauspiel für mich an Interesse gewann. Früh um vier Uhr umfuhren wir mit vieler Mühe am 1. Juni jenen alten Baumstamm, der am vorigen Abend unsere Reise aufgehalten hatte. Nur sehr langsam rückten wir längs des rechten Ufers des Stromes weiter, indem bei jedem Schritte neue Hindernisse das Fahrwasser versperrten. Dieses hatten die Umstände und der hohe Stand des Wassers dicht am Rande des Ufers beengt, indem eine heftige Strömung und das Fluten herumschwimmender Hölzer jede Aussicht auf einen Ausweg benahmen. Hiezu begünstigte uns ebenfalls weder der Wind, noch die Luft; denn diese war schwül und drückend warm. Um sieben Uhr befand sich das Boot der Mündung des ziemlich großen Flusses la Grande rivière au vase gegenüber. Er ist reißend und über siebzig Meilen mit Kähnen schiffbar, doch wegen der häufigen Stromschnellen und seines unsicheren, theils felsigen, theis ungleich tiefen Bettes nicht wenig gefährlich zu befahren. Der Lauf des Flusses zieht sich meist durch Wiesengründe, und schickt sich daher vortrefflich zum Anbau der benachbarten Gegenden, auch haben sich ziemlich viele Kolonisten an demselben angesiedelt. An dem rechten Ufer des Missoury, in einer Strecke von etwa zwei englischen Meilen von unserm Nachtquartier, fielen zwei Bäche in den Strom, beinahe zu unbedeutend, um nur eine Erwähnung zu verdienen. Dem flachen östlichen Ufer gegenüber senken sich hohe Felsen fast lothrecht in das Wasser und werden von den Fluten des Missoury, welcher hier sehr tief ist, zu jeder Jahrzeit bespült; dies bildet höchst unsichere und gefährliche Stellen, da der Drang der reißenden Strömung sich mit Gewalt an den vorspringenden Spitzen dieser Klippen bricht. Ausserdem ziehen sich unweit dieses Ufers eine Anzahl aneinander hängender kleiner Eilande bis in die Nähe der Côte sans dessein. Sie ragen nur wenig über den Wasserspiegel empor, sind theils mit niedrigen Weiden bedeckt, theils kahl, Untiefen und Bänke bildend, und wegen des sie umgebenden seichten und schlammigen Grundes, auf welchem sich häufig vom Wasser bedecktes Treibholz lagert, den Schiffern von Seiten der benachbarten Felsenstücke gefahrbringend. Wir machten Mittag bei dem

vorher erwähnten Bärenfluß, Rivière de l'ours, dessen Ufer bewohnt sind. Er entspringt in den Wiesen, läuft aber später unweit seines Einflusses durch jene Felsenreihe, welche sich, wie ich schon vorhin bemerkt habe, an das Ufer des Missoury lehnt. Diese Gegend war sonst wegen der großen Menge Wildprets berühmt, und der Jagd wegen häufig besucht von Indiern und Creolen. Nun hat es sich freilich, wie überall in den bewohnten Gegenden, um Vieles vermindert. Dem Bärenflusse gegenüber mündet sich ein anderer kleinerer Fluß, la Petite rivière au vase genannt, in den Missoury. Bei mehreren unbedeutenden Wohnungen und urbar gemachten Stellen, sowie an einigen Hügeln von geringer Höhe, führte langsam unsere Fahrt vorbei. An einer flachen Stelle, wenige Meilen vom Einflusse des Osagen=Stromes, machten wir Anstalten, die Nacht zuzubringen, nachdem eine kurze, aber sehr beschwerliche Tagreise zurückgelegt worden war. Eine gewitterdrohende unerträgliche Hitze und eine schwüle, von zahllosem Ungeziefer belebte Atmosphäre hatte Alle entkräftet. So unangenehm die ewigen Regengüsse im Anfange meiner Schifffahrt auf dem Missoury die Geduld auf die Probe gestellt hatten, so gerne hätte ich jene nasse Zeit manchmal zurückgewünscht, da die häufig damit verbundenen elektrischen Entladungen wenigstens die Hitze minderten und den luftigen Plagegeistern Schranken setzten, welche nun, durch das Klima begünstigt, eine unbeschreibliche Unruhe und grenzenlose Schmerzen über alles Lebende verbreiteten. Meine Erwartungen wurden getäuscht' es regnete nicht, die Luft blieb schwül und an einen Schlaf war nicht zu denken. Durch viele Hindernisse aufgehalten, fuhren wir den andern Morgen durch die reißende Strömung dem westlichen Gestade entlang bis an einige Eilande, welche die Mündung des Osage bezeichnen. Da der Bootspatron Dutremble durch ein Geschäft an die gegenüber liegende Côte sans dessein gezogen wurde, so mußte das Fahrzeug liegen bleiben und seine Rückkunft abwarten. Hier befinden sich an dem Ufer einige von Franzosen bewohnte Häuser, deren Einwohner viele Freude bei unserer Ankunft an den Tag legten, da mehrere von den Bootsleuten mit ihnen entweder verwandt oder befreundet waren. Diese treuherzigen Leute überhäuften mich mit geschäftiger Dienstfertigkeit und einer Menge Fragen, die ich darum nicht beantworten konnte, weil man mir keine Zeit dazu ließ. Besonders zeichnete sich durch ihren regsamen Eifer eine dicke Frau indischen Stammes aus, welche als Kind dem Stamme der Pahnis geraubt und von Creolen erzogen worden war. Durch ihre große Gesprächigkeit und die angenommenen französischen Sitten, ganz im Gegensatz mit den Gebräuchen ihrer Nation, gab sie einen sprechenden Beweis, daß nicht die Race, sondern die Erziehung die moralische Ausbildung des Menschen bestimme. Ich fand vielen trefflichen Ahornzucker bei diesen Kolonisten, und zog, durch den vorzüglichen Geschmack desselben aufmerksam gemacht, genaue

Erkundigung über dessen Bereitung ein. Der Saft des Zuckerahorns enthält sehr vielen vegetabilischen Zucker, welcher sich durch Einkochen in Substanz darstellen läßt. Durch einsichtsvolles Verfahren würde man sehr leicht eine völlige Reinigung der eingekochten Masse von schleimigen und andern fremden Theilen bewerkstelligen können; auch könnte dadurch der braunen und schmutzigen Farbe abgeholfen werden, welche dieses nützliche Surrogat des westindischen Zuckers manchen Personen widerwärtig macht. Falls die Preise des gewöhnlichen Zuckers einst in den vereinigten Staaten sehr steigen sollten, so würde bestimmt der Bereitung des Ahornzuckers eine weit größere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Gleich nach meiner Ankunft ging ich mit dem einen Sohn des Hauses, einem jungen Mestizen, auf die Jagd. Ich erblickte einen großen braunen Wolf, vielleicht zu derselben Art gehörig, welche der Prinz von Neuwied unter dem Namen Canis campestris*) bekannt gemacht hat, und die auch in Nordamerika vorzukommen scheint. Dieses Raubthier floh scheu und flüchtig über die Gebirge, und schien größer als der gewöhnliche amerikanische Steppenwolf (Canis latrans?) zu seyn. Dieser letztere gleicht beinahe völlig unserm europäischen Wolfe, zieht aber die großen, mit Gras bewachsenen Ebenen den waldigen und gebirgigen Gegenden vor. In einer Entfernung von zwei Meilen landeinwärts vom Ufer erheben sich erst diese hohen und steilen, mit fetter Dammerde bedeckten Berge aus einem sehr nassen und flachen Waldgrunde. Eine recht üppige Vegetation von Hölzern und Sträuchern bekleidete diese Berge, auf denen die Tradescantia virginica und eine niedliche feingefiederte Acacia (Mimosa illinoensis? *Mich.*) einen lieblichen Teppich ausbreiteten. Der rothe Maulbeerbaum, beinahe in dem ganzen gemäßigten nördlichen Amerika vorkommend, befand sich hier häufig an feuchten, dem Lichte ausgesetzten Stellen, und war mit einer großen Fülle reifer Früchte belastet, deren Geschmack, saftig und erfrischend, dem der süßen Kirschen gleicht, und die dadurch auch eine Menge Vögel herbeilocken, welche meist bei Annäherung eines Menschen mit großem Gezwitscher und Geschrei dem Innern des Waldes zufliegen. Ich bemerkte nach längerer Zeit wieder größere Schaaren von Drosseln und Kardinälen, welche letztere in ihrem jugendlichen Gefieder noch nicht das schöne Roth der alten Männchen zeigten. Die Hitze stieg diesen Tag auf die fast unerträgliche Höhe von + 27° R., wobei kein Lüftchen wehte. Dennoch entfernte ich mich ziemlich tief in das Land hinein und bestieg mehrere hohe Berge. Ich fand an einigen schroffen Abhängen in thonigen Erdlagern die Spur von salzigem Wasser, welches

---

*) Canis nubilus? Ohne diese Wolfsart genauer zu bestimmen, verweise ich den Leser auf die Bemerkungen in Major Long's Reise. T I. pag. 168.

zum Theil ziemlich stark hervorquoll und den Boden befeuchtete. Diese Stellen waren von Wildpret, selbst von Bären, besucht worden, wie die frischen Spuren dieser Thiere es bewiesen. Auf den trockenen, der Sonne ausgesetzten Stellen des Gebirges stieß ich auf mehrere große Klapperschlangen, welche schon in einer Entfernung von mehr denn zwanzig Schritt durch ihr Rasseln zu erkennen gaben, daß wir durch unsere Annäherung ihre Sicherheit störten. Ich näherte mich behutsam diesen gefährlichen Thieren bis auf eine geringe Entfernung, und konnte deutlich bemerken, daß die Schlangen ihren Blick steif auf mich gerichtet hatten und sich das Ende ihres Schwanzes mit unbegreiflicher Schnelligkeit bewegte. Wegen ihrer Schwerfälligkeit ist es selten, daß die ohnehin nicht sehr bösartigen Klapperschlangen einen Menschen angreifen oder verfolgen, und sie sind daher im Grunde genommen weniger gefährlich, als man es sich allgemein vorstellt. Ihr Rasseln, sowie der stiere Blick ihrer Augen verräth mehr ein Gefühl der Angst, als des Zornes; auch ist wohl kaum ein Fall bekannt, daß eine dieser Schlangen einen schlafenden Menschen beschädigt hätte, obgleich die Liebe zur Wärme diese bösen Gäste öfters ganz in die Nähe des Nachtlagers der Reisenden, ja selbst bis unter ihre Decken bringt. Ich war ganz erstaunt, als ich mich abermals dem Rasseln einer Schlange näherte, statt einer gewöhnlichen grauen Crotale eine große schwarze Schlange zu erblicken, die in der nämlichen Stellung und schwingenden Bewegung des Schwanzes wie jene sich geberdete. Obgleich ich zu bemerken glaubte, daß dieses Geschöpf ebenfalls unter die giftigen Thiere seines Geschlechtes gehören mochte, so wagte ich dennoch einen Kampf mit der Schlange, welchem sie auch glücklicher Weise unterlag. Als ich sie genauer untersuchte, fand ich, daß ich mich in Betreff der Gefahr geirrt hatte, indem diese Schlange keine Giftzähne in ihren Kinnladen verbarg, und daher völlig unschädlich war. Sie gehörte zu den Nattern, und war wenig von der schon früher beschriebenen, in dieser Gegend gemeinen schwarzen Art verschieden. Das Rasseln, obwohl viel schwächer als das der Klapperschlange, konnte nur durch das sehr heftige Schütteln der Schwanzschilder bewirkt werden. Die Natur scheint auch wehrlosen Schlangen die Mittel gegeben zu haben, durch dieses furchterregende Geräusch den nahenden Feind zu schrecken, und sich dadurch das Leben zu sichern. Im späteren Verlaufe meiner Reise ist mir übrigens kein zweites Beispiel dieser Art aufgefallen, und ich begnüge mich damit, andere Naturforscher und Reisende darauf aufmerksam zu machen. Ausser dieser schwarzen Natter entdeckte ich ebenfalls eine Klapperschlange mit drei gelben Längestreifen auf dem Rücken und drei Rasselgelenken an dem sehr kurzen Schwanze. Sie scheint eine neue Art zu seyn, und ich werde nicht ermangeln, diese und mehrere andere unbekannte Arten in der Folge bekannt zu machen.

Die Kunst, Schlangen, besonders Crotalen, durch Pfeifen oder Anwendung anderer abergläubischen Ceremonien zu locken, gehört zu jenem Wunder, womit die indischen Gaukler schon vor langen Zeiten die Leichtgläubigkeit schwachsinniger Personen täuschten. Um eine Superiorität über ihre Mitmenschen zu gewinnen, wußten sich übrigens auch einzelne Creolen des Geheimnisses zu bemeistern, und wissen diesem Geschäft vollkommen jene mystische Würde zu verleihen, welche die gewöhnliche Hülle um die nichtssagendsten Handlungen bildet, deren Zweck ist, die Einfalt zu mißbrauchen. Mit großem und feierlichem Ernst behauptete ein alter Franzose, als ich wieder an das Ufer zurückgekehrt war, diese Kunst zu besitzen, und forderte mich auf, ihm nach dem Essen in den Wald zu folgen. So müde ich auch war, konnte ich dennoch diesem Ruf nicht widerstehen, da ich mir einigermaßen mit der Hoffnung schmeichelte, den Betrug durchschauen zu können. Dies gelang mir auch über alle Erwartung; denn als er mich an einen verfaulten Baumstock geführt, fing der Gaukler an, zu pfeifen, nachdem er vorher durch allerlei Zauberformen die bösen und guten Geister beschworen hatte. Wie ich es vorausgesehen hatte, kamen mehrere, an die wohlbekannte Stimme gewöhnte, völlig gezähmte Klapperschlangen hervorgekrochen und näherten sich dem vermeinten Zauberer, welcher mir mit gebieterischem Tone den Rath gab, mich aus der Nähe des giftigen Ungeziefers zu entfernen. Ich fand es nicht nothwendig, diesem Zurufe Folge zu leisten, und überzeugte mich bald zur größten Beschämung meines Begleiters, daß den Schlangen die Giftzähne ausgerissen waren. Es scheint mir übrigens selbst nicht unwahrscheinlich, daß man im Frühjahre während der Paarungszeit die Schlangen durch das Nachahmen ihrer pfeifenden Stimme locken kann. Die Schlangen sollen sich alsdann der pfeifenden Person nähern, beim schärferen Anblick derselben aber eiligst die Flucht ergreifen. Dies benutzen die Schlangenbeschwörer und behaupten, die Schlangen könnten aus Sympathie oder Antipathie ihnen keinen Schaden zufügen. Zugleich bin ich überzeugt, daß der Geruch vieler Gegenstände, namentlich des geräucherten Leders und der Dekokte vieler Blätter und Wurzeln, den Schlangen so zuwider ist, daß sie dadurch gleichsam betäubt und unvermögend werden, zu beißen. Die Indier und Creolen wenden in neuerer Zeit allgemein das Schießpulver innerlich und äusserlich mit vielem Nutzen gegen den Biß der Klapperschlange an. Ich habe mich selbst von der Wirksamkeit dieses einfachen Mittels überzeugt, und glaube es um so mehr empfehlen zu dürfen, da jeder Reisende in den Wildnissen Amerika's sein Pulverhorn bei sich führt. Die Indier tragen übrigens auch noch andere Gegengifte bei sich, und gehen nie ohne solche auf entfernte Wanderungen aus, behaupten aber dennoch mit größter Bestimmtheit, daß ohne die Anwendung gewisser sympathetischen Mittel keine Arznei wirksam seyn könne.

Die Nacht war schwül, es blitzte und donnerte gegen Osten. Doch schon am grauen Morgen des nächsten Tages verließen wir unser Nachtlager. Gleich hinter den Wohnungen, an welchen wir die Nacht und einen Theil des vorigen Tages zugebracht hatten, bildet eine Gebirgsgegend das Ufer, und zieht sich in rauhen Felsengruppen bis an die Mündung des Osagenflusses, an welcher mehrere Hütten sparsam zerstreut liegen. Am linken Ufer des Missoury erhebt sich ein runder einzeln stehender Berg, die Côte sans dessein genannt. Das Ufer dieser Küste ist von amerikanischen Ansiedlern bewohnt; früher hielten sich wegen der Jagd und des Handels immer einzelne Creolen-Familien in dieser Gegend auf. Das Abnehmen des Wildes und die durch die fortschreitende Bevölkerung immer mehr verdrängten Wohnsitze der Indier vereitelten nothwendig auch den Aufenthalt jener unsteten Menschenvereine, welche ihre momentanen Niederlassungen von beiden Verhältnissen abhängig machen. Zwischen der Côte sans dessein und dem Einflusse des Stromes der Osagen, welchen wir gegen eilf Uhr des Morgens erreichten, liegen schmale und kleine, mit Holz bewachsene Eilande, deren ich sechs zählte. Spuren zerstörter Häuser deuten darauf hin, daß sie früher bewohnt waren. Der Osage ist hier gegen neunzig Toisen bei mittlerem Wasserstande breit und führt ein klares trinkbares Wasser; er entspringt in den großen Savanen zwischen dem Kanzas und Arkanzas, ist voller Stromschnellen und fließt über ein meist felsiges Bett. Es münden sich in ihn einige nicht ganz unbedeutende Nebenflüsse,*) von denen mehrere für Kanots und selbst größere Boote schiffbar sind.

---

*) Unter andern der Regenfluß, Rivière de la pluie, der kleine Salinenfluß, la Petite saline, der Maniga, die falsche Gabel, la Mauvaise fourche, der weiße Holzfluß, Rivière au bois blanc; ferner der Marais de la douceur, der Erdäpfelfluß, Rivière aux pommes de terre, der große Fluß, la Grande rivière, la Rivière à Moreau, der Sklavenfluß, la Rivière aux esclaves, die große Stromschnelle, le Grand rapide, der Niangar, ein zweiter kleiner Salinenfluß, der Höhlenfluß, la Rivière de la caverne, und die Rivière Marie.

Achtes Capitel.

Côte du petit Manitou, Rocher percé, Oberhäupter der Ajowas, Côte du grand Manitou, Franklin, Fortsetzung der Reise zu Lande, Uebergang über den Missoury bei Pierre de la flèche. Eintritt in die Steppen, Prairie de la mine, Rivière à Tabau, Marais du sorcier, Liberty Town, der Kanzas, Aufenthalt in der Gegend. Reise den Strom abwärts. Fort Osage, Ankunft an einer Insel am Chenal du Tigre oder Marais Apaqua, und Zusammentreffen mit meinen Leuten auf dem Boote. Rückkehr mit demselben an den Kanzas.

Schon im vorigen Capitel fand ich Gelegenheit, jenes Urvolk zu erwähnen, nach welchem der Osagenfluß von seinen ersten Entdeckern benannt wurde, und welches noch heute ungestört im Besitz der Quellen dieses Flusses und der daran grenzenden Steppen lebt. Die Wohnsitze dieser Indier sind zwar etwas mehr nach Westen gerückt worden; aber im Ganzen konnte diese Veränderung auf die Lebensart und Sitten eines ohnehin nomadisirenden Stammes keinen bedeutenden Einfluß äussern. Die Einschränkungen der Jagd, welche das Hauptnahrungsmittel dieser Nation ist, erstreckten sich zwar durch die fortschreitende europäische Bevölkerung auf die den Missoury begrenzenden Wälder und die ihm zollbaren Nebenflüsse, nicht aber auf jene unermeßlichen den Bison ernährenden Steppen. Der Besitz des Jagdrechtes an dem Missoury konnte früher von den Osagen nur durch immerwährende Kriege mit andern gegen Osten lebenden Nationen behauptet werden. Der durch die häufigen Nachstellungen der Creolen in seinem Ertrage geschmälerte Biberfang nahm den Indiern zwar immer mehr und mehr einen wichtigen Erwerbszweig; wenn wir aber betrachten, daß die Aufmerksamkeit der Urvölker auf diesen Theil der Jagd erst durch den Werth gesteigert wurde, welchen dieses Pelzwerk in dem europäischen Handel behauptet, so läßt sich der natürliche Schluß machen, daß zwar durch den geschmälerten Biberfang den Indiern ein Handelsartikel entrissen, keineswegs aber ein Mittel zu ihrer wirklichen Subsistenz genommen wurde. Die Osagen gehören vielleicht noch zu denjenigen Urvölkern, welche sich des Besitzes der einträglichsten Jagdbezirke erfreuen. Die günstige Stellung, welche ihre Tapferkeit und ihre kriegerischer Sinn ihnen unter den nachbarlichen Horden gewährt, dient den Osagen zur mächtigen Schutzmauer gegen feindliche Angriffe und gegen

die wechselseitigen unerträglichen Neckereien der Indier unter sich, welche als eine Hauptursache der Abnahme jener rothen Stämme betrachtet werden müssen. Beinahe alle angrenzenden wilden Horden wurden bei ihren Angriffen von diesem kraftvollen und muthigen Volke mit großem Verluste zurückgeschlagen, und die bedeutenden Niederlagen, welche die Kanzas, die Fuchs- und Sak-Indier, ja selbst die Pahnis erleiden mußten, beschwichtigten zuletzt sogar jenen mächtigen und mahnenden Trieb zur Blutrache, welcher als der böse Dämon des Indiers betrachtet werden kann, und nöthigten jene Völker, aufrichtige Friedens- und Freundschaftsbündnisse mit den Osagen anzuknüpfen. Ihre Siege erkämpfen sie meist immer auf offenem Felde, und von der Natur durch auffallende Größe und Körperkraft ausgerüstet, verachtet der Osage kühn von der Höhe seines muthigen Rosses herab, mehr wie irgend ein anderes Volk, jene Art hinterlistigen Gefechtes, durch welches im kleinen Krieg der schlaue Wilde so häufig den Sieg in seine Hände zu spielen versteht. Der Osage ist weniger grausam als seine Nachbarn, daher sind ihm Menschenopfer fremd, auch ermordet er selten im Bereich seiner Hütte den gefangenen Feind, und sich mit dem Skalp des gefallenen Gegners begnügend, verabscheut er den Genuß des Menschenfleisches.. Die Autorität seiner Häuptlinge und den Rath des Alters achtend, neigt er sich auffallend zu den Vortheilen eines gesetzlichen Vereines, und wohl nicht leicht sind einem indischen Volke die Bande der gesellschaftlichen Verbindung so theuer und heilig, wie den Osagen. Ausser den Pahnis ehrt kein indischer Stamm das höchste Wesen, den Herrn des Lebens, so streng wie sie, und ihre Priester stehen daher in hohem Ansehen, wie auch der Osage keine wichtige Handlung unternimmt, ohne den Rath des Priesters zu befragen und sich durch Fasten, harte Bußen und Opfer vorzubereiten.

Ich kehre zur Fortsetzung meines Tagebuches zurück. Eine Meile vom Einfluß des Osage erstreckt sich längs des Missoury eine Felsenkette, welche steile Küsten bildet; das östliche Ufer erscheint hier dagegen flacher und viel bewohnter. Das Umfahren einer niedrigen, mit dichten Weiden bewachsenen Insel, welche sich bis nahe an das rechte Ufer anlehnt, verursachte viele Mühe, die noch durch die Gefahr einer starken Strömung und einer Menge angeschwemmter Baumstämme um Vieles vermehrt wurde; auch mußte an einem kleinen Flüßchen, der Rivière à Moreau, fälschlich von den Anglo-Amerikanern Marrow creek genannt, die Nacht zugebracht werden. Zum Glück war diese hell und ungewöhnlich kühl; zu unserm Schrecken stieg aber das Wasser um einen Fuß und ließ besorgen, der Strom möchte seinen ohnehin hohen Wasserstand noch mehr vergrößern. Vom Mittag bis zum Abend hatten wir nur drei englische Meilen zurücklegen können. Schon mit Tagesanbruch erreichten wir den

4. Juni ein bedeutendes Eiland, welches Ile aux cèdres genannt wird. Diese Insel ist gegen drei englische Meilen lang und eine breit; sie verdankt dem ihrer Spitze gegenüber mündenden kleinen Cedernflusse ihren Namen. Auf den Bergen, durch welche sich dieses Waldwasser windet, wächst sehr häufig der bekannte hochstämmige Wachholder, welcher die einzige Nadelholzform am untern Missoury bildet und allgemein bei den Creolen Ceder heißt. Nachmittags hielt das Boot an einer sogenannten Stadt, welche aus drei elenden Hütten besteht und den Namen Jefferson führt. Mehrere hierher bestimmte Waaren wurden ausgeschifft, wodurch so viel Zeit verloren ging, daß die Nacht einbrach und uns hinderte, weiter zu fahren. Da die Bewohner dieses Platzes durch ihr Aeusseres keineswegs mich einladen konnten, ihre Gesellschaft aufzusuchen, und es zu spät geworden war, die unwirthsame Gegend zu besuchen, so bedauerte ich um so mehr die verloren gegangene kostbare Zeit. Unsere Mannschaft, durch so manche Gefahr und ausgestandene Mühseligkeit, verbunden mit vielen drückenden Entbehrungen und den langsamen Fortschritten der Reise, entmuthigt, nahm gerne eine Gelegenheit wahr, sich in Whisky, der im Ueberfluß zu haben war, zu berauschen. Die Leute nahmen das vorerwähnte Geschäft zum Vorwand, gehorchten weder den Befehlen des schwachherzigen Dutremble, noch den Ermahnungen meiner Begleiter, und erschienen am späten Abend total besoffen, zum Theil jämmerlich zugerichtet, am Bord des Bootes. Im Trunk waren mehrere zu Schlägereien veranlaßt und so durchgeprügelt worden, daß ich befürchten mußte, diese Leute den andern Tag zum Dienst untauglich zu finden, auch sogar voraussehen konnte, durch diesen Umstand zu einem verlängerten Aufenthalt in der kleinen aber gefährlichen Stadt gezwungen zu seyn. Vor der Ankunft in Jefferson hatte ich dadurch, daß einige von den Bootsleuten ihre Kleider mit bessern vertauschten, die Absicht durchschaut, am Lande zu verweilen, und da die Strömung gegen das Ufer, an welchem die Stadt lag, sehr reißend war, dem Bootsführer vorgeschlagen, an der entgegengesetzten Küste, wo ein guter Landungsplatz war, anzulegen, die wenigen Waaren daselbst auszuschiffen und den Bewohnern des Ortes die Sorge zu überlassen, sie dort in Empfang zu nehmen. Dutremble war unklug genug, den Bitten der Mannschaft nachzugeben, und ließ meinen Rath unberücksichtigt. Als er, um größeren Unordnungen vorzubeugen, sich am Abend strenger Maßregeln bedienen wollte, gerieth er mit den Betrunkenen in einen heftigen Wortwechsel, als Folge dessen er unfehlbar thätlich mißhandelt worden wäre, wenn ihn nicht meine Leute in Schutz genommen und in Sicherheit gebracht hätten. Mit solchen lärmenden Auftritten verstrich beinahe die ganze Nacht, und nur mit größter Noth gelang es den andern Morgen, die Mannschaft in Bewegung zu bringen.

Erst gegen acht Uhr, als Alles reisefertig war, fuhren wir ab und erreichten zu Mittag den Fluß Joncar. Eine dicht am Ufer liegende kleine Insel führt denselben Namen. Sie ist eigentlich nur eine Flachküste oder Sandbank, welche bei hohem Wasser durch einen Canal von dem Ufer getrennt, auch nur höchstens eine englische Meile lang ist. Wir benutzten den hohen Wasserstand und fuhren in dem Arm des Stromes dicht am Ufer längs des Festlandes fort. Der Himmel war bedeckt und die Luft sehr schwül, mit dichten, die Berge bedeckenden Nebelwolken angefüllt; der Thermometer von Reaumur stieg auf + 25°, und Wolken von Mousquiten vermehrten das Ungemach der unerträglichen Hitze. Vom Einfluß des Joncar creek bildet das rechte Ufer eine in den Strom laufende Spitze, die Pointe à Duchârme genannt; flach und nur im Hintergrunde von felsigen Gebirgen begrenzt, ist ihr Daseyn jenen Katastrophen unterworfen, durch welche die Gestade der großen amerikanischen Gewässer so leicht ihre Gestalt verändern. Diese flache Landspitze nimmt übrigens eine Strecke von mehr als sechs englischen Meilen ein. Der Fluß Petit Manitou durchläuft die Pointe à Duchârme und mündet sich in den Missoury eine Meile oberhalb des untern Anfangs derselben. Das linke Ufer des Stromes erhebt sich oberhalb der Ile à Joncar zu Hügeln von mittelmäßiger Höhe, welche sich bis zum Einfluß eines Baches, la Petite bonne femme *) genannt, hinziehen und vor demselben das Cap à l'ail bilden. Dieses Vorgebirge entnimmt seinen Namen von einer häufig dort wachsenden eßbaren Zwiebel, welche mir aber nicht zu Gesicht gekommen ist. Die ganze Hügelgräte wird manchmal Côte à l'ail genannt, welche Benennung wohl aber nur die vorbenannte Spitze, an welcher der Fluß eine Krümmung nach Westen bildet, verdient. Die Indier, welche den Genuß zwiebelartiger Pflanzen lieben, haben der Gegend einen Namen gegeben, den ich trotz aller Bemühung nicht erfahren konnte. Einige Stämme sollen noch hin und wieder auf ihren Streifzügen die Berge besuchen, um Zwiebeln zu sammeln, welche natürlich dadurch immer seltener werden müssen. Es that mir leid, dieses wahrscheinlich nutzbare Gewächs, dessen Anbau verbreitet zu werden verdiente, nicht aufsuchen zu können, ich mußte aber nothwendig die Reise soviel wie möglich beschleunigen. Wir fuhren der Pointe à Duchârme entlang und übernachteten an einer einzeln liegenden Wohnung. Es erhob sich mit Einbruch der Nacht ein kurzer, aber sehr heftiger Windstoß, dem eine völlige Stille folgte. Die trübe, mit dichten Wolken bedeckte Luft hüllte die Nacht in ein schauerliches Dunkel, und gegen Morgen löseten sich die schweren Wasserdünste in einen eben so dichten Regen auf. Dieser dauerte

---

*) Little good Woman creek.

jedoch nur bis acht Uhr und verursachte eine sehr wohlthätige Kühlung, welche aber leider nur von kurzer Dauer war, und abermals einer sehr drückenden Wärme Platz machen mußte. Der Missoury bildete mehrere kleine Eilande, die im hohen Sommer trocken liegen mögen, und nach Verlauf von mehreren Jahren zu ziemlich großen Inseln anwachsen können. Sie liegen meist nahe an den Ufern und werden durch Canäle, die der ungeheure reißende Missoury durch die von ihm bespülten Flachlande bei hohem Wasser, selbst durch den undringlichsten Urwald, gebahnt hat, gebildet. Nach und nach formen sich solche Durchbrüche ein tiefes sicheres Bett, und fließen in einer Strecke von oft mehreren Meilen wieder zu dem Strome zurück. Die umgeworfenen Stämme riesiger Bäume gehen auf ihrem feuchten Lager bald in Verwesung über und werden bei wiederholten Ueberschwemmungen meist in kurzer Zeit mit einem Fuß hohen Lager von Thonerde bedeckt. Auf solchem Grunde gedeihen bald Pappeln und Weiden mit einem in diesem fruchtbaren Boden sehr beschleunigten Wachsthum, und der Wald nimmt, mit lebhaften Sträuchern und Kräutern vermischt, wieder seine frühere dichte Gestalt an. Die flachen Küsten, sie mögen groß oder klein seyn, selbst die Inseln, welche bei niederem Wasser mit dem Festland in Verbindung stehen und nicht mit hohem Holz bewachsen sind, wurden von den Canadiern und den Franzosen Neu-Frankreichs, den ersten weißen Bewohnern des Missoury und ersten Entdeckern desselben, Battures, wenn aber die Küsten mit ganz hohem Holz bedeckt waren, Côtes basses genannt. Ich bediene mich überhaupt immer für Flüsse, Berge u. s. w. der bei den Creolen-Jägern üblichen Benennungen; sie beziehen sich entweder auf historische Data, welche die erste Entdeckung des Landes bezeichnen, oder sind echt indischen Ursprungs. Die neu eingewanderten Anglo-Amerikaner und Irländer, oftmals bekanntlich der Auswurf einer Bevölkerung östlich gelegener Staaten, die, häufig den Willen der gewiß nur durch vernünftige Anordnungen das Gute bezweckenden Regierung umgehend, sich beinahe ohne alle Mittel zu einem dauerhaften Anbau in die neuen Staaten einzuschleichen wußten, sind theils zu unwissend, um die im Lande üblichen Ortsbenennungen zu verstehen, oder zu selbstsüchtig, um sie beibehalten zu wollen. Sie verunstalten daher alle auf Oertlichkeit sich beziehenden Benennungen, und gleichen in dieser Sucht der Namensverfälschung, aber wohl nur hierin allein, den alten Römern und in neuerer Zeit den Franzosen. Die Regierung hat den größten Theil des Landes am Missoury und Osage bis zum Kanzas westlich, und vom kleinen Liberty creek bis zur Prairie du feu östlich, von den Indiern gekauft. Eine große Anzahl solcher Ausreißer, wie sie vorhin beschrieben wurden, nicht gut thuend in ihren früheren Wohnorten, und von mehreren Schriftstellern, namentlich dem trefflichen Cooper, besser bezeichnet, als es meine Feder vermag, wähnte

in den erweiterten Besitzungen der Vereinigten Staaten am Missoury und Missisippi ein neues Eldorado zu finden, in welchem den herumstreifenden Faullenzern noch ein bequemes Mittel zu Gebote stand, sich den Gesetzen und der bürgerlichen Ordnung, mit welcher sie schon lange entzweit lebten, zu entziehen. Von St. Charles bis zum Canzas ist das ganze Gebiet des Stromes nebst allen seinen kleinen und großen Nebenflüssen von solchen Leuten innerhalb zwanzig Jahren heimgesucht worden. Hin und wieder finden sich jedoch bessere Individuen, welche ihre Ländereien im Osten verkauften und nach Westen zogen, um dort ein neues Land anzubauen, und als nützliche Mitglieder des Staates betrachtet werden können. Durch fruchtbare Felder, bessere Häuser und einen bedeutenden Viehstand sind solche Ansiedler leicht zu erkennen; doch ist ihre Zahl gering und in keinem Vergleich mit denen, welche Land übernahmen, ohne die Regierung zu fragen oder zu bezahlen. Ausser den Kleidern und der weißen bleichen Gesichtsfarbe, an welchen sich die Neulinge von der alten Creolen-Bevölkerung leicht unterscheiden lassen, würde der Reisende glauben müssen, unter einen von den Urvölkern verschiedenen Stamm wilder Menschen gerathen zu seyn, deren Haupteigenschaften, Müßiggang und ein entschiedener Hang zur Betrügerei, zum Trunke und zur Rachsucht, die Schattenseiten ihres Gemäldes bilden. Die Gastfreundschaft, jene Eigenschaft, welche beinahe alle Naturmenschen auszeichnet und die selbst den rohesten Wilden aller Welttheile eine heilige Pflicht zu seyn scheint, ist ihnen völlig fremd, und ich erinnere mich keines Beispiels, irgend eine Spur eines theilnehmenden Gefühles, namentlich bei den Irländern der westlichen Gegenden, vorgefunden zu haben.

Wir hielten zu Mittag am Ausgang der Pointe à Ducharme. Die Gebirge der entgegengesetzten Küste fingen an, sich in das Cap à l'ail zu verlieren, von woaus sie zuletzt ganz verschwinden. Zu hohen Bergen erhebt sich dagegen das rechte Ufer, welche theils durch ein kurzes Flachland theils durch einzelne Felsgruppen vom Strome getrennt erscheinen. Eine große Steinmasse ragt dreißig Fuß hoch aus dem Wasser hart am Ufer hervor. Es ist ein stumpfer Kegel mit glatter Fläche, welcher fünfzig Fuß im Umfange haben kann; er bietet der Schifffahrt eine bei hohem Wasser sehr gefährliche Aufgabe, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre unser Boot an demselben geborsten. Diesem Felsen gegenüber ist die Mündung des Flusses la Petite bonne femme. Er ist ziemlich breit, und sein Lauf gegen vierzig Meilen mit kleinen Fahrzeugen schiffbar; er benetzt bedeutende Waldstriche und entspringt in den Steppen. Das linke Ufer wird hierauf flach, auch hören die Felsen hinter dem benannten Felskegel plötzlich wie abgeschnitten auf und machen einem mit dichtem Urwald bewachsenen ebenen Lande Platz, bei dessen Anfang Halt gemacht wurde, nachdem wir am 5. nur sechs englische Meilen zurückgelegt hatten.

Da das Wasser um ein Bedeutendes gefallen war, so wäre es ein Leichtes gewesen, eine viel stärkere Tagreise zurückzulegen, besonders da mehrere Windstöße, welche von der eigensinnigen Bemannung des Fahrzeuges unbeachtet gelassen wurden, füglich hätten benützt werden können. Doch nach den letzten Vorfällen hatte der Geist der Unthätigkeit und des Ungehorsams gegen den Schiffspatron in dem Maße zugenommen, daß die Leitung des Bootes mehr von der Willkühr der Leute, als von dem Willen des Dutremble abhing. Alle Mittag- und Nachtlager wurden von der Mannschaft bestimmt, auch hielten sie zu jeder Zeit an, wenn es ihnen gut dünkte, und erhob der Vorgesetzte seine Stimme, so wurde er mit den gröbsten Schimpfreden angefochten und zurückgeschreckt. Das Wasser im Raume, welches zwischen den Brettern des Kahns und durch den häufig gefallenen Regen eingedrungen war, verbreitete einen pestilenzialischen Gestank; umsonst wandten wir alle unsere Beredsamkeit an, um die Leute zu bewegen, das faule Wasser auszuschöpfen. Caillou und der alte de Rouain mußten dieses widerwärtige Geschäft am Ende selbst übernehmen, um doch die Möglichkeit zu bewirken, in dem Boote zu schlafen, und die im Fahrzeuge befindlichen Waaren vor Verderbniß zu sichern. Die Jäger waren zu Mittag trotz des Regens auf die Jagd gegangen; der meinige stieß so nahe auf eine große Klapperschlange, daß er beinahe gebissen worden wäre. Bei feuchtem Wetter rasseln diese Schlangen entweder gar nicht, oder so unmerklich, daß man vor ihnen kaum gewarnt ist. Ihre Paarungszeit fällt in die Monate Mai und Juni, und sie sind alsdann um desto gefährlicher. Mein Jäger hatte den Muth, sich dieser großen Klapperschlange zu bemächtigen; es war der wirkliche Crotalus horridus des Linné, welcher auf einem grauen Grunde einen sehr merkbaren, im Zickzack laufenden, schwarzen Streif auf dem Rücken zeigt. Das Thier maß fünf Fuß drei Zoll in der Länge, bei sechs Zoll und sieben Linien im größten Umfang und hattte dreizehn Rasselschilder.

Wir konnten am Morgen des 7. Juni erst nach neun Uhr aufbrechen. Die Bootsmannschaft schützte als Ursache einen in der Nacht gefallenen heftigen Regen vor, welcher den Boden am Ufer des Stromes zu glatt gemacht haben sollte, um das Fahrzeug am Schlepptau fortziehen zu können. Da aber am Anfang der Reise die Mannschaft unter viel erschwerteren Umständen den nämlichen Dienst verrichtet hatte, so konnte ich die eigentliche Ursache dieser Verzögerung nicht verkennen. Alle Morgen, sowie einen großen Theil des Tages und der Nacht, spielten nämlich die Leute Karten. Sie verspielten, da sie kein Geld hatten, den Branntwein, welcher ihnen täglich in bestimmten Portionen gereicht wurde, wobei es nicht fehlen konnte, daß die Gewinnenden betrunken waren, während die Verlierenden, welche das ihnen so sehr zur Gewohnheit gewordene

Getränk entbehren mußten, ihrem Mißmuth durch die heftigsten Aeußerungen Luft machen. Sie baten alsdann um eine Zulage an Whisky, und da der Bootsführer einigemal so schwach gewesen war, auch hierin nachzugeben, so hätte der Unfug kein Ende genommen, wenn ich mich nicht in's Mittel geschlagen hätte. Ich versprach den Leuten diese Zulage von meinem eigenen Vorrath, falls sie sich entschließen wollten, dem Kartenspiel zu entsagen und fleißig zu arbeiten; widrigenfalls drohte ich aber, diejenigen, welche ich als die Urheber der Unordnung kannte, dem Sheriff in Franklin zur Bestrafung zu übergeben. Da die Leute sahen, daß es mir damit Ernst war, so wirkte diese Drohung wenigstens einigermaßen so lange, als das Boot sich im Bezirk des Missoury-Staates befand.

Wir fuhren langsam längs eines flachen Ufers, und mußten schon nach einem Laufe von kaum zwei englischen Meilen am nördlichen Ende einer kleinen Insel, Petite bonne femme genannt, Halt machen, weil es auf das heftigste zu regnen anfing. Nach einer Stunde zertheilten sich aber die Wolken, und die Reise wurde fortgesetzt. Ich sah eine einzeln stehende Hütte, deren Bewohner sich damit beschäftigen, auf einer Fähre Menschen und Vieh über den Strom zu setzen. Ich machte abermals diesen Tag die Bemerkung, daß das linke Ufer des Missoury viel häufiger angebaut ist, als das rechte. Nachmittags regnete es eine Stunde lang abermals so stark, daß der ganze Raum des Bootes augenblicklich mit Wasser angefüllt war; dieses hielt wieder ein paar Stunden auf. Um vier Uhr umfuhren wir den kleinen Manitou, einen Felsen von mehr als hundert Fuß Höhe und fünfzig Fuß Breite, dessen glatte und steile Wand mit indischer Malerei und Götzenbildern geziert ist. Dicht bei demselben fließt ein unbedeutender Fluß in den Strom, und ein malerisches kleines Eiland, mitten im Missoury gelegen, vermehrt das Romantische dieser merkwürdigen, den echten Stempel der jungfräulichen amerikanischen Natur tragenden Gegend, welche von dem Beil der Ansiedler noch auf kurze Zeit verschont, mit dem Gewande lang verflossener Jahrhunderte bekleidet seyn mag. Ein ziemlich langes Flachland nimmt seinen Anfang an der Einmündung des kleinen Flusses, und zieht sich in der Richtung des Strombettes fort. Wie gewöhnlich nach starkem Platzregen, war am Abend der Himmel sehr klar und heiter geworden, auch legten wir noch vier Meilen zurück. Im Hintergrunde erhoben sich schön geformte Hügel, welche durch eine nicht sehr breite, mit den riesenhaftesten Baumformen bekleidete Ebene vom Strome getrennt sind. Trotz des häufigen Regens fiel in der Nacht der Strom um mehrere Fuß. Früher als gewöhnlich brachen wir den 8. Juni auf, umfuhren eine Biegung des Stromes, die Pointe à Manitou genannt, und mußten durch eine Menge Treibholz, welches am Ufer angehäuft lag, und wegen widrigen Windes aus Norden bei einer Insel,

Ile du rocher percé genannt, anhalten. Der Wind blies den ganzen Tag mit großer Heftigkeit in der für unsern Lauf ungünstigen Richtung fort, und aller Vortheil, den wir davon zogen, bestand darin, daß es keine Mücken gab. Es war unmöglich, auf irgend eine Art von der Stelle zu kommen, und alle angewandte Mühe scheiterte durch den Sturm, der erst gegen Abend nachließ. Ich wollte den Nachmittag benutzen, um mit den Jägern auf die Jagd zu gehen; wir kehrten aber alle bald unverrichteter Sache zurück.

Während der Nacht heiterte sich das Wetter vollkommen auf, und die Sonne begrüßte uns den folgenden Morgen mit einer seltenen Pracht. Der Anblick der schönen Witterung bewog mich, alle meine Beredsamkeit anzuwenden, um die Bootsleute zum frühen Aufbruch zu bewegen; auch wurden bis zur gewöhnlichen Frühstückszeit über vier Meilen zurückgelegt. Wir befanden uns um diese Zeit in der Nähe eines kleinen Hauses am Ende einer Sandbank, welche, sich bis zum kleinen Manitou hinziehend, ihren Namen von diesem Gebirge entlehnt. An dieser Stelle mitten im Strome ist jene große Insel gelegen, welche Ile au rocher percé genannt wird. Dieses Eiland ist sehr flach, mit großem schönen Holz, mannshohen Nesseln und Equisetum bewachsen. In der Nacht war der Strom um anderthalb Fuß gesunken, und es stand zu erwarten, daß der Missoury bald in den mittlern Wasserstand zurücktreten würde. Im Hintergrunde der vorbenannten Wohnung erhebt sich eine rauhe und wilde Felsenkette, welche aber kaum die Länge einer Meile erreicht und sich zuletzt hart am rechten Ufer in das Strombett senkt. Meine Leute fingen einen niedlichen Reiher, *) welcher kaum so groß als unsere Ardea minuta und so äusserst bissig war, daß man sich ihm kaum nähern konnte. Dieser Vogel blieb lange am Leben, nahm die ihm vorgelegte Nahrung an, und wurde zuletzt zahm. Wir gruben denselben Morgen aus einem Loche ein Murmelthier von ganz besonderer Größe, welches gegen fünfzehn Pfund wog. Es war ein tragendes Weibchen, dessen Junge noch nicht völlig ausgewachsen waren. Das Fleisch dieses amerikanischen Murmelthiers ist fett und genießbar; auch war es mir, sowie das der Eichhörner, eine sehr erwünschte Speise. Nachdem das Ende der Bergkette erreicht war, fuhren wir längs einer mit Pappeln bewachsenen flachen Küste fort. Das Alter der Pappeln bewies augenscheinlich, daß dieses Land erst seit Kurzem dem Strome abgewonnen

---

*) Kopf, Oberhals und Rücken dunkel zimmetbraun, Flügel in der Mitte etwas heller. Hals und Kopffedern weiß, lang, und einige mit einem Längestreifen von dunklerer Farbe. Auf der Brust ein breiter, dunkel schwarzbrauner Ringkragen, die Federn an der Spitze hell eingefaßt. Bauch weiß. Schnabel und Iris vom Auge gelb. Füße hellgrün. Länge 16 Zoll. — Ardea exilis, *Wils.*

war. Im Hintergrunde erhoben sich aber nach und nach viel höhere und stärkere Stämme, auch mischten sich andere Holzarten darunter. Dieses überschwemmt gewesene Ufer stand nun über sechs Fuß ausser dem Wasser; auch bemerkte ich hin und wieder die Flächen einzelner Sandbänke und Untiefen, welche sich auf dem Niveau des Wassers kundgaben. Die Seite von der schon erwähnten Insel, welche ich genauer besichtigen konnte, läßt mich schließen, daß sie durchaus dicht mit Holz bewachsen und unbewohnt war, woran ihre niedrige, den periodischen Ueberschwemmungen zu sehr ausgesetzte Lage Schuld seyn mochte. Das linke Ufer des Missoury ist hier durchgehends bergig, mit hohen Felsblöcken übersäet, und bezeichnet den sehr wilden und rauhen Charakter der Gegend. Dem nördlichen Ende der Insel gegenüber befindet sich der durchbrochene Felsen, Rocher percé, eine in meinen Augen ganz unbedeutende Felsgruppe, welche dem Forscher keine andere Merkwürdigkeit darbietet, als den Anblick einer Höhle, welche durch die Spitze eines Felsen läuft, zu den unbedeutendsten Gebilden ihrer Art gehört, und nur wenige Schritte lang seyn mag. In einer Entfernung von drei Meilen von dem Eilande dreht sich der Strom nach Westen, und die Gebirge, welchen der Rocher percé angehört, nehmen eine Richtung nach Norden; auch flacht sich das linke Ufer zuletzt in eine niedrige Gegend ab und verliert den vorerwähnten romantischen Charakter. Ich fuhr nun wieder zwischen zwei völlig flachen Ufern eine Strecke von beinahe drei englischen Meilen, und wähnte mich in die niedrigen Missisippi-Gegenden versetzt, deren Urwaldformen wenig von den gegenwärtigen verschieden waren. Bald erblickte ich jedoch hohe Felsmassen, welche schroff und steil abgeflacht sich in den Missoury senken, und an deren Fuß die gewaltigen Wassermassen des Stromes mit großer Macht gebrochen werden. Da die Mannschaft nur einen kurzen Halt zu Mittag gemacht hatte, so ersetzte diese Tagreise einigermaßen den vorigen Tag, welcher beinahe unnütz verloren gegangen war. Das schönste Wetter begünstigte die Fahrt, und ein gelinder aber kühler Nordwind gestattete durch Milderung der atmosphärischen Wärme eine angestrengtere Arbeit.

Nachmittags gegen vier Uhr wurde ich auf eine angenehme Weise überrascht; wir erblickten nämlich in der Ferne ein den Strom herabkommendes Fahrzeug, welches sogleich für eine indische Pirogue erkannt wurde. Pfeilschnell näherte sich dieses mit nackten Gestalten besetzte Boot und nahm seine Richtung gerade auf uns zu. In einer Entfernung von kaum zweihundert Schritten erhob sich ein an der Spitze sitzender Indier von seinem Platz und machte mit emporgehobenen Armen ein bei diesen Völkern gewöhnliches Zeichen des Friedens. Einen Augenblick darauf legte sich auch schon die Pirogue an die rechte Seite unsres Bootes fest. Es befanden sich auf derselben zwanzig wohlbewaffnete indische Krieger von

dem Stamme der Ayowas, *) welche einen weißen Dolmetscher bei sich führten. Der Indier gab sogleich durch Zeichen die Absicht der Reise zu verstehen, welche darin bestand, in St. Louis über mehrere streitige Punkte mit den Beamten der Regierung zu unterhandeln. Die Wahrheit dieser Aussage und die friedlichen Gesinnungen der Indier wurden durch den Dolmetscher bestätigt. Die Schiffsmannschaft, die bei dem ersten Anblick derselben eiligst zu den Waffen gegriffen und keine geringe Furcht an den Tag gelegt hatte, fing an, sich zu beruhigen, und trotz der Ermahnungen des alten de Rouain, welcher sich keineswegs muthvoll zeigte, legte einer nach dem andern sein Gewehr weg und erholte sich von einem Erstaunen, welches für mich eine desto auffallendere Erscheinung seyn mußte, da ich wohl mit Recht glauben konnte, daß der Anblick von ein paar bewaffneten rothen Häuten einer Klasse von Menschen, welche meist ihr ganzes Leben in den amerikanischen Wildnissen zugebracht hatten, nichts Neues seyn sollte. Alle unsere kriegerischen Maßregeln schienen ihren Zweck bei den indischen Kriegern völlig verfehlt zu haben. Keiner derselben äusserte weder das geringste Mißtrauen, noch die kleinste Andeutung eines Gefühls, welches Furcht verrathen könnte, und hätte ich nicht zu viel von der jenen wilden Stämmen eigenen Kunst gehört, die heftigsten Gemüthsbewegungen und leidenschaftlichsten Gefühle durch anscheinend völlig ruhige Gesichtszüge und eine vollkommen sichere äussere Haltung zu verbergen, so hätte ich glauben müssen, daß entweder alle unsere Vorsichtsmaßregeln ihren Blicken entgangen wären, oder daß sie dieselben ganz andern Gründen, als ihrer plötzlichen Erscheinung zuzuschreiben suchten. Keineswegs entging es aber meiner Aufmerksamkeit, daß die Blicke der Häuptlinge trotz aller angenommenen Gleichgültigkeit eine innere Verachtung verriethen, welche sich in der Seele eines jeden furchtlosen Menschen bilden muß, wenn er Gegner erblickt, die auf ihren Gesichtszügen die Spuren der größten Muthlosigkeit eingeprägt tragen. Die Indier, deren Zweck es war, mehrere Erkundigungen bei uns einzuziehen, und deren ganze Lage, sowie die Art und Zeit ihres Besuches nichts Feindliches verrathen konnte, blieben regungslos sitzen, die Hände auf ihre Ruder gelehnt. Es befanden sich unter denselben zwei angesehene Oberhäupter und mehrere durch Tapferkeit ausgezeichnete Krieger. Die Häuptlinge nannten sich, wie ich nachher erfuhr, Pee-lan, der Kranich, und Wa-mo-no-kee, der

*) Dieser indische Stamm nennt sich in seiner Sprache Pa-cho-ché. Sie sind jetzt, wie es sich aus dem Verlauf der Erzählung ergeben wird, mit ihren Stammverwandten, den Otos, Oac-toc-ta-ta, an dem flachen Flusse, Rivière platte, in ein Dorf vereinigt. Doch streifen noch einzelne Haufen dieses der Verrätherei beschuldigten Stammes am großen Fluß, Grande rivière, und am Missisippi herum.

Dieb. Ersterer war der Mann, welcher die Friedenszeichen gemacht hatte, und war auch derjenige, welcher während der ersten Unterhandlung mit dem Dolmetscher allein das Wort führte. Er wendete sich an mich und Caillou, da er uns für die Angesehensten halten mochte, ungefähr mit folgenden Worten, die ich deßhalb wiederhole, weil sie einen Begriff von der wortkargen Rede der Indier abgeben können: „Die Krieger der Pa-„cho-sché haben ihre Brüder verlassen und kommen die Mutter der „Wasser herab, um ihren Vater im großen Dorfe der langen Messer zu „besuchen und mit ihm zu rauchen. Es ist Blut geflossen, nun aber ruht „der Ta-ma-hawk vergraben unter den Zweigen des Sykamor. Unser „Vater wird rauchen mit seinen rothen Kindern, und wird sie nicht „heimkehren lassen mit leeren Händen.“ Darauf reichte er uns die Hand, und wiederholte jeden Händedruck mit dem kurzen Ausruf: Hau. Nun erst erhoben sich langsam die übrigen Indier, und gaben Einem nach dem Andern die Hand. Sämmtliche Krieger waren, wie ich schon vorher bemerkt habe, bis auf einen Gurt von Leder, durch welchen ein blauer Tuchstreifen zur Bedeckung der Schamtheile gezogen war, völlig entblößt. Die Farbe des Körpers war von dem dunkelsten Kupferroth, und die mehrsten hatten ihr Haupthaar bis auf den Büschel am Hinterkopfe glatt weggeschoren. Die Ohren waren in ihrem Umfange viermal durchlöchert und mit Porzelainstäbchen und kleinen Glasröhrchen behangen. Unter ihren übrigen Putzsachen befanden sich besonders einige zu Tabaksbeuteln ausgearbeitete Bälge von mehreren Stinkthieren, *) welche recht niedlich mit Stickerei von Stachelschweinborsten ausgelegt waren. Die Indier führten keine andern Waffen, als Bogen und Pfeile, Streitärte und Messer bei sich. Die Bogen waren ganz einfach, theils von Gelbholz, von einer noch unbestimmten Holzart aus der Familie der Annonaceen, welche an Schönheit dem Mahagony nichts nachgibt, oder von Eschen- und Nußbaumholz, mit einer Sehne von künstlich gedrehten Flechsen des Tannhirsches. Die Köcher waren von einfachem braungegerbten Leder, und enthielten gegen hundert Pfeile, welche letztere von gewöhnlichem Pfeilholz, **) mit einer eisernen Spitze versehen und mit Welschhahnfedern geziert waren. Die eisernen Spitzen, welche die Bewaffnung der Pfeile bilden, werden von den indischen Völkern gewöhnlich aus alten verdorbenen Messerklingen oder eisernen Reifen, welche letztere, wie alles alte Eisen, bei ihnen einen großen Werth haben, ziemlich künstlich gearbeitet. Trotz der allermangelhaftesten Werkzeuge, die oft nur aus Steinen bestehen, sind die Indier dennoch keine ganz ungeschickten Schmiede und wissen sich manchen

*) Mephitis.

**) Cornus florida, *Linn.*, gemeiniglich Bois de flèche genannt.

Hausrath selbst zu verfertigen. Die Pirogue, auf welcher die Ayowas den Strom herabschifften, bestand aus zwei Kähnen, von denen ein jeder, wie alle hölzernen Canots der Indier, ein ausgehöhlter Baumstamm war, und welche recht künstlich miteinander so verbunden waren, daß man sie nach Willkühr sogleich wieder von einander trennen konnte. Die Canots, deren man sich zur leichteren Schifffahrt auf den Strömen des nordwestlichen Amerika bedient, werden gewöhnlich aus dem Stamme der canadischen Pappel gehauen, eine Arbeit, die nothwendig viele Geschicklichkeit erfordert, aber dennoch von ein paar raschen Arbeitern oft in einem Tage ausgeführt wird, so daß, wenn des Morgens der Baum noch in voller Blätterfülle prangt, man des Abends oft schon die reißendste Strömung auf demselben durchschneidet. Canots nennt man solche leichte Fahrzeuge, auf denen nur wenige Personen Platz finden; eine Pirogue enthält deren schon viel mehr, und besteht dennoch manchmal nur aus einem einzigen Stamme; doch liefern selbst die Urwälder des Missoury und Missisippi nur selten solche riesenhafte Waldtrophäen.

Schon seit der frühesten Zeit, in welcher europäische Colonisten Bekanntschaft mit den Ayowas und andern mit dieser Horde verwandten Stämmen am Missisippi und Illinois anknüpften, herrschten Klagen über den treulosen, grausamen und diebischen Charakter dieser Wilden, welche auch zulezt mit einer völligen Ausrottung des Stammes enden müssen, da sie jeden Frieden kurz nach dessen Abschließung zu brechen pflegen und die Eröffnung der Feindseligkeiten mit unerhörten Gräuelthaten beginnen. Der sonst zahlreiche Stamm, mit vielen Feinden stets in Kriege verwickelt, war schon während meines Aufenthaltes in Amerika, wo ich Gelegenheit fand, die ganzen Ueberbleibsel der Horde sowohl in dem Etablissement der französischen Missoury-Compagnie unweit vom Fort Atkinson, als auch in den Niederlassungen der Oto-Indier am Flachen Fluß zu sehen, bis auf ungefähr zweihundert Köpfe geschmolzen. Durch den Dolmetscher, welcher die Häuptlinge nach St. Louis begleitete, erfuhr ich die wahre Ursache, welche die Indier dazu bewog, eine Reise zu unternehmen, die sich so wenig mit der diesem Stamme eigenen Lebensweise vertrug. Die Ayowas hatten mehrere auf der Wanderung begriffene amerikanische Familien unweit Franklin angefallen, ausgeplündert und einige junge Frauenzimmer entführt. Vom Gouverneur mit Krieg bedroht, sahen sich die angesehensten Männer des Stammes genöthigt, um das völlige Verderben der Horde noch auf einige Zeit abzuwenden, ihren Stolz zu bezwingen und bei dem General-Intendanten um Schonung zu betteln. Nur dem menschenfreundlichen Charakter des Generals Clarke und den sehr gemäßigten Gesinnungen, welche die Regierung der nordamerikanischen Staatenbundes in Betreff der ohnehin schon so geschwächten indischen Völker hegt, verdanken die Ayowas ihre Rettung.

Die Zaghaftigkeit des alten de Rouain, welche mich Anfangs nicht wenig belustigte, erklärte sich mir bald durch die Bemerkung, daß der Greis unter den rothen Kriegern Bekannte entdeckte, welche in seinem zur Furcht geneigten Gemüthe unangenehme Rückerinnerungen erwecken mochten. Er ergoß sich in eine lange Erzählung, welche nichts weniger als vortheilhaft für die Ayowas ausfiel, und das Gepräge einer auf Muthlosigkeit gegründeten Uebertreibung an sich trug. Mit der Sprache der Pacho-sché nicht unbekannt, machte er, da er sich völlig in Sicherheit wußte, den wilden Kriegern die unnützesten und lächerlichsten Vorwürfe, und beging sogar die Unklugheit, Mehrere mit dem Tode zu bedrohen, falls er Einen von ihnen im Walde erblicken sollte. Dies bezog sich namentlich auf einen ältlichen Krieger mit finsterem und heimtückischem Blicke, welcher in früheren Zeiten Anführer einer starken Kriegspartei gewesen war, und während dieses Streifzuges den Bruder des de Rouain tödtlich verwundet hatte; er war selbst damals in die Hände der Indianer gerathen, welche sich aber damit begnügten, daß ein jeder Krieger zufolge eines sonderbaren, bei den meisten Wilden Nordamerika's eigenen Gebrauches, ihm einen Schlag mit einem roth gemalten Stocke auf die Achseln gab. Dieses Verfahren ist aber keineswegs als eine auf Grausamkeit gegründete Handlung zu betrachten, und nur eine abergläubische Sitte der im Kriege herumziehenden Völker. Angesehene Krieger begnügen sich alsdann damit, ihren Gegner nur leise zu berühren; der Muthwillen der jungen Leute mochte wohl, durch das abenteuerliche Aeussere des de Rouain gereizt, es nicht bei einer bloßen Berührung gelassen haben. Genug, de Rouain blieb beinahe leblos im Walde liegen. Die Drohungen, durch welche der Greis seiner bösen Laune Luft gemacht hatte, verfehlten übrigens völlig ihren Zweck, namentlich bei dem betheiligten Indier, welcher mit einer unbegreiflichen Ruhe und einer vollkommen heiteren Miene den Baptiste anhörte, und ihm, nachdem jener eine gute halbe Stunde in den unmanierlichsten Ausdrücken gescholten hatte, kalt zur Antwort gab: „Mein Vater irrt sich; der Skalp seines Bruders ruht nicht in dem Arzneibeutel *) seines Freundes.“ Wenn ein Gefühl des Mitleids in der Seele dieses Kriegers Raum hätte finden können, so wäre ich genöthigt gewesen, zu glauben, daß das gebrechliche und klägliche Aeussere des de Rouain den Wilden gerührt hätte. Der Indier vergibt

*) Die französischen Creolen benennen den ledernen Beutel, in welchem die Indier die zum Behufe ihres mystischen Gottesdienstes gehörigen Werkzeuge aufbewahren, Sac de médecine. Ich erlaube mir eine wörtliche Uebersetzung des Wortes, mit der Bemerkung, daß diese Gegenstände in ausgebälgten Thieren, Knochen, Schädeln, Skalps, Pfeifen, Wampums u. s. w. bestehen.

aber selten eine geschehene Beleidigung, und wenn er auch der Kunst vollkommen Meister ist, sie anscheinend ruhig zu ertragen, so brütet er dennoch im Geheim nur auf Rache, selbst wenn er sie auf lange Zeiten hinausschieben muß. Dagegen fühlt der Indier gegen das Alter eine so unbegrenzte, fast zum Aberglauben sich neigende Achtung, daß er die grauen Haare auch am Feinde ehrt und nie einen Greis mit Worten beleidigen wird, wenn denselben auch gleich das weiße Haupt nicht vor einem gewaltsamen Tode schützt. Diesem allein verdankte de Rouain, welcher sich den Neunzigen näherte, die anscheinend glimpfliche Behandlung des Kriegers.

Die Ayowas boten mir ihre Waffen und andere geringfügige Sachen gegen Branntwein im Tausche an; ich fand es aber keineswegs rathsam, diesen Handel einzugehen, indem ich dessen schädliche Folgen voraussah. Nachdem ich einige kleine Geschenke und Tabak unter die Indier ausgetheilt hatte, schieden sie dem Anscheine nach zufrieden von uns.

Um fünf Uhr fuhren wir bei dem kleinen Salinenfluß vorbei, welcher die Aufmerksamkeit des Reisenden nicht fesseln würde, wenn er durch einen großen Gehalt von Kochsalztheilen in der Folge nicht bedeutungsvoller werden könnte. Ein langes Flachufer zieht sich von diesem Bache längs des Stromes fort, und bildet abwechselnd entweder niedere Bänke, Battures, oder mit hohem Holz bedecktes Land, Côtes basses. Der Wasserstand vom Missoury war schon so sehr gesunken, daß ich viele Plätze bemerken konnte, an welchen der Boden des Stromes vorragte und Sandbänke bildete. Auch war an manchen Orten das Wasser so seicht, daß selbst unser flaches Boot kaum mit Hülfe der Stangen fortgestoßen werden konnte. Nur mit vieler Mühe und anstrengender Arbeit legten wir noch zwei Meilen vom Salinenflusse an zurück, und mußten in der Nacht einen leichten Regen bei sehr schwüler Luft aushalten, durch welchen eine unausstehliche Menge Fliegen und Mücken hervorgelockt wurden, die uns trotz der größten Müdigkeit keinen Schlaf gestatteten. Der Morgen vom zehnten entschädigte uns; denn das Wetter wurde kühl, und mit Stoßen und Rudern gelangten wir an eine Insel, die Ile du grand Manitou genannt, deren Ufer viele Bänke bildeten. Sie ist zwei Meilen lang, aber schmal, und theilweise mit Pappeln bewachsen. Um eilf Uhr erreichten wir die Spitze dieses Eilandes; ich zählte von dem Ende derselben bis zur Saline eine Entfernung von fünf englischen Meilen. Mit Tages Anbruch waren die Jäger aufgebrochen und kamen mit einem erlegten Stück Tannwildpret zurück. An den ausgesetzten Angeln fing sich ein schöner Fisch von der Familie der Welse, welchen ich für den Cataphractus costatus ansprach, und der mir bis dahin noch nicht vorgekommen war. Aus der Reihe panzertragender Fische befinden sich überhaupt mehrere ausgezeichnete Arten in den Gewässern des nordwestlichen

Amerika's.*) Sie sind sämmtlich Raubfische, und ihre Schuppen, welche oftmals über den ganzen Körper einen undurchdringlichen Harnisch bilden, sind so stark, daß sie den Wirkungen des Feuergewehrs widerstehen können.

Unsere Fahrt ging längs des rechten Ufers fort, welches seicht und flach blieb. Das linke Ufer dagegen erhob sich zu hohen Felsen, welche, sich schroff in's Wasser senkend, eine Menge Höhlen und Klüfte bilden. Diese Bergreihe wird la Côte du grand Manitou genannt, und erstreckt sich bis an die Mündung eines kleinen Flusses, sechs englische Meilen längs des Stromes. Gegen Abend befanden wir uns dem Ende der Bergkette gegenüber. Der Missoury macht hier eine Krümmung nach Westen, und das ohnehin sehr flache linke Ufer des Stromes verlor sich so plötzlich in seichte Untiefen, daß das Boot Grund faßte, obgleich es nur zwei Fuß tief im Wasser ging. Die gelbgraue Farbe des mit Thonerde geschwängerten Missourywassers machte es unmöglich, solche gefährliche Stellen zu erkennen, da das Senkblei den Schiffer bei der starken Strömung und der langsamen Fahrt der Fahrzeuge stromaufwärts gewöhnlich im Stiche läßt. Nachdem das Boot auch wieder flott gemacht worden war, schien es dennoch unmöglich, quer über den Strom nach dem linken tiefen und felsigen Ufer zu gelangen. Mit äusserster Noth waren wir hart an dem Ufer bei einer sehr gefährlichen Stromschnelle vorbeigefahren, und mußten nun mit großer Lebensgefahr diese Untiefe stromabwärts zurückfahren. Die Strömung riß uns pfeilschnell mit sich fort, und eine Menge Treibholz, namentlich der entwurzelte Stamm eines riesenhaften Sykamor, lagerte sich dem Boote gerade in den Weg. Mit dem heftigsten Gebrause schoß der Strom in kurzen und hohen Wellen bei einer gewaltigen Brandung über alle Gegenstände, welche seinen Lauf versperrten, und irgend einen Ausweg, ausser zwischen dem aufgethürmten Gebälke selbst, auf dem Bette der Stromschnelle gestatteten vielfache Strudel und Klippen, welche sich an das hohe und felsige linke Ufer anlehnten, durchaus nicht. Wie durch ein Wunder wand sich das Fahrzeug, ohne anzustoßen, durch die gefährlichsten Stellen, und erreichte zuletzt weit unterhalb der Stromschnelle das tiefe und weniger reißende Fahrwasser der entgegengesetzten Küste. Aus Vorsicht hatte ich meine besten

---

*) So gehört unter andern in die Familie der Siagonoten ein noch unbeschriebener Knochenschuppfisch, Lepisosteus. Der Schnabel ist doppelt so lang als der Schädel und sehr spitzig, etwas in die Höhe gebogen. Die obere Kinnlade beinahe flach, die untere kürzer als die obere. Der Kopf kaum die Hälfte so lang als der Körper. Die Schuppen rhombenförmig, ungezähnelt, laufen in parallelen Reihen und bilden an der Schwanzflosse scharf auslaufende Spitzen. Der erste Strahl der Bauchflossen bildet eine doppelte Säge. Die Gestalt des Fisches ist hechtförmig, und die Länge beträgt 3 Fuß. Die Farbe bläulich, in's Milchweiße übergehend. Im Missisippi.

und nothwendigsten Sachen an das Land bringen lassen, da ich durch Caillou, dessen Sachkenntniß sich bei dieser Gelegenheit von Neuem erprobte, auf die große Gefahr schon vorher aufmerksam gemacht worden war. Meine Fürsorge war daher nur auf diejenigen Personen gerichtet, deren Dienst ihre Gegenwart auf dem Boote erforderte, und von denen viele nicht schwimmen konnten. Ohne Aufenthalt mußte wieder stromaufwärts gerudert werden, nachdem es der Mannschaft gelungen war, das Boot zu wenden und der Strömung entgegen zu steuern. Mit großer Anstrengung wurde noch eine Meile zurückgelegt und an einem gelegenen Orte Halt gemacht. Nicht leicht erinnere ich mich, einen herrlicheren Abend in der neuen Welt zugebracht zu haben, als der war, welcher dem mühevoll durchlebten Tage folgte. Die Sonne ging im schönsten Purpur unter, und ein gelinder Ostwind erkühlte so vollkommen die Luft, daß selbst die Mousquiten ihr unruhiges Treiben aufgeben mußten.

Am frühesten Morgen vom 11. Juni erhob sich ein kräftiger und günstiger Wind, welcher, mehrere Stunden anhaltend, uns zeitig dem großen Manitou näherte, und mit ihm das Ende der Bergkette gleiches Namens erblicken ließ. Dieser Felsen, geziert mit dem Gepräge echt indischer Malerei, wirft ein schwaches Licht auf die rohen Begriffe des Götzendienstes der wilden Urvölker. Die Indier opfern hier zuweilen einem bösen Wesen,*) welches sie fürchten, und der Götze, dessen symbolische Gestalt die Formen eines Thieres in seinen Umrissen nachzuahmen scheint, verwies deutlich durch die Wirkung, welche die Witterung auf die Farben geäussert hatte, auf ziemlich entfernte Zeiten, in welchen schon diese Steinmasse zu den mystischen Andachtsübungen der Wilden gedient haben mochte. Es schien mir sogar, als wäre die Malerei öfters renovirt worden, und besonders frisch und kräftig bemerkte ich die Farben anderer mehr erhaltenen Zeichnungen, welche, nicht ohne alles Ebenmaß, Schlachten oder Jagdzüge der Urvölker ziemlich deutlich vorstellten. Obgleich alle Zeichnungen dieser Art einen ganz eigenthümlichen Charakter haben, so ist es dennoch nicht zu läugnen, daß sie in den steifen Formen, welche allen primitiven Proben dieser Kunst eigen zu seyn scheinen, ein gewisses Talent entwickeln, welches von jeher in der Nachbildung der Gegenstände, besonders hieroglyphischer Gestalten, die meisten rohen Völker auszeichnete und zu wichtigen historischen Untersuchungen über den Ursprung und die Verbreitung des Menschengeschlechtes Anlaß gibt. Wir fuhren vor einer in der Nähe gelegenen Insel, die Ile de la grande bonne Femme genannt, wieder quer über den Strom an das rechte Ufer; hier fanden wir eine Plage ganz neuer und eigener Art. Ganze Milliarden von

*) Der böse Geist heißt bei den Völkern, welche die Osagensprache reden, Pi-scherti Ua-kanda, oder Ua-kanda Pi-sche, im Gegensatz des guten Gottes oder Herrn des Lebens, des Ua-kanda.

einer Gattung Schmetterlinge aus der Gattnung der Nymphaliden, nahe mit der europäischen Aegeria verwandt, bedeckten das Fahrzeug und alle Gegenstände, und hinderten beinahe jegliches Geschäft, indem sie unaufhörlich Augen und Hände verdunkelten, und selbst beim Sprechen und Athmen in den Mund flogen, oder sich an die Nasenlöcher festsetzten. In dem heißen Erdgürtel der neuen Welt scheint diese Erscheinung häufiger statt zu finden. Bei der beschwerlichen Küstenfahrt, welche Christoph Colon an der Südseite von Cuba im Mai 1494 bewerkstelligte, erwähnt schon dieser Admiral einer ähnlichen Erscheinung, und ich erinnere mich selbst, große Züge wandernder Tagfalter an den sumpfigen Küsten der nämlichen Insel, besonders in der Gegend von Batayano, gesehen zu haben. Wahrscheinlich waren diese Insekten erst kürzlich ihren Puppen entschlüpft, und hatten, da sie sich gesellschaftlich metamorphosiren, noch nicht Zeit gehabt, zu verfliegen. Gegen Mittag befanden wir uns dem kleinen Fluß la Bonne femme*) gegenüber, den man nicht mit der Petite bonne femme verwechseln darf. Das rechte Ufer des Stromes verwandelt sich hier in mäßige Felsenreihen, welche aber nicht viel über hundert Fuß Höhe messen können. Die Sonne brannte so heftig bei stiller Luft, daß der Thermometer im Schatten bis auf 25° stieg. Doch war dabei die Luft heiter und die Wärme erträglicher, als bei schwülen Tagen und selbst niederem Stande des Wärmemessers. Das linke Ufer ist flach, und nahe an demselben, beim Einfluß der Grande bonne femme, liegen mehrere kleine, mit Weiden bewachsene Eilande.

Nachmittags um fünf Uhr erreichte das Boot Franklin, eine kleine noch ganz unbedeutende Stadt, in welcher ich zu dieser Zeit nur zwei ordentlich gebaute Häuser bemerkte; alle übrigen waren nur hölzerne Baracken. Die Stadt liegt am linken Ufer des Missoury, und zählte schon gegen 500 Einwohner, meist Anglo-Amerikaner und Irländer. Ihre Lage mitten unter den wilden Urvölkern, von Wäldern umringt, war in mancher Hinsicht den Angriffen der rohen Horden sehr ausgesetzt, und die Sorglosigkeit ihrer Einwohner drückte sich nur zu deutlich in den wenigen Maßregeln aus, welche zur Sicherheit des Ortes getroffen waren. Die Lage neu gebauter Städte, entfernt von den großen, in den Missoury mündenden Strömen, ist ebenfalls in meinen Augen übel berechnet, indem sie, meist von Kaufleuten bewohnt, über kurz oder lang verlassen werden dürften, wenn die Bevölkerung und dadurch der Handel am Osage und Kanzas zunehmen sollten. Franklin gegenüber, auf der erhöhten Küste des rechten Ufers, befinden sich einige zerstreut liegende Hütten, deren Einwohner, auf Franklin mißgünstig, ihrer Niederlassung ebenfalls den Namen einer Stadt, Boonville, beilegen. Kaum eine Stunde angekommen,

*) Big good woman Creek.

ließen sich die Spuren von den nahe gelegenen Branntweinläden deutlich merken; denn sämmtliche Mannschaft war betrunken und verführte einen großen Lärm, unter welchen Umständen es mir noch unbegreiflich ist, daß kein Unglück durch das Pulver entstand, welches den größten Theil der Schiffsladung ausmachte, und von welchem durch den unvorsichtigen Gebrauch der Tabakspfeifen stündlich eine Explosion zu gewärtigen stand. Ich hatte mir vorgenommen, erst den andern Morgen an das Land zu gehen, da weder die Stadt, noch deren Einwohner sehr einladend zu seyn schienen. Bald erhielt ich aber allerlei Besuch von dummdreisten und neugierigen Leuten, welche mancherlei naseweise Fragen an mich richteten, und deren Absicht dahin zu gehen schien, mich als einen Fremden zu verhöhnen. Als sie sahen, daß ich ihrem Zwecke nicht entsprach, erlaubten sie sich weitere Unhöflichkeiten, und gingen sogar so weit, auf meine Papiere und Sachen Beschlag legen zu wollen, indem sie mich für einen Abenteurer oder Spion ausschrieen. Mein Jäger hatte inzwischen, um mich von diesen unangenehmen Gästen zu befreien, den Caillou und ein paar Bootsknechte, die noch nicht völlig berauscht waren, in mein Interesse gezogen, und forderte die unruhige Gesellschaft, mit der ich im lebhaftesten Wortwechsel begriffen war, zum Rückzuge auf, wozu sich die Frankliner durchaus nicht im Guten verstehen wollten. Ich mußte in meiner eigenen Angelegenheit den Vermittler machen, und war endlich so glücklich, beide Parteien dahin zu bewegen, das Boot zu verlassen und ihre Sache auf dem Lande abzumachen, wo es dann auch zu einer argen Schlägerei kam, während welcher ein Franzos, Herr Bénouai aus Bordeaux, der ein recht ordentlicher Mann war, zu mir an Bord kam, um mich zu beruhigen. Dieser Bénouai versprach mir den völligen Schutz der Gesetze, wenn ich in seinem Hause einkehren wollte, und machte mich aufmerksam, ja keine Einladung von Seiten der Anglo-Amerikaner anzunehmen, welche mich in ihre Taverne unter dem Scheine der Freundschaft einzuführen sich bemühen werden, um dort Streitigkeiten mit mir anzuzetteln; auch gab er mir den Rath, nicht unbewaffnet das Boot zu verlassen. Ich versprach dem gefälligen Franzosen auf den andern Tag einen Besuch, und erkannte bald die Rechtlichkeit seiner Gesinnungen; denn unter dem Scheine versöhnender Zusprache fanden sich zwei Amerikaner bei mir ein, welche, nachdem sie einige plumpe Entschuldigungen vorgebracht hatten, mich aufforderten, sie in's Boardinghouse zu begleiten, um ein Versöhnungsfest zu feiern. Anfangs entschuldigte ich mich auf eine höfliche Weise; da sie aber immer zudringlicher und handgreiflicher wurden, so jagte ich sie, mit meinen Pistolen in der Hand, zum großen Gelächter ihrer eigenen Kameraden, aus dem Boot hinaus, und da diese bündige Manier den Franklinern echt volksthümlich erschien, so ließen sie die Sache dabei bewenden.

Da die Reise zu Wasser äusserst langsam von Statten ging, so faßte ich den Entschluß, zu Lande bis an den Kanzas zu wandern, um daselbst die Ankunft des Bootes abzuwarten. Von Franklin führt ein fahrbarer Weg bis an die Mündung dieses großen Flusses, wo alle weitere weiße Bevölkerung aufhört, und wo der Reisende die Natur, nur von wilden Völkern sparsam belebt, in ihrer Urgestalt unverändert erblicken kann. Ich sehnte mich sehr nach diesen Wildnissen wegen der bessern Jagd und des Ueberflusses von Thieren aus allen Reichen. Aus der Nähe der Wohnungen gesitteter Menschen, auch wenn sie noch so sparsam und vereinzelt liegen, ziehen dennoch alle die Freiheit liebenden Thiere in die völlig unbewohnten Gegenden, besonders da, wo solche noch so häufig, wie in dem westlichen Nordamerika, zu finden sind. In den gut bevölkerten Ländern unsers civilisirten Europa finden die wilden Thiere wenig wirkliche Einöden mehr, und daher bleiben sie in den menschenfreieren und stillen Wäldern, wo sie zum Theil noch gehegt und ihrer Fortpflanzung keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, oder sie sterben gänzlich aus, wie manche reißende Thiere, deren Existenz mit der Nähe der Menschen und der ihnen nützlichen Geschöpfe ganz unverträglich ist.

Um meine Landreise zur Ausführung zu bringen, begab ich mich den 12. Juni zeitig in die Stadt, begleitet von Caillou, und nahm meinen Weg in das Haus des Herrn Bénouai. Schon den Tag vorher hatte dieser sich bemüht, ein paar Pferde auszumitteln. Reitpferde konnten aber, sowie in St. Louis, nicht herbeigeschafft werden, indem ebenfalls nur schwache abgejagte Thiere zu Diensten standen. Ich mußte mich daher bequemen, Platz in einem höchst elenden und zerbrechlichen einspännigen Karren zu nehmen, welcher am Morgen der Abreise noch mit Nägeln zusammengestückelt wurde, um einen Weg von mehr denn 60 Stunden durch meist schlecht gebahnte Wege zu befahren, oder richtiger gesagt, zu Fuß zurückzulegen; denn in dem Karren war ausser dem Fuhrmann kaum Raum genug, mein geringes Gepäck unterzubringen. Ein kleiner Bursche von 14 Jahren übernahm das Wagestück, dieses Fuhrwerk durch ein unbekanntes Land voller Wüsten, wo oft die Wohnungen viele Meilen weit auseinander stehen, zu leiten. Meinen Jäger hatte ich an Bord des Bootes zurückgelassen, um die Aufsicht über meine Effekten und Sammlungen zu führen, welche mir manche Sorge machen mußten. Um halb eilf Uhr setzten wir uns endlich, trotz einer äusserst heftigen Hitze und einem glühenden Südostwind, in Bewegung. Der rauhe Pfad, dem man hier den Namen einer Straße beilegt, ist so schlecht gebahnt, daß ihn der Reisende häufig aus den Augen verliert, und mit so vielen Windbrüchen und morastigen Stellen durchkreuzt, daß ich oft ganze Stunden brauchte, um über die Hindernisse des Weges zu siegen. Bis man den Kanzas erreicht, muß der Missoury zweimal überschifft werden, das erste Mal

bei Pierre de la flèche, und das zweite Mal in der Nähe des Fusses Tabeau. Der Weg nach dem Pierre de la flèche, welcher zu Wasser zwölf englische Meilen von Franklin beträgt, geht durch eine waldige, sparsam bewohnte Gegend. Die ersten zwei Meilen ist die Straße noch passabel. Die Waldungen bestehen aus einzelnen schönen Stämmen und einem dichten Grunde hoher krautartiger Pflanzen, besonders Compositen. Herrliche Baumformen bildeten die häufig wachsenden Sykamore, gemischt mit üppigen Gruppen der Gleditschien, Eschen und Eichen.*) Ein Sumpf liegt hart an dem Wege, und lehnt sich an denselben über eine englische Meile. Dieses stehende Wasser wurde von Wasserpflanzen aus den Geschlechtern Typha, Potamogeton und Rumex bedeckt; auch erfreute eine schön blühende Nymphaea mein Auge. Zahllose Wasservögel erhoben sich scheu in die Lüfte, und große Schaaren der Anas sponsa zogen über meinem Kopf hinweg. In botanischer und ornithologischer Hinsicht erschien mir diese Gegend nicht ohne Interesse, und ich bedauerte sehr, daß mir die Gelegenheit fehlte, mich länger aufhalten zu können. Am Ende des Sumpfes flachen sich die angrenzenden Hügel ab, und ein niedriges, meist vom Strome überschwemmtes Land nimmt ihren Platz ein. In einem tiefen Loche brach unser Karren zum ersten Mal, wurde aber nach einem Aufenthalt von mehr denn zwei Stunden durch Caillou, welcher sich mit einer Art versehen hatte, nothdürftig reparirt. Während dieser Zeit zerstachen mich zahllose blutgierige Mücken, welche das Innere dieser Waldregion noch mehr zu lieben schienen, als die Gegenden hart am Ufer. Durch den sumpfigen Urwald legten wir noch sieben Meilen zurück, während welcher Zeit ich unerfreuliche Bemerkungen über die große Ungeschicklichkeit meines jungen amerikanischen Fuhrmannes mit voller Muße machen konnte, und erreichten um vier Uhr Nachmittags ein einzeln stehendes Haus am Missoury, dem Pierre de la flèche gegenüber. Hier wohnte der Inhaber der Fähre, auf welcher über den Strom gesetzt wird. Die Bewohner dieser elenden Hütte waren arme, aber gutmüthige Leute, bei welchen wir eine Stunde anhielten, um auszuruhen. Ich hatte mich in Franklin mit einigen nothwendigen Lebensmitteln versehen, Caillou hatte aber in der Eile dieselben vergessen; dieser Verlust war mir wegen einiger Flaschen Rum besonders fühlbar, da bei der großen Hitze der

*) Ferner bemerkte ich häufig: Gymnocladus canadensis, Paphia flava, Annona triloba, Laurus Sassafras, Vitis riparia, Tilia americana und glabra; seltener: Symphoria racemosa, Menispermum lyoni und canadense, Queria canadensis, eine noch unbestimmte Achillea, Cacalia atriplicifolia, Zanthoxylon clava herculis, Liatris pycnostachia, Cucubalus stellatus, Rudbeckia purpurea, Ostrya virginica, Geum album, Myosotis virginiana, einen Amaranthus. Urtica pumila und andere Nesseln, die ich nicht bestimmen konnte, bedeckten alle niedrig gelegenen und den Ueberschwemmungen des Stromes ausgesetzten Ländereien.

Genuß des Wassers ohne Mischung eines geistigen Getränkes sehr schädlich und fieberbringend werden kann. In dem Hause war nichts weiter, als schlechte und beinahe zu Käse zusammengelaufene Milch zu bekommen; diese und etwas vertrocknetes Maisbrod machten daher unser Mittagmahl aus. Das Ufer, welches den Pierre de la flèche bildet, ist hoch, von schön geformten Felsen gebildet. Diese Bergkette des rechten Missoury-Ufers ist kaum zwei englische Meilen lang, von wo sie sich in eine Fläche verliert, die sich bis Franklin hinzieht. Ein kleiner Fluß, Rivière à la mine genannt, mündet sich vier englische Meilen von Franklin in den Missoury. Es befindet sich eine große, zwei englische Meilen lange, mit hohen Pappeln bedeckte Insel in der Nähe des Ausflusses. Dieses Eiland verursacht ein schmales Fahrwasser zwischen dem Ufer. Bei meiner Ueberfahrt auf der Prahm fiel nichts Merkwürdiges vor; wir brauchten aber beinahe eine ganze Stunde, indem das Fahrzeug eine halbe englische Meile stromaufwärts gezogen werden mußte. Die Strömung in der Nähe der Felsen des Pierre de la flèche ist äusserst reißend, und es kostete viele Mühe, um das Fahrzeug auf dem rechten Ufer zu befestigen. Wir stiegen einen ziemlich hohen und steilen, mit Nußbäumen und Sassafras bewachsenen Berg in die Höhe. Gleich auf dem Kamm des Gebirges wird das Holz dünner und der Wald wechselt mit Waideplätzen ab. Die Vegetation wird üppiger, die dichten Sträucher geben Grasflächen Raum, und immer mehr nimmt die Gegend ein helleres Gewand an, welches den deutlichen Uebergang der Waldregion in die der Savanen beurkundet. Eine halbe Meile weiter nach Westen trennen schon größere nur von Kräutern bewachsene Plainen einzelne dichte Gebüsche von Sträuchern, aus Sumach, Nußbäumen und Sassafras*) bestehend, sowie Gruppen einzeln stehender Eichen und Pappeln vom schlankesten Wuchse, deren Formen das Gepräge eines freien Wachsthums äussern. Hohe Kräuter, unter denen ich eine noch unbestimmte Aquilegia mit ganz kleinen lichtblauen Blüthen, sowie die Acnida cannabina und ruscocarpa bemerkte, welch letztere eine Höhe von 5 bis 6 Schuh erreicht, bilden einen Saum um die Wälder, und machen zuletzt den niederen Steppengräsern Platz, deren hellgrüner Teppich, noch nicht von den Strahlen der Sonne gebleicht, sich in weiter Ferne in sanfte wellenförmige Hügeln an dem blauen Horizonte verlor.**) Diesen Anblick genoß ich nun zum ersten Mal, als ich eine niedere Anhöhe erstiegen hatte, auf deren Höhe sich

*) Rhus glabrum, copallinum, Juglans porcina, Quercus rubra, echinata, Populus angulata etc.

**) Prairie à la mine wird diese Steppe nach dem durch sie strömenden und in ihr entspringenden Fluß genannt; sie hängt schon ununterbrochen mit dem großen Savanen-Gebiete des nördlichen Amerika zusammen, und wird in Westen von den beeisten Cordilleren Neuspaniens begrenzt.

eine der letzten jener vorbeschriebenen Baumgruppen befand. Er erscheint malerisch schön, wenn er sich, als neu, zum ersten Male dem Auge darstellt, verliert aber zuletzt Vieles von seinem Interesse, da er, zur Gewohnheit werdend, die Sinne ermüdet. Durch die goldgelben Strahlen der ihrem Untergange nahen Sonne erleuchtet, wurde das reizende Bild in seiner einfachen Pracht noch mehr verschönert, und erinnerte mich an die glücklichen Abende, unter dem Tropenhimmel mitten auf dem großen Ocean verlebt, wo das Meer, in stiller Majestät, mit dem Blau des Saphirs das dunklere Gewölbe des herrlichen Himmels abspiegelt, und das Gefühl des Menschen tief ergreifend, die Seele in eine andächtige Stimmung zum Preise des Schöpfers fortreißt. Wir machten, nachdem wir eine kurze Strecke in der Prairie fortgeritten waren, bei der Hütte einer gutmüthigen Ansiedler-Familie Halt. So ärmlich diese Wohnung beim ersten Anblick erschien, so bemerkte ich doch bald bei den Bewohnern derselben die Spuren eines bedeutenden Wohlstandes, der als Folge von Fleiß und Arbeitsamkeit in diesem gesegneten Lande nie ausbleiben kann. Mit dem Luxus völlig unbekannt, ermangelten die Bewohner der nothwendigsten Bequemlichkeiten im Innern ihrer Hütte, und bei einem bedeutenden Reichthum derselben an Vieh und Ackergeräthe, konnte ich nicht einmal einen Tisch finden, um in mein Tagebuch die nöthigen Bemerkungen einzutragen, und mußte mich hierzu einer umgekehrten Buttertonne bedienen. Die Frau vom Hause war sogleich bemüht, Anstalten zu einem Abendbrode zu treffen, welches als Gegensatz des eingenommenen kärglichen Mittagessens im Hause des Fährmanns recht reichlich ausfiel. In der Nacht bedrohte uns ein heftiger Sturm aus Nord-Ost, wobei es für die Jahreszeit so kalt wurde, daß wir die Wirkungen davon selbst im Innern der Wohnung fühlten. Des Morgens legte sich der Wind, und wir konnten zeitig aufbrechen. Bis zur ersten und nächsten Wohnung in der Steppe, welche unweit dem Missoury liegen sollte, waren 28 englische Meilen, eine Strecke, die man übrigens während der trockenen Jahreszeit im Sommer wohl füglich in einem Tage zurücklegen konnte. Wir folgten der Spur eines Wagens, der einige Zeit vor uns gefahren seyn mußte, und dessen Geleise im Grase den Kennerblicken meines Begleiters noch sichtbar waren. Auf diese Weise fuhren wir bis Mittag bei einer äusserst heftigen Hitze durch die gegen Westen und Süden sich erstreckende unabsehbare Grasfläche, welche nur noch sehr sparsam durch hin und wieder zerstreut liegende bewaldete Flecke unterbrochen war. Solche Gebüsche, deren Hölzer selten eine ansehnliche Höhe erreichen, gleichen, von der Ferne gesehen, einzeln liegenden Inselgruppen, welche sich aus dem Schooße des beruhigten Oceans zu erheben scheinen. Die meergrüne Farbe der Savanen, die sonderbar wellenförmige Bewegung der durch den Wind belebten hohen Gräser, und jene merkwürdige Lufterscheinung,

Mirage, welche, sich am Horizont spiegelnd, einer bewegten Wassermasse gleicht, deren Erscheinen, die von Durst gequälten Menschen und Thiere irre leitend, von den Arabern so bildlich „Durst der Gazelle“ benannt wird, trägt Vieles zu dieser Täuschung bei. Die drückende Wärme, durch einen trockenen und beinahe brennenden Süd-Ost-Wind noch vermehrt, hatte auch wirklich unser nach Wasser lechzendes Pferd, welches schon eine Strecke von 18 englischen Meilen zurückgelegt hatte, so ermüdet, daß es nicht mehr weiter konnte. Ich war seitwärts voraus gegangen, und fand endlich glücklicher Weise eine Quelle unter einigen verkrüppelten Bäumen, deren Wasser aber so lau und schlammig war, daß ich mich trotz meines Sehnens nach einem Trunke nicht dazu entschließen konnte, davon zu kosten. Damals war ich noch zu sehr Neuling und mit den Beschwerden einer Reise in den Wüsten noch nicht genugsam vertraut; in der Folge aber mußte ich mich wohl, um mein Leben zu fristen, zu noch viel schlechterem Trunke bequemen. Ich war auch damals der Meinung, daß das laue und trübe Wasser erschlaffend, und wegen des mit dem Genusse desselben verbundenen Widerwillens ungesund seyn müsse. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, da gerade im Gegentheil der Genuß eines kalten und erfrischenden Quellwassers höchst schädlich seyn soll, und selbst die Indier dasselbe niemals kalt, wie es von der Quelle kömmt, zu trinken wagen. Mein kleiner Fuhrmann hatte Furcht, in der Steppe übernachten zu müssen, ließ seinem erschöpften Pferde kaum die nöthige Mittagsruhe, und fuhr nach einer halben Stunde weiter. In den Steppen muß der ungeübte Wanderer sich der Boussole bedienen, um den Weg nicht zu verfehlen, da ihm jene Merkmale entgehen, die sich nur dem scharfen und sachkundigen Blicke des Eingeborenen offenbaren. Ich nahm daher auch zur Magnetnadel meine Zuflucht; mein Gefährte aber wollte darauf keine Rücksicht nehmen, und verfehlte bald die rechte Richtung, die wir erst nach einem großen Umweg wieder erreichten. Mit Untergang der Sonne ließ die Hitze etwas nach, und um 11 Uhr des Nachts erreichte ich die mir bezeichnete einsam stehende Wohnung, in welcher aber wegen der unausstehlichen Menge Ungeziefers und der drückenden Hitze es unmöglich war, auszuhalten; auch schienen die Bewohner des Hauses durch unsern späten Besuch wenig erfreut zu seyn. In der Nacht fiel ein so starker Thau, daß ich ganz durchnäßt wurde, und diesen Zustand in der eingetretenen Kühle bei Sonnenaufgang ganz unerträglich fand. Das Haus, bei welchem wir übernachteten, lag unweit des Missoury, und war nur von diesem Strom durch einen Sumpf und eine schmale waldige Gegend getrennt. Durch die Nähe des stehenden Wassers konnte ich mir auch leicht die übergroße Menge von Mousquiten erklären, welche mich die Nacht hindurch so entsetzlich zerstochen hatten, daß meine ganze Haut wie von einem Nesselfieber entzündet war.

Den 14. ließ ich erst gegen acht Uhr Morgens die Reise fortsetzen. Die Aufgabe des Tages war kleiner, auch sollte die Gegend bewohnter seyn. In der Tags vorher durchwanderten Steppe war Alles wie ausgestorben gewesen, und ausser einigen Stück Tannwildpret und zwei Rothhirschen, *) die schen vor uns schon auf einige tausend Schritte entflohen, belebten nur wenige Vögel die öde Gegend. An krautartigen Pflanzen ist die Steppe ebenfalls arm, und nur selten bemerkte ich eine blühende Pflanze. Unter diesen fiel mir ein Syngenesist mit großen, noch nicht völlig entwickelten Blumen, wahrscheinlich eine Rudbeckia, auf, deren Wurzel den widrigen Geruch der Klapperschlangen während der Begattungszeit hat. Ferner wuchs hin und wieder an feuchteren Stellen eine Datura, von Stramonium nur durch größere und lappige Blätter unterschieden, und als niedriges Gesträuch ein Sambucus gruppenweise zusammen gedrängt.

Bis Mittag um drei Uhr setzten wir unsern Weg ununterbrochen fort, und da wir uns mehr in der Nähe des Missoury befanden, so hatte auch die Gegend einen waldreichern Charakter angenommen, welcher zuletzt wieder ganz die Oberhand gewann. Die Rivière à la mine läuft beinahe parallel mit dem Bett des Stromes in einer Entfernung von ungefähr 20 Stunden, und benetzt mit den vielen, diesem kleinen Flüß tributären Bächen den grasreichen Boden, dessen große Fruchtbarkeit zum Anbau einladen müßte, wenn die Gegend nicht so holzarm wäre. Doch zur Pferde- und Rindviehzucht gibt es keine bessere Lage; für Schafe aber scheint auch hier das Clima nicht zuträglich, indem die Wolle sich verschlechtert. Wir erreichten noch vor Einbruch der Nacht die Ufer des Flusses Tabau, welcher sich in den Missoury mündet, und zwischen hohen Ufern strömend, während der nassen Jahreszeit reißend und tief ist. Noch hielt sein Bett sechs bis acht Fuß Wasser, auch fand ich dieses letztere auffallend kalt. Ich kehrte in einem Hause ein, dessen Bewohner deutschen Ursprunges waren und eine unaussprechliche Freude fühlten, sich in ihrer Muttersprache angeredet zu hören. Aus ihrer gastfreundschaftlichen Aufnahme mußte ich schließen, daß sie sich in einem wohlhabenden Zustande befanden; auch fehlte es an nichts, um unsern Hunger sattsam zu stillen. Für Leute, welche Sinn für Arbeitsamkeit, Gesundheit und etwas Industrie besitzen, entwickelt das fruchtbare Land, gehörig benutzt, auch allen Segen einer freigebigen Natur. Durch ein Bad im kühlen Fluß, gesunde Nahrungsmittel und ein ordentliches Nachtlager gestärkt, konnte

---

*) Cervus major, *Say.* (Cervus canadensis, *Cuvier;* C. strongyloceros, *Gmelin.*) Es ist der Elk der Amerikaner, und, bedeutend größer als der europäische Rothhirsch, bildet er die ausgezeichnetste Gattung aller Thiere des Hirsch-Geschlechtes.

ich den andern Tag schon zeitig aufbrechen. Da wir aber auf dem Rükken eines sich an den Missoury anlehnenden Bergkammes fortreisen mußten, so hatten wir die größte Noth, unser Fuhrwerk auf dem schlechten und steinigen Wege fortzubringen. Endlich erreichten wir den Strom, um über denselben unweit einer kleinen, nun verlassenen Stadt, Brington genannt, zu setzen. Das rechte Ufer, la Côte du soldat de Duchaine, ist mit niedrigen Hügeln begrenzt, und lehnt sich an einen Sumpf, den Marais du sorcier, welcher bei den Urvölkern und Eingewanderten im übelsten Rufe steht, und zu allerlei lächerlichen Gerüchten und Erzählungen Anlaß gibt. Es ist überhaupt merkwürdig, wie bei doch ausgesprochener Tapferkeit und Verachtung aller Gefahren, die Indier den Einfluß böser und gespenstiger Wesen fürchten. Auch sie theilen die abergläubige Meinung der niedrigen und ungebildeten Volksklassen Europa's, welche solchen übernatürlichen Wesen einen bedingten und begrenzten Aufenthalt einräumen, innerhalb dessen sie ihren Einfluß äussern sollen. Von Brington bis zum Pierre à la flèche rechnet man 60 englische Meilen, welchen Weg wir in zwei und einem halben Tage zurückgelegt hatten. Durch den übeln Zustand, in welchem sich der Wagen befand, und zuletzt durch die schlechten Straßen verhindert, hatte ich beinahe den ganzen Weg zu Fuß gemacht, welcher besonders am 15. wegen des bergigen und felsigen Bodens sehr beschwerlich war, und durch eine Hitze, die alle Mittag eine Höhe von 27 bis 28° R. im Schatten erreichte, fast unerträglich wurde. Mein Begleiter, der Creole, welcher ein Mann war, gemacht, den ärgsten Strapatzen die Stirne zu bieten, nannte dies einen Spaziergang, und lief, oft ein Pack von 80 bis 100 Pfund auf seine lange Büchse gehängt, baarfuß über die heißen Steine hinweg. Er war es, der alles Nöthige herbeischaffte, das Gepäck auf- und abpackte, und das Pferd besorgte, weil unser Fuhrmann ein Knabe war, kaum geschaffen, um nur das lange Fahren bei der großen Hitze auszuhalten; er war der Letzte, der sich zur Ruhe begab, und der Erste, der beim Schein der Morgendämmerung zum Aufbruch ermahnte; dabei aß er sehr wenig und trank nur Wasser. Seine ganze Kleidung bestand aus einer ledernen Jacke, ein Paar linnenen Beinkleidern und einer wollenen Decke. Doch nur einem solchen Menschenschlage, gewohnt, mit Leichtigkeit und beinahe spielend die größten Gefahren und Entbehrungen zu bestehen, konnte es gelingen, die endlosen Regionen der neuen Welt zu entdecken und zu bevölkern.

Nach langem Rufen und vergeblichem Warten auf die an der entgegengesetzten Küste wohnenden Fährleute mußte Caillou auf einem, glücklicher Weise am Ufer liegenden, sehr baufälligen Canot über den Missoury fahren. Nach einer Stunde brachte er die Schiffer, grobe und ungefällige Irländer, welche sich erst in ein langes Handeln mit mir einließen, und nach der Ueberfahrt dennoch das Doppelte des festgesetzten

Preises begehrten. Am linken Ufer ist der Weg durchaus schlecht und ungebahnt; entweder mußte ich durch grundlosen Morast und große Stellen stehenden Wassers, oder auf hartem, holperigen, von der Sonne ausgebrannten Thonboden gehen. Die ganze Gegend war zugleich theils mit undurchdringlichem Gesträuch und Dornen, theils mit mannshohen Nesseln überwachsen. Das Fuhrwerk brach bei dieser Gelegenheit völlig entzwei, auch wurde das Pferd so lahm, daß die Leiden des Thieres Erbarmen erregen mußten. Die Menge des aufgestoßenen Wildprets, besonders die vielen wilden Welschhühner und der Anblick unzähliger Vögel, namentlich großer Schwärme von Papagayen, sowie die herrliche und mannichfaltige Ueppigkeit der Baumformen, verbunden mit dem unvergleichlichen Wohlgeruch, den die in voller Blüthe stehenden Linden verbreiteten, würden mich dennoch hinlänglich für die anstrengende Fußreise entschädigt haben, wenn nicht meine Aufmerksamkeit durch das zahllose Ungeziefer auf eine peinvolle Art beschäftigt worden wäre. Am Abend erreichten wir, mit einer ansehnlichen Beute von Wildpret beladen, einige Häuser, Blofftown genannt. Hier fand ich eine ziemlich gute Taverne, und überließ in meinem Unmuthe meinen elenden Karren und den kleinen Kutscher ihrem eigenen Schicksal, den letzteren für die ganze Reise entschädigend. Die Inhaber der Taverne machten sich verbindlich, mir ein Pferd zu Fortschaffung meines Gepäckes zu besorgen, und über den Anstalten zu dieser Veränderung der Art zu reisen verstrich der ganze Abend und ein Theil des nächsten Morgens. Es versammelten sich allerlei Landbewohner aus der Nachbarschaft, und das Wirthshaus zu Blofftown scheint mir der Vereinigungs- und Belustigungsort der Gegend zu seyn. So erschienen namentlich auch mehrere Frauenzimmer, darunter einige, welche Ansprüche auf Schönheit machten, und diesen Vorzug wohl einsehend, sich nicht wenig vor den andern herausnahmen. Ich wurde als Fremder besonders begünstigt, namentlich als der gewöhnliche Zeitvertreib der Amerikaner, das Büchsenschießen, vorgenommen wurde, und ich meinen vorzüglich guten Waffen wieder die besten Preise verdankte. Diese Schießübungen sind das leidenschaftlichste Spiel der Bewohner der nordwestlichen Staaten, bei welchen viel Geld gewonnen und verloren wird. Der beste Schütze wird auch hier so vorgezogen, wie in Tyrol und in der Schweiz, und verfehlt selten sein Glück bei den Weibern. In einem Lande, wo die Waffen von solcher Wichtigkeit sind, wie in den Wildnissen der neuen Welt, ist dies sehr erklärlich. Die Landleute des höheren Missoury erscheinen beinahe immer zu Pferde, und ich habe nicht leicht etwas Drolligeres, als die sonderbare Haltung der Weiber beim Reiten gesehen. Auch der Anzug der Frauenzimmer, ein Gemisch älterer und neuer Moden, ist possierlich; namentlich tragen sie thurmförmige spitze Hauben von weißer Leinwand, welche einem oben abgeschnittenen Zuckerhute gleichen, und um das Doppelte

höher sind, als die Kopfbedeckungen der wendischen Weiber in der Lausitz. Schon früher sah ich bei den Amerikanerinnen ähnliche Moden, doch nie mit solcher Uebertreibung. Das Haar tragen sie entweder in langen Locken, oder ganz kurz geschoren, und die Taille zwängen sie in ein übel geschnittenes enges Jäckchen, welches den ganzen Wuchs verunstaltet.

Gegen sechs Uhr des andern Morgens wurde endlich nach vielen vergeblichen Bemühungen ein altes, beinahe blindes Pferd herbeigeführt, auf welchem ich mein Gepäck und im schlimmsten Falle bei sehr großer Müdigkeit mich selbst bis zur kleinen Stadt Liberty fortschaffen sollte. Dieser Ort ist 24 Landmeilen von Blofftown entfernt und an einem kleinen Fluß gelegen, welcher sich, beinahe der Mündung des Kanzas gegenüber, in den Missoury ergießt. Gegen acht Uhr konnten wir erst die Reise fortsetzen. Die Hitze fing schon früh an, ganz unerträglich zu werden, und der Weg führte durch den Wald über eine Menge Bäche und Waldwasser, deren Steege und Brücken weggeschwemmt waren, oder längs steiler und holperiger Bergabhänge, auf denen mein Packpferd unaufhörlich stolperte und zusammenstürzte, so daß ich die Hoffnung schon aufgab, dasselbe lebend bis zur Liberty zu bringen. Nachdem zwölf Meilen zurückgelegt waren, erblickte ich das Ufer des in vielen Krümmungen laufenden Fischflusses, Rivière aux poissons, dessen Bett für Canots schiffbar, ziemlich tief und schlammig ist und ein graues unappetitliches Wasser enthält. Auf einer Prahme setzten wir über, und hielten darauf eine Stunde im Hause eines Pflanzers, das erste, welches ich seit dem Morgen gesehen hatte, an. Im Walde konnte man wegen der Mousquiten nicht ruhen; auch schwamm das elende abgemattete Pferd, durch die unzähligen Stiche der Bremsen und Pferdefliegen verwundet, in seinem Blute. Die Gegend wimmelte von Tannwildpret und Welschhühnern, welche letztere so dreist waren, daß sie sich mit ihren Jungen in der Nähe des Hauses sonnten und gar nicht aus ihrer Ruhe stören ließen. Die nächste Wohnung lag abermals in einer Entfernung von sechs Meilen. In der Nähe derselben fiel vor wenigen Jahren ein hitziges Gefecht zwischen Osagen und Pflanzern vor. Die ersteren hatten mehrere räuberische Angriffe gemacht und besonders vieles Vieh und Pferde gestohlen. Trotz dem werden die Osagen lange nicht so wie die Ayowas gefürchtet, welche ihre Streifzüge durch Mordthaten und Plünderungen bezeichnen. Besonders wurde die Gegend des neuangebauten Landes zwischen dem großen Fluß, Grande rivière, und dem Kanzas von ihnen hart bedrängt, und einzeln wohnende Kolonisten konnten sich trotz aller Wachsamkeit kaum erhalten. Unweit des Pfades, auf welchem ich dahinzog, lag zur Linken, etwa achtzehn Meilen vom letzten Nachtlager, eine große sumpfige Wiese, die sich gegen den Missoury hinzieht. An einzelnen Punkten ist die Gegend malerisch schön, und eine Kette

hoher Hügel zieht sich von Nord nach Süd-West gegen die Ufer dieses Stromes. Erst als es dunkel wurde, etwa um 9 Uhr, erreichten wir Libertytown, nach einer Tagreise von fast 26 englischen Meilen. Für diesmal war mein Creole auch so ermüdet, daß er keinen Schritt weiter hätte gehen können. Die ausserordentliche Hitze von einigen 30° Schattenwärme hatte uns in einen fieberhaften Zustand versetzt, welcher böse Folgen für die Gesundheit gewärtigen ließ, zum Glück aber sich mit einer bloßen Mattigkeit endigte. Liberty besteht aus einigen elenden Hütten, von Bohlen nur auf kurze Dauer zusammengefügt. Die Taverne, in der ich übernachtete, war mit einer Menge Menschen bevölkert, welche erst gegen Mitternacht Anstalten trafen, sich zur Ruhe zu begeben. Der dadurch verursachte Lärmen in dem engen Raume des Hauses, und die abscheuliche Hitze, durch die Ausdünstung so vieler Menschen veranlaßt, war wenig geeignet, dem ermüdeten Wanderer die so nöthige Erquickung zu gewähren. Um den Lesern einen Begriff von der Unschuld und Natürlichkeit der Sitten in diesem von dem Schooße der Kultur so weit entfernten Lande zu geben, will ich nur bemerken, daß die Töchter des Hauses, junge Mädchen von 15 bis 16 Jahren, in ihrer Gutmüthigkeit von meiner großen Erschöpfung gerührt, mir öffentlich vorschlugen, mich zu ihnen in's Bett zu legen, als die einzige bequeme Schlafstelle in der ganzen Behausung.

Ich hatte abermals, wie bisher, sehr viele Mühe, den andern Tag, den 17. Juni, zwei Pferde herbeizuschaffen, das eine für mich, das andere für Caillou, welcher krank und leidend zu seyn schien. Meine Absicht war, zu einem Bekannten meines Begleiters, dessen Wohnung am Missoury, drei Meilen vom Einfluß des Kanzas, gelegen seyn sollte, zu reiten, um dort einige Tage auszuruhen und während der Abwesenheit meines Bootes mehrere Streifzüge in's Innere des Landes gegen Westen und an den Kanzas zu machen. Diese Hütte, deren Bewohner bloß Jäger war, mußte gegen fünfzehn Meilen von der Liberty an dem Abhange einer sich daselbst abflachenden Felsenkette liegen; da aber gar kein Weg oder Fußpfad dahin führte, so sollte auf Gerathewohl in gerader Richtung durch die Wälder geritten werden. Nachdem wir uns also mehrere Stunden über hohe Hügel, durch dichtes Gesträuch und tiefe Bäche eine Bahn gebrochen hatten, berührten wir zu meiner größten Freude einen betretenen Fußpfad. Auch waren die Pferde, welche ich zu Liberty geliehen hatte, nicht übel, und überschritten die Hindernisse des beinahe unzugänglichen Bodens mit mehr Leichtigkeit, als ich mir Hoffnung gemacht hatte, und schon nach sechs Stunden erblickte ich die Wohnung des Jägers von dem Gipfel eines Felsen dicht unter meinen Füßen. Dieser Mann ist in der ganzen Gegend unter dem Namen des Grand Louis bekannt, und wurde mir von Vielen als gastfreundlich und ziemlich

gutmüthig geschildert. Unter seines Gleichen war er wenigstens der beste Jäger und Fallensteller, ein recht guter Büchsenschütze und muthiger Mann, durch seine ungeheure Körperkraft und die seinen Verhältnissen angemessene Verwegenheit der Schrecken der räuberischen Indier und der wilden Thiere seiner Nachbarschaft. Dieser reine Sohn einer wilden Natur, erzogen in dichten Wäldern und in der Gemeinschaft indischer Horden, oder in der Gesellschaft eines Jägers- und Schiffervolkes, dessen Hang zum Trunk und Sittenlosigkeit häufig über die Grenzen aller menschlichen Würde geht, verbarg unter seinem ledernen Wammes ein Gemüth, nicht fühllos für das Bessere, und wäre als ein seltenes Beispiel unter seines Gleichen dazustehen würdig gewesen, wenn er nicht manchmal die schöneren Seiten seines Charakters durch Völlerei und Neigung zum Whisky verdunkelt hätte. Diese Bemerkungen über einen an sich unbedeutenden Menschen sind verzeihlich, weil der Grand Louis eine kurze Rolle in dieser Geschichte spielt, und treffende Bilder sowohl von Menschen als aus der Natur aufzustellen die Pflicht des beobachtenden Reisenden ist.

Als ich die ärmliche Hütte betrat, fand ich den Hausvater nicht anwesend, wohl aber seine Frau, ein gutmüthiges Weib, und ihre alte siebzigjährige Mutter, eine Creolin von wirklich für ihren Stand ausgezeichneten Eigenschaften. Mit der größten Freundlichkeit wurde ich empfangen, und ein Mittagbrod, so gut es die Umstände erlaubten, war gleich bereitet. Gegen Abend kam der Wirth selbst zu Hause, hatte aber wegen des hohen Wasserstandes keine sonderlich gute Jagd gemacht, welches schon anfing fühlbar zu werden, da die Nahrungsmittel abnahmen. Die entfernten Kolonisten haben zwar einiges Rindvieh, Schweine und Hühner, schlachten aber ungerne diese häuslichen Thiere, so lange noch Hoffnung vorhanden ist, sich durch die Jagd zu ernähren. Um dem Mangel abzuhelfen, machten wir uns gleich den folgenden Tag nach dem entgegengesetzten Ufer, welches eine flache Spitze bildet, auf die Jagd. Diese Gegend liegt schon ausserhalb der Grenzen des den Vereinigten Staaten angehörigen Territoriums, und ist Eigenthum der Urvölker. Mein Fuß betrat nun zum ersten Male jenes endlose Gebiet im nördlichen Theile der neuen Welt, dessen Herrschaft noch von keinem Volke europäischen Ursprunges behauptet wird, da alle von den Vereinigten Staaten getroffene militärische Vorkehrungen bloß die Sicherheit der Colonie und des Handels betreffen. Die Hitze war abermals so unerträglich, daß ich mich kaum fortbewegen konnte, und hohe Nesseln machten den rauhen und dichten Wald noch unzugänglicher. Trotz des vielen Wildprets gelang es mir nur ein Stück Tannwild zu schießen, da es äusserst schwer ist, ohne große Uebung im Dickicht zu jagen. Ein Trupp Indier von der Nation der Kanzas strich durch das Gehölz; ich konnte aber nur einzelne Männer zu Gesicht bekommen, welche alle bis auf einen Gurt um den Leib völlig nackt waren. Nachmittags

lagerten sich mehrere Creolen-Jäger und Mestizen nebst einem Trupp indischer Weiber mit ihren Kindern an das rechte Ufer, der Wohnung des Grand Louis gegenüber. Diese Jäger kamen bald zum Besuch bei meinem Wirth, und wiederholten dies auch den andern Tag, aber waren dabei immer betrunken, und trotz einer natürlichen Gutmüthigkeit in diesem Zustande höchst widerwärtig. Die indischen Weiber in ihrem Gefolge trugen sich nach der ihrem Volke eigenthümlichen Art, mit rothen und und blauen Tüchern nothdürftig bedeckt, mit Glasperlen, Korallen und Porcellanstäbchen behangen, und das Gesicht mit rother, blauer und grüner Farbe bemalt, welches die an sich nicht häßlichen Gesichter dieser indischen Schönen, die sämmtlich als Concubinen oder Sqwas die Jägerbande begleiteten, nicht wenig verunstaltete. Während meines dreitägigen Aufenthaltes beim Grand Louis kamen auch mehrere Anglo-Amerikaner beiderlei Geschlechts, wahrscheinlich aus Neugierde, mich zu sehen, in das Haus. Es waren aber einsylbige Leute, welche uns stets mit Aergerniß verließen, weil wir ihren neugierigen Fragen beim besten Willen nicht hinlänglich Rede stehen konnten. Die übernatürliche Wärme, welche sich den ganzen Tag hindurch zwischen 28 bis 32° R. erhielt, wurde immer drückender, und verursachte ein desto größeres Leiden, je empfindlicher die Haut durch die vielen Mückenstiche geworden war. Zwar entlud sich in der Nacht vom 19. ein entsetzliches Gewitter mit gewaltigem Regengusse, welcher Alles wegzuschwemmen drohte, kühlte aber dennoch die Luft nicht ab. Am Morgen des 21. fing es wieder stark an zu regnen und der Wind drehte sich nach Nord-West, worauf die schwüle Wärme zuletzt doch etwas nachließ. Da am Missoury wegen des hohen Wasserstandes und der überall überschwemmten Gegend weder im Bereich der Naturkunde noch auf der Jagd etwas Erhebliches auszurichten war, so faßte ich den Entschluß, mich nach dem Kanzas zu begeben. Zu diesem Zwecke hatte ich eine große Pirogue borgen lassen, welche wenigstens im Nothfall zehn Personen fassen konnte, und fuhr in Begleitung des Caillou, des Louis und eines ältlichen Canadiers, mit Namen Roudeau, trotz der üblen Witterung ab.

Der Strom bildet hier eine bedeutende Krümmung nach Süd-West, und das rechte Ufer geht in eine flache Spitze aus, die mit hohen Pappelnbe wachsen ist und sich im Hintergrunde an niedrige Felshügel anlehnt, welche wahrscheinlich vor langen Zeiten das eigentliche Ufer des Stromes bildeten. Indem wir am Ufer dicht fortruderten, jagten die Hunde ein großes Stinkthier*) auf, welches sich längs der Küste in ein Weidengebüsch

*) Mit einem schmalen weißen Streif auf der Stirne und zwei sehr breiten auf dem Rücken, welche sich in den Schwanz verlieren. Doppelt so groß, als Mephitis putorius, und ebenfalls von dem des Dupraz verschieden. Ist wahrscheinlich eine neue Art.

retten wollte, und seine Verfolger, welche es von Zeit zu Zeit stellten, mit seiner Flüssigkeit bespritzte und sie zu verscheuchen suchte. Die Gegend wurde davon so verpestet, daß wir Alle heftiges Kopfweh davon trugen und das Ufer zu verlassen genöthiget waren. Das Abstreifen eines solchen Thieres ist eine der qualvollsten Aufgaben, bei deren Lösung man nur durch die Schönheit desselben entschädigt wird.

Unfern von der Mündung des Kanzas fließt ein ganz kleiner Fluß, Eau bleue genannt, in den Missoury. Der Kanzas selbst ist an seinem Ausflusse 80 bis 100 Klafter breit und sehr tief, das Wasser desselben ist klar, sein Lauf aber träge; daher fand ich auch seine Temperatur um mehrere Grade wärmer, als die des Missoury. Er befand sich eben im mittleren Wasserstande, und troz dem, daß er schon seit einem Monat im Abnehmen war, fand ich die Ufer an der Mündung überschwemmt und den Fluß selbst stockend, woran die bedeutende Höhe und der Druck der Fluten seines Gegners Schuld war. Es schien wirklich beim ersten Anblick, als wenn sein Wasser nach aufwärts strömte, welche Erscheinung durch den langsamen Lauf des Kanzas und durch die reißende Strömung des Missoury sehr erklärlich ist; wenigstens wirkte der Gegendruck des einen gegen den andern so heftig, daß ich noch in einer Entfernung von zwölf englischen Meilen den Kanzas stromaufwärts die Folgen davon bemerkte. Die Niederlassung der Pelzhändler, zwei geräumige Wohnungen, befinden sich eine kleine halbe Meile weiter am rechten Ufer des Missoury, und ich fuhr bis dahin, um die Besitzer derselben, die Herren Curtis und Woods, zu besuchen. Beide fand ich nicht gegenwärtig, wohl aber die Frau des letzteren, eine Creolin und Tochter des alten Chauvin, bei welchem ich unfern St. Charles übernachtete. Die ganze Bevölkerung der Niederlassung bestand nur aus wenigen Personen, Creolen und Mestizen, deren Beschäftigung der Handel mit den Kanza-Indiern, etwas Jagd und Ackerbau ausmacht. Hier fand ich auch einen Jüngling von 16 Jahren, dessen Mutter aus dem Stamme der Scho-scho-ne oder Schlangen-Indier war und die Herren Lewis und Clarke nach dem stillen Ocean in den Jahren 1804 bis 1806 als Dolmetscherin begleitet hatte. Diese Indierin wurde von dem französischen Dolmetscher der Expedition, Namens Toussaint Charbonneau, geehelichet. Charbonneau diente mir später ebenfalls einige Zeit in dieser Eigenschaft, und Baptiste, sein Sohn, dessen ich oben erwähnte, gesellte sich auf meinem Rückwege zu mir, folgte mir nach Europa, und ist seitdem bei mir geblieben. Ich blieb über Mittag bei Madame Woods, und fuhr nach dem Essen wieder nach Kanzas. Die Ufer desselben sind Anfangs ganz niedrig, nach Verlauf einer Meile erheben sich aber mehrere Sandfelsen mit schroffen und nackten Wänden am linken Ufer, verlieren sich jedoch bald wieder, um einer flachen, mit hohem Gehölze prangenden

Ebene Raum zu geben. Eine lange und sehr flache Sandbank lehnte sich an dieses Ufer und verbreitete sich beinahe über das ganze Bett des Flusses, welcher in ein schmales, aber sehr tiefes Fahrwasser gedrängt wird. Wir arbeiteten uns acht englische Meilen stromaufwärts. Das rechte Ufer erhob sich in lieblich bewaldete Hügel, welche, nach Süd-West einer Krümmung des Kanzas folgend, von einer langen, sehr schmalen Fläche begrenzt werden. Die Nacht blieben wir ohne Nahrungsmittel auf einer Sandbank liegen, und hatten, da es kühl geworden war, ziemlich Ruhe vor den Mücken. Der ganze folgende Tag wurde zur Jagd bestimmt. Doch schon mit Tagesanbruch vom 22. Juni wendete sich der Wind nach Süden, und die warme Luft erweckte eine so zahllose Menge Ungeziefers, daß ich mich nicht erinnern kann, früher oder später jemals so viel davon gesehen zu haben. Am Rande des Wassers empfand ich dennoch nur das Vorspiel der qualenerregenden Gäste, die meiner im Walde harrten. Kaum hundert Schritte im Dickicht vorgedrungen, bedeckten und umschwärmten uns die Mousquiten dermaßen, daß wir uns auf zwanzig Schritte Entfernung kaum sehen und erkennen konnten. Dies war auch die wahrscheinliche Ursache, weßhalb wir kein Tannwildpret zu Gesicht bekamen. Anstatt dessen überfiel meinen Begleiter, den L o u i s, ein großer schwarzer Bär, als er den Ruf des Tannkalbes nachahmte, um ein Tannthier anzulocken. Dieser Ruf ist das gewöhnliche unweidmännische Mittel, dessen sich die amerikanischen Jäger bedienen, um in dieser Jahreszeit zu Schuß zu kommen, und die Hauptursache der großen Abnahme des Wildprets, welches meist bloß der Decke wegen geschossen wird. Wenn sich die Bären in der Nähe befinden, so kommen sie häufig auf die klagende Stimme zugerannt, da die Wildkälber diesen reißenden Thieren ein Leckerbissen sind. In der Brunft oder Bärzeit, welche von Anfang Juli bis Mitte Augusts dauert, ist der männliche Bär sehr bösartig und nimmt gerne Menschen auf; mein Begleiter hätte daher einen schlimmen Stand gehabt, wenn seine Büchse versagt hätte, da ich bei 50 Schritte im dicken Holze von ihm entfernt war. Er schoß aber den Bären durch den Kopf, so daß er unter dem Feuer verendete. Ich sah noch zwei Bären, welche aber nicht so kühn wie der erste waren, und bei unserer Annäherung eiligst ihr Lager verließen. Es ist auffallend, in welcher großen Anzahl diese Thiere den Kanzas und einige benachbarte Ströme bewohnen. Auf der Sandbank im Fluß fanden wir häufige Löcher, mit Schildkröteneiern angefüllt, welche von der Sonne ausgebrütet werden und die Größe von Rebhühnereiern erreichten. Diese Schildkröteneier und unser erlegter Bär gewährten uns ein köstliches Mittagsmahl, welches um so erwünschter war, da wir seit 24 Stunden nichts zu uns genommen hatten. Wegen der vielen Mousquiten mußte ich den Plan aufgeben, den Kanzas weiter stromaufwarts zu schiffen, und an die

Rückkehr denken; hoch stand noch die Sonne am Himmel, als wir schon, mit der Pirogue den Kanzas und den Missoury herabsteuernd, die Wohnung des Louis erreichten.

Am 24sten war das große Boot noch nicht angekommen, und ich fing an, ein Unglück zu besorgen. Dies, sowie die Ermanglung meines Fliegennetzes, welches Caillou in Franklin vergessen hatte und ohne welches ich nicht schlafen konnte, bewog mich, meinen Leuten stromabwärts entgegen zu fahren. Ich ließ zwei kleine Canots an einander binden und Sitze über dieselben legen. Auf diese Weise ist man vor dem Umschlagen in der Strömung sicher und hat ein bequemes Fahrzeug, auf welchem Raum genug für Menschen und Sachen ist; stromaufwärts kann man aber nicht damit fahren. Eine genauere Beschreibung der Ufer des Missoury erspare ich bis zur Geschichte meiner Rückkunft am Boote, welches durch seinen langsamen Lauf zu Beobachtungen der Gegend mehr Muße gewährte, und beschränke mich, bloß in Kürze zu sagen, daß wir gegen Abend am 24sten das Fort Osage, ein vor nicht langer Zeit verlassenes militärisches Etablissement, erreichten, dessen Lage auf einem Hügel, von Wäldern und Savanen umgeben, wirklich malerisch ist. Vier Meilen weiter stromabwärts schlugen wir unser Nachtlager an einem flachen Ufer auf. Als es dunkel wurde, traten an den flachen Küsten und Sandbänken vieles Tannwildpret und wilde Welschhühner aus den Wäldern an den Strom, um sich zu kühlen, welches uns einen angenehmen Anblick gewährte; da wir aber den Tag hindurch häufig auf Wildpret gestoßen waren, welches sich am Rande des Wassers sonnte, und schon eine gute Jagd gemacht hatten, so überließen wir die wilden Thiere ihrer Ruhe, wurden jedoch in der schwülen Nacht unsrerseits von unsern mächtigsten Feinden, den Mousquiten, verfolgt. Den 25sten des Morgens erzeugte sich plötzlich ein dichter und undurchdringlicher Nebel, welcher alle Gegenstände verschleierte und unsern Blicken entzog, wodurch wir genöthigt wurden, bei unserer Abfahrt die Mitte des Stroms zu gewinnen, um kein Unglück zu erleiden. Dies war aber mit dem Zweck meiner Fahrt nicht recht zu vereinigen, da auf diese Weise es sehr leicht geschehen konnte, daß ich an meinem großen Boote, ohne es zu gewahren, vorbeifahren mochte. Zum Glück sah ich übrigens gegen zehn Uhr des Morgens dasselbe nicht weit vor jenen Häusern, bei welchen ich den 15. Juni über den Missoury übergesetzt worden war. Hier lag es, vom Nebel aufgehalten, an einer vom Strom gebildeten Krümmung unweit einer Insel am rechten Ufer, die Ile du chenal Tigre, oder Ile du marais Apaqua genannt. Bald nach meiner Ankunft setzte es sich in Bewegung, und die langweilige Fahrt stromaufwärts begann von Neuem. Das rechte Ufer ist hier bergig, das linke aber sehr flach, und der Missoury windet sich nach Nord-West. Ein tiefer und schiffbarer Arm des Stromes durchschneidet diese Krümmung,

und ist unter dem Namen Chenal de la prairie des Sacs bekannt. Wir wollten uns diesen näheren Weg zu Nutze machen, mußten aber unverrichteter Sache zurückkehren, da der ganze Kanal mit angeflößten Holzstämmen verstopft gefunden wurde. Hier schoß ich zum ersten Male den großen und prächtigen amerikanischen Steinadler, dessen Schwanzfedern, von den indischen Völkern sehr hoch geschätzt, eine ihrer größten kriegerischen Zierrathen bilden. Dieser Adler ist selten, und durch Wilson genau beschrieben und abgebildet. Ob der Aq. imperialis, *) den Temminck und Bechstein als eigene Art aufstellen, in Amerika auch vorkömmt, lasse ich dahingestellt? Die Creolen nennen den Steinadler Oiseau à calumet, weil die indischen Krieger ihre Pfeifen mit seinen Federn schmücken. Mit ausgebreiteten Flügeln maß der von mir geschossene, ein altes Männchen, 8 Fuß 2 Zoll.

In der Nacht überfiel uns ein heftiges Gewitter mit starkem Regen und gewaltigen Donnerschlägen. Den 26sten war die Fahrt sehr gefährlich, indem das Fahrwasser am Rande der Insel mit Treibholz und Windbrüchen gänzlich bedeckt war; auch machte die starke Strömung den Durchzug bei so vielen Hindernissen äusserst beschwerlich. Glücklich ließen wir die gefährlichen Stellen hinter uns, und erreichten bald einen neuen Arm des Stromes, dem wir nicht ausweichen konnten, und dessen Durchfahrt ebenfalls nicht wenig Mühe verursachte. Als wir jedoch das Ende des Canals erreicht hatten, war der Grund nicht tief genug, um mit voller Ladung des Bootes durchzufahren; es mußte daher die ganze Bemannung des Fahrzeuges in's Wasser steigen, um es zu erleichtern und unter einer äusserst anstrengenden Arbeit das Boot mit dem Schlepptau über den Sandboden hinweg zu ziehen. Hierauf stießen wir auf eine mit entwurzelten Bäumen übersäete Stromstelle, welche als ein unüberwindliches Hinderniß jeden andern Schiffer abgeschreckt hätte; den amerikanischen Bootsknechten aber, gewöhnt, wenn es seyn muß, beinahe übernatürliche Kräfte zu entwickeln, gelang auch dieses Wagestück nach einer rastlosen Arbeit von mehr denn fünf Stunden. Wir machten natürlich nur eine kurze Tagreise, und blieben die Nacht auf einer Sandbank am Chenal à Hubert. Dieser Canal bildet eine hufeisenförmige Insel und nimmt einen kleinen Fluß auf. In der Nacht bemächtigten sich zwei von den Bootsleuten, welche die liederlichsten der ganzen Bemannung waren, meines mitgebrachten Canots, und entflohen, nachdem sie ihre Kameraden bedeutend bestohlen hatten, den Strom abwärts. Ich habe nachher nichts mehr von diesen Leuten gehört. Am Morgen fand ich an meiner ausgesetzten Angel einen großen, über vier Fuß langen Katzenfisch, Pimelodus Catus. Zu Mittag erreichten wir eine mitten im Strome

*) *Temminck*, Manuel d'Ornithologie. T. I. pag. 36.

liegende kleine Insel, deren benachbarte Ufer sich in niedrige, aber reizend gestaltete Felsgruppen bilden. Zwei und eine halbe Meile von unserm Nachtlager bildet der Missoury eine große Krümmung nach Nord-West. Als wir die Spitze des linken Ufers erreicht hatten, erhob sich ein starker Windstoß, das Segel wurde sogleich aufgezogen, und wir umfuhren das Vorgebirge; da wir aber, um einigen Baumstämmen auszuweichen, uns über hundert Schritte weit vom Ufer mitten in die größte Strömung gewagt hatten, ließ plötzlich der Wind nach, der Strom nahm das Boot gewaltsam mit sich fort und warf es gegen die Felsen des rechten Ufers. Die ganze Mannschaft stand mit Stangen an der linken Seite des Bootes, und durch die Anstrengung so vieler Menschen wurde das Fahrzeug gerettet. Das Boot mußte nun vermittelst des Schlepptaues, welches an einem Baum festgebunden worden, um die gefährlichen Felsen gewunden werden. Nochmittags erhob sich der Wind aus Nord-Ost. Diese Hülfe brachte uns schnell über eine gefährliche Flachküste, Batture du chenal du sorcier, welche an vier Meilen lang ist. Gegen fünf Uhr bemerkte ich, daß die flachen Ufer von niedrigen Bergreihen unterbrochen wurden, und erkannte bald die Gegend, an welcher Blofftown, wo ich früher übernachtete, gelegen ist.

Caillou litt seit einigen Tagen durch eine Wunde an der rechten Hand, welche in Entzündung übergegangen war, die heftigsten Schmerzen, und ich mußte stündlich erwarten, daß sich der Brand einstellen würde. Da er kein Geschäft vornehmen konnte, so hatte ich einen Mestizen aus Canada von der Nation der Sklaven-Indier einstweilen zu seiner Unterstützung gemiethet; es war aber ein untaugliches Subjekt und ein ausgemachter Trunkenbold. Gegen Sonnenuntergang kam ein Steuermann vom hohen Missoury an Bord. Er hatte die unglückliche Expedition des Herrn Ashley bei den Ricaras mitgemacht, und überbrachte uns zuerst die Kunde dieses traurigen Ereignisses, dem eben so betrübte nachfolgen sollten. Ich bewog Caillou, die Gelegenheit zu benutzen, und mit dem Bootsführer nach St. Louis zurückzukehren, indem ich für ihn sehr besorgt war; mit Thränen in den Augen verließ er mich. Da das Wasser noch immer sehr hoch war, fuhren wir den 28. nur langsam fort, die Luft war schwül, und es regnete in heftigen Güssen. Das rechte Ufer ist flach. Ein Windstoß aus Süd trieb uns endlich ziemlich schnell vorwärts und kam an mehreren gefährlichen Stellen der erschöpften Mannschaft wohl zu Nutzen. Wir fuhren gegen Abend in einen Arm des Stromes, den Chenal de la prairie du flux. Dieses Fahrwasser ist tief, aber nicht breit, und trennt eine Wiese von dem hohen Holze der flachen Küste. Wir blieben hier über Nacht. Schon am frühesten Morgen des andern Tages erhob sich der Wind aus Nord-Nord-Ost so frisch, daß wir das Segel spannen konnten. Um sechs Uhr erreichten wir die Mündung der

Durchfahrt, und blieben an dem sich zu Felsen erhebenden rechten Ufer. Das Fort Osage beendigt auf einer der höchsten, mit Steppen bedeckten, Anhöhen die Kette dieser Berge. Das Fort gewährt eine gute militärische Position, besteht übrigens jetzt nur aus einem hölzernen, von einer einzigen Familie bewohnten Blockhaus. Es bildet die Demarkationslinie gegen die Indier am rechten Ufer des Missoury; längs des linken Ufers aber gehört das Land bis zum Liberty-Fluß in den Missoury-Staat. Dicht beim Fort begegnete ich Herrn Courtis vom Kanzas in einem Boote, und übergab ihm Briefe von seiner Handelsloge. In der Nähe der Felsen am Fuße des Forts war die Strömung so stark, und die Fahrt durch einen Wasserwirbel so erschwert, daß wir ohne Hülfe des Windes nicht weiter gekonnt hätten. Der Wind wurde übrigens so heftig, daß er das Boot durch den Druck des Segels umlegte, und es Wasser zu schöpfen anfing. Wenn nicht der Windstoß jählings nachgelassen hätte, so wäre das Fahrzeug unvermeidlich verloren gegangen, da ein mächtiger Baumstamm in der Nähe eines unausweichbaren Wasserwirbels quer in der Strömung lag, und es nicht möglich gewesen wäre, das Segel zu streichen, da es zu fest an den Mastbaum befestigt war. Nachdem wir noch vier englische Meilen zurückgelegt hatten, machten wir einer kleinen Insel gegenüber am linken Ufer Halt. Den folgenden Tag wurde die Luft in Folge eines starken Regens so drückend und schwül, daß die Mousquiten abermals freies Spiel bekamen. Da sich kein Wind erhob, mußte an der Leine gearbeitet werden; dessenungeachtet aber ging die Fahrt ziemlich schnell. Beide Ufer sind flach, und das linke nur äusserst sparsam angebaut. Dies niedrige hochbewaldete Land war mit mehr denn mannshohen Nesseln bewachsen. Nicht leicht habe ich so viele Papageien auf einem Fleck beisammen gesehen. Wenn ich von einem Baume, auf welchem oft hunderte dieser Vögel beisammen saßen, einen schoß, verließen die andern dennoch nicht ihren Platz, sondern begnügten sich lediglich damit, ein entsetzliches Geschrei zu erheben. Das Nämliche thun sie auch beim Anblick eines Raubvogels. Das Fleisch dieser Papageien ist zäh und schwarz, die Fische sind sehr lecker darnach, und man bedient sich daher desselben zum Köder an den Angeln. Etwa vierzehn englische Meilen vom Fort Osage erhebt sich eine niedere Felsenküste, hinter welcher eine drei Meilen lange, mit niedrigen Weiden und undurchdringlichem Gesträuch bewachsene Ebene sich befindet, an der wir die Nacht zubrachten. In voller Blüthe befand sich hier Asclepias syriaca und amoena, nebst Solanum carolinianum. Den 1. Juli brachen wir schon gegen 4 Uhr Morgens auf. Unweit unsers Nachtlagers fließt der Pichiky, ein kleiner Fluß, in den Missoury, dessen Ufer sehr reichhaltig an Bleierz seyn sollen. Eine Inselgruppe, die Iles de Vincent, bildet weiter stromaufwärts mehrere enge Durchfahrten, an welche sich eine sieben Meilen lange, sehr flache Küste, la Batture

à Benit, anlehnt, deren Ende wir gegen Abend erreichten. In einer bergigen Gegend sah ich ein sehr reichhaltiges Steinkohlenlager, welches, den Creolen schon länger bekannt, von ihnen wegen des vielen Holzes natürlich nicht benützt wurde. Die Batture à Benit wird von einem Arm des Stromes durchschnitten. Dieser Canal verkürzt den Weg um vier Meilen. Das Wasser in demselben ist sehr tief, der Gund schlammig und sein Lauf reißend; es kostet daher viele Anstrengung, um sich durch denselben durchzuwinden, da dichtes Gepröß und viele eng stehende mit Weinranken dicht verschlungene Weiden das Gehen am Ufer und das Ziehen des Bootes am Schlepptau unmöglich machten. Auch wird das Soßen mit langen Stangen durch den moderigen Grund sehr erschwert. Einige der Leute fielen bei dieser Gelegenheit in's Wasser, und ließen ihre Stangen stecken, die mit vieler Mühe von den Schwimmern wieder eingeholt wurden. Die häufigen Spuren des Tannwildes, der Waschbären und Welschhühner verriethen eine wildreiche Gegend. Mehrere große Kraniche *) von weißer Farbe zogen über meinen Kopf. Dies ist ein überaus schöner Vogel, noch größer als der europäische, und kommt ziemlich häufig in den nördlichen Steppen der neuen Welt vor. Auch fing ich eine Buprestis mit herrlichem Metallglanz, welcher in Betreff der Schönheit der Farben dem brasilischen Curculio imperialis wenig nachgibt. Die Mündung der Durchfahrt, welche wir am frühesten Morgen schon erreichten, verursachte viele Arbeit, und es ging fast der ganze Tag damit hin, eine Strecke von beinahe nur dreißig Schritten, welche ganz mit Baumstämmen verlegt war, zu säubern und zur Durchfahrt tauglich zu machen. Die Leute, welche schwimmen konnten, begaben sich mit Aexten dahin, und hieben die Stämme und Aeste durch. Der Abend war indeß herangerückt. Dieser Mündung gegenüber befindet sich eine große Insel, an welcher wir noch zwei Meilen hinauffuhren. Ein furchtbares Gewitter bereitete sich in majestätischen Formen am östlichen Himmel vor. Nie sah ich schönere Wolkengestalten im auffallendsten Lichtwechsel der Farben als Widerschein der Strahlen einer untergehenden Sonne. Ein ununterbrochenes Blitzen und Donnern vermehrte den Eindruck, den das schöne ehrfurchtgebietende Schauspiel gewährte. Wir badeten uns alle in der Abendkühle. Einer von den Leuten gerieth in tiefes Wasser und Strudel, und ohne die muthvollste Anstrengung von Seiten der Schwimmer wäre er ohne Rettung verloren gewesen. Im Verlauf der Nacht dauerte das Gewitter fort, es blitzte so häufig, daß ich die ganze Zeit hindurch lesen konnte, da das Getöse des Donners ohnehin keine Ruhe gestattete.

*) Grus americana, enl. 889.

Den 3. konnten wir als Ziel unserer Tagreise nur das entgegengesetzte Ufer erreichen. Es hatte sich als Folge des Gewitters ein heftiger Süd-West-Wind erhoben, der es nicht erlauben wollte, einen Schritt weiter zu fahren. Ich brachte den Tag mit Botanisiren zu, war jedoch nicht glücklich; wohl aber fand ich einen großen Reichthum an Insekten, welche das faule Holz an der Küste belebten. In der Nacht vermehrte sich der Süd-West-Sturm und ging in einen heftigen Orkan mit wiederholten elektrischen Entladungen über. Da der Blitz mehrere Male ganz dicht neben das Boot in's Wasser schlug, so glaubten die Leute nicht anders, als daß einer dieser Wetterstrahlen zuletzt unser mit Pulver beladenes Fahrzeug in die Luft sprengen würde, und begaben sich daher sämmtlich in einer ziemlich weiten Entfernung von demselben zur Ruhe. Die Gefahr ging übrigens glücklich vorüber und kühlte die Luft sehr merklich ab. *) Auch war der Morgen vom 4. Juli heiter und schön. Wir umfuhren die Spitze, welche das linke Ufer bildet, und hatten vor dem Frühstück schon drei Meilen zurückgelegt. Das rechte Ufer ist bergig, und zieht sich in dieser Gestalt nach Süd-Süd-West bis nach dem Kanzas. Der alte Baptiste de Rouain und mein Jäger suchten zu Lande die Wohnung des Louis zu erreichen; auch schickte ich mit dieser Gelegenheit den canadischen Mestizen weg, weil er an einer häßlichen ansteckenden Krankheit litt, und überhaupt ein sehr unthätiger arbeitsscheuer Mensch war. Der Wind erhob sich wieder sehr stark, als wir Mittags eine Spitze erreicht hatten, welche eine Stunde von den Felshügeln entfernt ist, an deren Abhange gegen Westen die Wohnung des Louis liegt. Da das Boot dem Anscheine nach nicht weiter fahren konnte, ging ich ebenfalls voraus, um ebenbenanntes Haus zu erreichen. Der Weg führte mich Anfangs längs des Ufers durch beinahe undurchdringliches Gesträuch, unter welchem ein dorniger Crataegus alle Kleider zerriß. Mit dem Messer in der Hand mich durchwindend, erreichte ich die Mündung eines Waldwassers, dessen Grund sehr tief und schlammig war. Ich verfolgte den Lauf des Baches aufwärts über drei Meilen, bis ich einen schicklichen Platz zum Durchwaten fand. Auf einem schlechten Fußpfade gelangte ich an eine verlassene Wohnung, von der ich einen ehemals gebahnten Weg nach dem Ufer fand. Auf benanntem Ufer ging ich längs der Hügel noch eine Meile bis zur Jägerwohnung, wo ich Niemand zu Hause fand. An dem rechten Ufer quer über den Fluß bemerkte ich an der Stelle, wo die Jäger ihr Lager bei meinem frühern Hierseyn hatten, indische Zelte und eine Horde der Kanza-Nation gelagert.

*) Den 3. Abends 6 Uhr + 27,5° R. Morgens den 4. + 18° R.

Neuntes Capitel.

Zusammenkunft mit den Kanzas. Wa-kan-ze-re, ihr Häuptling. Bemerkungen über diese Indier. Der Wa-sa-bae-wa-kanda-ge. Die Flüsse Nann dawa, Tar-ku-yu, Ni-ma-ha, Nisch-na-ba-tona. Der la Platte, Côtes à Kennel, Fort der Otos. Ayowas.

Wa-kan-ze-re, ein Häuptling der Kanzas, von den Creolen le Chef americain genannt, steht in einigem Ansehen bei der Horde, welche übrigens, wie die meisten amerikanischen Urvölker, in mehrere Banden getheilt ist, die sich nur selten vereinigen, wenn sie auf der Jagd sind; auch in ihrem großen Dorfe, worunter man sich natürlich keinen ganz steten Wohnsitz denken muß, nur dann sich unter ein Haupt stellen, wenn es die höchste Gefahr erfordert. Bei den Weißen ist Wa-kan-ze-re besonders geschätzt gewesen, weil er einer der ersten Indier seines Stammes war, welcher die Kanzas, ein früher gegen die Ansiedler und Pelzhändler feindselig gesinntes, grausames Urvolk zu milderem Verfahren und zum Verkehr mit den Europäern stimmte Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist dieser Einfluß des obenerwähnten Häuptlings und einiger andern angesehenen Indier sehr merklich. Er ist ein Mann über 40 Jahren, von großer, etwas beleibter Gestalt und einen ernsten gebietenden Zug in seinem Gesichte, der auf Anstand und jene ruhige Haltung deutet, die sich so vortheilhaft im Charakter der Urvölker Amerika's ausspricht. Wie die meisten Häuptlinge, welche die östlichen Staaten besucht haben, um mit der Regierung am Sitze des Congresses zu verhandeln, zeigt er in seinem Benehmen, daß er die Vortheile europäischer Gesittung wohl erkennt, aber dennoch die Gesetze der Europäer als unpassend für die Völker betrachtet, die dem Naturzustande noch so nahe stehen und daher den plötzlichen Uebergang zu derselben nicht ertragen können. Ich erfuhr gleich nach meiner Ankunft, daß die Indier von mir gehört hatten und neugierig auf meine Bekanntschaft waren, auch deßhalb ihre Abreise schon um mehrere Tage verzögert hatten. Ich nahm ein Canot und ließ mich über den Strom setzen. Das Lager war unweit des Ufers aufgeschlagen, kleine Kinder waren im Baden begriffen und Weiber schabten Felle am Rande des Wassers, welche sie ausgerben, weiß färben oder braun räuchern, wodurch dieselben weich werden und in der Nässe nicht mehr zusammenschrumpfen. Da die Männer mich hatten kommen sehen, so versammelten sie sich sämmtlich bei dem Zelte ihres Oberhauptes und

setzten sich in einem Kreise bei demselben. Dieser saß auf einem Stierfelle, während die andern auf dem bloßen Boden lagen. Bei meiner Ankunft erhoben sich die Indier bis auf die Hälfte; Wa-kan-ze-re aber trat an mich heran, reichte mir die Rechte mit dem kurzen Ausrufe: Hau! dem gewöhnlichen Freundschaftszeichen, führte mich an seinen Sitz, auf den ich mich niederlassen mußte, während er sich wie die andern Krieger auf die Erde niederwarf, welches ein Beweis besonderer Ehrerbietung ist. Ein indischer Krieger, dessen Gesicht abenteuerlich mit rothen Strichen bemalt und dessen Kopf glatt geschoren war, hielt hierauf eine Anrede mit lauter und gedehnter Stimme, deren Sinn von dem Dolmetscher ungefähr folgendermaßen übertragen wurde: „Der Stamm der Kanzas betrachte mich als einen nahen Bruder der großen Oberhäupter über dem großen See in Osten. Diese seyen mächtiger, als alle Häuptlinge (Ka-hi-gé) der rothen Leute, und so mächtig, wie der große Vater der langen Messer.“ Ferner: „Es sey der ewige Frieden mit den Weißen geschlossen und ihre Zusammenkunft mit mir lange ihr Wunsch gewesen,“ Nachdem die Rede geschlossen war, gab mir der Häuptling eine Papierrolle, welche den Traktat mit der Regierung enthielt, worauf sämmtliche Männer nach der Reihenfolge sich aufrichteten und einer nach dem andern mir die Hand gaben. Ich las den Traktat laut vor, wobei die Indianer unaufhörlich ihren Dank ausdrückten, obgleich sie natürlich kein Wort von dem Inhalt verstehen konnten. Bei dieser Handlung wurden die Weiber und Kinder zugelassen und stellten sich hinter die Männer auf, doch ohne sich niederzusetzen. Ich bewunderte die ruhige Haltung der Versammelten. Ausser dem Wa-kan-ze-re, dem Dolmetscher und mir sprach Niemand mehr ein Wort. Der Häuptling ließ die große Friedenspfeife bringen, rauchte oder zog vielmehr ein paar Züge daraus, dann übergab er sie mir, worauf ich ein Gleiches that. Dabei erhoben sich die Männer ein wenig, ließen sich aber wieder nieder und rauchten zuletzt jeder drei Züge nach der Reihe. Der Häuptling ließ ferner einen schönen Bogen von Gelbholz nebst einem Dutzend gebrauchter Pfeile, sowie seinen rothen Scheitelputz als hohes Ehrenzeichen beibringen und machte mir ein Geschenk damit. Bei dieser Gelegenheit sagte er mir, daß er durch Vermitlung der amerikanischen Agenten mit den meisten benachbarten Völkerschaften, namentlich den Sioux (Da-ko-tah), den Pahnis, Sakis, Otos, Osagen u. s. w. befreundet sey; dies aber noch immer nicht mit den Ayowas der Fall wäre, woran der unversöhnliche und heimtückische Charakter dieses Stammes Schuld sey.

Die Männer waren meist bis auf einen Schurz am Schamgürtel nackt. Diese Bedeckung besteht gewöhnlich aus einem blauen oder rothen Stück Tuch, welches hinten und vorne zwischen den Beinen durchgezogen wird und auf beiden Seiten durch einen Riemen befestigt ist. Ich sah

bei den Männern weniger Mitassen und Mokassin; auch war ihr Körper voller Narben und von Dornen zerkratzt. Im Gurte trugen sie sämmtlich ein Messer, dessen Scheide aus einem doppelt zusammengelegten Leder mit ganz breitem Rande besteht, in welchem sich ein tiefer dreieckiger Einschnitt befindet, der, durch den Gurt gezogen, die Scheide festhält. Ihre Messer bestehen aus der gewöhnlichen Tauschwaare, die im Lande üblich ist. Die Kanzas tragen selten gezogene Büchsen und ziehen noch immer in ihrer Unwissenheit schlechte Flinten von englischer Fabrik jenen vor, obgleich die Pelzhändler, deren Vortheil es ist, die Jagdbeute der Indier vermehrt zu sehen, sich alle Mühe geben, sie vom Gegentheil zu überzeugen. Ihre Bogen sind gewöhnlich von Nußbaumholz, ganz einfach gearbeitet, kurz und sehr stramm, die Pfeile mit eiserner Bewaffnung aus dem Holze von Cornus oder Cephalanthus geschnitzt. Sie bedienen sich dieser Waffe immer seltener und nur gegen die Auerochsen, ein Thier, welches aus ihrem Jagdgebiete immer mehr verschwindet. Wie die übrigen berittenen Indier, holen sie diesen furchtbaren Bewohner der Steppen zu Pferde ein und durchbohren ihn ganz in der Nähe mit ihrem Geschoß. Im Kriege ist der Pfeil des Indiers gefährlicher als das Feuergewehr, welches die westlichen Horden gewöhnlich nicht gut zu führen verstehen. Er versagt nie, verräth im Gebüsch nicht leicht den Schützen und fliegt sehr weit. Manchmal sind die Spitzen der Pfeile nur am Feuer gehärtet, und doch sind ihre Wirkungen tödtlich. Die Bewaffnung der Pfeile ist von zweierlei Art, nämlch zum Gebrauch im Kriege, oder auf der Jagd. Die erstere ist spitzwinklig, mit einem Bart versehen und bleibt in der Wunde stecken. Die zweite ist stumpfwinklig und kann herausgezogen werden. Die Köcher sind von Wildleder und der Bogen befindet sich am Köcher in einem besondern Futterale. Wie alle Indier, sind die Kanzas leidenschaftliche Raucher. Sie tragen den Tabak und ein Surrogat desselben, aus den Blättern des Rhus typhinum und der Rinde eines Cornus bereitet, Kirkinik genannt, in artig verzierten Beuteln aus dem Felle kleiner Säugthiere. Gewöhnlich wird das Thier ordentlich ausgebälgt, wobei Kopf und Zehen an dem Felle bleiben, die innere Schwanzseite mit gefärbten Borsten des Stachelschweines gestickt und sowie die Füße des Thieres mit Metallplättchen und Trotteln behängt. Selbst größere Thiere, wie die Fischotter, werden zu diesem Behufe mit größtem Fleiße zubereitet. Die Weiber tragen einen Schurz von Tuch um die Lenden, und zum tern recht sauber gearbeitete und reich verzierte Mitassen. Ich sah eine hübsche Gesichter unter ihnen, und beide Geschlechter zeichneten sich durch ihren schönen Wuchs und durch ihre dunkle Körperfarbe aus. Die Krieger tragen meist geschorene Köpfe und nur am Hinterkopf eine Art von Hahnenkamm nebst zwei langen Haarflechten; dagegen prangten Weiber und Kinder mit ihrem schönen, glatten, glänzend

schwarzen Haare. Die Männer lassen sich hin und wieder ein paar Haare am Kinn stehen, zupfen sich aber alle übrigen am ganzen Körper mit der größten Sorgfalt aus. Die Ohren beider Geschlechter sind sämmtlich viermal der Länge nach durchlöchert, in jedem Einschnitt hängt ein Bündel blauer und weißer Porcellan-Stäbchen, die bei diesen Indiern in hohem Werthe stehen. Die reichern unter ihnen tragen Schnüre solcher aneinander gereihten Porcellanstäbchen an dem Hals und platte Armbänder von Silberblech über den Gelenken der Arme. Kinder beiderlei Geschlechts von 12 bis 14 Jahren gehen ganz nackt.

Da das Wetter stürmisch wurde, mußte ich früher, als ich es wünschte, mein schwankendes Fahrzeug besteigen, um das jenseitige Ufer zu gewinnen. Die Geschicklichkeit meines Fährmannes besiegte glücklich die hohen Wellen des Stromes, welche ihr Spiel mit dem ausgehöhlten Baumstamme trieben. Da ein ganz eigener Vortheil dazu gehört, das Gleichgewicht in einem solchen Canot zu behalten, so werden Personen, in deren Geschicklichkeit man kein Vertrauen setzt, im Augenblick der Gefahr der Länge nach wie in einen Sarg hineingelegt, und dürfen sich nicht rühren. Dennoch schlagen sehr häufig die indischen Canots um. Den Indianern, die alle schwimmen können, wie die Fische, ist dies ganz gleichgültig, da dieselben ihre wenigen Habseligkeiten gewöhnlich zu retten wissen. Selten läßt ein Indier, oder Missoury-Jäger seinen Reisegefährten ertrinken, obgleich er vorher die Vorsicht anwendet, den zu Rettenden so viel Wasser schlucken zu lassen, daß derselbe unfähig wird, den Schwimmer durch irgend eine unzeitige Bewegung zu hindern.

Am Abend erhielt ich einen Besuch von einem angesehenen Kanza, der sich Sa-ba-no-tsché, d. i. der Stehende Schwerze, nannte. Er hatte den Auftrag, mir von Seiten des Häuptlings dessen Besuch auf den andern Tag anzukündigen. Dieser Krieger war ein schöner Mann, wenigstens von sechs Fuß hoher, athletischer Gestalt, der übigens nicht wenig eitel war; denn er ließ sich sogleich einen Spiegel gebe, um seinen Kopfputz zu ordnen, der in einer gestickten Binde und de seltenen Ehre des rothgefärbten Hirschschweifes bestand. Er schien ein gut Mensch zu seyn; er sprach ganz vernünftig mit uns und zollte besonders meinen Waffen seine Bewunderung. Meine Doppelbüchse schien ihm besonders von praktischem Werth und er rieth mir ganz treuherzig, dieselbe mit mir zu nehmen, falls ich allein durch die Wälder streifen wolle, indem man in diesen Gegenden vor Menschen und Thieren nicht genug auf seiner Hut seyn könne. Ich ließ ihm etwas Branntwein vorsetzen; doch nippte er nur an demselben, welche Mäßigkeit eine seltene Eigenschaft in diesem Lande ist. Zuletzt schieden wir, nachdem wir uns wechselseitig beschenkt hatten, unter wiederholten Freundschaftsversicherungen des sehr zufrieden gestellten Indiers. Erst spät am Abend kam das große Boot, welches

ich mit Sorgen erwartet hatte, weil das Wetter immer stürmischer wurde. Der Wind heulte furchtbar und heftige Blitze erleuchteten durch die Spalten des spärlich beschützten Hauses das Innere der ärmlichen Jägerwohnung. Am Morgen weckte mich übrigens die Sonne wieder mit aller ihrer Pracht und eine kühle Luft wehte mir angenehm entgegen. Da Gewitter und Regen vom Monat Juli an immer seltener, dagegen die äusserst drückende Hitze von Tag zu Tag heftiger wird, so sieht der Reisende solchen Stürmen gerne entgegen, indem sie, wenn gleich nur auf wenige Stunden, die Massen von stechendem Ungeziefer vermindern. Die Indianer stellten sich frühzeitig ein, die Männer setzten sich in einem Halbkreis, den Häuptling in der Mitte. Der Sprecher von gestern nahm wieder das Wort und rief mit großer Emphase einige Lobeserhebungen aus, die mich betreffen sollten. Hierbei nickte ihm die ganze Gesellschaft Beifall zu. Ich ließ etwas Branntwein und Tabak vertheilen und machte dem Häuptlinge einige Geschenke. Hierauf nahm er die Friedenspfeife und übergab sie mir als ein Zeichen der höchsten Freundschaft, wobei er mit ziemlichem Anstand eine Rede hielt, deren Inhalt ich natürlich nicht verstand, da der Dolmetscher abwesend war. Dieser Uebelstand brach auch die Zusammenkunft ziemlich bald ab, wobei die Indier sämmtlich von ihren Sitzen aufstanden und mir Einer nach dem Andern die Hand reichten. Schließlich muß ich noch zur Ehre dieser Indier bekennen, daß ich keinen Betrunkenen erblickt habe, obgleich die Gelegenheit dazu nicht fehlte und sie noch überdies das Beispiel der gegenwärtigen Canadier und Creolen vor sich hatten, welche sämmtlich dem übermäßigsten Genusse des Whisky sich überließen. Trotz meiner Vorsicht, das Fahrzeug schon am frühen Morgen weiter zu senden, gelangte es dennoch nur eine halbe Stunde stromaufwärts bis an eine flache Stelle des linken Ufers. Ein Theil der Mannschaft hatte sich nämlich heimlich entfernt und lag betrunken am Ufer. Die Hitze stieg bis auf 34° + R. und zog abermals ein heftiges Gewitter nach sich. Um mich vor dem Regen zu schützen, fand ich mich genöthigt, in das Haus des Louis einzukehren, und mußte dort den ekelhaften Anblick der Berauschten ertragen. Die traurige Lage der armen Hausfrau mit einem kranken Kinde auf dem Arme erbarmte mich ernstlich; mehrere Male mußte ich den Raufbolden die Messer und Büchsen mit Lebensgefahr aus den Händen reißen und nur der in Strömen sich ergießende Regen und die betäubenden Wirkungen des Branntweins trennten endlich in der Nacht die rasende Bande. Schon vor Tagesanbruch wurde die fehlende Mannschaft gesammelt und an Bord gebracht, und da sich der Wind erhob, so fuhr das Boot ab. Um es einzuholen, mußte ich in einem sumpfigen, mit mannshohen Nesseln überwachsenen Boden fünf englische Meilen durch den Wald zurücklegen. Das Fahrzeug befand sich eine Meile weit oberhalb der Mündung des

Kanzas, wo es durch einen Zufall halten geblieben war. Weiter hätte ich nicht folgen können, da ich unterwegs einen meiner Schuhe hatte im Schlamm stecken lassen und mein Fuß durch die Dornen sehr verwundet war. Um diesen Verlust zu ersetzen, nahm ich ein Canot, um zu den Pelzhändlern zurückzukehren, ließ übrigens das Boot die Reise fortsetzen. Mein Begleiter betrank sich gleich wieder so sehr, daß ich mich genöthigt sah, das Canot im Stich zu lassen. Ein junger Mestize zeigte mir den Weg und nachdem ich einen vier Fuß tiefen schlammigen Arm des Stromes durchwatet hatte, holte ich das Boot ein (7. Juli). Oberhalb der Mündung des Kanzas ist das rechte Ufer Anfangs flach; dann erhebt es sich zu Hügeln, welche mit üppigem Holzwuchse bedeckt sind. Eine Flachküste entspringt vom Abhange jener Felsen in einer Krümmung, die der Strom 6 Meilen weiter aufwärts nach Nord und später nach Nord-West macht. Einem kleinen Flusse, la Petite rivière platte genannt, gegenüber wurde Mittag gehalten. Dieser Fluß windet sich zwischen dem hügelreichen, stark bewaldeten linken Ufer des Stromes. Er entspringt in den Steppen zwischen dem Missoury und der Rivière des moines, welcher seine Wasser dem Missisippi zuführt. Merkwürdig ist die Gebirgsformation, welche das Bett des kleinen la Platte bildet. Der reißende Waldstrom stürzt sich nämlich über eine Masse der quer durchrissenen Kalkfelsen, welche Spalten den Kalkstein in viereckige Blöcke theilen und ihm das Ansehen eines Schachbrettes geben. Der Thermometer stieg wieder auf 32,5° + R., so daß die Mannschaft beinahe unter der Arbeit erlag. Wir legten daher nur noch drei englische Meilen zurück. Das Ufer macht in der Nähe eines Eilandes eine große Krümmung von Ost nach West und bildet dadurch ein breites Bassin. Hier stehen stockende Gewässer in Verbindung mit dem Strome, deren Flächen mit vielen Sumpfpflanzen bewachsen sind und namentlich eine schöne Wasserrose *) ernähren.

Zwischen zwei Inseln erhebt sich das rechte Ufer zu malerischen Felsgruppen, und abwechselnd bei Felsenriffen und Flachküsten vorbeisegelnd, erreichten wir um 5 Uhr ein großes Eiland, in der Sprache der Kanza Wa-sa-bae-wa-kanda-ge **) genannt. Dasselbe wird durch einen tiefen Kanal vom Festlande getrennt und bildet eine krumme Fläche von Ost nach Süd-West, welcher Richtung die Hauptströmung folgt. Dem Eilande gegenüber liegt auf dem rechten bergigen Ufer ein Platz, auf welchem sonst ein indisches Dorf lag, welches die Pelzhändler le Village de douze, das Dorf der Zwölfe, nannten, weil es 12 Stunden von der Mündung des Kanzas entfernt lag. Als in neuester Zeit das Fort Atkinson an den Council-Bloffs aufgehoben wurde, legte der General Leawentworth hier

*) Nymphaea sagittata.

**) Bei den Creolen Ours de médecine.

eine neue Militär-Colonie an, worüber ein Weiteres in meiner zweiten Reise zu ersehen ist.

Unerachtet der heftigen Strömung, die der Missoury gerade in der Durchfahrt verursacht, welche die Insel vom Festlande trennt, erreichten wir dennoch das Ende derselben. Da uns der Wind zu Hülfe gekommen war, so hatten wir an diesem Tage 25 englische M. zurückgelegt. Den 8. wehte der Wind stoßweise abermals günstig; die großen Savanen, welche sich bis an die Gipfel der den Strom begrenzenden Berge anlehnen, schimmern durch lichte Holzgruppen mit ihrem matten Grün, und immer mehr verschwindet der dichte Baumwuchs des bergigen Urwaldes, dessen Gebiet kaum noch die Spitzen der dem Strom zunächst stehenden Hügel erreicht. In der Folge gewinnt zwar das mit Holz bedeckte Land wieder etwas mehr an Fläche; kaum 60 Stunden dem Missoury weiter aufwärts nimmt aber die Steppe allmählig mehr Raum ein, bedeckt zuletzt selbst die erhöhten Ufergebiete des Stromes und zwängt die Waldform in jene niedere Region ein, die den jährlichen Ueberschwemmungen des gewaltigen Stromes unterworfen bleibt. In diesen Flachlanden nun, von den Creolen Pointes basses genannt, concentrirt sich die vegetative Kraft der Holzmassen auf eine überaus üppige Weise, und von den Quellen des Missoury und seines riesenhaften Gefährten, des Yellowstone, an erblickt man die öde Wildhiß am Rande beider Ströme, durch meilenlange, oft an einander gekettete Pappelwälder bezeichnet, die gleich Inseln aus dem Meere der Steppengräser sich enthüllen. Um 8 Morgens lag ein großes Eiland, Ile à la vache genannt, vor mir. Dieses Eiland enthielt ehemals ein Fort nebst einer Garnison, welche aber wegen der ungünstigen Lage verlegt worden ist. An diesem Tage sah ich häufig Tannwildpret und Welschhühner am Ufer des Stromes. Oft bemerkte ich, daß jene Pappelart, welche das untere Missoury- und das Missisippi-Gebiet auszeichnet und von den Anglo-Amerikanern Cotton wood genannt wird, der canadischen Pappel immer mehr und mehr Platz macht. Auch wird die Assimine, jene durch ihre vortreffliche Frucht bekannte Annonnee (Orchidocarpus (*Porcelia*) triloba, (*Mich.*) Annona triloba (*Willd.*) Engl. Pawpaw) immer seltener, je mehr man sich dem 40ten Breitengrade nähert. Obgleich die Vegetation der Holzarten noch immer äusserst üppig ist, so bemerkt man doch immer mehr und mehr das Verschwinden einzelner Arten und es scheint wirklich, als wenn der eben benannte Breitengrad einen höchst merklichen Einfluß auf die geographische Vertheilung der Pflanzen überhaupt im nördlichen Amerika ausübe. Die Wälder sind durch wildes Gestrüpp zwar noch immer so undurchdringlich durchwachsen, daß kaum wilde Thiere sich durchwinden können, bieten aber aus Mangel an schönen blühenden, krautartigen Gewächsen dem Botaniker kein weites Feld zur Untersuchung dar. An

Vögeln ist das Land ebenfalls arm und ausser Welschhühnern, Papagayen und Krähen hört man nur selten die Stimme eines Sängers.

Der starke Wind trieb das Fahrzeug noch bis zum Saum einer Hügelreihe, Côte du Sahône genannt, wo wir an einer kleinen Insel die Nacht zubrachten. Die Gegend trägt ihren Namen von dem Grabmale eines kürzlich daselbst beerdigten Häuptlings einer Sioux-Nation, welcher, auf dem Wege nach St. Louis begriffen, daselbst starb. Ich hatte 14 Lieues zurückgelegt; durch einen Platzregen wurde das Boot während der Nacht durchnäßt. Seit drei Tagen war nun der Regen in Strömen gefallen; die Regengüsse Amerika's sind im Gegensatze mit der oft langen Trockenheit so ausserordentlich stark, daß nach Verhältniß weit mehr Wasser als in Europa unter gleichen Breiten fällt. Das Gewitter hatte die Luft nicht abgekühlt, und als wir den 9. früh um 4 Uhr aufbrachen, zeigte der Thermometer schon auf 24°. Da das Boot wegen völliger Windstille und der großen Strömung nur langsam fortgezogen werden konnte; so erstieg ich den Hügel, auf welchem sich das Grab des Sahone befindet, fand aber dort nichts Bemerkenswerthes. Der Boden war mit einem undurchdringlichen Gesträuch von Sumach und Hollunder bedeckt; einzeln sproßten unter dichten Gräsern die Acacia illinioensis, *Michaux,* und eine Sesbania mit violetter Blume.

Unweit dieser Stelle stößt die Steppe bis an den Rand des Stromes und verliert sich in Hügeln auf eine unabsehbare Weite. Auf diesem Platze lag sonst ein indisches Dorf der Kanza-Nation, von den Creolen wahrscheinlich wegen der Entfernung vom Kanza-Fluß das Dorf der 24 Stunden, Village de vingt quatre, genannt. Die Urbewohner haben es noch nicht lange verlassen, um ein neues zu gründen. Häufige Feuerplätze sowie unlängst verlassene Hütten von Baumreissern ließen mich schließen, daß noch vor einigen Tagen Indianer hier gelagert hatten; jedoch gehörten diese Obdächer, nach ihrer Form zu urtheilen, nicht den Kanzas an, wohl aber den Ayowas, oder Otos. Die Savane verliert sich wieder an einer Reihe felsiger Hügel, welche in gerader Richtung nach Nord laufen und von dem Missoury durch eine große, flache Waldspitze, die von Süd nach Ost sich erstreckt, getrennt werden. Die Ufer des Stromes sind hier ganz flach; der Savane gegenüber läuft eine lange Rasenbank, welche, obschon mit jungen Weiden bewachsen, dennoch den Fuß nicht trug. Gegen Abend stieg ich an das Land, in der Hoffnung, etwas Wildpret anzutreffen. Nachdem ich eine Stunde durch mannshohe Nesseln gedrungen war, führte mich ein vor mir aufstiebender Welschhahn an den Rand eines von Bäumen völlig entblößten Platzes, welcher mit dem hohen Kraut von Rudbeckia und Sylphium bewachsen war, das, von einem Dolichos *) und wildem Wein durchrankt, so dicht wuchs,

*) Dolichos lignosus?

daß ich eine Stunde brauchte, um eine Strecke von 200 Schritt zurückzulegen. Mir erschien anfangs die Flachspitze nicht so ausgedehnt, wie sie wirklich war, und ich suchte das östliche Ufer derselben zu erreichen, in der Hoffnung, das Boot anzutreffen. Die Sonne war untergegangen, als ich durch einen sonderbaren Geruch aufmerksam gemacht wurde und mehrere Plätze im dichten Gesträuch bemerkte, wo die Aeste und Nesseln geknickt waren. Plötzlich hörte ich ein Geräusch und bemerkte im Halblicht einen großen Bären, der gerade auf mich eindrang. Auf meinen Schuß stürzte das Thier zusammen; da es aber schon dunkel war, hatte ich den Bären etwas zu kurz in den Kopf geschossen. Er erhob sich daher wieder uud griff mich von Neuem an. Noch hatte ich meine Büchse nicht wieder laden können, ersah aber zu meinem Glücke einen dicken umgeworfenen Sykamor und rettete mich unter diesen Windbruch. Der Bär verfolgte mich bis hieher, konnte aber vor Schwäche nicht über denselben und es wurde mir leicht, ihn abzufangen. Ich erreichte das Ufer des Stromes und bemerkte nun trotz der Dunkelheit der Nacht durch das wenige Licht, welches der Mond verbreitete, wie groß meine Entfernung von dem Boote seyn mußte. Auf mehrere Schüsse erhielt ich keine Antwort und mußte mich daher bequemen, dem Ufer entlang fortzugehen. Das Dickicht war undurchdringlich und meinen früheren Weg konnte ich nicht mehr zurück; am Rande des Wassers aber war es höchst gefährlich zu gehen, weil das Ufer sehr hoch und von der Strömung ausgehölt war. Der Mond war inzwischen untergegangen; nachdem ich mich zwei Stunden in der größten Dunkelheit an dem Ufer, an den Bäumen und Wurzeln mich festhaltend, fortgeschleppt hatte, brach der Boden unter mir und ich stürzte, mich fest an Weinreben anklammernd, in das Wasser. Zum Glück hatte ich mich im Fallen so sehr in den wilden Wein verwickelt, daß es mir gelang, mich zu befestigen und durch Verschießen meines ganzen Pulvervorrathes die Aufmerksamkeit der Bootsmannschaft auf mich zu richten. Gegen Mitternacht erschien mein Jäger mit vier Leuten, welche sich einen Weg durch das Gesträuch gebahnt hatten, mich von meiner gefährlichen Stellung erlösten und nach dem Boote zurückgeleiteten.

Die Nacht war kühl; aber schon am Morgen des 11. machte sich die Hitze mit den ersten Sonnenstrahlen fühlbar. Wir brachen früh auf und um 8 Uhr erreichten wir die Stelle, wo ich an den Missoury am vorigen Abend gekommen war; sie lag vier Meilen von dem Platz, wo übernachtet worden war. Um 9 Uhr begegneten wir einem großen Boote, der Compagnie angehörig, von den Council bloffs; in demselben befand sich ein gewisser R o d g e r, gewöhnlich B e l l genannt, in Diensten der Gesellschaft, welcher dem Fahrzeuge entgegen gesendet worden war, um den Patron zu einer schnelleren Fahrt aufzumuntern. Im Fort der Otos, der Faktorei in der Nähe der Bloffs, wartete man mit Schmerzen

auf die Ladung, welche dieses Jahr durch das hohe Wasser so sehr verspätet war. Die Indianer hatten nicht genug Pulver und Blei mehr zu ihrer rothen Jagd, und fiel diese schlecht aus, so verursachte dies der Handelsgesellschaft einen großen Schaden. Beide Ufer des Stromes sind in dieser Gegend flach; der Missoury war zwar vor wenigen Tagen etwas gefallen, nahm aber nun wieder zu. Nachmmittags fingen wir ein Pferd auf, welches dem Anscheine nach von Jägern im vorigen Herbst verloren worden war. Ich war sehr vergnügt über diesen Fund, indem ich den Plan faßte, mit dem Rodger über die Steppen nach den Council bloffs zu gehen und das Pferd mit dem allernothwendigsten Gepäck und Lebensmitteln zu beladen. Diese Reise war aber nach aller Meinung dem rechten Ufer des Stromes entlang höchst mühsam, da man sich nicht nur durch unwegsame Gegenden durcharbeiten muß, sondern auch in der heißen Jahreszeit oft Wassermangel leidet. Die Nacht auf den 12. war schön; aber gegen Sonnenaufgang überzog sich der Himmel und es fing an, zu donnern.

Das Gewitter entlud sich jedoch mehr nördlich und äusserte sich ausser einigen heftigen Schlägen nur durch einen Regenguß, der höchstens eine halbe Stunde dauerte. Der Himmel wurde hierauf wieder heiter und der Thermometer zeigte schon um 6 Uhr 21° im Schatten. Das gestern gefundene Pferd wurde gesattelt und bepackt und ich machte mich auf den Weg. Es wäre unmöglich gewesen, durch das dichte Gesträuch am Ufer des Stromes zu reiten. Der wilde Wein durchrankt das dichte Gesträuch, besonders vom Pfeilholz, in solchem Maße, daß der Fußgänger sich selbst des Messers zum Durchdringen bedienen muß. Mit großer Mühe wurde das Pferd durchgezogen. Ein solches undurchdringliches Buschwerk macht gewöhnlich eine Vormauer des Stromufers und ist selten breiter, als 2—300 Schritt; auch hier traten wir bald in lichtes Holz, mit hohen Nesseln und Katzenschwanz *) bewachsen, welches das Innere des Waldlandes, das den Missoury von den Bergen und Wiesen hier trennt, bildet. Das Pferd widersetzte sich durch diese brennenden und stechenden Gewächse zu gehen, und fing an, sich an jedem Baum zu reiben, wodurch mein Gepäck sehr beschädigt wurde. Dennoch verlor ich noch nicht die Hoffnung, das Thier weiter zu treiben, aber je tiefer wir vordrangen, desto höher und dichter wurden die Nesseln. Schaaren von Bremsen, Fliegen und Mücken umschwärmten uns und plagten das Pferd so sehr, daß es sich immer auf dem Boden wälzte und alle meine Sachen in Unordnung brachte. Zuletzt wurde das Thier ganz stättisch und ließ sich mit keiner Gewalt von der Stelle bringen, so daß kein anderer Rath blieb, als es vollends abzupacken; denn ein Theil des Gepäckes war schon heruntergefallen

*) Equisetum riparium, *m.*

und im Walde verloren gegangen. Mit der Last des Pferdes auf unserm Rücken eilten wir, mein Begleiter und ich, dem mehrere Meilen weit entfernten Stromufer zu, erblickten aber das Boot in zu weiter Ferne, um es mit unsrer Last einholen zu können. Rodger verließ mich daher, um Mannschaft vom Fahrzeuge zu holen; und nach Verlauf von mehreren Stunden war mein Gepäck wieder an Bord, da wir uns mit Hülfe unsrer Aexte und Messer Bahn gemacht hatten. Ich fand das Boot an der Mündung eines Flußarmes, welcher eine Insel am linken Ufer des Stromes bildet und Ile à rivet genannt wurde. Da sich der Wind aus Ost erhoben hatte, konnten wir die Durchfahrt mit Hülfe des Segels erreichen; nachdem wir aber die Insel im Rücken hatten, legte sich der Wind wieder. Dies war sehr unangenehm, indem nun auf das rechte Ufer übergesetzt wurde und längs einer Untiefe, welche wenig Wasser und vieles Treibholz enthielt, durch eine sehr heftige Strömung gefahren werden mußte. Aller Anstrengung mit Stangen und Rudern ungeachtet, war es der Mannschaft unmöglich, die Kraft der Strömung zu brechen, und es blieb kein anderer Rath, als das Boot mit der Leine fortzuziehen; um dieses zu bewerkstelligen, mußten die Leute in's Wasser steigen, und da am Ufer zu wenig Wasser war, über eine halbe Stunde bis über die Hüften im Strome waten. Der Missoury bildet hier eine Krümmung nach Nord-West. Das linke Ufer bietet dem Auge mit Graswuchs bewachsene Hügel dar, welche durch niederes Holz und Gesträuch vom Strome getrennt sind. Diese Krümmung ist 17 engl. Meilen vom Village de vingt quatre entfernt. Die Flachküste selbst ist drei Meilen lang. Nachdem wir noch zwei Meilen gefahren waren, gelangten wir mit Sonnenuntergang an eine Insel, Ile de grand détour genannt. Der Schiffer wollte noch an demselben Abend untersuchen, ob die Durchfahrt fahrbar sey, und sein langes Ausbleiben bis in die tiefe Nacht verursachte mir nicht wenig Sorgen. Endlich kam er mit der Nachricht, daß der Canal unfahrbar sey, indem sein Einfluß durch Treibholz ganz verstopft war. Die Nacht war sehr schön und kühl; wie überhaupt die hellen Nächte im Juli schon erfrischend wurden. Doch schon der Morgen des 13. verrieth die Temperatur, welche den Tag über herrschen sollte, indem der Thermometer schon um 8 Uhr auf + 24° stieg und dabei kein Lüftchen wehte. Schon mit Tagesanfang waren wir aufgebrochen und indem wir uns an das linke Ufer der Insel hielten, wurde das Boot mit Rudern und Stangen fortbewegt. An dem Ufer war vielerlei Treibholz aufgeschwemmt und das Wasser schoß in der Mitte des Stromes mit größter Gewalt. Beide Ufer des Missoury sind hier flach und mit hohem Holz bewachsen. An der Mündung des Canals vom Grand détour waren große Massen Treibholzes aufgethürmt, welche sich bis weit in den Strom erstreckten und einen Theil des Eilandes umfaßten. Die Fahrt längs

dieser Holzgruppen war sehr mühsam und gefährlich. Da weder ein Langtau, noch ein Kahn sich an Bord befand, mußten die Schwimmer wieder ihre Geschicklichkeit beweisen, indem sie eine Leine haltend über 100 Schritt trotz der reißenden Strömung flußaufwärts schwimmen und die Leine befestigen mußten. Vom Deck des Bootes wurde dasselbe alsdann bis auf den Haltpunkt gewunden und wäre die Leine gerissen, so mußte das Boot jedenfalls verunglücken. Nie habe ich in meinem Leben so mangelhafte Anstalten gesehen, um einen Fluß zu beschiffen; man denke sich nur unsere Gefahr auf dem reißendsten Strom Amerika's, entfernt von aller weiteren menschlichen Hülfe. Das ganze vorbeschriebene Ufer bildet eine mit Treibholz bedeckte Untiefe, die bei sinkendem Wasserstand schon hie und da bis mitten in den Strom an einzelnen Stellen über die Wasserfläche ragte. Von Grand détour an macht der Missoury noch mehrere Krümmungen, in deren Hintergrunde die mit Graswuchs bekleideten Hügel vorschimmern, welche fortan eine Vegetation bezeichnen, die in Form gesellschaftlicher Gräser, hin und wieder mit Sträuchern untermischt, die waldigen Bergufer immer mehr verdrängt. Die Gegend bis zur Prairie du serpent noir, sieben Meilen von Détour, ist ganz einförmig, lauter Flachküsten, mit Weiden oder Pappeln bedeckt, durch ganz undurchdringliches Strauchwerk verflochten. Ueberhaupt ist die Vegetation sehr arm. An den Ufern des Missoury erschienen auf rasigen, vom Wasser verlassenen Flecken die Cassia chamaecrista, einige Dolichos, ein Desmodium und Cyperus. An trockeneren Flecken eine Impatiens, mit Noli me tangere nahe verwandt, zwei Acnida ein hoher Sonchus und Rudbeckia laciniata, ein Epilobium und eine neue, ebenfalls zu den Onagräen gehörige, hohe krautartige Pflanze. Ausserdem noch mehrere Umbellisten und Compositen, die noch nicht ihre Blüthen entwickelt hatten.

Da, wo das Wasser die Felsen bespülte, erschien eine sehr niedliche, wenig Zoll hohe Euphorbia mit blutrothen Flecken auf den Blättern, mehrere Asclepias und die Aquilegia canadensis. Den Saum der Steppen bezeichneten die Gesträuche des Rhus typhinum, und deren Uebergang dichte Gruppen von Compositen, besonders Helianthus und Silphium, deren Geschlechter in der neuen Welt so reich an Arten sind. Auch an Vögeln ist die Gegend arm; doch fand ich mehrere seltenere Raubvögel, z. B. Falco borealis und hyemalis, beide zu den Asturen gehörig. — Die Icteria sibillatrix, den Coccycus erythrophthalmus und große Schaaren von Papagayen. Saurier fand ich gar keine, nur einen Batrachier und dieser war selten, drei bis vier Arten Chelonier; dagegen noch ziemlich viele Ophidier, besonders Crotalen. — An Fischen ist der Missoury ebenfalls sehr arm, beinahe auf die Geschlechter Pymelodus, Cyprinus und Perca beschränkt.

Süßwasserschnecken sind auch nicht häufig; doch fand ich in den stehenden Wassern, welche der Strom zurückläßt, einige große und schöne Bivalven.

Gegen Mittag erhob sich ein gelinder Wind aus Süd-Ost, der uns aber wenig nützte. Die Hitze erreichte wieder die ausserordentliche Höhe von 31° + R. im Schatten, welchen Standpunkt der Luftwärme ich niemals in den Troppenländern beobachtet habe. Gegen Abend plagten uns Wolken von Mousquiten, welche aber während der hellen Nacht durch einen eingetretenen Wind verdrängt wurden. Der Wind hielt bis zum Morgen an und wir konnten denselben zu unserer Weiterreise benutzen. Gegen sieben Uhr erreichten wir die Prairie du Serpent noir, welche an dem östlichen Ufer des Stromes sich bis an den Missoury lehnt; sie ist eine Fortsetzung der großen Steppen zwischen dem Missoury und Missisippi und wird von dem kleinen Fluß zur schwarzen Schlange, Blak snake creek, bewässert. Etwas nördlich von diesem befindet sich eine Factorei, welche von den Agenten der Regierung, der für die Saki, Otogami (Fuchsindier) und Ayowas aufgestellt ist, bewohnt wird. Diese Factorei lehnt sich an den Abhang einer niedrigen Hügelreihe an, welche von Nord nach Süd laufend, zwischen dem Missoury und großen Fluß, Grande rivière, gelegen und mit Wald und Buschwerk bedeckt ist. Auch diese Steppe eröffnet eine jener malerischen Aussichten, an denen der große Strom nicht immer reich ist. Bis dicht an denselben ziehen sich die den Hintergrund bildenden, vom frischesten Meergrün prangenden Kalkhügel, deren in sonderbar regelmäßige Kegel und Pyramiden aufsteigende Gestalten von der Ferne jenen indischen Grabhügeln gleichen, welche ich bei St. Louis und an andern Orten der Missisippi-Gestade beobachtet habe. Einzelne Bäume und Gebüsche scheiden die gesellschaftlichen Gräser von den Waldhölzern, und immer kleiner und sparsamer werdend, verschwinden sie zuletzt bald, dem Auge nur Steppe und Himmel zeigend. Das flache rechte Ufer ist in jenem Grade traurig und wüste, wie das linke lachend und reitzend; eine mit niedrigen Weiden bedeckte Flachbank, deren Gestade jeder Ueberschwemmung preisgesetzt ist, dient nur dem stechenden Ungeziefer zum Aufenthalt. Der Missisippi bildet hier eine Krümmung nach Nordwest. Die Hügel ziehen sich bis an diese Biegung fort, schroffe Abhänge bildend und großen Wänden gleichend. Diese Abhänge können sich erst in neuerer Zeit geformt haben, indem ich deutlich bemerkte, wie große Erdmassen sich gewaltsam abgerissen haben mußten. Durch die starke Strömung wird der Boden untergraben, und nach und nach werden diese Hügel ganz vom Strom verschlungen und ihre Stelle wird ein großes Wasserbassin einnehmen. Hier mündet der Serpent noir am Abhange der Hügel; sein Name ist zweifelsohne indischen Ursprungs, wahrscheinlich von einem Häuptling der Sak-Indier so genannt. Wir

folgten dem linken Ufer entlang in gerader Richtung nach West bis zu einer Spitze, wo der Strom wieder eine Richtung nach Nord nimmt. Der Wind blies stark aus Süd, wurde dem Boote dadurch ungünstig und beschwerte sehr die Fahrt. Endlich zu Mittag erreichten wir das Ende der Krümmung und konnten das Segel aufziehen. Bis an eine kleine Insel, die wir bei einbrechender Nacht erreichten, sind die Ufer mit Pappeln und Weiden bedeckt. Ich bemerkte viel Wildpret und Welschhühner, welche die Hitze an den Rand des Wassers gezogen hatte. Die ganze Nacht hindurch blizte und donnerte es, doch ohne zu regnen. Gegen Mitternacht legte sich der Wind und es wurde wieder sehr kühl. Beide Ufer des Stromes waren den 15. an vielen Orten so mit Treibholz angeschwemmt, daß die Reise nur mühsam von Statten gehen konnte. Ich fand Jäger, welche sich seit einiger Zeit wegen des vielen Wildprets hier aufhielten; sie hatten ein Faß Branntwein von einem verunglückten Fahrzeug erbeutet und tractirten damit einige unsrer Leute. Diese kamen berauscht zurück und fingen allerlei Streitigkeiten am Bord an, die nur mit Mühe geschlichtet werden konnten. Gegen Mittag erschien eine große Pirogue, welche den Strom herab auf uns zukam. In derselben befand sich ein gewisser Herr Pratt, Sohn eines Vorstehers der Compagnie. Er brachte uns drei neue Leute und benachrichtigte mich, daß die schwarzfüßigen Indier am gelben Felsenfluß eine große Gesellschaft Jäger und Pelzhändler niedergemacht hätten, welches für mich gerade keine tröstliche Neuigkeit war, da ich diese Gegenden zu bereisen beabsichtigte. Herr Pratt schenkte mir ein großes Fell von einem grauen Bären, dem einzigen, der in diesem Jahre von den Jägern erlegt worden war.*) Dieser Bär, obgleich noch jung, hatte zwei Indier zerrissen und war nachher mit vieler Mühe erlegt worden. Am Abend erreichten wir eine große Insel, welche durch einen Canal vom linken Ufer getrennt wird, in den sich der Fluß Nandawa mündet. Der Canal, welcher die Insel trennt, ist über fünf Meilen lang und enthält beinahe klares Wasser, da der Einfluß des oberhalb in ihn strömenden Flusses verhältnißmäßig sehr klein ist; dagegen der Nandawa sein ganzes Wasser in denselben ergießt. Die Insel ist verhältnißmäßig viel länger, als breit, mit dünn stehendem Holz und Pferdsfarren bewachsen. Das linke Ufer des Canals dagegen wird durch dichtes Strauchwerk, mit wildem Wein durchrankt, unzugänglich. Die Früchte des Weins fingen an, sich zu färben und hingen in großen Trauben in unzähliger Menge an den Reben. Ziemlich häufig erscheint in dieser Gegend noch die Annona triloba, wird aber weiter nach Norden

*) Auf meiner zweiten Reise im Jahre 1830 fand ich Gelegenheit, viele dieser riesenhaften Raubthiere zu Gesicht zu bekommen. Ich erspare eine weitläufige und genaue Beschreibung dieser Ungeheuer bis zum Verlauf der zweiten Reise.

immer seltener und verschwindet mit dem 40. Breitengrade zulezt gänzlich. Dies Nämliche ist auch mit dem Platanus, dem wurzeltragenden Sumach und Tecoma der Fall. Dagegen erheben sich an den Hügelabhängen vielfältige und stattliche Eichenarten. Nie sah ich die Spuren so vieler wilden Thiere, als hier, namentlich ganzer Heerden von Wölfen; darunter der schwarze Wolf, den ich selbst in Mexico noch vorgefunden habe, und welcher mit dem Wolf der Pampas des Prinzen von Neuwied *) nahe verwandt zu seyn scheint. Dieser Wolf muß durchaus als eigene Art aufgestellt werden; er ist vollkommen verschieden, sowohl in seiner Lebensart als Gestalt, von den beiden Wölfen des Say, **) wovon der eine ein ächter Chakal ist, der andere aber mit dem Wolfe der Ardennen Aehnlichkeiten theilt. Dieser Wolf ist mehr zimmetbraun, als braun, im Winter dunkler, im Sommer heller, größer, als der sibirische Lycaon, welchem er auch in Betreff der Feinheit seines Pelzwerks weit nachstehen muß. Gestalt und Lebensweise nähern ihn dem mexicanischen Cojote, welcher ein Küstenwolf der heißen Zone ist, und dessen Pelz viel heller gefärbt erscheint. Ueberhaupt ist Amerika sehr reich an Wölfen und Füchsen, und die Zoologen leben in Betreff dieser Thiere noch in einem offenbaren Wirrwarr, der bei den Varietäten, Altersverschiedenheiten und dem Unterschiede der Größe, welche bei denselben Geschlechtern vorkommen, nicht so bald zu lösen seyn möchte. Die Nähe der Jäger, oder indischen Lager ziehen zahllose Haufen von Wölfen herbei. Diese Thiere finden in den hohen Steppengräsern und dichten Waldungen einen großen Schutz, werden wenig oder gar nicht verfolgt; und da sie sich nicht leicht an Pferde oder Menschen wagen, so ist ihrer Vermehrung, die ohnehin von der Natur so begünstigt wird, nichts in den Weg gelegt. Dies scheinen diese Raubthiere recht wohl zu wissen, indem sie, die Nähe der Menschen nicht mehr scheuend, oft einen geselligen Charakter annehmen und die Lager der Indier wie Hunde verfolgen. Nach längerer Zeit erblickte ich im Gehölze wieder große Stämme von Pappeln und Platanen, welche mehrere Toisen im Umfange klafterten. Die meisten Bäume am Rande des Stromes selbst sind gewöhnlich schwachen und krüppelhaften Wuchses, da sie starken Stürmen und allem Ungemach der Witterung ausgesezt sind und kein hohes Alter erreichen können, denn nach einem Turnus von 30 bis 40 Jahren werden sie gewöhnlich vom Strome untergraben und fortgerissen.

Troz aller Anstrengung erreichten wir die Mündung des Canales nicht und mußten an einem mit Weiden bedeckten Platz übernachten. Solche Weidengebüsche sind der Lieblingsaufenthalt des Ungeziefers und werden daher von den Reisenden gemieden. Gegen Morgen des folgenden

*) Canis campestris.

**) Canis latrans und Canis nubilus.

Tages stellte sich ein heftiger Platzregen ein, welcher bis gegen Mittag fortdauerte. Nachher klärte sich der Himmel auf. Der Nandawa ist an seiner Mündung gegen 30 Klafter breit, sein Lauf ist träge, sein Bett schlammig und theilweise tief. Er entspringt in den Steppen unfern der Quellen des Mönchsflusses, Rivière des moines, und ist über 60 Meilen mit Canots schiffbar. Vieles mit Schaum bedeckte Treibholz lagert an der Mündung und eine sehr heftige Strömung verrieth die Nähe des Missoury, dessen hoher Wasserstand nur unmerklich abnahm. Wir mußten uns mit vieler Gefahr und Mühe längs dem Ufer fortwinden, indem in der größeren Strömung die meisten Holztrümmer aufgethürmt waren und beinahe keinen Raum zur Durchfahrt gestatteten. Kaum zwei Meilen waren zurückgelegt, und die eintretende Nacht nöthigte schon, das Fahrzeug anzulegen. In der Nacht brach ein Gewitter aus und es regnete bis zum Morgen. Eine Unzahl Mousquiten erfüllte die Luft und gewährte weder Ruhe noch Schlaf; besonders zeichnete sich zum erstenmal eine große zolllange Schnacke aus, welche äußerst empfindlich stach. Alles Ungeziefer, besonders eine große Erdfloh, wußte sich aller angewandten Vorsicht zum Trotz in die Fliegennetze einzudringen, und so dies letzte Schutzmittel unbrauchbar zu machen. Den 17. blieb die Luft schwül und der Himmel bedeckt. Der Gestank des im Schiffsraum faulenden Wassers wurde unausstehlich, namentlich in einer so heißen und feuchten Atmosphäre, so daß mehrere von der Mannschaft krank wurden und ich den Ausbruch eines nervösen Fiebers um so mehr befürchtete, da die Leute nicht dazu zu bewegen waren, das Boot auszuladen und zu reinigen.

Ungefähr drei Meilen von der Mündung des Nandawa, erheben sich sehr hohe, mit Wiesenmatten gekrönte Hügel am rechten Ufer, welche die Wolfshöhen (les Côtes du loup) genannt werden. Diese Hügel ziehen sich eine Strecke von sechs Meilen dem Strom entlang und sind zu den höchsten in der Missoury-Gegend zu zählen, da sie 5 bis 600 Fuß Höhe erreichen. Auch diesen Tag schleppten wir uns nur langsam fort, der schwülen drückenden Hitze beinahe unterliegend. Den nächsten Morgen erhob sich der Wind aus Nord und endlich fiel der Thermometer auf + 21° zurück. Hirbei fiel ein dünner Regen, obgleich der Hygrometer von Deluc nur auf 65° zeigte, welches selbst bei heiterer Luft der gewöhnliche Stand am Missoury für den Monat Juli war. Oft dagegen erhob sich der Hygrometer-Stand zwischen 70 und 80. Gegen acht Uhr erreichten wir die Mündung des Wolfsflusses; ihr gegenüber ist eine Insel, ohngefähr eine Stunde lang, an das Ufer selbst lehnt sich die Steppe, welche in der Nähe des Stromes in dichtes Gesträuch mit hohen krautartigen Compositen übergeht. Ein niedriges Gebirge, das rechte Ufer bildend, ist mit Linden, Platanen und dem eschenblättrigen Nußbaum bewachsen. Die Cercis canadensis und ein niederer Pflaumenstrauch mit

runden eßbaren Früchten wuchern hier aus den Felsenritzen. An diesen Anhöhen wendet sich der Strom nach West. Das linke Ufer ist flach, mit hohem Holz bewachsen, und das rechte eine am Rande mit Weiden bedeckte Niederung, woselbst unsre Leute leider ein volles Baryl Whisky fanden, welches der Strom daselbst angeschwemmt hatte. Mitten im Strom befindet sich eine ziemlich große Insel, Ile à Salomon genannt, welche meiner Berechnung nach gerade unter dem 40° nördlicher Breite liegt; wir blieben an der Spitze derselben über Nacht. Es war schön und ein kühler Wind wehte aus Nord-Ost. Dessen ungeachtet bedeckten uns Wolken von Műken von allen Dimensionen. Den ganzen Tag über waren Kähne mit Leuten von der Gesellschaft des Herrn Ashly den Strom herabgekommen, meistens Verwundete, welche an dem Gefechte mit den Ricaras Theil genommen hatten. Auch sie hatten Branntwein aufgefischt und waren meist betrunken. Am 19. Juli wehte der Wind am Morgen noch wie in der Nacht und das Segel konnte an mehreren Stellen mit Vortheil angewendet werden. Mehrere Stunden fuhr ich längs einer mit sparsamen Bäumen bewachsenen Fläche, die sich an das Ufer anlehnte. Dann erreichte ich aber eine Bergkette, welche mit schroffen Wänden die Küsten des Stromes bildet. Diese Gebirgsmasse ist eine Thonschiefer-Formation, deren Gipfel einige Schuhe hoch mit Sand bedeckt sind; im Hintergrunde erschien die Steppe, die sich am Horizonte verliert. Eine große Insel, deren Namen mir unbekannt ist, liegt am linken Ufer des Stromes und wird durch einen Canal vom Festlande getrennt, welcher sich wahrscheinlich durch einen Durchbruch des Stromes gebildet hat, da das Holz sowohl am Ufer als auf der Insel gleiches Alter zeigt und aus denselben Baumarten besteht. Bei dem vorerwähnten Schiefergebirge windet sich der Strom nach Nord-West; und ich gelangte von da an eine ziemlich hohe, ebenfalls mit schroffen Wänden sich abdachende Bergreihe des rechten Ufers, an deren westlichen Fortsatz der Fluß Namaha, oder Nimaha in den Missoury fließt. Dieser Fluß, ungefähr 40 Klafter am Einfluß breit, fließt von Süd-West nach Nord-West durch die Savanen. Sein rechtes Ufer lehnt sich vor dem Eintritt in den Hauptstrom an die Höhen, welche nach ihm benannt werden; das linke aber liegt flach und ist von niedrigen Weidengebüschen bewachsen. Das mit Weiden ebenfalls bedeckte rechte Ufer des Missoury zog sich drei Meilen, in Gestalt einer früheren Untiefe fort und wird durch hohes Holz begrenzt. Den Tag über beobachtete ich ganze Schaaren einer Chrysomela, welche die Weiden an den Ufern bedeckte. Obgleich diese geselligen Käfer immer in großen Schwärmen erscheinen, so konnte ich mir doch nicht die Möglichkeit erklären, wie durch einen Zauberschlag Milliarden dieser Thiere eine abgemessene Strecke an den beiden Ufern des Stromes bedecken konnten, um nachher spurlos zu verschwinden. Nach genauer Untersuchung beobachtete

ich zwei Arten dieser Chrysomelen, die eine vom schönsten Grün mit Goldglanz, die andere mit fünf schwarzen Streifen auf den gelben Deckflügeln. Der schöne Papilio Thoas, durch ganz Nordamerika verbreitet, erscheint auch hier, sowie P. Marcellus, Ephestion und Plexippus, die sehr gemein sind. Letzterer geht noch weit nach Norden und scheint durch ganz Amerika verbreitet, beinahe den ganzen Continent und die Inseln durch alle Climatenwechsel zu bewohnen. Den 20. stieß ich abermals am Ufer des Stromes auf die Steppe, welche sich hier über Hügel erstreckt, die von allem Baumwuchs entkleidet sind, und aus Kalkstein mit aufgeflötzten Sandlagern besteht. Diese Alluvialformation verdient eine genauere Untersuchung, besonders da sie durchgehends in einer Strecke von mehreren Meilen starke Lagen von bröcklicher Steinkohle enthält, worin sich deutlich die Formen früherer Holzschichten aussprechen. Die Gegend führt den Namen Tapon glé-sé. Höchst merkwürdig überhaupt sind die ausserordentlichen Massen von Steinkohlen, welche größtentheils in parallelen Schichten die Kalk- oder Thonformation der Ufer des Missoury und seiner Nebenströme bilden. Diese Lagen zeigen, namentlich je mehr man sich den Quellen dieses Riesenstromes nähert, eine gigantische Gestalt. So erscheinen an den Ufern des Yellowstone unweit seiner Mündung, und an mehreren Gegenden des oberen Missoury, in Schichten von den größten Dimensionen, in Parallelen über einander gethürmt und sich bis an die Gipfel mehrere 100 Fuß hoher Gebirgsmassen erstreckend, ganze untergangene Wälder, mit noch an den Tag tretenden, völlig ausgebildeten Stämmen von riesigem Wuchs. Diese Schichten, oft fünf- bis sechsfach über einander gethürmt, von weichem Kalk oder rothen Thonlagern getrennt, bilden das sonderbarste Farbenspiel und sind in weiter Ferne sichtbar. *)

Die Fahrt an den Felsenriffen des Tapon glé-sé war sehr gefährlich wegen den vielen hervorstehenden Klippen und seiner reißenden Strömung. Sechs Meilen vom Einfluß des Nimaha wendet sich der Missoury nach Nord und ein flaches Land bildet eine Spitze, welche den Strom von den Steinkohlenbergen trennt. Das linke oder nördliche Ufer ist flach, mit hohen Bäumen bewachsen. Ein Raubthier hatte ein Stück Wildpret zerrissen und so schön zugedeckt, daß ich hätte glauben mögen, es wäre durch Menschenhände geschehen. Obgleich das Thier schon durch die Hitze in Fäulniß übergegangen war, so ließen sich dennoch die Bootsleute nicht abhalten, von diesem unappetitlichen Wildpret zu essen, da alle Vorräthe von Lebensmitteln durch die heftige Hitze verdorben, der Speck

*) Auf meiner zweiten Reise 1830 besuchte ich die Steinkohlenlager des Yellowstone river und hohen Missoury, und werde seiner Zeit darüber meine Bemerkungen mittheilen.

ranzig und das Böckelfleisch von großen Würmern belebt war. Der Mehlvorrath war beinahe erschöpft, und unser Schiffszwiback verfault und schimmelig. Eine Wunde am Fuß verhinderte mich, auf die Jagd zu gehen, und mein Jäger litt an den heftigsten Gliederschmerzen.

Wir fuhren noch längs zweier Krümmungen, welche der Strom bis an eine Hügelreihe am rechten Ufer bildet, und legten trotz mehrerer böser Stellen und der heftigen Strömung 15 englische Meilen zurück; ein ziemlich starker Süd-Ost-Wind erlaubte nämlich das Segel aufzuziehen. Die Nacht war schön und kühl. Am folgenden Morgen fuhren wir um eine Krümmung in einer Richtung nach Nord-West. Das südliche Ufer ist mit wenigem Holz, aber desto mehr mit hohen Kräutern und niederem Strauchwerk bewachsen, welche so unzugänglich sind, daß ein Mensch in einer Stunde keine hundert Schritte darin zurücklegen kann. Der Boden ist auch schlecht, sandig, mit Eisenocher vermischt und der wüsten Gegend angemessen. Ein Mann mit einem Kahn kam uns von dem Fort der Otos entgegen, mit einem Briefe, in welchem der Patron zur größten Eile ermuntert wurde.

Eine im Strome liegende Insel wird vom rechten Ufer durch einen Canal getrennt, der ziemlich breit ist und durch welchen wir fuhren. Der kleine Fluß Ta-kio, oder Ta-ku-yu fließt unweit davon in den Missoury, von Osten dem linken Ufer zuströmend. Er windet sich längs einer mit Steppe bedeckten Hügelreihe, welche einen überraschenden Anblick gewährt; sein Bett ist tief und schlammig. Ein anderer Bach, gleichen Namens, fließt etwas weiter nach unten ebenfalls in den Strom. Nachdem der Missoury noch einige unbedeutende Krümmungen etwa im Raume von vier Meilen gemacht, bildet sich eine längliche schmale Insel, mit niederen Weiden bedeckt, welche vom rechten Ufer durch einen schmalen, nicht sehr tiefen Canal getrennt wird. Diesem Eilande, der nördlichen Spitze gegenüber, fließt der Fluß Nisch-nan-ba-to-na in den Missoury. Unterhalb dieses Flusses ist das Ufer des Stromes eine große, in den Bergen sich verlierende, mit wenigen Bäumen beschattete Savane, während das obere Ufer in eine mit dichtem Holz bewachsene Flachküste auslauft. Die Wiesen durch welche der Nisch-nan-ba-to-na fließt, werden durch Banden herumstreifender Ajowas und Saks beunruhigt, die gerne einzeln reisenden Jägern oder Pelzhändlern auflauern und sie plündern. Das rechte Ufer des Missoury vom flachen Fluß (Rive platte) bis Na-ma-ha dient den friedlichen Otos zum Jagdrevier.

Die Ajowas leben in ewigem Kriege mit den westlichen Indiern zwischen dem Missoury und Rio bravo del norte, wozu vornehmlich, zu einem Urstamm sich rechnend, die großen und kleinen Osagen, (Osagua) die Arkanzas (Apachos) die Kanzas und andere Indier, von den Spaniern Neumexicos, mit dem Namen: Indianos L'laneros bravos

benannt, gehören. Die Aywoas gehören zum O-Tshan-gra Winnebago-Stamm, mit ihnen die Füchse, Saks, Otos und andere zwischen dem Missisippi und Missoury streifende, aber friedlichere Indier. Zu dem Nadowess Dakota, oder dem Sioux-Stamme gehören alle Horden, welche von den Franzosen im Allgemeinen Sioux genannt werden. Dieses sind noch die volkreichsten Stämme. Die Panis (paw-ni) und Ara Ricara scheinen Stämme zu seyn, die von den westlichen Gegenden, Neuspaniens Grenzen, vertrieben worden sind, und vielleicht einst die Gebirge von Sierra de las grullas bewohnt haben, da die dort hausenden Indier vieles Eigenthümliche mit ihnen gemein haben sollen. Die Ricaras, (Ris) obgleich von Stämmen anderer Racen sie befeindender Urvölker umringt, scheinen mit den nördlicheren Indiern nicht verwandt zu seyn und sprechen eine der Pani-Sprache mehr verwandte Mundart.

Der 22. war ein schöner, aber heißer Tag. Der Missoury bildet hier eine große Insel von länglicher Gestalt, die wie die meisten hiesigen Eilande keinen bestimmten Namen führt. Das Auge genießt in diesen Gegenden viele überraschende Fernsichten auf die malerischen Wiesengefilde, deren schönes Meergrün gegen die gelbe Färbung der Felsen, die oft in großen Massen hervorragen und hohe abschüssige Wände bilden, sowie die nun sparsam werdenden Waldspitzen, welche mit ihren silberbelaubten Pappeln in den Sonnenstrahlen glänzen, einen auffallenden Farbenwechsel bilden. Der graugelbe Strom wälzt in großer Breite seine bald strudelnden bald spiegelglatten Wassermassen und scheint nach seinen Quellen hin eher zu, als abzunehmen, indem er in diesen höheren Gegenden oft breiter als der Missisippi an seiner Mündung zu seyn scheint.

Eine Felsenreihe, welche nur sparsam mit Holz bekleidet ist, zieht sich von Ost nach West und verliert sich dann plötzlich beim Einfluß des kleinen Na-ma-ha. Dieser unbedeutende, ganz von Savanen umgränzte Fluß lehnt sein rechtes Ufer an die vorbenannten Hügel und bildet an seinem Ausflusse eine kleine mit Weiden nur spärlich bedeckte Insel, deren nördlicher Wasserarm im hohen Sommer wahrscheinlich austrocknet. Vom kleinen Na-ma-ha an lehnt sich in einer Strecke von 2 Meilen die Steppe an den Strom. Das linke Ufer aber ist mit Holz bewachsen und flach, obgleich im Hintergrunde eine Hügelreihe in malerischen Formen, mit üppigem Grasgrün bekleidet, sich von Süd-Ost nach Nord-West hinzieht und so zuletzt den Strom wieder erreicht, den sie an der Mündung des Nisch-nan-ba-to-na verlassen hatte. Wir fuhren mit dem Boot längs dem rechten Ufer bis an eine Spitze, welche, mit Weiden bewachsen, eine Krümmung des Stromes in der Richtung von Nord Nord-Ost bildet.

Eine auf diesen Abend berechnete Mondsfinsterniß, deren Beobachtung für mich höchst wichtig war, konnte unter keinen günstigeren Umständen

eintreten; die Sonne ging nämlich prachtvoll unter und der Mond erschien schon halb verdunkelt, als ich ihn durch die niedern, den Horizont umgrenzenden Gefilde über den Wald aufsteigen sah. Eine kleine Wolke bedeckte ihn aber bei seiner gänzlichen Verfinsterung, die nach meiner Uhr zwischen 9 Uhr, 30 und 40 Minuten eintrat. Er stand ganz frei am Himmel, erschien dunkelroth gefärbt und seine linke Fläche heller als die rechte. Das Mare crisium konnte ich nicht erkennen, wohl aber die ihm entgegengesetzten, untern dunklen Flecke.

Die Spitze, auf der ich mich befand, lag nach meiner Berechnung unter dem 40° 38′ nördl. Br. und 98° 44′ westl. L. von Greenwich, und demzufolge der Breite nach in demselben Meridian, wie die Hauptstädte der wärmsten Länder Europa's, nämlich Neapel, Constantinopel und Madrid. Doch wie auffallend ist hier die Verschiedenheit der Temperatur gegen die nämlichen Breitengrade Europa's! Während die Sommer am mittleren Missoury dem brennenden Clima Egyptens sich nähern, (mittlere Temperatur beider 26 — 27° + R.) gleichen die Winter denen Moskaus, indem der Missoury oft vom November bis März mit einer sechs Fuß dicken Eisrinde und 4 — 6 Fuß hohem Schnee bedeckt ist. Dieses abwechselnde Clima der nördlichen Hälfte des nordamerikanischen Festlandes erstreckt sich durchgehends bis zum 28. Breitengrade, unter den natürlichen Abstufungen der Climate im auffallendsten Verhältniß in allen östlich von den Cordilleren liegenden Ländern; dagegen die westlich liegenden sich einer geregelteren Ordnung der meteorologischen Stufenfolge erfreuen. Als Beispiel führe ich nur folgende an: die Mündung der Columbia, (46° nördl. Br.) das Dorf der Rikaras und Quebeck liegen beinahe unter der nämlichen Breite; während die Winter an der Columbia denen des südlichen Deutschlands gleichen, erstarren beide letztern Gegenden von einer kaum in Königsberg oder Moskau gewöhnlichen Kälte. Das Presidio de San Francisco, St. Louis und Washington sind sämmtlich zwischen dem 38 — 39 Breitegrade gelegen. Während nun am erstern Orte Orangen und Feigen gut gedeihen, bedecken dichte Eismassen im Januar und Februar den Missisippi und Potomak. Zu St. Ildefonso in der Provinz Sonora in Mexiko wachsen an der Küste des Meeres von Cortes die Gewächse der tropischen Zone; dagegen zwischen dem 29. — 30. Breitengrade in Neu-Orleans und San Agostin von Ostflorida der Thermometer in meiner Gegenwart auf 6° — R. gefallen ist und armsdicke Eiszapfen am Bord der Schiffe in den Tauen hingen. Vom 28sten Breitengrade an hören mit dem mexikanischen Meerbusen diese auffallenden Wintersymptome auf; denn schon in der Colonie Neu-Smyrna (28° 45 nördl. Br.) sind Fröste ganz selten. Und die Küsten bei Matamoros, vom Rio bravo del norte an, sowie die ganze Halbinsel Florida, von dem 26° gerechnet, kennen weder die erstarrenden Nord-

West-Winde in dem hohen Grade, wie die früher beschriebenen Gegenden, noch eigentliche Fröste; daher gedeihen auch schon die tropischen Pflanzen gut.

Wir fuhren am 23. früh längs dem rechten Ufer fort, welches aus Weidenniederungen und einzelnen Stellen höhern Waldholzes besteht.

Mehrere kleine Inseln bilden sich sechs Meilen vom kleinen Na-ma-ha im Strom und liegen entweder mitten im Missoury, oder an den Ufern, von denen sie nur durch enge Canäle getrennt sind. In einem derselben mußten wir umkehren, weil die Mündung gesperrt war. Die Mannschaft fand im angeschwemmten Holze, welches den Eingang versperrte, ein Faß mit Branntwein, wodurch den ganzen Tag über der größte Theil derselben betrunken und zum Dienst untauglich wurde. Die Reise ward dadurch nicht beschleunigt. Gegen Mittag kam ein Canot mit drei Leuten, welche dem Fahrzeug entgegen geschickt wurden. Solche Sendungen an neuer Mannschaft waren aber immer von wenig Nutzen, indem sie nur Unordnung stifteten und selbst wenig oder gar nicht Hand an die Arbeit legen wollten. Mehrere Inseln von verschiedener Größe liegen kettenförmig in dem Flusse, von den Ufern nur durch mehr oder weniger breite Canäle getrennt und scheinen früher dem festen Lande angehört zu haben. Die Ufer sind mit krüppelhaften Hölzern, die nur hie und da durch einen großen oder gesunden Stamm unterbrochen sind, bewachsen und grenzen dicht an die Savanen, die oft in meilenlangen Strecken an's Ufer selbst stoßen und dann am Rande des Wassers mannshohe, hanfartige Kräuter und niedrige Sumachsträucher in undurchdringlichen Massen ernähren. Ich sah zum erstenmal mehrere Oenothera und eine sehr zierliche Asclepias, ein an mannigfaltigen Arten in Amerika reiches Geschlecht. Wir erreichten noch eine große Insel (l'Ile à beau soleil), vielleicht die größte im Missoury. Ein breiter und tiefer Canal trennt sie vom rechten Ufer. Die Nacht war sehr schön und kühl, und am Morgen zeigte sich ein Nebel mit starkem Thau.

Wir fuhren am Morgen längs des rechten Ufers fort. Das Wasser schien etwas zu wachsen. Wir hielten den ganzen Tag dieselbe Seite des Stromes und mußten nur ein Mal längs einer Bergkette fortrudern, deren schroffe und hohe Kalkfelsen ein steiles Ufer bilden. Die übrige Strecke zog sich längs einer Wildniß hin, die wie gewöhnlich aus den undurchdringlichsten Kräutern und ganz dicht stehenden Weiden bestand. Die Steppe behält man entweder im nahen Hintergrunde oder am Wasserrande immer im Auge. Der Strom bildet nur eine Krümmung nach Norden.

Wir hatten eine sehr schöne und kühle Nacht. Den 25. erreichte das Boot eine Krümmung des Stromes nach Nord-West, an einer gefährlichen Stelle, wo die Strömung auf dem seichten Grunde über viele

Baumstämme eine sehr heftige Stromschnelle bildete, auf welcher schon mehrere Fahrzeuge zu Grunde gegangen sind. In der Mitte des Falles ergriff die Stärke der Strömung das Fahrzeug und wendete es mit solcher Gewalt, daß man genöthigt war, auf das linke Ufer, welches eine mit mannshohem Grase bedeckte Wiese bildet, zu lenken. Der Strom führte uns eine Meile zurück und wir befanden uns Morgens um acht Uhr nach einer vierstündigen Fahrt zwei Meilen vom Uebernachtungsplatz stromabwärts. Ein hohes in Blüthe stehendes, dichtbewachsenes schilfartiges Gras bedeckte in weiter Entfernung vom Ufer die Steppe. *) In großen Schwärmen bemerkte ich einen Schmetterling aus der Sippe der Danaiden, mit Pap. Edusa verwandt. Doch war er, wie die meisten Tagfalter dieser Gegend, sehr schwer zu fangen.

Der Wind hatte sich ziemlich stark gehoben und wehete uns aus Norden entgegen. Obgleich hinderlich zur Reise, war er mir doch erwünscht, indem er mir die Hitze milderte und die Mousquiten vertrieb. Die früher schon beschriebene, von Ost nach Nord-West sich erstreckende Hügelreihe zieht sich längs des Missoury hin und entfernt sich wenig von diesem Strome. Kalkriffe und liebliche Plattformen wechseln miteinander ab, bald große nackte Stellen bildend, bald mit üppigem Graswuchse prangend. Längs dieses niedrigen Gebirges schlängelt sich der Nisch-nan-ba-to-na von Süd-Ost nach Nord-West. Durch diese, beinahe mit dem Missoury parallel laufende Richtung nähern sich die Quellen dieses Flusses dem Strombette desselben, und die Gegend, in der diese Annäherung nur wenige engl. Meilen beträgt, wird von den Creolen la Traile du Nisch-nan-ba-to-na genannt.

Trotz der unbeschreiblichen Hitze und der nur von einzelnen Regengüssen gemilderten Sonnenglut war das Grün der Wiesen und der laubreichen Wälder noch so frisch wie im Frühling. In Ländern anderer Welttheile unter den nämlichen Breiten, wo die Hitze des Sommers weniger heftig, die Winter aber viel gelinder sind, als im wärmern Europa, oder den großen Steppenländern des wärmern Asiens sind zu Ende Juli's schon die Spuren der ausgetretenen Vegetation bemerkbarer, und im August erstirbt die grüne Farbe in den grasreichen Gefilden ganz, sich in ein todtes Gelb verwandelnd. Die Savanen des nördlichen Amerika dagegen, selbst in den dem heißern Erdgürtel angrenzenden Gegenden, scheinen einer viel längern Lebenskraft zu genießen, woran die mildern und regelmäßigen Winde Schuld seyn mögen. Auch suche ich diese Erscheinung in der großen Feuchtigkeit der Luft. Nach genau dreimal des Tages angestellten hygrometrischen Beobachtungen zeigt im westlichen Amerika an den Gestaden des Missoury der Hygrometer von Deluc nicht

*) Ein Saccharum.

leicht, selbst in den heißesten Tagen, unter 55°. Der mittlere Stand ist zwischen 62 — 64°. Man vergleiche dagegen den Feuchtigkeitsstand im südlichen Europa und besonders im mittlern Asien; das Resultat wird einer Differenz von 15° sich nähern. Des Morgens nach Sonnenaufgang thaut es gewöhnlich stark, wobei der Wärmegrad der Luft wenig verringert wird.

Der Strom macht eine sehr große Krümmung, welche von der Wiese, mit ihrer grünenden Hügelkette im Hintergrunde, umschlossen wird. Das rechte Ufer ist eine Flußbank und mit Weiden bedeckte Niederung, welche durch einen engen Canal von dem Lande getrennt ist und demzufolge eine Art Insel bildet. Nie sah ich den Missoury so breit, wie hier, indem er über zwei engl. Meilen maß; selbst bei dem fallenden Wasserstande war dies sehr bemerkbar. Der Strom hatte seit acht Tagen von seiner höchsten Höhe über sieben Fuß abgenommen, und obgleich er in der Nacht auf den 25. etwas gestiegen war, so erschien dies dennoch kaum bedeutend genug, um eine Erwähnung zu verdienen. In einiger Entfernung von von der großen, eben benannten Krümmung entsteht eine, sehr weit in Strom ragende Flachküste, mit vielen Untiefen begrenzt. Der Missoury wird dadurch in ein sehr enges, aber tiefes und reißendes Bett gezwungen, welches das entgegengesetzte rechte, von vielen eingeflößten Baumstämmen umlagerte Ufer sehr gefährlich macht.

Der Strom wendet sich dann eine Meile weiter nach Norden und die beiderseitigen Gestade verändern ihren Pflanzenwuchs, indem das rechte eine mit hohem Holz bekleidete Hochküste bildet, deren Ufer an 15 Fuß hoch sind. Das linke, ebenbenannte Ufer ist die Fortsetzung einer sehr großen Flachspitze, deren Anfang die Steppe an der großen Krümmung ist. Ein etwa 50 Fuß breiter Canal trennt ein mit Weiden bedecktes Eiland; wir versuchten die Durchfahrt, mußten aber davon abstehen, indem das Wasser zu seicht war. Meine Leute fingen einen Catfisch *) von ganz ausserordentlicher Größe. Dieser Fisch, zu den Siluren gehörig, scheint mir von den im Ohio vorgefundenen Arten merklich verschieden.

Die Hitze war den ganzen Tag über sehr heftig gewesen und der aus Nord-Ost wehende Wind konnte sie nur wenig abkühlen, indem die versengenden Sonnenstrahlen zwischen 10 und 5 Uhr jeden Luftzug zu unterdrücken pflegten. Solche Windstillen sind unerträglich, besonders da alle Mittel, sich zu erfrischen, am Missoury fehlen. Quellen kalten Wassers sind höchst selten und das frische Wasser aus dem Strom muß, trinkbar zu werden, gewöhnlich zwei bis drei Stunden stehen, weil die erdigen Theile sehr langsam niederfallen; dann nimmt es selbst an den kühlsten Orten, die nur aufzufinden sind, die Temperatur der Luft an.

---

*) Pymelodus.

Das Wasser des Missoury hielt eine Temperatur von 24 — 25° + R., eine Wärme, die das Flußwasser, wenn es keinen geistigen Zusatz erhält, beinahe ungenießbar machen kann. Seit drei Wochen hatte ich nichts anderes als dieses schlammige Wasser getrunken und zwar ohne krank geworden zu seyn, ein Beweis, daß das Flußwasser, besonders mit erdigen Theilen vermischt, weniger schädlich ist, als das der kühlern Quellen. Diese Erfahrung wird allgemein am Missoury und Missisippi gemacht.

Die Nacht war kühl; dessenungeachtet umschwärmten Milliarden von Mousquiten die Luft. Den 26. Juli wurde mit dem frühesten Morgen aufgebrochen und das Boot längs des rechten Ufers fortgezogen. Die Reise ging wegen der angeflößten Holzmassen, die sich in großen Haufen am Ufer angeschwemmt hatten, auf eine mühsame und gefährliche Weise von Statten. Die mit Weiden bewachsenen Niederungen verlieren sich hier in eine mit sparsamem Holze hin und wieder bedeckte Savane. An mehreren Stellen waren ganze Strecken einzeln stehender Bäume kahl und unbelaubt. Sie gleichen jenen Lichtungen, welche von den Colonisten, durch Feuer urbar gemacht und wieder verlassen, der Natur überlassen worden sind. Der Ursprung ist auch hier der nämliche, indem die Indianer auf ihren Spätherbst-Jagden die trockenen Steppen in Brand stecken, wodurch ganze Wälder in Asche verwandelt werden. Der Wind treibt die Strichfeuer bis zum Strome fort, die in der Steppe einzeln stehenden Bäume werden nun zwar von den Flammen selbst nicht ergriffen; ihre Rinde vertrocknet aber durch die Hitze unweit der Wurzeln und das Leben hört auf. Da, wo aber Wälder stehen, ergreift das Feuer die niedern Aeste, sowie die Sträucher und Schlingpflanzen. Wie ein Feuermeer wogt alsdann, durch den Wind getrieben, die Flamme hoch in den Lüften fort und verzehrt auf viele Meilen weit den herrlichsten Forst.

Die an das Ufer stoßende Savane steht mit einer, zwei Meilen oberhalb die Ufer bildenden Bergkette in Verbindung. Sie wird durch zerstreut stehende Gebüsche belebt, welche den Waldpartieen eines Parkes gleichen. Das linke Ufer verliert sich in eine Niederung, an welcher ein von einem breiten Canal getrenntes Eiland liegt. An der Mündung dieses Flußarmes war ein Boot kürzlich verunglückt.

Erst gegen Mittag erreichte mein Fahrzeug die vorerwähnte Hügelkette, welche sich in einer Strecke von zwei Meilen längs des rechten Ufers hinzieht und aus Kalkerde und Sand besteht. Ihre leichte bröcklichte und unzusammenhängende Masse verursacht bei fallendem Wasser ein oftmaliges Abtrennen erdiger Theile am Rande des Stromes, welches hauptsächlich bei einem dieser sehr vorspringenden Berge bemerkbar ist, weßhalb dieses Gebirg von den Creolen den Namen Grand débouli erhalten hat. Dieser Name theilt sich auch der unterhalb gelegenen Insel mit. (Ile du grand débouli.) Nach und nach im Verlauf der Zeit wird diese

Hügelreihe ganz verschwinden. Die Steppen vereinigen sich völlig mit den Bergen; nur sind jene hier und da mit einzelnen Bäumen bewachsen. Es sind Nußbäume und Eichen *) von krüppelhaftem Wuchs und verdorrten Gipfeln. Der Missoury, welcher eine große Krümmung macht, ist, wegen einer Stromschnelle, die durch eine Untiefe verursacht wird, sehr gefährlich, besonders bei fallendem Wasserstande. An einer Stelle des darauffolgenden erhöhten Ufers fielen mehrere Pappeln vor und hinter dem Boote in den Strom, indem ihre Wurzeln vom Wasser untergraben waren. Auf diese Weise gewinnt der Missoury auch in diesen höhern Gegenden an manchen Orten an Breite, während er an andern durch Ansatz von Thonlagern abnimmt. An einer sumpfigen Stelle bemerkte ich eine in Blüthe stehende Typha, **) der in den europäischen Seen und Teichen ähnlich, und nur durch etwas dickere Blumenkolben und schmalere Blätter verschieden. Die amerikanische Zitterpappel des Michaux zeigte sich hin und wieder unter Weiden und anderm Gehölz. Sie ist schwer von Populus angulata, *Wild.* zu unterscheiden. Ueberhaupt sind alle von Michaux angeführten und meist nach Europa gebrachten Aspen nur wenig von der der gewöhnlichen Missisippi-Pappel verschieden. Diese gleicht wieder der Pappel von Canada, ist aber doch merklich von ihr verschieden. Nordamerika ist überhaupt sehr reich an Pappeln oder Aspen, deren mannichfache Arten sich bis in die Tropenländer erstrecken. Mexiko ernährt am Abhange der Cordilleren in den heißesten Gefilden, wie auf den Central-Plateaux in der Umgebung der Hauptstadt dieses Landes ausgezeichnete Formen dieser Holzart.

Die Nacht vom 26. und 27. war kühl; aber der Morgen wurde schwül und regnerisch. Gleich bei der Abfahrt mußte eine sehr gefährliche Stelle umfahren werden, wobei das Steuerruder durch einen aus dem Wasser ragenden Baumstamm ausgehoben und vom Strom weggeschwemmt wurde; unsere Schwimmer holten es aber ein und brachten es zurück.

Der Wind erhob sich gleich darauf aus Süd-Süd-Ost mit ganzer Kraft und kam der Fahrt sehr zu statten. Ich erreichte die am rechten Ufer liegenden Côtes de la table, eine Hügelreihe, welche sich durch ihre mit Waldpartieen untermischte Grasbedeckung recht gefällig ausnimmt. In einer Krümmung, die der Strom nach Westen am Abhange der benachbarten Höhen bildete, fließt der kleine Tischfluß ***) in den Missoury. Das rechte Ufer des Missoury ist eine Niederung, welche durch einen im Sommer austrocknenden Arm eine große Insel trennt, die eigentlich wieder als mit dem Festlande verbunden betrachtet werden kann. Der Canal

---

*) Juglans nigra, fraxinifolia. Quercus phellos, obtusifolia, u. s. w.

**) Typha angustifolia ist es nicht.

***) Rivière de la table.

hielt noch Wasser genug, wodurch das Boot wenigstens drei Meilen abkürzte, die in einer halben Stunde zurückgelegt waren. Der Strom krümmt sich wieder nach Westen. Das rechte Ufer ist eine von angeflößtem Holz belegte hohe Flachspitze. Wir fuhren auf das linke Ufer hinüber; dieses ist eine mit Weiden bewachsene Niederung, an welcher wegen der starken Strömung und des uns in die Seite kommenden Windes die Fahrt gefährlich wurde. Der Strom krümmt sich in einer großen Wendung nach Norden und bildet eine Menge Sandbänke. Eine grasbewachsene Hügelreihe (wegen eines Baches Côtes de l'eau qui pleure genannt) zieht sich eine geraume Strecke fort. Der Missoury ist an mehreren Stellen sehr breit und durch viele flache Stellen und Sandbänke unsicher. Das linke Ufer ist die Fortsetzung einer großen, von Bergen und Savanen umgrenzten Spitze.

Beide kleine vorher benannte Flüsse sind nur schwache Bäche, deren Namen aus den indischen Sprachen entnommen sind. Sie trocknen im Spätsommer ganz aus und enthalten in ihren Betten viele Lager fetter Thonerde, die den Büffeln und Hirschen sonst zur Aetzung dienten. Im Spätjahr zogen sich diese Thiere in die Nähe derselben; doch schon seit einigen Jahren sieht man sie nicht mehr in dieser Gegend, da die militärische Niederlassung an den Council-bloffs sie auf längere Zeit weit weg verscheucht hat. Seitdem überhaupt der Verkehr der Weißen mit den Nationen, die ihren Wohnsitz zwischen dem Flachen und dem Rennenden Fluß (Eau qui courre) aufgeschlagen haben und noch sehr zahlreich sind, zugenommen hat und selbige mit Schießgewehr versehen sind, haben die Bison oder amerikanischen Auerochsen, fälschlich bei den Amerikanern Büffel genannt, sich auf hundert Stunden weit entfernt. Diese Thiere werden in einigen Decennien vielleicht die Rocky-mountains übersteigen und in die westlichen Gegenden der neuen Welt eindringen, die früher von der Natur nicht zu ihrem Wohnsitz eingeräumt gewesen zu seyn scheinen. Noch waren die Steppen in der Gegend des Baches, Qui pleure, mit halbverwitterten Schädeln und großen Knochen dieser riesenhaften Ochsen bedeckt und meine Begleiter versicherten mich, vor 5 bis 6 Jahren noch Jagd auf sie gemacht zu haben. Bei meiner Ankunft in der Faktorei der Otos vertröstete man mich auf wenige Tagereisen entlang dem Hirschhornflusse; ich mußte aber noch über hundert englische Meilen weiter nach Norden reisen, ehe ich die ersten dieser Thiere zu Gesicht bekam. *)

Der Wind wehete den ganzen Tag ununterbrochen mit gleicher Stärke. Zu Mittag erreichten wir zwei große Eilande. (les Iles à Trudot),

*) Auf meiner Reise den Missoury aufwärts im Jahre 1830 stieß ich erst auf die ersten Bisone in der Nähe der Niederlassung der Rikara-Indier, etwa unter 45° 50′ nördlicher Breite.

deren erstes und größtes durch einen engen und tiefen Canal von dem Lande getrennt ist. Das zweite liegt eine Meile weiter und ziemlich in der Mitte des Strombettes. Der Strom krümmt sich nach West-Nord-West und bildet eine Stunde weiter eine große Insel, welche den Namen Ile aux barils führt. Diese Insel liegt dem linken Ufer näher und das Hauptbett des Stromes fließt längs des rechten hin. Von hier erhebt sich eine lange Hügelkette, deren Fuß das rechte Ufer des Missoury bildet. Sie bilden eine Fortsetzung der Savane, und ihre Flächen, welche nur einzeln stehende Bäume von mittlerer Höhe ernähren, gleichen unsern Obstgärten, deren Grund eine Wiesenfläche ist. — Die in großen Rudeln weidenden Hirsche gleichen den Viehheerden, und die vielen Raben und Krähen, *) den unsrigen an Farbe und Größe ziemlich gleich, erinnern an ihre europäischen Geschlechtsverwandten.

Eine Menge Sandbänke liegen im Strom, und da sie bald in der Mitte, bald am Ufer sich befinden und zum Theil noch mit Wasser bedeckt waren, erschwerten sie die Fahrt sehr. Ich sah viele wilde Gänse (Anser canadensis und hyperborea) und schoß einen alten Mauser, der sich durch Fliegen nicht retten konnte und am Boote vorbeitrieb. Die kanadische, als die allerverbreitetste in Nordamerika, führt ihren Namen mit Unrecht und würde besser Ans. nigricollis genannt werden können. Die in Deutschland von Wolf und Meyer unter Ans. leucopsis bekannte Art theilt mit Ans. canadensis ebenfalls die weißen Wangen; daher der Name leucopsis ebenfalls nicht passend ist und zu Verwechslungen Anlaß geben könnte, wenn die geographische Vertheilung beide Arten nicht trennte. Der schwarze Hals dagegen ist bei der kanadischen Gans ziemlich eigenthümlich. Wir blieben an dem Fortsatz der vorerwähnten Hügel an einer Stelle, Pierre à columet genannt, über Nacht. Es überfiel uns in der Nacht ein sehr heftiges Gewitter mit Nordsturm. Der Morgen vom 28. war aber sehr schön und heiter. — Das Boot fuhr dem rechten Ufer entlang um eine Waldspitze, auf welcher eine von Bergen umschlossene Steppe bis an den Missoury lief und eine mondförmige Krümmung bildet, die durch einen hohen, weit in das Wasser hineinragenden Felsen, welcher bloß mit Gras bewachsen ist, begrenzt wird. Dieser Felsblock heißt Oeil de fer, oder das Eiserne Auge, und entlehnt seinen Namen von einem hier begrabenen Indier aus dem Stamme der Otos. Bei allen Urvölkern Amerika's ist ein Grabhügel, besonders der eines Häuptlings, ein Heiligthum. Sie werden vorzugsweise an merkwürdigen Stellen oder auffallenden Gebirgsformen beerdigt. Diese sonst gegen Feinde so barbarischen Menschen berühren nie ein Grab, selbst das ihrer größten Feinde,

*) Corvus major und Corvus americanus, *mihi*. Die amerikanische Krähe.

um es zu beschimpfen; nicht etwa aus Großmuth, sondern aus abergläubiger Scheu, einem bekanntlich rohen Völkern so eigenthümlichen Gefühle. Ein kleiner Bach fließt vor dem Felsen in den Missoury.

Der Strom krümmt sich hinter den Anhöhen nach Westen. Eine große Insel wird vom rechten Ufer durch einen tiefen und ziemlich breiten Canal getrennt. Man rechnet am Ende dieser Insel bis zur Mündung des flachen Flusses sechs Meilen. Eine felsige Hügelgräte lehnt sich an den Strom und bildet ein sehr steiniges Ufer. Diese Erhöhungen dehnen sich bis an diesen Fluß und werden les Côtes de la rivière platte genannt. Die ersten Anhöhen sind mit Wald bewachsen; die Hauptthölzer sind: Mespilus americana, Quercus phellos, nigra, ein Prunus; die Tilia americana und Fraxinus nigra. Alle diese Hölzer haben aber weder den stolzen Wuchs, noch die üppige Belaubung ihrer Geschlechtsverwandten auf den fruchtbaren Anhöhen des untern Missoury. Die später folgenden Bergrücken verfallen bald in die allgemeinere Form der Gegend, nämlich die des Grasbodens, und ziehen sich in ununterbrochenen Savanen fort. An einem kleinen Bache, an welchem zwei Abhänge zusammenstoßen, brachten wir die Nacht zu. Das Ufer ist hoch und mit Gräsern bedeckt. Die Nacht schien sehr kühl und wir froren bei 18° + R., eine Folge der dem Körper zur Gewohnheit gewordenen Hitze. Keine Mousquiten ließen sich hören und selbst die Fledermäuse vom Geschlecht der Molossus hörten auf, uns zu umschwirren. Auch thaute es sehr stark, besonders gegen Morgen. Schon früh um 7 Uhr erreichten wir am 29. Juli den großen Flachen Fluß. Die Berge senken sich hier plötzlich nieder und bilden eine flache, mit Pappeln bewachsene Spitze. Mehrere Eilande von verschiedener Größe liegen an seinem Einfluß; daher strömt der Fluß in seiner vollen Breite in den Missoury. Der Flache Fluß (Rio la plata von den Spaniern in Neumexiko genannt) führt den erstern Namen mit Recht, indem er sehr flach und wegen einer Menge Stromschnellen und Untiefen unschiffbar ist. Er ist unstreitig der größte unter den Strömen, welche ihr Wasser mit dem Missoury vermengen, und gehört zu den Hauptflüssen des nördlichen Amerika. Seine Quellen, obgleich noch nicht ganz genau bekannt, entspringen in den ungeheuern Eismassen der nördlichen Cordillern Mexiko's,*) in den Regionen des ewigen Frostes, innerhalb der Schneelinie, nördlich vom großen James Pick, zwischen dem 40°—41° nördlicher Breite.

Die Quellen der vier großen Ströme Rio bravo del norte, Rio dos arcos (Arcansas), Rio colorado de Natchitoches und Rio de la plata

---

*) Ueber den Flachen Fluß und dessen geographische Lage ist die Reise des Major Longs die einzige sichere Quelle. Ich verweise daher auf das Werk dieses um die Wissenschaften so verdienten Reisenden.

entspringen sämmtlich in der Sierra de grullas, oder den Kranichbergen, nicht weit von einander, und strömen, den Rio bravo del norte ausgenommen, unter beinahe unverändertem Namen dem Gebiete der vereinigten Staaten zu, sich in den Missoury oder Mississippi entleerend. Nach einem Laufe von beinahe 200 deutschen Meilen durch ununterbrochene Grasebenen, die nur sehr selten an den Ufern des Flusses selbst durch einzeln stehende Bäume und Sträucher unterbrochen werden, fließt der flache Fluß in den Missoury (41° 2′ nördlicher Breite, 99° 4′ westlicher Länge von P.), nach einem regelmäßigen Lauf von West nach Ost. Unter den wichtigsten Nebenflüssen, die der Flache Fluß aufnimmt, ist der Hirschhornfluß zu nennen (Corne de cerf, Elkon river), unweit dessen Zusammenflusses das erste Dorf der Otos liegt. An den Ufern dieses Stromes und den angrenzenden Savanen streifen viele indische Stämme, von denen mehrere an den Grenzen Neuspaniens sich durch Raublust auszeichnen.

Im Gebiete der vereinigten Staaten sind die Pahnis die volkreichsten Stämme und noch am friedfertigsten gegen Amerikaner und Franzosen, gegen die Spanier aber als unversöhnliche Feinde berüchtigt. Die Weta-pahatos, die Kiaou (Kiawa), die Chayenne, die Rapahos *) und Apachos sind minder zahlreich und bekanntlich unter dem Namen Indianos Llaneros bravos bei den Spaniern bekannt. Eine große Sandbank lehnte sich an die den Ausfluß versperrenden Eilande; sie war mit vielem Treibholz belegt. An den Ufern hatten sich da, wo dieselben erhöht waren, unzählige Flußschwalben **) eingenistet. Eine niedliche Sterna mit schwarzem Kopf und weißer Binde auf der Stirne strich herum. Der Unterleib ist weißgrau, Rücken und Flügeldeckfedern dunkler. Schwungfedern grauschwarz. Schnabel und Füße gelb.

Bis an den kleinen Schmetterlingsbach (Rivière au papillon), der sehr seicht ist, ist das Ufer mit Holz bewachsen; später aber nicht mehr mit Bäumen, sondern mit Wieswachs untermischt. Auf den Sandbänken wachsen, wenn sie dicht am Ufer sind, niedere Weiden, deren Samen im Sandboden leicht Wurzel faßt. Das linke Ufer ist fortwährend eine mit hohen Pappeln bewachsene Flachspitze. Eine Strecke der Steppe stößt an das Ufer und zieht sich bis an eine Bergreihe (Côtes à Kennel) hin, an deren Abhange eine Faktorei der damaligen amerikanischen Gesellschaft liegt. — Wir erreichten diese Niederlassung bei Sonnenuntergang, nachdem wir längs einer mit hohen Nesseln und flachsartigen Kräutern bewachsenen Wiese gefahren waren. Der kleine Mousquitenfluß fließt

*) Ara pahoras der Mer.
**) Hirundo riparia und viridis.

am linken Ufer zwischen Weiden in den Strom. Ich verließ das Boot, um den Aufsehern der amerikanischen Gesellschaft meine Briefe abzugeben, und blieb die Nacht bei ihnen. Hier bemerkte ich die Spuren indischer Zelte im Hofe; es waren Ayowas, die aber nach dem Fort der Otos gezogen waren.

Nach dem Frühstück fand ich einen spanischen Maulesel vor dem Hause gesattelt, um mich nach dem Fort der Otos, 22 Meilen von den Côtes à Kennel, zu tragen. Mit dem elend aussehenden Geschöpf in der großen Hitze eine so große Tour zurücklegen zu können, schien mir unmöglich; ich wurde aber durch meinen Führer, einen alten Mestizen, der als Dollmetscher der Faktorei diente, getröstet, da er mich versicherte, daß dieses Maulthier mit 300 Pfund 40 englische Meilen in einem Tage zurücklegen könne. Obgleich ich dies nicht so recht glauben wollte, setzte ich mich doch auf den Esel und trollte auf einem engen Fußpfade den Berg hinauf. Ein schlechter, mit Fallholz und Windbrüchen verlegter, sehr enger Fußweg zog sich über mehrere sehr steile, mit dem dichtesten Gesträuch und hohen Kräutern bewachsene Felshöhen über vier englische Meilen fort. Mein Maulthier ging aber im muntersten Schritt fort und stolperte nicht ein einziges Mal. Hinter diesem schlechten Wege fangen die Savanen an, welche sich an die Bergrücken anlehnen und in unendlicher Ferne am westlichen Horizonte verlieren. Der Pflanzenwuchs dieser Ebenen schien mir in mancher Hinsicht verschieden von den südlicher liegenden Steppen, indem die Gräser niedriger waren und nicht mit jenem üppigen Grün prangten, wie diejenigen, welche ich früher gesehen hatte. Viele meist einjährige Pflanzen standen in Blüthe, meist aber bekannte Arten, wie Helianthus, Silphium, Rudbeckia, Tagetes und andere Compositen. Diese standen entweder einzeln in der Steppe, wie die Sonnenblumen, oder bildeten dichte Gruppen an feuchten Stellen und am Rande kleiner Bäche. Zahlreiche kleinere Pflanzenformen, welche den Teppich des Grasbodens bedecken, hatten theils abgeblüht, theils entfalteten sie ihre meist unansehnlichen Blüthen. Hierher gehören besonders mehrere Leguminosen von den Geschlechtern Dalea, Astragalus, Kennedia, u. s. w. Die Opuntia des nördlichen Amerika erschien auch schon hin und wieder, doch noch selten im Verhältniß zu den nördlicheren Gegenden.

Mein Begleiter schien Eile zu haben und ließ sein Pferd im gestreckten Galopp forteilen; das Maulthier gab ihm aber nichts nach und hielt im besten Athem einen ununterbrochenen Lauf von wenigstens vier deutschen Meilen in der brennendsten Hitze aus. Die neuspanischen Maulthiere, obgleich klein und unansehnlich, übertreffen die europäischen bei Weitem. Mit den größten Lasten beladen, treibt sie der Ariero *) oft

*) Spanischer Maulthiertreiber.

30 Stunden in Einem Tage in den bergigen Gegenden und auf schlechten Wegen. Im Laufen übertreffen sie oft die Pferde, und die Jäger in Neumexiko bedienen sich guter Maulthiere selbst zum Einholen der Auer-Ochsen.

Der Missoury, welcher eine große Krümmung nach Norden macht, und der Flache Fluß werden von den Anhöhen an mehreren Orten gesehen. Beider Bett scheint gleich breit zu seyn. Die Savanen senken sich von den Bergen allmählig hinab und erreichen den Missoury in einer flachen, mit einzelnen Bäumen bewachsenen Spitze. Eine Felsenkette lehnt sich am Ende der Krümmung an den Strom und bildet von den Gipfeln abwärts mächtige Wände von abgestoßenen Kalkschichten.

Als ich diese Berge unfern des Stromes erreicht hatte, wurde der Weg wieder sehr schlecht, indem der Fußpfad durch 15 bis 20 Fuß hohe Kräuter führte, die so dicht zusammengewachsen waren, daß ich mich nur mit der größten Mühe durcharbeiten konnte. Die Handelsfaktorei der Otos *) liegt zwischen Bergen an einem Abhange dicht am Strome; um aber bis dahin zu gelangen, mußte ich die ganze Berggräte umreiten; auch fand ich den Fußweg beinahe unzugänglich, weil sehr wenig Menschen diesen Weg betreten und die große Vegetationskraft des Bodens den Pfad, der kürzlich mühselig angelegt worden war, bald mit neuen Pflanzen überdeckt hatte.

Das Haus der französischen Gesellschaft, mit dem Namen eines Forts belegt, liegt an einem kleinen Bache, der es mit seinen abschüssigen Ufern wie mit einem Wall umfaßt. Das Haus ist ziemlich fest aus Holz aufgebaut und hat gemauerte Schornsteine. Der Agent der französischen Gesellschaft, Herr Robidoux, nahm mich mit großer Höflichkeit auf und hatte, von der Gesellschaft auf meine Ankunft vorbereitet, für mich ein Zimmer eingerichtet. Vor dem Hause waren am Rande des Wassers ein Haufen Ayowas gelagert, welche aus Furcht vor den Sioux, **) oder Dakotah, mit denen sie in unversöhnlicher Feindschaft leben, hierher

*) Im Jahre 1823 führte die Compagnie zum Unterschied der amerikanischen Gesellschaft für den nordwestlichen Pelzhandel noch den Namen Compagnie française, weil sie von französischen Creolen gestiftet worden war. Als die amerikanische Compagnie aufhörte, eine geschlossene Handelsverbindung zu bilden, vereinigte die französische Gesellschaft beinahe alle Interessenten des Pelzhandels unter dem Namen American fur Company und trieb das Geschäft mit wenig Concurrenz beinahe allein innerhalb des Gebietes der vereinigten Staaten unter dem Präsidium des Herrn Astor zu Neu-York. Zu den ältesten Stiftern des Pelzhandels am Missoury gehörte die Familie Chouteau von St. Louis. Sie ist noch sehr bei dem Handel interessirt und Herr Pierre Chouteau ist der jetzige Direktor der Handlung zu St. Louis, als dem Hauptplatz, von welchem alle wichtigen Unternehmungen ausgehen.

**) Vom Stamme der Jenkton.

gezogen waren. Sie standen unter einem neuen Anführer, der zugleich ihr Priester zu seyn schien. Die Meisten waren in tiefer Trauer wegen einer vor Kurzem erlittenen Niederlage, in welcher die Jenkton einen der besten Anführer der Ayowas, Namens Oua-î-a-ka, le Coeur dur (das harte Herz), und einige Krieger erschlagen hatten. Die Weiber und Kinder waren von den Wilden geraubt worden und einige der ersteren auch getödtet. Man zeigte mir eine Frau, welche sich durch die Flucht gerettet und über 150 deutsche Meilen in vierzehn Tagen barfuß und ohne alle andere Nahrung, als Wurzeln und in den Steppen wachsende Zwiebeln, zurückgelegt hatte. Einen kleinen Knaben hatten die Agenten der Regierung losgekauft und, um die Freundschaft mit den Ayowas zu bestärken, den Eltern zurückgebracht. Da ich während meines Aufenthaltes Gelegenheit hatte, den Stamm der Ayowas genauer kennen zu lernen, will ich beistehende Beobachtungen mittheilen, in der Hoffnung, durch diese Skizze, welche die Lebensweise und Gebräuche eines beinahe verlöschenden amerikanischen Urvolkes bezeichnet, nicht zu ermüden.

Einige Charakterzüge der Ayowas unterscheiden sie sehr von benachbarten Nationen. Sie halten nämlich viel auf eheliche Treue und die Mütter wachen auf die Keuschheit ihrer Töchter. Daher findet man viel weniger liederliche Dirnen und Weiber bei ihnen, als bei den Pahnis, Sioux, Kanzas u. s. w. Ferner verdient die Liebe der Eltern zu den Kindern und der Verwandten unter einander einer Erwähnung. Freunde verlassen sich nie in der Gefahr, und Tapferkeit ist das einzige Bestreben dieser Wilden. Bei diesen Eigenthümlichkeiten könnte die fortschreitende Bildung viel, selbst aus noch so roh scheinenden Menschen machen. Als vor Kurzem ein großer Häuptling von den Dakotah getödtet wurde, stürzte sich ein sechzigjähriger Greis, Namens Nan-ki-pa-hi, freiwillig in den Tod. Als er den Tod seines Freundes erfuhr, rief er seinem noch älteren Weibe zu: „Alte, mein Oberhaupt ist todt; ich bin gewohnt, mit ihm zu leben, wir müssen mit ihm sterben.“ Die Alte folgte und Nan-ki-pa-hi ließ mit vollem Zügel sein Pferd in die rückkehrenden Feinde rennen. Als er den Feind erreicht hatte, rief er mit voller Stimme: „Wo die Schädelhaut meines Freundes hängt, mag auch die meinige seyn!“ Von hundert Pfeilen durchbohrt, stürzte er nieder, mit ihm das alte Weib. — Die ältere und neuere Geschichte zählt wenig Züge solcher Freundestreue und wir können noch Völker verachten, welche solche Männer in ihren Reihen zählen! Die Wohnungen der Ayowas gleichen denen anderer amerikanischen Nomadenvölker. Gewöhnlich sind über bogenförmig ausgespannte Weidenstäbe Decken gelegt. Andere gleichen kegelförmigen Zelten und sind mit Ochsenhäuten überzogen. Die Familie lebt unter einander, auf Decken ausgestreckt. Ein Feuer brennt hart vor der Hütte. Die Nahrung ist gewöhnlich Welschkorn oder Fleisch,

in Kesseln ohne Salz gekocht; sie wird mit Messern und Löffeln von Bisonhorn gegessen. Die Ayowas essen alle möglichen Speisen aus dem Thierreich, übrigens auch Wurzeln und Baumrinde. Hunde sind ein Lekkerbissen. Sie bequemen sich nicht leicht zum Ackerbau, und obgleich ihre Geschlechtsverwandten, die Missoury und Otos, in festen Dörfern leben und große Felder mit Welschkorn und Kürbis bebauen, konnte die amerikanische Regierung mit aller Mühe diesen Stamm noch nicht fest an eine Stelle binden. Die Otos und Missoury bleiben auch nur während der Aussaat und Ernte in ihren Dörfern; die übrige Zeit wird zum Jagen der amerikanischen Auerochsen und der Hirsche angewandt.

Endlich scheint es in diesem Jahre den Anstrengungen des Major O Fallon glücken zu wollen, die Ayowas mit den Otos und Missoury zu verbinden. Letztere leben in einem Dorf zusammen und trennen sich nur wenig durch Beibehaltung ihrer Nationalität, sind aber im Ganzen nur ein Stamm und stehen einander in Krieg und Frieden bei. Die Bemühungen einer gemäßigten Regierung und des Agenten derselben, welcher ein höchst achtungswerther Mann ist, unterdrücken viele blutige Händel unter den Indianern. Alle möglichen Mittel werden in Güte angewandt, die Nationen zu befreunden, und nur der Handelsneid kann auf die Anstrengungen der Regierung und ihrer Agenten nachtheilig wirken. *)

Die Ayowas nennen sich in ihrer Sprache Pa-io-tsche, was man durch grauer Schnee, von Schnee Pa, und io-tsche, grau, übersetzen kann. Sie scheinen von den Nyo-ta-tsche oder den Missourys abzustammen und Stammverwandte der Quac-to-ta-tas oder Otos und einiger andern wilden Völker zu seyn, mit welchen ihre Sitten und Sprache eine auffallende Aehnlichkeit haben. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurden diese Völker durch die ersten französischen Schifffahrer bekannt. Die Ayowas könnten ebensogut auch Abkömmlinge der Vinnebogas, der Qui-ne-pe-gong oder O-tschan-gra (Großfische) seyn, die in früheren Jahrhunderten ein bedeutendes Volk bildeten.

Der Cultus, die Sitten und der Dialekt dieser obengenannten Völker, welche in ihrer Gesammtheit die größte Uebereinstimmung darbieten, vereinigen sich, um der Meinung Gewicht zu geben, daß sie einen gemeinschaftlichen Ursprung haben könnten, und zwar weit eher in Rücksicht dieser wichtigen Merkmale, als durch Beweise, welche man sich vergeblich aufzusuchen bemühen würde, um vorliegende Meinung dadurch zu belegen,

---

*) Leider hat sich seit dem Kriege mit dem schwarzen Falken, einem Häuptling der Saki, dem die Ayowas beiwohnten, Vieles zum Schaden beider Theile geändert. Dieser blutige Krieg entwickelte sich kurz nach meiner 2ten Reise und ich selbst mußte während derselben schon den Vorläufern sehr ernsthafter Begebenheiten beiwohnen.

daß man auf die Denkmale zurückgeht, welche ihre, stets in Lobeserhebungen übertriebene Poesie, der Tapferkeit ihrer Vorfahren gesetzet hat. Es scheint, daß die verschiedenen Völker, welche zwischen den großen Seen und dem Mississippi wohnten, früher in Canada gelebt haben, und erst, nachdem sie von da vertrieben wurden, der Richtung der Seen gefolgt sind.

Sie sprechen, jedoch verworren, von einer kältern Gegend, als die sie gegenwärtig bewohnen, auch bemerkt man bei ihnen eine undeutliche Vorstellung von einem, gegen Osten gelegenen Meere, das sie den großen Salzsee nennen. Was ihr Aeusseres betrifft, so haben sie meistens eine spitzige Nase, hohe Schläfe, eine sehr gewölbte Stirne, flachere Kinnknochen, stärkere Lippen und eine tiefere Grube oberhalb des Kinns, als die Eingebornen anderer Nationen. Ein kleinerer Wuchs und weniger athletische Glieder unterscheiden sie von den Osagen, den Omahas und den Kanzas, von denen auch noch ihre Gesichtsbildung abweicht, deren Züge männlicher und wilder sind, als die der letztgenannten Völker.

Es verdient bemerkt zu werden, daß man sehr selten auf häßliche Frauen trifft. Dessenungeachtet hat der Umriß ihres Gesichts, obgleich regelmäßig und schön, einige Aehnlichkeit mit den Gesichtsbildungen der Völker Asiens, sowie mit denen, welche die Wallachei, Servien und Polen bewohnen, und allen den amerikanischen Nationen, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte. Das Kupferfarbige, in welches die Haut der braunen Menschen spielt, findet sich bei ihnen nicht. Ihre sehr langen Haare sind stets sorgfältig geordnet. Gewöhnlich besteht ihre Kleidung aus einem Rock von Indienne oder Tuch von einer grellen Farbe, Mitassen von blauem oder Scharlach-Tuch, mit Glasperlen oder Corallen besetzt, und Schuhen von Mocassin mit Schweins- oder Stachelschweinsborsten besetzt. Die Männer haben einen sehr dünnen Bart, dessen harte Haare sie sich sogleich sorgfältig ausreißen, sobald sie sie bemerken. Die Meisten schneiden sich ihre Haare bis auf einen Büschel auf dem Hinterhaupte ganz ab, an welchen sie den rothfarbigen Schwanz eines Rehes befestigen. Diese kriegerische Auszeichnung ist nur denen gestattet, welche einen kühnen Streich ausgeführt, oder den Feind seines Haarbüschels beraubt haben.

Die Meisten tragen einen Gürtel um die Lenden und lederne Schuhe (Aka-tsche). Die Mitassen (Aku-tu) sind für sie ein Luxusartikel, und statt der Ochsenhäute, die sehr selten bei ihnen zu finden sind, tragen sie Wolldecken von rother weißer und grüner Farbe.

Beide Geschlechter haben kleine Füße, muskulöse und gut proportionirte Glieder, glänzende pechschwarze Haare, aber auch hart wie Roßhaar. Auch herrscht bei beiden Geschlechtern der allgemeine Gebrauch, jedes Ohr mit vier Löchern zu durchstechen, in welche sie porcellanene Ohrgehänge hängen. Diese Gegenstände des Luxus, sowie auch ihre Armspangen, die aus Porcellan-Ringen bestehen, werden oft theuer von ihnen bezahlt.

Die Sprache der Ayowas hat viele Kehl- und Nasentöne, ohne jedoch des Ausdrucks zu ermangeln. Sie klingt kreischender bei den Frauen.

Die religiösen Ansichten dieser Völker sind mit Zügen aus der Mythologie vermischt, und nähern sich in dieser Beziehung denen der frühern Völker des Alterthums. Sie stellen ihren Gott, den sie Wa-kon-dah benennen, mit Hülfe symbolischer Formen dar, und es scheint nicht, daß diese Götzenbilder oder Manitu's von ihnen wie Gott selbst verehrt werden, sondern nur als Sinnbilder dieses Gottes. Sie wissen, daß der Herr des Lebens unsichtbar ist, und indem sie ihn über Blitz und Donner gebieten lassen, handeln sie analog mit den Völkern pelasgischen Ursprungs und mit den ältesten Bewohnern des nördlichen Europa, welche gleichfalls ihre ersten Götter, Jupiter und Wodan, mit dem Blitze bewaffneten.

Ihr Cultus theilt sich in mehrere Seiten; nach ihrer Tradition haben anfänglich acht Menschen gelebt, die sich während ihres kurzen Lebens nur mit dem Glücke ihres Volkes beschäftigt haben; nach deren Tode haben sich ihre Seelen in die Körper von acht verschiedenen Thieren begeben, deren jedes von einer Sekte verehrt wird, welche das Abbildliche desselben Symbols bewahrt, das nur bei feierlichen Gelegenheiten und hauptsächlich vor dem Ausmarsche ihrer Kriegshaufen öffentlich ausgestellt wird. Die erste Sekte betet Tu-num-pe unter dem Bilde eines Bären an. Tu-num-pe war der erste, welcher rohes Fleisch aß. Die andern Sekten verehren Aro-tschon und Tsche-hi-ta, den Adler, Cu-tsche, die Turteltaube, und Pa-he, den Biber, welche nach ihrer Tradition das Mittel entdeckt haben, Feuer durch Reibung zweier Hölzer zu erzeugen.

Bei den Wilden dürfen sich nie zwei aus derselben Sekte heirathen. Diese Bestimmung befestiget unter ihnen eine innige Vereinigung. Hat ein junger Indier in der Familie einer andern Sekte eine Wahl getroffen, so geht er auf die Jagd, bemächtigt sich eines Wilds, das er ganz, wie es ist, seinem Vater oder den nächsten seiner Verwandten überbringt, der es sodann, auf sein Pferd gebunden, ohne Aufschub an den ihm bezeichneten Ort übergibt, und, ohne ein Wort gesprochen zu haben, wieder weggeht. Nach einiger Zeit erscheint der Bewerber, und wenn er sich überzeugt hat, daß sein Wild zubereitet ist, und er zu dem Feste eingeladen wird, zu welchem die Zubereitungen getroffen werden, so ist dies ein überzeugender Beweis für ihn, daß seine Bewerbung angenommen wurde. Hierauf wählt sein Vater oder sein nächster Verwandter die Pferde und andere Gegenstände, die zum Hochzeitsgeschenk bestimmt sind, und welche der Verlobte trägt, und bringt sie in die Wohnung der Braut. Nach den bei den Ayowas statthabenden Gebräuchen wird dieser zu gleicher Zeit Besitzer aller jüngern Schwestern seiner Frau. Die Vielweiberei erlaubt ihm deren Gebrauch, doch ist es ihm auch gestattet, eine oder mehrere derselben seinen Freunden abzutreten, ohne die Verwandten

dadurch zu beleidigen. Oheime und Tanten werden wie Vater und Mutter, und Vetter und Basen wie Bruder und Schwester angesehen.

Bei dem Tode eines nahen Verwandten rauft sich die ganze Familie die Haare aus, oder schneidet sie ab. Das Zeichen einer tiefen Trauer ist in diesem Falle eine sehr strenge Enthaltsamkeit, Trauerkleider und ein schwarz gefärbtes Gesicht. Es ist zum Erstaunen, bis zu welchem Grade die Wilden die gänzliche und freiwillige Enthaltsamkeit von aller Nahrung trotz der dringendsten Mahnungen der Natur steigern. Ein Häuptling oder ein tapferer Krieger wird mit vielem Pomp begraben. Seine besten Waffen werden ihm mit in das Grab gegeben, und seine schönsten Pferde werden als Opfer dargebracht. Sein Leichnam, häufig vollkommen bekleidet und bewaffnet, wird in eine enge und tiefe Grube gelegt, und mit Steinen und Erde bedeckt, um ihn vor der Gier der Wölfe zu sichern. Man macht lkeine Hügel oder Tumulos über das Grab und schmückt sie mit Pferdeschweifen und andern kriegerischen Attributen. Diese Grabstätten werden selbst durch die Freunde respektirt, und die Stelle, wo sie sich befinden, ist geheiligt. Ich muß aber bemerken, daß die nordwestlichen Völker Amerika's die Leichname ihrer Todten auf hohen Gerüsten oder auf Bäumen ausstellen und sie mit ihren kostbarsten Effekten umgeben. Die Mandanen und die Dickbäuche stellen sie auf diese Art um ihre Dörfer oder Weiden herum aus. Beim Anblik dieser Leichname und deren Ueberbleibsel, womit die Wohnungen dieser Wilden umstellt sind, dringt sich dem Wanderer nothwendig der Gedanke auf, den dieser traurige Schauplatz mit aller Stärke erweckt: daß der Tod diesen Menschen ihre Freunde wegraffen, aber das Andenken an sie nicht vertilgen kann.

Ihre Tänze und ihre Leichenceremonien begleiten sie mit einem starken Geheul und mit gräßlichen Grimassen. Findet einer unter ihnen den Tod durch Feindes Hand, so versammelt man sich, um den Mörder zu verfluchen, und bedroht ihn bei seiner Wiederkehr mit der grausamsten Behandlung. Ich war bei dem Leichenbegängnisse eines Häuptlings gegenwärtig, welcher zu gleicher Zeit mit vier Kriegern und einer Frau getödtet worden war. Das Geheul und Geschrei der Wittwen, welche auf den Höhen oder Gipfeln der benachbarten Hügel in einem Gesträuch versteckt waren, verlängerten dieses Gefühl. Die Ceremonien fanden statt, um die Krieger zu einer militärischen Unternehmung vorzubereiten, durch welche die erlittene Beleidigung gerächt werden sollte. Die Tänze und Gesänge, welche bei dieser Gelegenheit stattfanden, waren im Ganzen lächerlich und zugleich abscheulich. Von der einen Seite näherten sich die Männer, von der andern die Weiber je zwei und zwei einander, und nachdem sie zusammengestoßen und sich vereinigt hatten, bildeten sie eine Gruppe Tanzender, ganz auf die Art, wie man dies aus den Zeichnungen und Beschreibungen berühmter Reisenden ersieht, welche die Inseln des

indischen Archipelagus im Südmeer besucht haben. Die Tänzer machten eigentlich keine Schritte, sondern hüpften mit geschlossenen Beinen, ohne das Knie zu biegen, nach den Tönen einer Art Trommel die sich mit dem Schalle halb mit Samen angefüllter Kürbisflaschen mischten und von den traurigen und melancholischen Gesängen der Anwesenden begleitet wurden. Ich habe bei denselben dreierlei Arten von Tänzen bemerkt, und zwar ihre Belustigungs-, ihre Leichentänze und solche, die ihren kriegerischen Unternehmungen vorhergehen. Nur bei den ersten beiden werden die Frauen zugezogen, den letzten führen die Männer allein aus. Die Krieger erschienen dabei, wie sie in's Gefecht gehen, durch eine barbarische Malerei entstellt und mit ihren Tomawhaks oder Streitärten versehen. Einer ihrer vornehmsten Krieger stellt durch eine naturgetreue Pantomine seine heroischen Thaten dar und bestrebt sich durch ausdrucksvolle Reden, die er an die umstehenden jungen Waffengefährten richtet und in denen er die glänzende Auszeichnung hervorhebt, die ihm seine Waffenthaten verschafften, den Geist derselben zu erheben und sie anzufeuern.

Die Tracht der Frauen ist, wenn sie sich zu frohen Festlichkeiten vereinigen, häufig bizarr und lächerlich. Ich sah die Tochter eines Häuptlings über ihrem Rock die alte Livree eines englischen Bedienten tragen. Eine andere Indianerin, die kaum mit einem Gürtel bekleidet war, trug einen mit Federn geschmückten Strohhut auf dem Kopf, und eine alte Matrone trug eine Dragoner-Uniform und einen runden Hut. Die Häuptlinge und die Krieger machen bloß die Zuschauer bei den Tänzen der jungen Leute; sie stellen sich in einen Kreis um sie und lassen ihre Friedenspfeife von Mund zu Munde gehen.

Die Ayowas haben dieselbe Art, Krieg zu führen, wie die andern Völker des nördlichen Amerika. Ist der Krieg allgemein, so bewaffnet sich die ganze Nation; ergreifen jedoch nur einzelne Krieger die Waffen gegen einen feindlichen Stamm, so ist es bloß ein Parteikampf. Letztere kommen am häufigsten vor, und werden meistens durch den Wunsch erzeugt, eine erlittene Beleidigung an einer Familie oder einem ganzen Stamme zu rächen. Ist es ein allgemeiner Krieg, so versammeln sich die Nomaden-Horden an einem kriegerischen Orte, um daselbst Kriegsrath zu halten, der zuweilen Wochen lang dauert. Bei solchen Gelegenheiten entwickeln die vornehmsten Häuptlinge ihre Klugheit und Beredsamkeit, und es streiten sich die jungen Krieger hierbei, welchem von den Aeltesten des Stammes die meiste Ehrerbietung gebühre. Es ist bekannt, daß die Wilden die Gabe der Beredsamkeit im Allgemeinen besitzen und daß sie in ihren Reden blumenreiche Phrasen lieben. Bei ihren Berathschlagungen suchen sie jedoch durch reifüberlegte und auf Wahrheit gebaute Gründe zu überzeugen. Nie erlauben sie sich die geringste Persönlichkeit oder

Streitigkeiten bei ihren Berathschlagungen. Ist einmal der Kriegsplan angenommen, so wird er mit dem unverletzlichen Siegel des Geheimnisses in den Herzen bewahrt, bis er im Augenblicke der Ausführung auf's Neue in's Leben tritt. Wenn ein beleidigter Indier Genugthuung wünscht, so beschmiert er sein Gesicht, vermeidet jede Verbindung mit seinem Stamme, begibt sich an einen abgelegenen Ort, und läßt von hier aus den Todtengesang erschallen. Tapfere und junge Krieger, welche geneigt sind, dessen Partei zu ergreifen, legen stillschweigend einen Pfeil zu den Füßen ihres Partei-Genossen, und wenn dieser sich sofort für stark genug hält, so wäscht und kleidet er sich mit Sorgfalt, und versammelt sodann seine Anhänger zur Berathschlagung. Es ist sehr gefährlich, solchen Kriegshaufen zu begegnen, sie bezeichnen oft jeden ihrer Schritte mit Plünderung oder Mord, und sind gegen ihre Feinde grausam und unversöhnlich. Alle ihre Nachbarn haben sie zu Feinden, besonders die Weißen.

Es scheint sogar, daß zwischen ihnen und den Sioux kein Mittel zur Aussöhnung vorhanden ist. Ihr Haß treibt sie so weit, daß sie einander in den Kaufhäusern herausfordern, wenn der Zufall sie gleichzeitig in eine dieser Anstalten führt. Ich war selbst hievon Zeuge im Fort der Otos.

Die Ayowas sind keine Menschenfresser mehr, — ihren Feinden schneiden sie die Haarbüschel (Nan-to-tscha) ab. Besonders lebhaft werden ihre Gefechte, wenn sie sich um einen ihrer Krieger stellen, um ihn vor dem Schimpf zu beschützen, skalpirt zu werden.

Selten machen sie Gefangene, aus Barbarei tödten sie ihre Feinde, sogar Weiber und Kinder.

Zehntes Capitel.

Das Fort Atkinson auf den Council bloffs. Das Dorf der O-mahas. Zusammenkunft mit den O-maha-Indiern. Der Fluß Eau qui court. Die Ponkara. Der Weiße Fluß. Vulkanische Gegend. Sioux-Indier. Die Faktorei von Josua Pilsher.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in der Faktorei der Pelzhändler-Gesellschaft beschloß ich, das zwei geographische Meilen stromaufwärts gelegene militärische Etablissement auf den Council bloffs zu besuchen, und daselbst in Abwesenheit des Commandanten, welcher sich mit einer Expedition von Truppen gegen die Rikaras befand, meinen frühern Bekannten, Herrn O'Fallon, den Agenten der Indier, aufzusuchen. Damals befand sich das Fort Atkinson noch in seinem besten Zustande und konnte das erste militärische Etablissement an den Grenzen der unabhängigen Indier genannt werden. Seither ist es zerstört worden, um die bewaffnete Macht näher an die weiße Bevölkerung heranzuziehen. Der Weg von der Faktorei bis zum Fort führt theils durch anmuthige Waldungen von Eichen und Sumach, welche von dichtem Strauchwerk durchwachsen sind, theils über Steppen von hohem Grase und breitblättrigen Kräutern, aus der Familie der zusammengesetzten Blumen, über eine Hügelgräte, welche sich in sanften Abhängen gegen den Strom und gegen die westlichen Grasflächen ausdehnt. Trotz der brennenden Hitze war die Vegetation noch äusserst üppig und das schönste Grün bedeckte die Wiesenmatten. Ein Anfangs sehr enger und beschwerlicher Pfad durch dicht verwachsenes Gebüsch führte mich nach einem Ritte von einer Stunde in jene offenen Savanen, und ich sah die Council bloffs als einen der malerischsten Punkte unter den nur zu oft gleichförmigen Gestaden des großen Stroms. Man sah die geschmackvollen und weiß getünchten Gebäude des Forts in einer ziemlichen Entfernung beinahe aus allen Richtungen, und es war ein wahres Wohlgefühl für mich, nach einer monatlangen Entfernung aus der öden Wildniß einmal wieder die Wohnungen gesitteter Menschen, oder vielmehr eine kleine Stadt zu sehen.

Die Garnison verdiente auch diesen Namen, denn sie beschäftigte mehrere 100 Militärs, von denen viele ihre Haushaltung führten, und ausserdem noch viele solche Familien, welche die Verhältnisse herbeigezogen

hatten. Ausser St. Charles und Franklin ist das Fort Atkinson wohl noch der bevölkertste Ort am Missoury gewesen und war so weit vorgeschritten, sowohl in seiner ökonomischen als militärischen Einrichtung, daß es bei seiner günstigen und festen Lage wohl verdient hätte, nicht so schnell verlassen zu werden. Auch sind mir die eigentlichen Gründe, welche die Regierung der Vereinigten Staaten hiezu vermocht haben, nicht so recht klar, es sey denn, daß der Transport gewisser Bedürfnisse oder die Ungesundheit des Orts als Grund vorgeschoben wurde. Da es äusserst beschwerlich ist, Truppen den Strom aufwärts zu versenden, da die Streitigkeiten mit den Urvölkern nicht aufhören, so lang es unabhängige Indianer geben wird: so hat unstreitig die Ruhe der westlichen Staaten nichts dadurch gewonnen, daß eine bedeutende Garnison unterhalb St. Louis aufgestellt wurde, die den Krankheiten eben so gut und mehr noch unterworfen ist, als in den höhern Gegenden, da zwar wohl im Nothfalle Truppen durch Dampfboote den Missoury und den Missisippi hinauf, doch nicht weiter bis zu jenem Punkte befördert werden können, wo beide Ströme für dergleichen Fahrzeuge gefährlich zu werden anfangen. In den letzten Kriegen mit den Urvölkern haben sich zwar die großen Nationen, welche den Flachen Fluß *) und den Missoury bewohnen, gegen die Amerikaner nicht feindlich gezeigt, welches ich unter die glücklichen Zufälle rechnen zu müssen glaube; durchaus aber möchte ich der Regierung der Vereinigten Staaten nicht rathen, zu sicher auf die Freundschaftsversicherungen irgend eines indischen Stammes zu bauen, da oft kleine unvorhergesehene Umstände so heftig auf den reizbaren Charakter der Indier wirken, daß die nicht anders als väterlich zu nennenden Gesinnungen der amerikanischen Regierung nur zu leicht vereitelt werden können. Ich erlaube mir daher noch die Bemerkung, daß bei dem glücklichen Militär-Colonisations-System, welches die Vereinigten Staaten wirklich musterhaft einzuführen wußten, und wodurch eine Garnison sich ihren vollkommenen Lebensunterhalt Jahre lang, selbst in einer weiten Entfernung von den Grenzen, zu verschaffen weiß, die politische Stellung des Staatenbundes das Hinausschieben solcher militärischen Plätze selbst in die Nähe der Rocky mountains oder sogar bis an die Westküste nöthig machen möchte, und dadurch jene Verbindung zwischen beiden Weltmeeren vorbereitet werden kann, deren Verwirklichung zwar noch der Zukunft überlassen werden muß, aber gewiß im Plan einer Regierung liegt, die schon so viele Opfer dem öffentlichen Vrkehr und dem Welthandel gebracht hat. Obgleich, wie ich vorhin bemerkt habe, die Besatzung diese Stellung verlassen hat, und ich im Jahre 1830 anstatt der betriebsamen Colonie nur noch einen Schutthaufen und die Feuer der Indier rauchen sah, wo wenige

*) La Platte.

Jahre vorher Gesittung und militärische Disciplin obgewaltet hatten, so erlaube ich mir dennoch, den Ort einer nähern Beschreibung zu würdigen, da diese einen deutlichen Begriff von den amerikanischen Militär-Colonieen überhaupt geben kann, und jener wohl für die Folge bei dem fernern Umsichgreifen des amerikanischen Ansiedlungs-Systems wieder zu einiger Wichtigkeit gelangen möchte.

Bekanntlich wurden in dem Jahre 1804 die Capitäns Lewis und Clarke von der Regierung der Vereinigten Staaten zu einer Entdeckungs-Reise ausgesendet, deren Zweck darin bestand, den Missoury bis an sein Quellen aufwärts zu fahren, alsdann einen Landweg über die Felsenberge (Rocky mountains) zu entdecken, und den Columbia-Strom entlang bis an die Gestade des westlichen Meeres zu gelangen. Diese Offiziere, deren Unternehmung drei Jahre dauerte und mit dem günstigsten Erfolge gekrönt wurde, gelangten zu Ende Juli 1804 in die Gegend, wo damals das Militär-Etablissement stand, und nannten sie Council bloffs, weil sie mit den Otos daselbst eine Zusammenkunft hatten. Die Lage am Missoury, wo mehrere der größten Nationen von Urvölkern in einem ziemlich engen Raum zusammenleben, und die Nähe des Flachen Flusses, an dessen Einfluß die mehr oder minder gefährlichen Kriegsparteien des obern und untern Missoury zu streichen pflegen, erheischten damals mit unumgänglicher Nothwendigkeit die Anlegung eines Militärpostens zur Sicherheit des Handels mit den Urvölkern und zum Schutze der Colonisten, welche sich bis an den Kanzas-Strom anzubauen anfingen. Die vorbenannten Offiziere unterließen nicht, ihre Rapports und Vorstellungen so dringend wie möglich dem Präsidenten und dieser dem Congresse vorzulegen. Die Regierung beschloß zuerst die Anlegung des Forts Osage. General Clarke übernahm diese Expedition. Doch die Gründe, welche von den Herren Lewis und Clarke berücksichtigt worden waren, fanden sich so dringend und der Handel wurde durch die herumstreifenden Indier so erschwert, daß die Regierung endlich den Congreß dahin bewog, 700 Mann unter dem damaligen Obersten Atkinson in die erwähnte Gegend abzuschicken.

Diese Expedition, aus den Schützen und dem 6ten Linienregimente bestehend, war mit Allem ausgerüstet, was zur Eroberung eines Forts, zur Urbarmachung der Gegend und zum Unterhalt der Mannschaft nöthig war, und gelangte den 12. Oktober 1819 an die Bloffs. Die erste Gegend, welche gewählt wurde, war eine flache Spitze, etwa drei Meilen, höher flußaufwärts als die Bloffs, unweit eines Morastes. Im Sommer 1820 entstand eine bösartige Epidemie, welche in succesivem Anschwellen der Glieder bestand, von den hiesigen Aerzten Erdscorbut genannt und nicht ergründet worden zu seyn scheint, auch über 300 Mann wegraffte. Die vorhergegangene Ueberschwemmung, die Nähe der Moräste und der

Gebrauch des ranzigen eingesalzenen Schweinefleisches mögen die Ursachen dieser Krankheit gewesen seyn. Die sehr romantisch liegenden, mit schroffen Abhängen gegen den Strom abgedachten Hügel wurden als eine passende Stellung für die Militärposten auserkoren, und das Fort erhielt 1820 den Namen Atkinson. Die Lage dieses Etablissements war sehr gut, unter 41° 17′ nördlicher Breite, in einer von der Luft frei bestrichenen Gegend gewählt, die das angrenzende Land über 1000 Schritte, sowie den Missoury, der hier nicht breit ist, vollkommen beherrscht.

Das Fort selbst war ein Viereck, dessen Seiten jede 200 amerikanische Yards lang waren, und bestand aus 8 Blockhäusern, deren immer zwei an jeder Seite sich befanden. Das Fort hatte drei Thore, und nach der Wasserseite nur einen unter den hier zusammenhängenden Häusern gehenden Durchgang. Jedes Haus bestand aus 10 Zimmern, und hatte 25′ Breite bei 250′ Länge. Die Häuser dachen sich nach innen ab und haben die Fenster und Thüren nach innen. Nach hinten hatte jedes Zimmer eine 10′ lange Schießscharte. Der innere Hof war ein großer viereckiger Rasenplatz, in dessen Mitte als Centrum das steinerne Pulver-Magazin stand. Um das Fort in einer Entfernung von 50 Schritten geht ein Zaun mit drei Thoren. Ausserhalb des Forts an der Nord-West-Seite lag das etwa 50′ lange Berathschlagungshaus, aus einem Saal und einem Zimmer bestehend, worin der Agent der Regierung mit den Deputationen und Chefs der Indier unterhandelte.

Auf der Nord-West-Seite des Forts standen mehrere kleine Häuser, für die Vorräthe der Artillerie bestimmt, und der Büchsenmacher hatte daselbst seine Handwerksschmiede. Die übrigen Gebäude, die um das Fort herumstanden, lagen am Ufer des Missoury unterhalb desselben. Es waren nämlich die Laden (store) für die persönlichen Bedürfnisse des Etablissements; ferner die Bäckerei, die Schmiede und das Haus für die Tischler und Zimmerleute.

Auf der Südseite war eine Mahl- und Brettmühle, welche durch Ochsen getrieben wurden und für die Gegend vollkommen eingerichtet genannt werden konnten. Ein Magazin, aus drei Stockwerken bestehend, das unterste für geistige Getränke, das zweite für Salzfleisch, das dritte für trockene Hülsenfrüchte. Ein anderes Magazin in zwei Stockwerken enthielt alle Bedürfnisse in Material- und Eisenwaaren, welche zur ökonomischen Einrichtung des Forts nöthig waren. Die ökonomische Betriebsamkeit um das Fort war ausgezeichnet. Ein bedeutender Strich Landes längs des Missoury, im Süden vom Fort, durch eine Hügelreihe von den Steppen getrennt, in herrliches Gartenland verwandelt; die schönsten europäischen Gemüse prangten daselbst. In vorzüglicher Güte fand ich den Weißkohl, unsere Bohnenarten, Gartenzwiebeln und Melonen.

Die Wassermelonen besonders erreichen in dieser Gegend eine vorzügliche Güte und Größe. An den Rändern der Gärten zogen die Soldaten die italienische Fahren-Hirse, deren Büschel wie im südlichen Europa zu Besen benutzt werden. Große Welschkorn- und Weizenfelder umgaben das Etablissement, sowie einige Maierhöfe, in welchen vieles Vieh gezogen wurde. Die schönen Steppen mit ihren herrlichen Gräsern beförderten die Pferdezucht sehr, und das Heu für den Winter ist vortrefflich. Die Ansicht der Regierung überhaupt, was militärische Posten betrifft, ist recht vernünftig, weil sie nicht nur den Soldaten gut bezahlt, kleidet und nährt, sondern auch strenge Arbeitsamkeit von ihm fordert. Die amerikanischen Militär-Etablissements sind als ein Vereinigungspunkt großer Industrie anzusehen, und versorgen sich mit allen Bedürfnissen im Ueberflusse selbst, die rohen Materialien, z. B. Tuch, Leinwand und Lederzeug, natürlich ausgenommen. Ihre Handwerker sind zum Theil sehr geschickt und verfertigen die schönsten Arbeiten. In Betreff der Alimente mußten noch im Jahr 1823 Salzfleisch und Branntwein angeschafft werden; im nächsten Jahr aber bedurfte die Besatzung auch dessen kaum mehr, indem die ausgebreitete Viehzucht hinreichte, das ohnehin ungesunde Salzfleisch zu ersetzen, und eine neuangelegte Brennerei den nöthigen Branntwein bereiten konnte.

Die militärische Ordnung ist in den Vereinigten Staaten gut, der Dienst strenge, aber mäßig. Die Rationen in den Cantonirungen sind für Offiziere und Soldaten gleich, nämlich $^3/_4$ Pfund Rindfleisch, $^3/_4$ Salzfleisch; monatlich 1 Gallon Whisky, Gemüse in überflüssiger Menge, als Ertrag der Gärten in unbestimmter Zahl. Die in den Werkstätten arbeitenden Soldaten erhalten immer eine doppelte Ration Branntwein.

Der Geist des Offizier-Corps war hier ebenfalls gut, und sämmtliche Mitglieder desselben äusserten stets die größte Achtung für die gut organisirten Kriegsheere Europa's. Die Compagnieen sind Cadres von 40 Mann. In dem Fort Atkinson standen für gewöhnlich 10 Compagnieen. Bei meiner Ankunft fand ich Herrn O'Fallon beschäftigt, mit einigen Häuptlingen der Otos zu verhandeln, auch hatte sich der sonderbare Fall ereignet, daß durch das merkwürdigste Abenteuer eine Gesellschaft Jäger aus Montreal in Canada, meist Irokesen und Mestizen, von einem Jagdzuge aus den westlichen Gebieten bis zu den Council bloffs gezogen waren, um den Schutz der nordamerikanischen Regierung anzusprechen. Diese Jäger nämlich, welche zu den unerschrockensten Leuten des nordamerikanischen Festlandes gerechnet werden, hatten mehrere Jahre schon den St. Laurenzfluß verlassen, und, etwa 30 Mann stark, mit ihren Familien, nach Brauch indischer Jäger oder Biberfänger (trappers), eine Expedition nach dem Westen an die Quellen der Suskatshewan und den Rocky mountains unternommen, woselbst der Biberfang noch sehr einträglich

ist. So lange diese Leute auf englischem Gebiete jagten, ging Alles gut, einmal aber in die Demarkations-Linie der Vereinigten Staaten gekommen, wurden sie von den Raben- und Chayenne-Indiern überfallen und mußten ausser mehreren Todten auch noch einige Weiber und Mädchen im Stiche lassen. Um nun zu deren Besitz zurückzukommen, unternahmen die Irokesen den höchst gefährlichen Marsch bis zu den Bloffs, der ihnen auch nach manchem blutigen Kampf mit den Indiern gelang. Der Intendant nahm sich dieser wackern Leute auf das Beste an und versprach ihnen alle mögliche Hülfe. Ich werde im Verlauf meiner zweiten Reise Gelegenheit finden, diesen Gegenstand nochmals zu berühren.

Am späten Abend verließ ich das Fort, nachdem ich noch alle Anstalten zu meiner weitern Reise getroffen hatte, deren Vorbereitungen, da solche zu Lande geschehen sollte, Herr O'Fallon zu übernehmen so gütig gewesen war. Die Hitze, welche den Tag über ausserordentlich drückend gewesen, hatte sich durch die Schatten einer dunkeln Gewitternacht unmerklich gemildert, und ich war genöthigt, auf einem engen, von dichtem kaum durchdringlichen Gebüsch begrenzten Fußwege meinen elenden Klepper an der Hand zu führen. Um Mitternacht erreichte ich endlich die Faktorei sehr ermüdet und von Ungeziefer beinahe aufgezehrt. Meine Ankunft erregte ein großes Getümmel unter den Indianern, welche bei der Niederlassung lagerten und welche, durch die Hunde aufgeweckt, zu den Waffen griffen. Diese Indier lebten in einer ewigen Furcht vor einem Ueberfall von Seiten einer Jenkton-Sioux-Bande, welche in der Gegend umherstreifen und die Todfeinde der Ayowas sind. Ihre Furcht war auch nicht ganz ungegründet, denn den folgenden Tag versuchten es einige junge Leute von den Jenktons, sich in das Lager zu schleichen, durchschwammen in dieser Absicht den Strom und versteckten sich auf einer flachen Stelle dicht am Ufer. Zufällig wurden sie entdeckt und durch einige Schüsse vertrieben.

Mit vieler Mühe brachte Herr Robidoux ein paar taugliche Pferde für mich auf, welche mit einigen Mauleseln hinlänglich schienen, um mehrere hundert Meilen durch die Steppen zu wandern. Da die Pferde und Saumthiere den ganzen Sommer über an die Waide gewohnt, und selbst die kurzen und niedern Savanengräser sehr nahrhaft sind, so halten die Thiere gewöhnlich auf der Reise gut aus und werden auf Märschen oft fetter als in der Nähe der Niederlassungen, wo man aus Furcht vor den Indiern, welche die Pferde stehlen, dieselben nicht weit austreiben kann, und die Wiesen abgegraset sind.

Zu meiner Begleitung miethete Herr Robidoux zwei Individuen, der eine, Rodger, genannt Bell, dessen ich in dem vorigen Kapitel schon erwähnt, und der andere ein Mestize und firmer Jäger, Monbrun, auch

la Malice genannt, ein finsterer Kerl von echt indischer Natur, aber muthig und treu, der, was selten unter diesen Leuten ist, die Indianer nicht fürchtete, und von den benachbarten Stämmen geachtet wurde.

Den 9. August, gegen Mittag, verließ ich das Fort der Otos. Diesmal schlug ich einen etwas weitern, aber bequemern Weg ein, weil ich fürchtete, daß die ohnehin muthwilligen Saumthiere mein Gepäck verderben könnten; besonders nachdem diese Maulesel oder Packpferde eine Zeitlang auf der Waide gelaufen sind, sind sie äusserst widerspenstig, und der Reisende hat alsdann viel Noth mit ihnen. Dies ist auch die ewige Klage der Naturforscher, die bei ihren Expeditionen auf diese Weise ihre besten Instrumente und Sammlungen einbüßen. Für mich waren die Leute, welche die Lastthiere zu verpflegen hatten, sowohl als die Thiere selbst eine unversiegbare Quelle von Aergerniß, weil sie ewige Hindernisse in der Fortsetzung der Reise veranlaßten, worauf ich im Verlaufe meiner Erzählung häufig zurückkehren werde.

In der Hoffnung, einen bessern Weg zu finden, sah ich mich dennoch getäuscht, denn an vielen Orten führte er durch hohes Gesträuch, von Wein- und Schlingpflanzen durchrankt. Alle Augenblicke mußte ich halten, da eines oder das andere der Thiere seine Last abgeschüttelt hatte. Die Anhöhen, welche den Strom von den Grasebenen scheiden, sind oft über 400 Fuß hoch und sehr steil. Der Weg führte mich am Abhange derselben bis zu einer Stelle, wo sonst eine Niederlassung stand, welche nun aber ganz wüste geworden war; und nur ein zerfallener Zaun und wildwachsendes Welschkorn verriethen den frühern Anbau. Ueberall war der Graswuchs üppig und manche schöne Pflanze entwickelte sich in voller Blüthe. Ein kleiner beinahe ausgetrockneter Bach mit schlammigem Bette, in welchen die Pferde bis an die Kniee sanken, hielt mich abermals auf. Drohende Gewitterwolken verfinsterten die Atmosphäre und nur mit Mühe erreichte ich die Bloffs. Es erhob sich ein entsetzlicher Sturm und mehrere Stunden lang entlud sich eines jener schrecklichen Gewitter, von denen man in Europa sich schwerlich einen Begriff machen kann. Es folgte Blitz auf Blitz und der Donner hörte nicht auf, zu rollen. Dabei stürzte das Wasser mehrere Stunden in Strömen und drohte die niedrigen Gegenden zu überschwemmen. Die Pferde sowohl als das Rindvieh, welche sich auf der Waide befinden, ahnen die Gefahr, welche solche Naturscenen darbieten, und heerdenweise sieht man sie beim Anrücken der Gewitter auf hohen und geschützten Plätzen ihre Zuflucht suchen. Diese Bemerkung machte ich selbst später an den amerikanischen Auerochsen, welche die nämliche Vorsicht beobachten. Das Pferd, welches ich für meinen Jäger bestimmt hatte, fand sich so elend, daß ich es zurückschicken mußte; doch durch die Gefälligkeit der Offiziere konnte ich es durch ein besseres ersetzen. Die Preise der Pferde sind auf den Council bloffs um

das Doppelte höher als in St. Louis, und in den Faktorieen des obern Missoury beinahe nicht zu erhalten, schlechte indianische Klepper ausgenommen, die gewöhnlich keine Strapazen aushalten können. Die bessern Pferde werden von den Indianern selbst nur für übertriebene Preise überlassen, daher die Reisenden viel besser thun, sich in St. Louis mit Pferden zu versorgen. Ich bereute es später sehr, den Rath meiner Freunde nicht befolgt und die ganze Reise von St. Louis aus zu Lande gemacht zu haben. Dadurch hätte ich meine Excursionen bis zu den Rocky mountains ausdehnen können und würde der langweiligen Fahrt auf dem Missoury überhoben gewesen seyn. Als ich 7 Jahre später selbst mitten im Winter St. Louis verließ, hielt, trotz der strengen Jahreszeit, ein Theil meiner Pferde die ganze Reise aus.

Mittags den 10. August verließ ich die Bloffs. Der Weg führt durch die Steppen, die hier viele hohe Gräser ernähren; doch ist das Land hügelreich mit sanften Abhängen. Etwa 4 englische Meilen von den Council bloffs stieß ich auf die Quellen des kleinen Schmetterling-Flusses (Butter-fly-creek). Dieser Fluß enthält nur seichtes Wasser, und die Pferde sanken bis an den Leib in den schlammigen Grund. Eine andere, zwei Meilen weiter liegende Quelle desselben Baches war ganz ausgetrocknet. Auf der Höhe eines Bergrückens erblickte ich bald darauf den Elkhorn-Fluß. Ich folgte einer Hochebene, und erreichte den Elkhorn, von den Creolen Corne de cerf genannt, in einer recht pittoresken Gegend. Das linke Ufer desselben ist von Kalkfelsen begrenzt, deren Gipfel durch Bäume und Buschwerk bedeckt erschienen. Das linke Ufer breitet sich in eine tiefliegende Ebene (Prairie) aus, welche sich bis an den Flachen Fluß, oder la Platte, hinzieht. Mehrere Rothhirsche (Cervus mayor, *Say*.) ergriffen die Flucht. Ich ließ die Pferde und das Gepäck über den Fluß setzen, dessen klares Wasser trotz des vorangegangenen Ungewitters nicht sehr angeschwollen war. Da es spät am Abend war, so machte ich Halt und ließ unser Lager am Rande des Flusses aufschlagen. Trotz dem, daß es in der Nacht kühl wurde, plagten uns dennoch die Mousquiten ausserordentlich, und verließen uns selbst am Morgen bei einem starken Thaue nicht. Eine kleine Wolfs-Art, von Herrn Say Canis latrans genannt, kam häufig des Nachts bis dicht an mein Lager, und quälte mich durch ihr widriges und klägliches Geheul. Dieses Raubthier ist ein echter Schakal, welcher die Lebensart und Gewohnheiten seines Genossen in der alten Welt theilt. Obgleich dieser amerikanische Schakal nicht in so großen Haufen erscheint wie die Schakals im Morgenlande, so ist er dennoch sehr verbreitet und viel kühner als die größern amerikanischen Wolfsarten. Diese Thiere stehlen mit der größten Gewandtheit alle Gegenstände, deren sie habhaft werden können. Sie ziehen den Caravanen der Amerikaner sowohl wie

den indischen Lagern nach, sind immer im Gefolge der großen Heerden von wilden Bisons, und zeigen wenig Furcht vor den Menschen. Da ihr Pelzwerk nichts nütze ist, so wird dieser Wolf wenig verfolgt, und man sieht sie nur in solchen Gegenden selten, wo es kein Wildbret gibt, und wo es ihm an Nahrung gebricht, die hauptsächlich in den Ueberbleibseln solcher Thiere besteht, welche von den Jägern und Indianern erlegt worden sind. Ich habe eine treue Abbildung dieses früher unbekannten Wolfs entworfen, um solche zu seiner Zeit mit den übrigen naturhistorischen Gegenständen bekannt zu machen.

Am folgenden Morgen ließ ich mit Tagesanbruch aufbrechen. Wir hielten uns längs des Flusses und mußten durch sehr hohes Gras reiten. Mehrere kleine Seen und Moräste lehnen sich an den Fluß. Diese stagnatilen, mit dem Schilfe einer Typha bewachsenen Gewässer waren durch unzählige Wasservögel bevölkert, von denen ich nur Anas americana, A. boschas, A. sponsa und Mergus cucullatus anführen will. Ich sah auch den Calumet-Adler (Aquila imperialis, *Temm.*), dessen schöne Schwanzfedern bekanntlich den Indiern zur Zierrath dienen, und den Falco ulliginosus, *Edw.* Diese Sumpfweihe scheint in Amerika sehr verbreitet zu seyn; ich fand sie in den sumpfigen Gebieten des tropischen Amerika eben so häufig wie im Norden, und selbst in den verschiedensten Jahrszeiten, ja mitten im Winter in hohen Breiten. Die Fläche des Wassers wurde durch die Blätter einer Nymphaea, eines Potamogeton und einer breitblättrigen Sagittaria bedeckt. Ich ritt ungefähr zehn englische Meilen längs des Elkhorn und gewann nachher eine Hochebene, deren kurze und krause Gräser eine Höhe von kaum 3 — 4 Zoll erreichten. Von einer Anhöhe herab konnte ich nun das Dorf der Otos-Indier erblicken. Es lag am Flachen Fluß, dicht unter einer schroffen Anhöhe, welches aus Lagern eines weißen, kreidehaltigen Kalksteines bestand. Zu Mittag lagerte ich einige Stunden an einem beinahe ausgetrockneten Bache, la Petite prune *) genannt, unter dem Schatten einiger Bäume. Eine weite Hochebene erstreckte sich vor meinen Augen in einer Richtung von West zu Nord. Gegen Abend stieß ich auf die ersten Antilopen, Von den französischen Creolen Cabril auch Cabris genannt. Aus dieser schönen Art der weitläufigen Gemsen-Familie hat Ord mit allem Recht das Geschlecht Antilocapra gebildet. Unter allen mir bekannten ziegenartigen Thieren ist diese amerikanische Steppen-Gemse wohl das einzige, dessen Hörner gegabelt erscheinen. Die Hörner, welche übrigens dem weiblichen Geschlechte gänzlich fehlen, sind an der Basis des Hornstockes bei allen Böcken mehr oder weniger stark geperlt. Nach dem zweiten Jahre

---

*) Von den wilden Pflaumen, die an seinen Ufern wachsen.

zeigt sich einige Zoll aufwärts eine nach vorne gerichtete Spitze, welche zuletzt mehrere Zoll Länge einnimmt, während das übrige Gehörn sich, wie bei den wenigsten Antilopen, nach innen krümmt. Die Hörner selbst sind dunkel schwarzgrau, und erreichen oft die Länge von einem Schuh und mehreren Zoll. Das Fell der Steppen-Gemse ist auf dem Rücken im Sommer dunkel braungelb, der Unterleib glänzend weiß, der Spiegel gelblich. Ueber Kopf und Stirn zieht sich längs der Augen bis über die Nase ein dunkler Streif. Die Schaalen an den Füßen gleichen denen unserer Ziegen und sind stumpfer als bei den andern Antilopen. Die Zähne zeigen keine Verschiedenheit im Allgemeinen mit den übrigen Antilopen. In der Größe steht sie in der Mitte zwischen dem Tannhirsch und dem Reh, variirt aber nach Alter und Geschlecht sehr. Smith gibt dieser Antilope den Namen Discranoceros furcifera, und Cuvier stellt sie zwischen den Aegonoceros, *Sm.*, und Tetraceros, *Leach.* Ich halte die Benennung Antilocapra americana für passender, da der Kopf und die Schaalen sie an die Ziegen reihet, ihre Lebensart aber die der Antilopen ist. Wenige Thiere der Schöpfung zeigen so viel sonderbare Eigenschaften in ihrer Lebensart als der Cabril. Kein Thier in der Welt ist so neugierig und stürzt sich so muthwillig in Gefahr. In solchen Gegenden, wo sie nicht einer immerwährenden Verfolgung ausgesetzt sind, nähern sie sich einem jeden ihnen auffallenden Gegenstand, und eilen beim Anblick von Pferden und Menschen gerade auf sie los, und selbst wenn sie erschreckt werden, kehren sie dennoch mehrere Male zurück und schmählen beinahe wie ein Reh. Kein Thier hat mir auf meinen Reisen mehr Unterhaltung gewährt, als diese harmlosen Gemsen, denen übrigens die Indianer, da ihr Fell wenig Werth hat und ihr Fleisch kaum dem einer Ziege gleicht, nur im Nothfalle nachsetzen. Selbst da, wo durch Jäger und Pelzhändler der Cabril beunruhigt wird, ist es ein Leichtes, ihrer habhaft zu werden, indem die Jäger an Stellen, die von den Gemsen besucht werden, sich verstecken und einen rothgefärbten Stock oder sonstigen auffallenden Gegenstand in einiger Entfernung von sich hinstellen. Hat der Schütze guten Wind und die Gemse wird den Gegenstand gewahr, so eilt sie sogleich darauf zu, und wird selbst wenn sie gefehlt wird, wieder zurückkehren.

Ein kleiner Fluß, la Mauvaise rivière, the bad creek genannt, kostete viele und wiederholte Mühe, um die Pferde und Maulesel durchzubringen. Ich selbst sank bis unter die Schulter in den Schlamm, da ich mich unvorsichtig an einer trügerischen Stelle in den Fluß gewagt hatte, und wurde nur mit Mühe herausgezogen. In der Furth, welche von den Indianern zum Durchführen ihrer Klepper benutzt wird, und welche wir als die einzige mögliche erachteten, fanden sich die Gerippe daselbst versunkener Pferde und Maulesel. Ausser dem Eau qui court,

Running water, einem der größeren dem Missoury zollbaren Flüsse, habe ich kein fataleres Wasser als die Mauvaise rivière gefunden, die doch ein an sich ganz unansehnlicher Fluß ist, welcher nach einem Laufe von wenigen Stunden in den Elkhorn mündet. Wir lagerten hier über Nacht aus Mangel an Wasser an einem andern Platze, und wurden von Mousquiten, welche vorzugsweise schlammige Gewässer lieben, ganz erbärmlich zugerichtet. Ich ließ, um dieser Qual zu entgehen, den 12. August sehr zeitig aufbrechen, welches um so nöthiger war, weil die Hitze unerträglich wurde, und wegen der trockenen Steppe eine sehr lange Tagreise bis zum großen Dorfe der O-mahas am Elkhorn gemacht werden mußte. Der Weg führte durch die ödeste Gegend, welche nur ein Steppenland aufbieten kann, und wir sahen, wegen der allgemein herrschenden Dürre, kein lebendes Wesen, ausser einigen Brachvögeln, *) die hier, wie in allen Steppen des westlichen Amerika's, gemein sind. Haufen von Fringilla pecoris umschwärmten die Pferde und waren so wenig scheu, daß sie sich in meiner Nähe auf die Saumthiere setzten, um das Ungeziefer aufzufressen, welches diese bedeckte. Es fanden sich auch ähnliche ganz aschgraue Vögel ein, welche ich für die Jungen im ersten Kleide hielt. Da diese aber noch viel vertrauter waren, auch einen andern Flug zeigten, so war ich beinahe geneigt, sie für eine eigene Art zu halten. Uebrigens ist Fringilla pecoris, welche von den Naturforschern auch zu den Webern und Ammern gerechnet wird, ein Zugvogel, der im Winter den hohen Norden mit dem südlichen Theil der Vereinigten Staaten vertauscht und sich in seinem Fluge den Schwalben, in seiner Lebensart den Staaren nähert. Die alten Männchen sind vom schönsten Schwarzbraun mit Stahlglanz, und das Weibchen ist hellbraun. Die Amerikaner nennen sie Cow-bird, Kuhvogel, und Wilson liefert uns eine vortreffliche Abbildung und lange Beschreibung dieses Vogels, welcher eines der Glieder der großen Familie amerikanischer Hordenvögel bildet.

Die Hitze des Tags stieg bis 31° Reaumur und wurde für Menschen und Thiere unerträglich. Gegen 5 Uhr Abends erreichten wir ganz erschöpft einige Sandhügel, die etwas kümmerliches Gesträuch ernährten. An ihrem östlichen Abhange waren zwei tiefe, mit klarem Wasser angefüllte Löcher, deren Ränder mit Sumpfpflanzen bewachsen waren. Vom Gipfel dieser Höhen erblickte ich den Elkhorn in einer ausgebreiteten Wiesenfläche, welche ganz überdeckt war mit Schädeln und Gerippen von Auerochsen, die damals die Gegend im Winter noch häufig besuchten. Seither haben sich diese riesenhaften Bewohner der Steppe immer weiter zurückgezogen, und der Ponka oder selbst der Weiße Fluß (White River) mögen wohl

*) Calidris (Tringa) Bartromia und Rufa, *Wilson*.

jetzt ihrer geographischen Vertheilung längs des Laufes des Missoury Grenzen setzen, die immer weiter nach Norden und Westen zurückgeschoben werden, je mehr die Nachfrage nach dem kostbaren Pelzwerk dieser Thiere und die Vertilgungswuth der das Land durchstreifenden Jäger ihre Zahl vermindern mußte. Mein Jäger, welcher sich schon seit meiner Abreise von den Council bloffs unwohl fühlte, erkrankte, durch Hitze und Müdigkeit erschöpft, an diesem Tage völlig, und es zeigten sich alle Symptome eines nervösen und gastrischen Fiebers. Ein kleiner Fluß, der von Süden nach Westen in den Elkhorn strömt, und in dem wir unsre ermatteten Thiere tränken wollten, war ganz versiegt, so daß wir nur mit der größten Anstrengung die Ufer des Elkhorns erreichen konnten. Wir hatten an diesem Tage, trotz des Wassermangels und einer unerträglichen Hitze, gegen 30 englische Meilen zurückgelegt. In der Nacht aber überzog uns ein gewaltiges Gewitter, dessen Vorbote ein Orkan war, welcher mehrere Stunden aus Südost wehete. Plötzlich brach der Wind ab; nun stürzte der Regen in Strömen, drückte das künstliche Dach, welches meine Leute verfertigt hatten, zusammen und überschwemmte uns mit Wasser. Mein Zelt hatte der Sturm schon umgerissen und es wurde von dem Wasser fortgeschwemmt, welches auch alle Gegenstände mit sich riß, die nicht durch ihre Schwere aufgehalten wurden. Am meisten bedauerte ich die Lage meines deutschen Dieners, welcher im stärksten Fieberparoxismus unfähig war, sich aufzuraffen, und daher im allgemeinen Aufruhr, den die Elemente verursacht hatten, und in der entsetzlichen Finsterniß, welche alle Gegenstände verhüllte, geringe Hülfe erhalten konnte. Der anbrechende Tag beleuchtete die Zerstörung, welche das Wetter angerichtet hatte. Riesenförmige Pappeln, die den Elkhorn beschatteten und sich längs des Dorfes der Omahas hinzogen, lagen theils vom Orkan, theils vom Blitz zerschmettert, umgeworfen oder zersplittert am Boden. Der Fluß hatte sich in einen Strom verwandelt, und die Erdhütten des im Sommer verlassenen Dorfes der Indianer standen unter Wasser. Da die Indianer im Frühjahre Welschkorn, Kürbisse und Wassermelonen aussäen, um solche im Herbste bei ihrer Wiederkehr von der Jagd einzusammeln, so war vorauszusehen, daß das greuliche Wetter große Verwüstungen angerichtet haben werde. Dies war aber nicht der Fall, denn die Indianer sind so geschickt in der Auswahl der einzelnen Ländereien, und so sehr gewöhnt an solche Unwetter, daß ihren Feldern selten ein Unglück widerfährt. Es ist merkwürdig, daß selbst feindliche Parteien, die wechselseitig die Niederlassungen der Indier im Sommer durchstreifen, die Anpflanzungen ihrer Feinde als Heiligthum betrachten, und diese sich eines wechselseitigen Schutzes erfreuen, eine nothwendige Politik, von der die Erhaltung der ohnehin so sehr im Abnehmen begriffenen Stämme nothwendig abhängt. Mit vieler Mühe rafften meine Leute unsere Habseligkeiten

zusammen, und trockneten diese so viel als möglich. In der Nacht hatten sich die Pferde und Maulthiere verlaufen, und mußten mit Mühe zusammengetrieben werden. Erst um 9 Uhr fanden es meine Leute möglich, den Elkhorn zu durchwaten, der übrigens in der Nähe des Dorfes der O-mahas sehr flach ist. Hätte das Regenwetter noch einige Zeit fortgedauert, so wäre es unmöglich gewesen, an diesem Tage hinüberzusetzen, und ich fühlte offenbar den Mißgriff, den ich begangen hatte, den Rath des Monbrun nicht befolgt zu haben, welcher, trotz des langen Marsches, noch am Abend des vorigen Tages den Uebergang machen wollte. Ich benutzte den Morgen, die Hütten der Indianer zu besichtigen, in welchen sich noch hin und wieder Geräthschaften befanden, welche die Indianer zurückgelassen hatten. Die Hütten selbst sind von verschiedener Größe, doch meist so, daß sie mehrere Familien bequem enthalten können, und von runder Bauart, eine Halbkugel über dem Boden bildend, aus langen gekrümmten Stangen zusammengesetzt, welche durch ein Flechtwerk von Weidenruthen verbunden und mit einer hohen Erdschicht überworfen sind. Der Grund dieser Hütten ist 2 — 3 Fuß tief ausgegraben und mit einer Schichte harten Thones ausgelegt. Rund um den innern Raum der Hütten befinden sich erhöhte Schlafstellen von Flechtwerk, welche mit ziemlich gut gearbeiteten Matten ausgelegt sind und Aehnlichkeit mit den Schlafstellen in den Kajüten der Schiffe haben. Mitten in der Bedeckung der Erdhügel befindet sich eine Oeffnung, durch welche der Rauch durchziehen kann, und unter derselben eine Einrichtung zum Aufhängen der Kochkessel. Die Thüre, welche bei allen Hütten gegen Süden liegt, ist nichts als ein rundes Loch, durch welches man gekrümmt durchkriechen muß. Auf ihren Jagdzügen bedienen sich die Indianer lederner Zelte von gegerbten Büffelhäuten, welche die Gestalt eines Zuckerhuts haben, 8 — 20 Personen nothdürftig beherbergen und durch drei ineinander greifende Stangen befestigt werden. Diese oft 20 Schuh langen Stangen müssen die Indianer wegen Mangel an Holz mit sich schleppen, welches auf ihren nomadischen Zügen viel Unannehmlichkeiten verursacht. Ich fand noch in den Hütten einige an sich werthlose Gegenstände, die ich für vergessen hielt und gern mitgenommen hätte. Monbrun aber, der mich begleitete, ließ es nicht zu, und sagte mir, alle zurückgelassenen Gegenstände wären Ua-kan, wodurch ihnen das Gepräge der Unverletzbarkeit mitgetheilt würde; so sind die Felder, die Gräber und manche symbolische Zeichen der sehr abergläubischen und für Prädestination eingenommenen Indier Ua-kan, oder verzaubert. Dieses geschieht durch ihre Priester oder Gaukler, welche die Vorurtheile und den Aberglauben der Indianer sehr wohl zu benutzen wissen, und durch den mystischen Schleier, den sie über ganz natürliche Gegenstände ziehen, und durch wenige oberflächliche Kenntnisse in der Heilkunde, oder

Voraussagung wahrscheinlich zutreffender Ereignisse das Gemüth der Indianer so zu umspinnen wissen, daß diese nichts ohne den Rath dieser Bonzen zu unternehmen wagen. Auch bilden sie eine eigene Kaste, deren Lebensart sich völlig von der der übrigen Indianer unterscheidet. Sie führen ein faules, sorgenloses Leben, nehmen weder Theil an der Jagd noch am Kriege, lassen sich mit den besten Bissen füttern, und rauchen den ganzen Tag ihren Kinik-kinik, oder indischen Tabak, der das nothwendigste Aggrediens für ihre Zaubereien und Beschwörungen gegen die bösen Geister seyn soll.

Da die Gebräuche der Völker so viele Analogieen zeigen, so bemerke ich noch, daß namentlich bei den nordwestlichen Völkerschaften das Uakan in einem oft sehr ausgedehnten Sinne gedeutet wird, und hier mit dem Tabu der Bewohner der Sandwich- und Washington-Inseln große Aehnlichkeit zeigt. Die sonderbaren Gebräuche, welche ich bei der Bestattung der Todten bei den Mandanen, Großbäuchen und Assiniboinen beobachtet habe, erinnern ebenfalls an die Morays der Bewohner des stillen Oceans, worauf ich im Verlaufe meiner zweiten Reise zurückkommen werde.

Als das Wetter klar wurde, bevölkerte sich die Umgegend des Dorfes durch zahlreiche Vögel, welche eine durch Bäume bekleidete Gegend mitten in der Steppe, gleich einer Insel im Ocean, belebten. Die kahle Steppe bietet nur wenigen Luftbewohnern Nahrung dar, höchstens solchen, welche von Heuschrecken und andern Insekten leben. Auch haben sie dort keinen Schutz gegen Raubvögel und kein Wasser. Ausser Sängern, Ammern und Fliegenschnäppern erblickte ich große Haufen vom Cassicus phoeniceus, der den Maisfeldern nachstellte, die Fringilla caudacuta, *) den Tyrannus rapax, T. ferox, welchen Wilson unter dem Namen Muscicapa crinita aufstellte, ferner Vireo gilvus u. s. w. Diese Vögel werden ihrerseits von mehreren Falken verfolgt, unter denen ich Falco columbarius, F. hyemalis, und F. sparverius bemerkte. Wir waren kaum aus dem Dorfe heraus, als vier Indianer völlig nackt mit Bogen und Pfeilen auf uns zu kamen. Meine Begleiter hielten sie für Sioux und sprangen von den Pferden. Dies machte die Indianer stutzig und veranlaßte sie, freundschaftliche Zeichen zu machen, durch welche wir sie für O-mahas erkannten. Sie kamen freudig auf uns zu, schüttelten mir die Hände und erklärten, daß ein großer Theil der O-mahas von der Jagd zurückgekehrt sey, und ein Haufe in einer Entfernung von 9 Meilen lagern würde. Ein zweiter Haufe sey im Anmarsch auf das Dorf begriffen, und ein dritter, unter ihrem ersten Häuptling, dem Te-re-ki-ta-nau,

*) Emberiza oryzivora.

auch On-pan-tanga, der große Hirsch, the big elk genannt, sey zu den Pahnis *) gegangen. Die jungen Leute verließen uns darauf, kamen aber bald wieder, und brachten reife Wassermelonen und Maiskolben, welche gerade in der Milch waren, und alsdann ein sehr gutes Gericht geben.

Eine hohe Hügelreihe zieht sich in einer Entfernung von zwei Meilen längs des linken Ufers vom Elkhorn, und wird von diesem durch eine mit hohem Grase bewachsene Wiese getrennt. Es dauerte nicht lange, so erblickte ich eine Menge indianischer Krieger, alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, in kleinere Abtheilungen getheilt auf den Anhöhen und längs dem Flusse, welche die Gegend durchstreiften und den Vortrab des großen Haufens bildeten. Es waren meist junge Leute, welche zu diesem Dienst gebraucht werden, und nicht leicht findet man unter den indischen Vorposten einen angesehenen Krieger, da diese gewöhnlich im Centrum vereinigt reiten, um nöthigenfalls bei einem feindlichen Ueberfall sich dahin zu begeben, wo die Gefahr am größten ist, oder um die Marschcolonne, welche aus Weibern und Kindern, Greisen und dem Gepäcke besteht, zu decken.

Die Indianer sind bekanntlich Meister im kleinen Kriege, und da jede Nation eine Menge Feinde zählt, deren Kriegsparteien jeder Bewegung der indianischen Lager folgen, so werden ihre Märsche mit der größten Vorsicht geleitet, mit weit ausgedehnten Patrouillen umgeben und eine stete Verbindung der Vorposten und des Nachtrabs mit der Hauptcolonne unterhalten. Die O-mahas, die Ponkas, die Kanzas und Osagen, welche, wie ich schon früher erwähnte, zu einem großen Haupt-Stamme in frühern Zeiten gehörten und durch Gleichheit der Sprache mit einander verbunden sind, leben fortdauernd im Kriege mit sämmtlichen Stämmen der Sioux oder Dacotahs. Die Sioux sind als Feinde noch äusserst grausam, und äussern ihre Wuth selbst an wehrlosen Weibern und Kindern, während die andern Nationen letztere gewöhnlich nur zu Gefangenen machen. So barbarisch und oft mit raffinirter Grausamkeit gefangene Krieger gemartert werden, so wenig hart ist das Loos gefangener Kinder und Weiber, da sie gewöhnlich adoptirt und der Nation des Siegers einverleibt werden. Das unmenschliche Verfahren der Sioux theilen übrigens auch die Rikaras und Jupites oder schwarzfüßigen Indier, welche beide die wildesten und blutgierigsten Völker des nordamerikanischen Continents seyn mögen. Die O-mahas und Ponkas stehen gegen die Sioux in offenbarem Nachtheil, indem sie weit weniger Feuergewehre haben als letztere, und solche sich auch nicht so leicht verschaffen können, da ihre Jagdbeute geringer ist als

*) Dieser Name wird von den Anglo-Amerikanern Pawnees geschrieben.

die der Sioux, und von dieser offenbar der Reichthum der Indianer abhängt. Ich zählte innerhalb eines zweistündigen Rittes über 4 — 500 junge Leute, zwischen 12 und 18 Jahren, welche, zum Theil auch durch das halbreife Welschkorn, eine Lieblingsspeise der Indier, angelockt, ihrem Dorfe zuströmten; erst nach dieser Zeit kamen einzelne Haufen mit ihren Packpferden an. Die Männer trugen selten mehr als ihre Waffen, und waren meist zu Pferde, dagegen die Weiber und Mädchen große Päcke durch einen um die Stirne gezogenen Riemen trugen. Die Lastthiere waren sehr mager und übermäßig bepackt, da sie die ganze Jagdausbeute und große Päcke getrockneten Auerochsenfleisches zum Herbstvorrathe trugen. Die früher erwähnten Zeltstangen, 3 bis 4 an der Zahl, je nach der Größe des Zeltes, welche von den Creolen Loges genannt werden, hingen an den Seiten des Gepäckes und schleppten weit hintennach auf der Erde. Kleine Kinder lagen ganz oben auf der Ladung unbefestigt, ohne herunter zu fallen, in den sonderbarsten Stellungen.

Der zweite Häuptling der Omahas, Hui-ru-gnan, der Mann voll Muth (l'Homme de valeur) genannt, hatte sich am linken Ufer des Elkhorns gelagert, und ich sah, daß der größte Theil der Zelten um das seinige aufgeschlagen wurde. Schon früher habe ich bemerkt, daß nur ein Theil der Omaha-Nation zu ihrem Dorfe zurückkehrte; von diesen blieb ein Theil die Nacht bei ihrem Oberhaupte im Lager, während ein anderer noch das Dorf zu erreichen suchte. Als man uns ansichtig wurde, kam ein Indier zu Pferde herangesprengt. Es war ein alter Krieger, Namens Ua-bac-tie, vom Oberhaupte abgesendet, um uns höflichst einzuladen, in das Lager zu kommen; und als er durch die Dolmetscher erfahren hatte, wer ich sey, benahm er sich sehr ehrerbietig gegen mich. Ich ritt nun in's Lager und schlug mein Zelt dicht am Ufer des Flusses auf. Schon über hundert indische Jurten, jede zwei bis vier Familien enthaltend, fand ich daselbst vor; ihre Zahl wuchs aber gegen Abend bis auf das Vierfache. Hui-ru-gnan, nachdem er die tapfersten Krieger um sich versammelt hatte, empfing mich in seinem Zelte, die Friedenspfeife in der Hand. Er legte mir viele Fragen vor, verrieth einen sehr gesunden Menschenverstand und zeigte ein würdevolles Benehmen, welches ich von keinem Indianer erwartet hätte. Er bot mir zur Fortsetzung meiner Reise alle Hülfe an, die in seinen Kräften stand, und äusserte ein so lebhaftes Gefühl von Theilnahme, daß ich an seiner Freundschaft nicht zweifeln konnte. Auch hier machte ich abermals die Bemerkung, daß ein gewisser Grad von Höflichkeit dem Indianer eigenthümlich ist und daß diese Menschen in ihrer Bildung und im geselligen Leben viel weiter vorgeschritten sind, als man gewöhnlich annimmt. Hui-ru-gnan ist ein sehr großer dicker Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, von ruhiger Haltung und ungezwungenem Benehmen. Da er bemerkte, daß ich ermüdet

war, so bewog er mich, in mein Zelt zu gehen, und gab strenge Befehle, die heranströmenden Weiber und Kinder mich in meiner Ruhe nicht stören zu lassen. Er war emsig beschäftigt, für meine und meiner Leute Bewirthung zu sorgen, und versprach den Abend bei mir zuzubringen.

Ein Indier, Oa-schin ga-sa-bae, der schwarze Vogel (l'Oiseau noir) genannt, stellte sich vor mein Zelt und den Lagerplatz meiner Leute, erklärte Alles für ua-kan, und ergriff zuweilen sehr durchgreifende Maßregeln, wenn sich junge Leute oder Frauenzimmer, welche bei den Indiern sich sehr zum Diebstahl neigen, mir näherten. Dieser junge Krieger war der Sohn des größten Häuptlings der Omahas, welcher bis zu seinem Tode einen bedeutenden Einfluß über diese sowohl als die benachbarten befreundeten Stämme ausübte. Im weitern Verlaufe dieses Berichtes werde ich von dem alten Oa-schin-ga-sa-bae, welcher zur Zeit der Expedition der Herrn Lewis und Clarke das mächtigste Oberhaupt der Gegend war, Mehreres erwähnen. Sein Grabmal befindet sich an dem rechten Ufer des Missoury auf einem Berge, welcher von den Creolen la Butte de l'oiseau noir genannt wird. Sein Sohn war nach dem Tode des Vaters nach Washington gegangen, und gehört zu den ersten Indiern des höhern Missoury, welche dem Congresse vorgestellt worden sind. Er ist ein treuer Anhänger der Weißen, und jetzt der oberste Häuptling der Omaha-Nation geworden.

Nach Verlauf von einigen Stunden stellte sich Hui-ru-gnan mit vier Greisen ein, welche sein Gefolge bildeten. Ich schenkte ihm Tabak und bewirthete sie mit Kaffee, den die Indianer sehr lieben. Da mein Dolmetscher angekommen war, so fing ich an, Kleinigkeiten, besonders Waffen von den Indianern einzuhandeln. Die Bogen und Pfeile der Omahas sind vorzüglich gut, und ein Omaha durchbohrt mit seinem Pfeil den stärksten Bisonstier, wenn er ihn zu Pferde berennt. Die Nation der Omahas muß noch sehr volkreich seyn, denn obgleich ich schon mehrere Tausende von Indianern gezählt hatte, so zogen dennoch immer neue Haufen vorüber. Die Abtheilungen unter dem Hui-ru-gnan bildeten auch noch keineswegs die Mehrzahl der Völkerschaft, indem ausser jener Abtheilung, welche zu den Pahnis gezogen war, noch eine andere sich am Flusse Eau qui courre *) befand und dort mit den Ponkaras vereinigt war. Befreundete Nationen besuchen sich überhaupt häufig, und jagen gemeinschaftlich mit einander. Gegen Sonnenuntergang badeten sich die jungen Leute, ohne Unterschied des Geschlechts, vor aller Leute Augen. Sie fanden so wenig etwas Anstößiges darin, entblößt vor Fremden zu erscheinen, daß sie sich noch hinstellten und über unsere europäischen Kleider lachten. Die ganze Nacht hindurch stimmten die Indianer ihre Gesänge

*) Die Creolen nennen diesen Fluß Eau qui courre, welches rennendes Wasser bedeuten soll.

an, fröhliche sowohl als Todtenlieder; beide ein abscheuliches Geheul, in welches sich ihre Hunde und die Wölfe der Wüste mischten. Es gibt in der Welt nichts Gräßlicheres als diese kannibalischen Konzerte, die, von gewissen mechanten Instrumenten unterstützt, alle Nächte fortwähren. Bei den Nationen am höhern Missoury und den Rocky mountains, die ich mehrere Jahre später besuchte, wurden die Kriegs- und Todtenlieder ausserdem mit schrecklichen Martern und Verstümmelungen verknüpft, denen die Indianer sich unterwarfen, um die bösen Geister zu versöhnen.

Die Hunde der Urvölker Amerika's haben spitze Ohren und schlaffe Schwänze, und bilden eine eigene Art, so wie der Dingo der Südsee-Inseln; doch findet man natürlich auch viele gekreuzte Racen und Bastarde europäischer Hunde. Die Urrace dieser Hunde scheint von den Steppen-Wölfen herzustammen; sie heulen, bellen aber nicht, knurren und sträuben die Kammhaare, nähern sich still und beißen, besonders Europäer. Die Indianer müssen diese Hunde schon vor der Entdeckung gezähmt haben, und alte Indianer versicherten mich, von ihren Vätern gehört zu haben, wie sie Wölfe gezähmt hätten. Die Wölfe streichen auch den läufigen Hündinnen nach und erzeugen dadurch Bastarde, wie ich deren selbst gesehen.

Den 14. August machte ich früh Anstalten zur Abreise, auch waren schon vor Tages Anbruch die meisten Indianer aufgebrochen. Von 3 bis 400 Zelten stunden nur noch 5 auf dem Platze. Der Häuptling und mehrere angesehene Indianer kamen in mein Zelt, um Abschied zu nehmen, und verließen mit mir das Lager. Ein kleiner Fluß, Rivière des frènes genannt, mündet sich in den Elkhorn, unweit des Lagerplatzes; meine Reisebegleiter riethen mir, den Lauf des Flusses aufwärts zu verfolgen. Den Mittag nöthigte ein heftig einbrechendes Gewitter, welches zwei Stunden anhielt, meine Caravane, Halt zu machen. Des Nachmittags wurde die Luft kühl, und es erhob sich ein heftiger Wind aus Südost. Ein Ponka-Indianer, der mich begleitete, entdeckte am Abend einen Trupp Indianer, die er zu seiner Nation gehörig erkannte. Er ritt dem Haufen entgegen und kam in Begleitung dreier Männer nach Verlauf einer halben Stunde angesprengt. Unter ihnen befand sich ein Häuptling der Ponkas, Namens Ua-bac-tiè. Er ritt ein sehr schönes Pferd und lud mich ein, sein Lager zu besuchen, welcher Einladung ich auch Folge leistete. — Ich unterbreche den Faden meiner Geschichte, um einige Worte über die indischen Pferde zu sagen.

Alle Indianer westlich vom Missoury und Missisippi gehören zu den berittenen Stämmen. Die von den Spaniern nach Mexiko und Florida gebrachten Pferde verwilderten im Laufe der Zeit, und irrten in den Steppen und Wildnissen herum. Ein großer Theil der den Spaniern angehörigen wurde auch jährlich von den Indianern auf ihren Raubzügen gestohlen, welches Schicksal auch die französischen Colonisten der Nouvelle France oder Louisiana erfahren mußten. Da die Franzosen

aber Neu-Frankreich viel später bevölkerten als die Spanier Mexiko, und auch weniger Pferde besaßen, so haben die indianischen Pferde spanischer Race weniger Kreuzung des Blutes mit den von den Franzosen übergesiedelten Pferden der Normandie oder Picardie erlitten. Die indischen Pferde haben durch den langen Aufenthalt in einem fremden Welttheile, durch Nahrung und Lebensart, ihre Natur und Gestalt sehr geändert und gleichen der Mutter-Race wenig mehr. Beim flüchtigen Blicke möchte man sie mit den Steppenpferden des östlichen Europa verwechseln. Lang herunterhängende Mähnen, lange Hälse, starke, kurze Fesseln und ein gerader Rücken geben ihnen eine Aehnlichkeit mit den Pferden polnischer Race. Wahrscheinlich ist der Mangel an Veredlung durch Hengste von guter spanischer Zucht die Hauptursache, warum die Steppenpferde von der Stamm-Race so auffallend degenerirt sind. In Mexiko, wo die Pferdezucht mit großem Eifer betrieben und die edelsten Hengste zum öftern aus Europa übergeführt wurden, hat freilich der gute Pferdeschlag erhalten werden können, und hat sich zuletzt besser gestaltet, wie im Mutterlande selbst. Auch ist es nicht in Abrede zu stellen, daß in Mexiko jetzt bessere Pferde gefunden werden, als in Spanien, dessen sonst vortreffliche Pferdezucht in Abnahme gekommen ist. Hin und wieder findet man unter den indianischen Pferden edle Thiere von schöner Gestalt, doch sind diese selten und werden von den Indianern sehr hochgehalten, so daß es beinahe unmöglich ist, sie ihnen abzuhandeln. Im Allgemeinen sind die indianischen Pferde sehr ausdauernd und begnügen sich mit dem oft kümmerlichen Futter der Steppe. Im Winter müssen sie unter tiefem Schnee oft eine spärliche Nahrung hervorsuchen und das äußerste Ungemach ertragen; ja sogar, wenn die große Kälte die Indianer zwingt, die Steppe zu verlassen und sich an die Flüsse in den Waldungen, welche den Rand der Ströme bekleiden, zu lagern, müssen die Pferde sich mit der Rinde und den Aesten der Aspen und Weiden begnügen, oder Pferds-Farren (Equisetum) fressen. Im Winter sind daher die Pferde ungemein mager, erholen sich aber im Frühjahre schnell wieder. Es ist unglaublich, wie viel die Indianer mit ihren Pferden zu leisten im Stande sind, welche große Lasten diese Thiere tragen und welche weite Strecken in kurzer Zeit mit ihnen zurückgelegt werden können.

Die Indianer sind äusserst kühne und verwegene Reiter, welches sie namentlich auf ihren Jagden gegen den Bison bewähren, bei welchen gefährlichen Ritten man oft in Zweifel geräth, ob man dem Roß oder dem Reiter die mehrste Gewandtheit zuschreiben soll. Da sich der Indianer bei dem Gebrauche des Bogens und der Pfeile keiner Zügel bedienen kann, und das Pferd ganz sich selbst überlassen, auch dem Bison sich auf wenige Schritte nähern muß, so muß das Pferd ganz darauf abgerichtet seyn, neben dem oft gewaltigen und ergrimmten Stier dicht einher zu

laufen und einem jeden Angriffe dieses furchtbaren Gegners mit Schnelligkeit auszuweichen.

Ua-bac-tiè kam eben von der Jagd zurück, und hatte noch am Morgen Auerochsen gesehen; dies machte mich sehr ungeduldig auf den Anblick dieser colossalen Bewohner der Steppe, auf die ich mich schon lange freute. Ich hoffte nun in wenig Tagen auf Bisons zu stoßen, da mehrere große Heerden den Fluß Eau qui courre überschritten hatten, und selbst bis in die Nähe des Dorfes der Omaha und an den Elkhorn gerathen waren Der indische Häuptling schien mir ein sehr aufrichtiger, guter Mann zu seyn, wie überhaupt die Omahas und Ponkas die besten Indianer am Missoury seyn mögen. Diese zwei Völkerschaften, sowie die Mandanen hatten bis zur Zeit meiner ersten Reise noch nie einen Weißen erschlagen oder beraubt. Leider hat sich aber in neuerer Zeit der Charakter der Omahas und Ponkas verschlimmert, woran Mißgriffe Schuld seyn dürften, die freilich gegen Indianer oft nicht zu vermeiden sind, und welche der Handel und Austausch von Pelzwaaren, sowie die Abnahme der Jagd mit sich bringen müssen. Ich schenkte dem Ua-bac-tiè einige Kleinigkeiten Messer, Tabak u. s. w. und erhielt dafür einen schönen Bogen von Gelbholz, welche prächtige Holzart von den Indianern sehr hoch gehalten wird, und zu den edelsten Tischler-Hölzern gehören würde, wenn man sie durch den Handel verbreiten könnte. Der Baum, welcher das Gelbholz liefert, welches, übrigens röthlich, bei den Creolen Bois jaune genannt wird, gehört unter die Familie der Annoneen*) und wächst an den östlichen Abhängen der Cordilleren, zwischen dem 33 und 40° nördlicher Breite. Ich verließ das kleine Lager des Ponka-Häuptlings und ritt noch einige Stunden weiter, setzte über den Fluß des frènes und blieb über Nacht an dessen Ufer, unter einer Gruppe von Ahornbäumen. Dieser Ahorn war der Acer Negundo, aus dessen Saft ebenfalls ein guter Zucker bereitet werden kann. Jene Ahorn-Art erhebt sich bis hoch nach Norden, während der Zucker-Ahorn ein gemäßigteres Clima liebt. Ich fand dieselbe noch in der Nähe der Rocky mountains, woselbst die Waldformen schon häufiger werden und hin und wieder die Steppen verdrängen. In der Nacht fiel der Thermometer bis auf 4° + R. und ein heftiger Thau durchnäßte mich gänzlich.

Den 15. August führte der Weg durch unabsehbare Wüsteneien und in einer Richtung nach Nordwesten traf ich kein Wasser, selbst nicht in dem tiefen Bette eines Baches, den ich bei einbrechender Nacht erreichte. Erst als es ganz dunkel geworden war, gelang es dem Monbrun, etwas Wasser in einem Flusse zu entdecken, dessen Bett von hohen und beinahe kahlen Bergen umgeben war. Hier ließ ich Halt machen, nachdem die

*) Maclura aurantiaca?

Pferde eine Strecke von mehreren 30 englischen Meilen zurückgelegt hatten, und daher äusserst ermüdet und durstig waren. Die Hitze war bis auf 28° + R. gestiegen und durch einen ziemlich starken Südwest-Wind, welcher in den nordamerikanischen Steppen den Sirocco vollkommen ersetzt, beinahe unerträglich geworden. Mein Jäger war durch Hülfe meiner Leute und der Indianer bis hieher transportirt worden, da er sich, so lange er Besinnung hatte, unter keiner Bedingung entschließen wollte, bei den Omahas zurück zu bleiben. Nun war aber sein Zustand so gefährlich geworden, daß ich seinen Tod jeden Augenblick voraussah. Ich wurde hierdurch in einen sehr peinlichen Zustand versetzt, in dem es mir unmöglich gewesen wäre, wegen völligen Mangels an Lebensmitteln, einen Aufenthalt zu gestatten. Viele Antilopen erschienen auf den Höhen der benachbarten Berge oder kamen an den Fluß um zu trinken; dennoch machten wir fruchtlose Jagd auf diese Thiere, die daselbst äusserst scheu waren. Am Morgen des 16. August erreichten wir nach einem sechsstündigen höchst beschwerlichen Ritte über hohe Gebirge und durch tiefe Schluchten den Eau qui courre unweit seiner Mündung in den Missoury. Dieser Fluß wird durch steile Berge begrenzt, doch verlieren sich diese kurz vor seiner Mündung, welche von beiden Seiten von einer Strecke flachen Landes umgeben ist. Das südliche Ufer, in der Nähe der Mündung, dehnt sich in eine schöne Wiesenfläche mit hohem Grase aus; das nördliche Ufer aber ist von hohen Bäumen beschattet, und eine Waldfläche, welche sich an eine Hügelreihe anlehnt, verbindet ihn mit dem Missoury, eine dreieckige Waldspitze bildend. Die Mündung befindet sich ungefähr unter dem 42° 37′ nördl. Breite und 98° 8′ westl. Länge von Greenwich. *)

Als ich den Fluß erreicht hatte, sah ich zwei Indianer zu Pferde von einer Anhöhe auf das entgegengesetzte Ufer zueilen. Diese guten Leute hatten meine Truppe bemerkt und kamen uns entgegen, um uns eine gute Furth durch den Fluß zu zeigen, dessen Bett an manchen Stellen viel Treibsand enthält und äusserst reißend ist. Der Eau qui courre ist schon in früheren Zeiten von französischen Pelzhändlern entdeckt worden, und es waren, wenn ich nicht irre, die Gebrüder Chouteau, welche zuerst seine Ufer betraten. Genauer bestimmt wurde er unter dem Namen Rapid water river durch die Expedition von Lewis und Clarke, welche denselben den 4. September 1804 erreichten. Die Ingenieurs der Expedition fanden ihn dicht an der Mündung 76 Toisen breit. Dies ist übrigens eine Annahme beim niedrigsten Wasserstande; als ich denselben Fluß mitten im Winter

*) Genaue Messungen konnte ich leider nicht anstellen, indem alle meine Instrumente verloren gegangen oder völlig untauglich geworden waren. Auf meiner zweiten Reise war der Himmel, bei heftigem Schneegestöber, bedeckt.

sieben Jahre später passirte, war er ungemein reißend, breit und tief, und verursachte bei einem heftigen Treibeise unendlich viele Schwierigkeiten und Aufenthalt. Diesmal war er nicht tief, aber so reißend, daß an Stellen, wo das Wasser eine Höhe von 3 bis 4 Fuß erreichte, die Thiere nur mit äusserster Mühe denselben durchwaten konnten. Zugleich ist das Bett des Flusses sehr ungleich, voller Sandbänke und lehmiger Stellen, die durch Ablagerung von Thonerde entstehen und äusserst schlüpfrig sind. Die Ufer sind, sowie die des benachbarten Missoury, aus einem gelben Ocker gebildet, welche Beobachtung den Herren Lewis und Clarke nicht entgangen ist; überhaupt nimmt die Gegend vom 42° 30′ nördlicher Breite aufwärts einen höchst auffallenden Charakter gegen den untern Missoury an. Große Massen vulkanischer Gebirge verdrängen den Sandstein oder die Kalkgebilde, welche weiter stromabwärts vorherrschen. Das lebhafte Grün der Wiesen wird durch kahle, mit erloschenen Laven bedeckte Vulkane verdrängt, deren Vegetation die Formen der Cactus und der Yucca erzeugen, die große Strecken Landes bedecken und den Reisenden in ein Tropenclima versetzen. Auffallend merkwürdig und offenbar einzig in ihrer Art ist diese geographische Pflanzenvertheilung, die die größte Analogie mit den gemäßigten vulkanischen Hochebenen Mexiko's und Peru's zeigt, und wie durch einen Zauberschlag aus dem Gebiete der Andes mitten in die Centralfläche der nordamerikanischen Steppenregion versetzt zu seyn scheint. Die prächtige Bartonia, deren Formen ebenfalls das Clima verläugnen, dem sie doch angehört, ist auf einen sehr geringen Flächenraum begrenzt und überdeckt mit ihren überaus schönen Blüthen die unwirthsamsten Gestade der Flüsse. Diese Pflanze gehört zu der Familie der Loaseaen oder vielmehr der Cacteen, und ist vorzüglich gut von Barton abgebildet. *)

Die Yucca, deren ich früher erwähnte, scheint ebenfalls neu. Sie treibt einen Blüthenschaft mit großen weißen Blumen, welcher dem der Yucca aloëfolia gleicht. Die Pflanze selbst erreicht aber kaum die Höhe von 2 bis 3 Schuh. Die Samen keimten vollkommen gut in meinem Garten und vertragen das Clima des südlichen Deutschlands. Aus der Familie der Cactus ist die eine Opuntia missouriensis, die andere, noch nicht genau bestimmte eine kleine Mamillaria mit prächtiger rother Blüthe, welche ich septentrionalis **) nennen möchte. Als ich das Bett des Flusses betrat, erhoben sich große Flüge von Enten und Gänsen, und mehrere Haufen von Wölfen (Canis nubilus, *S.*) flohen aus ihren Schlupfwinkeln in dichtem Weidengebüsche. Hier sah ich zum ersten Mal den nordischen

*) Bartonia ornata, *Nutt.* (Flora of N. Am. by W. P. C. Barton. Tab. 81.) Die Bartonia nuda erscheint ebenfalls, doch seltener wie ornata.

**) Diese Mamillaria wird fälschlich mit M. simplex verwechselt.

Hasen, wohl verschieden vom Lepus variabilis. Im Winter ist dieser Hase schneeweiß bis auf die Zehen und den untern Theil der Pfoten, welche gelblich sind. Die Spitzen der Löffel sind dunkel schwarz und verlieren sich bis gegen die Ohrmuschel in eine gelbbraune Färbung. Dieser Hase ist sehr groß und im Sommer hellbraun, bis auf den Unterleib, welcher ganz weiß ist.

Die beiden Indianer berichteten, daß der Häuptling der Ponkas, Chu-ge-ga-chae, der große Rauch, oder La Boucanne genannt, in der Gegend sich aufhielt; da nun der hülflose Zustand meines deutschen Dieners alle weiteren Hülfsmittel unmöglich machte, so nahm ich mir vor, den Unglücklichen der Barmherzigkeit des indianischen Kaziken anheimzustellen, und entschloß mich, diesen Fürsten der Wüste, dessen guter Charakter allgemein anerkannt wurde, aufsuchen zu lassen, und bis dahin, aller Widerrede meiner Begleiter zum Trotz, Rast zu halten. Ich ließ daher mein kleines Lager am Ufer des Flusses auf einer Anhöhe aufschlagen, und bat die Indianer, ihrem Oberhaupte die traurige Lage des Kranken vorzustellen und dessen Mitleid in Anspruch zu nehmen. Die Indianer sprengten im vollen Gallop davon und verschwanden bald hinter den Bergen.

Ich benützte den Rest des Tages mit Besichtigung der Gegend und vermehrte meine Herbarien durch einige gute Pflanzen. Auffallend niedliche Leguminosen durchrankten die niedern Gräser, und die Cassia chaemachrista bedeckte noch mit ihren schönen gelben Blüthen und mimosenartigem Gefieder die niedern Stellen am Ufer des Flusses. Eine Galega und ein Desmodium, *) von welchem letzteren die klebrigen Hülsen reif geworden waren, blieben an den Kleidern hängen, ohne sich selbst durch Hülfe des Messers von denselben ablösen zu lassen. Uebrigens ist dieses Desmodium eine sehr schön blühende, perennirende Pflanze, deren rosenrothe Blüthen sich mehrere Monate lang entfalten. Die höheren Steppen ernähren einen Reichthum von Daleen und Astragalus, sowie einen sehr üppigen Melilotus, welcher einen vortrefflichen Futterklee abgeben muß. Unter den Baumformen erblickt man die amerikanische Ceder (Juniperus oxycedrus), welche den Missoury aufwärts bis zum 45sten Breitengrade eine bedeutende Höhe erreicht und ein sehr festes, nutzbares Holz abgibt. Tetrao phasianellus erscheint hier schon hin und wieder, und theilt die Lebensart des Tetrao cupido. Ein großer schöner Kernbeißer, braun, mit gelbem Unterleibe und weißgedüpfelt, lebt einsam oder in kleinen Haufen und scheint die wilden Kirschbäume der Steppe aufzusuchen. Diese Kirschen, welche in traubenförmigen Büscheln vielfache, schwarzrothe Früchte erzeugen, deren Geschmack angenehm und kühlend ist, sowie eine Pflaumenart mit

*) Hedysarum glutinosum, *Wild.?*

ziemlich großen, rothen Früchten, zeigen sich schon in dieser Gegend ziemlich häufig in der Steppe, doch keine so großen Gruppen bildend, wie im höheren Norden, wo besonders die Kirschen große Flächen Landes bedecken und eine Hauptnahrung der Indier im Sommer bilden.

Schon mit Tagesanbruch kam Chu-ge-ga-chae mit einem Haufen Indier, in Begleitung seines Sohnes, Ka-hi-ge-schin-ga genannt, welches Wort in der Sprache der Indier einen kleinen Häuptling bedeutet. Sie waren die ganze Nacht geritten und hatten ihre Pferde sehr ermüdet. Chu-ge-ga-chae war ein Fünfziger von hohem Körperbau und sehr dick, auch durch eine äusserst große Nase ausgezeichnet, welche sein Gesicht verunstaltete. Leider ist dieses durch Tapferkeit und Herzensgüte ausgezeichnete indische Oberhaupt vor einigen Jahren gestorben, und liegt unweit der Stelle begraben, an welcher ich die Zusammenkunft mit ihm hatte. Ein großer Steinhaufen ziert die Stätte, welche die Ueberbleibsel eines Indiers birgt, dessen ausgezeichneter Charakter ein besseres Loos als das eines Steppenhäuptlings verdient hätte, und dessen Andenken ein Gegenstück zu den abenteuerlichen und lächerlichen Schilderungen darbieten mag, womit oft Reisende Völkerschaften verunglimpfen, deren Gebräuche und Sitten sie nicht zu beurtheilen verstehen.

Bei seiner Ankunft gab er mir sichtlich sein Bedauern über die traurige Lage meines Dieners zu verstehen, und versprach mir auf das feierlichste, ihm alle Hülfe, die in seinen Kräften stünde, zukommen zu lassen. Unter den angekommenen Ponkas befand sich auch ein Creole, welcher bei den Sioux als Dolmetscher gelebt hatte, und welcher wilder aussah, als ein Indianer selbst. Er schien übrigens ein guter Mensch zu seyn, lobte den Chu-ge-ga-chae gar sehr und versicherte mich unbedingt, ich könnte über die Lage des Kranken ausser Sorge seyn, indem das Oberhaupt alle Hoffnung zu seiner Wiederherstellung hege, und der Kranke, einmal im indischen Lager angekommen, die beste Verpflegung erhalten werde. Alle geleisteten Versprechungen wurden auch auf das pünktlichste und uneigennützigste erfüllt, der Kranke vollkommen hergestellt und einige Monate später in das Fort Atkinson zurückgebracht.

Nachdem ich mich mit Chu-ge-ga-chae noch eine kurze Zeit über seine Angelegenheiten und Verhältnisse zu den Sioux besprochen hatte, gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Der Sohn des Oberhauptes begleitete mich über die naheliegenden Berge mit einigen indischen Kriegern bis auf eine Anhöhe, von welcher herab man den Zug der Ponkas, oder Pun-ka-ras, wie sie sich in ihrer Sprache nennen, erblicken konnte. Der ganze Haufen war die Nacht hindurch seinem Häuptlinge gefolgt und konnte noch mehrere Meilen entfernt seyn. Diese Indier zogen in derselben Ordnung wie die Omahas heran, doch unterhielten sie eine starke und wohlbewaffnete Nachhut, um vor einem Ueberfalle der Dakotās oder Sioux gesichert zu

seyn. Ka-hi-ge-schin-ga gab mir den Rath, um dem drückenden Wassermangel auszuweichen, die Spuren des Weges zu verfolgen, den die Punkas den Ponka-Fluß aufwärts gemacht hatten. Von den Quellen dieses Flusses an sollte ich alsdann quer in Einer Richtung nach Norden durch die felsige Wüste eilen, welche den weißen Fluß von dem Ponka trennt. Er machte mich zugleich darauf aufmerksam, meine Truppe gehörig mit Wasser zu versehen, indem durch eine Strecke von einigen fünfzig englischen Meilen keines anzutreffen seyn würde.

Gegen 10 Uhr Morgens erreichte ich den Ponka an einer Stelle, von welcher aus man auf den Missoury sehen konnte. Hohe Pappeln beschatteten den kleinen Fluß, dessen reizende Ufer das Monotone der Gegend angenehm unterbrachen. Unweit dieser Stelle befindet sich ein höchst merkwürdiges Befestigungswerk längst erloschener Nationen, welche der uns unbekannten Vorzeit Amerika's angehörten. Auf einer kegelförmigen Anhöhe befindet sich eine zirkelrunde Verschanzung, welche über hundert Schritte im Durchmesser hält, und in ihrem ganzen Umfange vielen Jahrhunderten Trotz geboten hat. Dieses Werk gehört einer Kriegskunst an, die weit über die der jetzigen Indianer erhaben ist, und die Wahl der Gegend selbst beweist, daß das Werk auch für einen längern Aufenthalt berechnet war. Es ist merkwürdig, wie wenig die Indianer der untern Gegenden des Missoury die Kunst verstehen, sich durch geschickte Befestigungsmittel vor einem plötzlichen Ueberfall zu sichern. Die Indianer des höhern Nordens dagegen sind hierin viel geschickter, und wissen sich durch Verhacke auf ihren Streifzügen vor einem plötzlichen Ueberfalle zu sichern, sowie sie auch ihre Dörfer durch feste Pallisaden zu befestigen suchen. In der Nähe der Rocky mountains fand ich viereckige, aus Baumstämmen zusammengesetzte Befestigungen, welche von den schwarzfüßigen Indianern und Assiniboinen herrührten, und von denen oft sechs bis acht in einiger Entfernung aneinander gereihet waren.

Beim Uebergang über den Ponka schoß ich jene Hirschart, welche die Creolen Chevreuil à queue noire nennen und welche von Herrn Say sehr richtig als Cervus macrotys bestimmt wurde. Diese Hirschart, welche unter die Familie der Tannhirsche ohne schaufelförmiges Geweih gehört, erreicht die Größe des europäischen Tannhirsches und scheint den Uebergang zu den Rothhirschen zu bilden. Die Geweihe dieses Hirsches sind gabelförmig und werden gewöhnlich größer als die des Cervus virginianus. Auffallend sind die ausserordentlich langen Luser oder Ohren dieses Hirsches, sowie der schwarze Fleck auf dem kurzen Schweife desselben, weßhalb ihn auch die Creolen so benennen. Weiter gegen Nordwesten wird diese Hirsch-Art immer häufiger, während der virginische seltener wird. Die Farbe des ausgewachsenen Hirsches ist roth, in das Gelbliche übergehend, etwas lichter wie bei dem virginischen; im Uebrigen theilt er dessen Lebensart.

Der Ponka fließt in beinahe gerader Richtung nach Nord-West, parallel mit dem Eau qui courre, und wird hin und wieder von schönen Eichen und Pappeln beschattet. Hohe Hügel zwängen ihn oft in ein enges Bett, oder erweitern sich, seine Ufer mit flachen Wiesentriften begrenzend. Die Häupter der Berge sind mit kurzen, krausen Gräsern bedeckt, aus welchen die Missoury-Opuntie hervorsproßt. Das Bett des Flusses ist sandig, und die Ufer steil und hoch. Nachmittags erhob sich ein kalter Nordwestwind, welcher die Temperatur der Luft von 18° + auf 8° + R. herunterstimmte und mich nöthigte, eine wärmere Bekleidung hervorzuholen, da ich einen solchen Abstand der Temperatur längst entwöhnt war. Die Nacht brachte ich zwischen Weidengesträuch und Pappeln am Ufer zu. Die Kälte der Nacht mochte die Wölfe besonders incommodiren, denn sie heulten so jämmerlich, daß ich nicht schlafen konnte. Um Mitternacht klärte sich der Himmel auf, und der Thermometer zeigte 1,4° +. Am Morgen des 18. August bedeckte ein dichter Reif die Gegend, und die ganze Vegetation trauerte bei der plötzlichen Abwechslung des Wärmeverhältnisses. Der Thermometer hatte sich auf wenige Linien über Null erhalten, und da die Höhe des Ponka-Flusses über die Meeresfläche schwerlich 1800 Fuß rheinisch übertreffen kann, so ist dies ein neuer Beweis, wie heftig selbst bei mittleren Breiten der Nordwest-Wind in Nordamerika auf den Thermometer wirkt.

Hohe Gebirge nöthigten mich, den Ponka einige Meilen seitwärts zu lassen, um die Hochebene zu gewinnen. Hier erblickte ich eine sonderbar geformte Felsengruppe in der Ebene, welche zwischen dem Ponka und Eau qui courre gelegen ist und von den Ureinwohnern Pan-haesch-na-bae, von den Creolen Buttes de médecine genannt wird. Diese merkwürdige Bergformation erhebt sich mitten aus der Ebene und erscheint in der Gestalt eines viereckigen, von allen Seiten abgeschrofften Felsblockes von 4 bis 500 Fuß Höhe, dessen flacher Gipfel nur durch einzelne Felstrümmer unterbrochen wird. Unstreitig ist dieses auffallende Gebirge, sowie ein beinahe 2 Grade nördlich in der Nähe des Grand détour gelegener, einzeln stehender hoher Berg, Man-haesch-na-bae, la Grande butte de médecine genannt, ein für den Geographen höchst merkwürdiger Punkt, dessen Länge und Breite genau bestimmt werden sollte. Da mich mein Weg dicht in der Nähe des Gebirges vorbeiführte, so bedauerte ich unendlich den Verlust meiner Instrumente, durch welchen ich in die Unmöglichkeit versetzt wurde, Beobachtungen dieser Art anzustellen. Jeder Reisende, der große und schwierige Landreisen zurückgelegt hat, wird die traurige Erfahrung gemacht haben, wie es beinahe unmöglich ist, den Barometer in einem tauglichen Zustande zu erhalten. Das Nämliche findet mit den astronomischen Instrumenten statt, welche durch die Feuchtigkeit oder das Tragen auf dem Rücken der Saumthiere zerbrochen oder unbrauchbar gemacht werden.

Auch ist es durchaus nöthig, zu correspondirenden Beobachtungen zwei bis drei Barometer bei sich zu führen. Auf den großen und flachen Steppen kann man sich oft des Schiffs-Sextanten bedienen und erhält durch ihn ziemlich genaue Breiten. Da dieses das einzige Instrument zu Höhen-Messungen war, welches noch in einem erträglichen Zustande sich befand, so bediente ich mich desselben einigemal. Es fand sich aber bei meiner Rückkehr in Europa, daß dieses theure Instrument von Campbell der Erwartung, die ich von ihm hegte, nicht entsprochen hat. Die Längen sind durch die Mondsabstände und andere astronomische Beobachtungen jedenfalls sicherer als durch die Längenuhr zu bestimmen, welche kostbare Zeitmesser ebenfalls nicht dem Rücken der Maulesel mit Sicherheit anvertraut werden können, und gewöhnlich durch die stoßende Bewegung dieser Thiere in der Richtigkeit ihres Gangs abweichen. Herr von Humboldt hat das unendliche Glück gehabt, bei einem bewunderungswürdigen Eifer für die Erhaltung seiner Instrumente seine so überaus schwierigen Arbeiten glücklicher auszuführen als irgend ein Reisender nach ihm, und es ist mir oftmals unbegreiflich, wie dieser große Gelehrte bei den unendlichen Entbehrungen auf seinen weiten Excursionen eine so reichhaltige Sammlung astronomischer und physikalischer Beobachtungen bewerkstelligen konnte.

Oestlich gegen den Missoury hin erhoben sich in der Ferne große Rauchwolken. Es war ein Steppenbrand, der schon in dieser Jahreszeit die Savanen zu verzehren anfing; diese Brände verbreiten sich nach und nach über das endlose Gebiet der Steppenregion und verzehren den Graswuchs derselben im Spätherbst durch ein Feuermeer. Etwa 50 Meilen von seiner Mündung erreichte ich zu Mittag den Ponka-Fluß. Ein neuer Anblick überraschte mich hier, denn alle gegenüberliegenden Anhöhen waren mit großen Heerden von Bisonen überdeckt. Es waren die ersten Thiere der Art, die ich im wilden Zustande gesehen. Sogleich wurden Anstalten zur Jagd getroffen, und über den Fluß gesetzt. Wir suchten uns hinter einer Anhöhe zu verbergen, um den näher anrückenden Thieren den Wind zu benehmen. Pferde und Maulesel wurden so viel wie möglich mit starken, ledernen Strängen von Bisonleder, deren sich die Indianer bedienen, gefesselt und zusammengebunden; in der Eile wurde aber vergessen, einem Maulesel, welcher meinen Mantel und die Wasserbehälter trug, die Last abzupacken, welches ich nachher schwer bereuen mußte. Der Mestize Monbrun suchte sich unter den Pferden das tauglichste aus, sattelte und zäumte es nach indischer Art, und sprengte alsdann in einem großen Umweg hinter Anhöhen und Schluchten so geschickt unter die Haufen von Auerochsen, daß er sich mitten unter ihnen befand, ehe es diese Thiere gewahr werden konnten; sorgfältig den Wind berücksichtigend, ließ er sein Pferd im schnellsten Lauf mitten in einen dichten Rudel hinein. Plötzlich sah man unübersehbare Massen von Ochsen in einer

unordentlichen Bewegung untereinander hineinrennen und die ganze Prairie, so weit und breit sie belebt war, bezeugte den großen Wirrwarr der in Aufruhr gebrachten Heerden, welche, ohne zu wissen wohin und woher, unter einander rannten. Im Anfang schien es, als wollten sich die Heerden gegen Nordwest hinziehen; doch plötzlich änderten sie ihren Anlauf und stürzten sich mit äusserster Vehemenz zwischen den Hügel, hinter welchem sich meine Saumthiere befanden, und den Ponka-Fluß. Die Gegend, in welcher Monbrun auf die Thiere gestoßen war, hatte sich nun gelichtet, und ich sah diesen auf seinem Pferde ausruhen, nachdem er drei Bisone erlegt hatte. Ich fand gegen die heranrennenden Auerochsen einen Schutz hinter einem Felsen, und gewahrte nun, wie der Vortrab der Thiere, vor dem Anblicke der Pferde und Maulesel erschrekkend, sich in gerader Richtung nach dem Flusse stürzte. Nun zogen die gewaltigen Bestien dicht bei mir vorbei, und ich hatte über eine Stunde Zeit, ganz in der Nähe diese Thiere zu beobachten, deren damals mir ganz neuer Anblick mich in Erstaunen setzte. Erst nach längerer Zeit, und wenn man vertraut wird mit der Lebensart dieser kolossalen Stiere, gewöhnt man sich an ihren Anblick; ja sie werden zuletzt dem Reisenden gleichgültig, und unbekümmert zieht der Jäger zwischen ihnen hindurch, nur diejenigen Thiere erlegend, die er gerade zu seiner Nahrung bedarf. Es ist auch hart, wenn man denkt, wie durch Uebermuth eine zahllose Menge dieser an sich harmlosen Geschöpfe geopfert werden, da ihre Jagd mit dem Feuergewehre, wenn man einmal mit den Vortheilen, die hiezu nothwendig sind, bekannt ist, so äusserst wenig Mühe kostet.

Ein höchst unangenehmer Zufall hätte mich in die äusserste Verlegenheit setzen können. Trotz der Vorsicht, mit welcher meine Leute die Saumthiere gefesselt und angebunden hatten, wollte dennoch das Unglück, daß ein Rudel Bisons ihre Richtung gerade in die Gegend nahmen, wo die Thiere zurückgelassen worden waren. Diese erschracken so sehr, daß sie sich losrissen, von ihren Banden befreiten und in der größten Eile die Flucht ergriffen. Ein Maulthier, welches nicht abgepackt worden war, das meinen Mantel und die Wasserbehälter trug, war ebenfalls davongerannt. Der ganze Abend wurde dazu verwandt, die verlornen Thiere aufzusuchen, sie wurden aber erst am folgenden Morgen gefunden, bis auf das Maulthier, dessen wir nicht mehr habhaft werden konnten und welches wahrscheinlich, durch das locker werdende Gepäck beunruhigt, einem Rudel Ochsen gefolgt war. Dieser Verlust war, was die Wasserbehälter betraf, für mich sehr beunruhigend, da ich im Begriff stand, die vorerwähnte wüste Gegend zu durchreisen, und die Noth es gebot, sich mit trinkbarem Wasser zu versehen. Meine Leute halfen sich den andern Tag damit, daß sie die Blasen der erlegten Auerochsen trockneten, aufbliesen und nachher mit Wasser füllten. Dieses Wasser nahm aber einen so

ekelhaften Geschmack an, daß es beinahe unmöglich wurde, sich desselben zu bedienen. In der Nacht zog ein starkes Unwetter mit Donner und Blitz über die Ebene, welches mit einem gewaltigen Regengusse endigte. Das unaufhörliche Rollen des Donners, die schweren elektrischen Detonationen, und das Gebrülle der in der Brunstzeit sich befindenden Bison-Stiere, welche in großen Rudeln, durch das Wetter erschreckt, dem Ponka-Flusse zugeeilt waren, gaben dieser Nacht jenen besondern Charakter, welcher das wahre Gepräge der Wüste ist. Am meisten fühlte ich den Verlust des Mantels, da ich mich gegen den kalten Regen nicht zu verwahren wußte. Gegen Mitternacht verzog sich das Wetter, und der Mond beleuchtete die düstere Landschaft. Große Rudel Auerochsen zogen dicht bei der Lagerstätte vorüber, und einzelne Stiere nahten sich furchtlos auf wenige Schritte. Da ein kümmerliches Feuer mit Mühe unterhalten wurde, so schien es mir, als würden diese Thiere durch das Licht geblendet und herbeigezogen. Ich habe die Erfahrung noch öfter gemacht, daß die wilden Thiere sich gern dem Feuer nähern, oft so nah, daß man sie erlegen kann. Rodger brachte am frühen Morgen die entlaufenen Pferde zurück. Da ich noch Hoffnung hatte, auch den Maulesel wieder zu finden, so beschloß ich, bis zum Mittage die Hochebene zu durchstreifen, welche den Ponka von dem Flusse Eau qui courre trennt, und benützte die Zeit, auf Bison zu schießen und diese Thiere so nah als möglich zu beobachten. Von den Stieren war nur die Zunge genießbar, weil sie schon abgebrunstet waren und einen scharfen Moschusgeruch verbreiteten, welcher noch widerwärtiger war, als der, den abgebrunstete Hirsche von sich geben.

An diesem Morgen wurde ich noch auf eine sonderbare Weise überrascht; indem ich mich nämlich hinter einer schroffen Anhöhe befand, sah ich mehrere Köpfe hervorragen, die ich sogleich für Indianer erkannte. Ich machte mehrere freundschaftliche Zeichen, und sah bald einen indischen Krieger auf den Gipfel des Berges steigen und mit einer Decke winken. Da ich dieses für ein freundschaftliches Zeichen erkannte und wohl sah, daß es mir galt, so winkte ich ihm mit dem Schnupftuche. Die Indianer zogen sich nachher zurück und verschwanden gegen Westen bis auf den, der das Zeichen gegeben hatte. Dieser näherte sich mir waffenlos, und reichte mir die Hand. Es war ein großer, schöner Mann, von ungefähr 30 Jahren, dessen Gesicht und Körper aber durch Auftragung einer weißen Kreiden-Erde ganz verunstaltet war. Er machte mich auf einen von mir erlegten Auerochsen aufmerksam, wobei er in der Richtung nach dem Eau qui courre zeigte und das Wort Pun-ka-ra öfters wiederholte; auch wies er gegen Norden und rief mehrere Male Wa-schi (welches weiße Leute bedeutet). Ich verstand nun den Indianer, welcher mir bedeuten wollte, daß er zu einer Kriegspartei gehöre, welche gegen die Ponkaras aufgebrochen sey, und daß viele Amerikaner und Creolen

von Norden herzögen. Damit war die Expedition des jetzigen Generals Leawentworth gegen die Rikaras gemeint, welchem Offiziere der Vereinigten Staaten ein großer Theil der Sioux-Horden als Hülfstruppen gefolgt waren. Der indische Krieger fing nun an, den Auerochsen zu zerlegen, und wir schieden als Freunde von einander. Ich muß hierbei bemerken, daß die Indianer, selbst wenn sie in einer wildreichen Gegend sich befinden, auf ihren Kriegszügen es so viel als möglich vermeiden, irgend ein Thier zu erlegen, um nicht durch die Ueberbleibsel desselben an ihre Feinde verrathen zu werden, und daher, namentlich wenn sie lang in einem Verstecke zubringen, dem ärgsten Hunger ausgesetzt sind. Später erfuhr ich, daß ich mich in Betreff der Indier nicht geirrt hatte. Es waren wirklich Sioux vom Stamme der Titon. Diese Indier heißen in ihrer Sprache Si-schan-ko, oder verbrannte Hintern, Cu brulé, nicht vom verbrannten Holze, Bois brulé, wie sie fälschlich oft genannt werden. Der ganze Haufen, den ich sah, betrug nur etwa zwanzig Mann; die Partei selbst konnte über hundert zählen. Während meines Aufenthalts bei den Pahnis beunruhigte dieselbe Kriegspartei diese Indier am Flachen Flusse, und der Häuptling derselben blieb in einem Gefechte gegen die Wolfs-Pahnis. Meine Leute stießen gegen Mittag zu mir; auch sie hatten die Indianer entdeckt, und waren höchst besorgt gewesen, da sie solche für Sioux erkannten und denselben durchaus nicht trauten. Die Sioux sind nur als Feinde gefährlich, als solche sind sie grausam und blutdürstig; als Freunde sind sie aber desto treuer und ausserordentlich dankbar. Ich hatte im Verlaufe dieser Reise durch Zufall das Glück, einem angesehenen Sioux eine Gefälligkeit zu erweisen. Auf meiner zweiten Reise mitten im Winter, unter dem Einflusse des schrecklichen Clima's dieser Gegend, rettete der Sohn dieses Kriegers mich und meine Begleiter mit offenbarer Aufopferung aus einer sehr kritischen Lage.

Trotz dem, daß ich recht ermüdet durch das Gehen in dem harten und langen Grase und durch die entsetzliche Hitze war, setzte ich dennoch meine Reise fort. Gegen Abend gingen wir über den Ponka und hielten daselbst einige Zeit an, um die erschöpften Pferde einige Zeit ausruhen zu lassen. Ich war durch zahllose Bisonheerden geritten, die, da der Wind mich begünstigte, mein Gefolge dicht vorbeiziehen ließen. Die alten Stiere blieben sogar im Flusse liegen, ohne die Flucht zu ergreifen, und betrachteten uns mit großer Ruhe. Diese großen, fürchterlichen Kolosse scheinen, ihrer Kraft vertrauend, beinahe jedem Feinde zu trotzen; die Kühe dagegen sind sehr scheu, und verlangen Vorsicht, wenn sie der Jäger anschleichen will. Die großen Rudel behaupten eine ganz eigenthümliche Ordnung auf ihren Zügen und bahnen auf diese Weise große, breite Pfade von mehreren Schuh Breite, welche sich oft tief in den Boden eindrücken und von denen öfters viele aneinander gereihet sind

und ordentliche Straßen bilden. Die Creolen und Canadier nennen sie Chemins de boeufs. Da wir in solchen frisch von den Heerden gebahnten Wegen reiten mußten, so war eine vorsichtige Wahl des Nachtlagers nothwendig, indem die Bisone, wenn sie nicht durch den Wind die Nähe des Lagers wittern, über solche in ihrem Zuge treten, die Pferde verscheuchen und oft Menschen und Gepäck in Gefahr setzen. Diese Thiere folgen auf das hartnäckigste ihren Führern, gewöhnlich alte Stiere und Kühe, und ziehen diese einmal über einen Gegenstand hinweg, so lassen sich die andern durch keinen Umstand davon abschrecken.

Der Abend war sehr schön; gegen zehn Uhr aber erhob sich ein heftiger Westwind und ihm folgte abermals ein Gewitter mit Sturm und Regenguß, welches dem gestrigen nichts nachgab. Der Blitz schlug unaufhörlich sowohl in die Ebene, als in die nächststehenden Bäume. Erschrockene Bisonheerden flüchteten in größter Unordnung in die Schluchten der Berge oder an die bewaldeten Ufer des Flusses, und im Leuchten der Blitze bemerkte ich sie oft dicht an unserm Lager. Das Geheul der Wölfe, das Brüllen der Stiere und das Getöse der Elemente machte die Einsamkeit der dunkeln Nacht noch fühlbarer als die gestrige. Gegen Morgen klärte sich der Himmel aber wieder auf. Die aufgehende Sonne verjagte die Gewölke; der Wind sprang in Süd-Ost, und vom 20. August bis zum 3. September fiel kein Regen weiter, während die Hitze am Tage sehr drückend war, die Nächte aber sehr kühl wurden. In dieser Gegend des Ponka-Flusses erhebt sich der Boden immer mehr und nimmt den vulkanischen Charakter an. Die kahlen Höhen, mit ihren von eisenhaltigen Laven bedeckten Gipfeln, beweisen die noch nicht längst verloschene Thätigkeit der unterirdischen Feuer, deren einzelne Herde selbst noch nicht völlig erkaltet zu seyn scheinen. Hier fand ich ein geschwefelt eisenhaltiges Gerölle, mit welchen die Kraters der weiterliegenden Vulkane bedeckt waren. Im Durchschnitte sind alle diese Laven eisenhaltig. Der Ponka wird in ein enges Bett zwischen hohen, meist wandförmig abgeschrofften Felsen gezwängt. Nur hin und wieder sind seine Ufer noch durch niedrige Bäume beschattet und tiefe Bisonpfade durchschneiden denselben. Alle 2 bis 300 Schritte mußte über den Fluß gesetzt werden, indem das enge Thal, in welches derselbe eingeschachtet ist, keinen Ausweg ließ. Eine Menge Auerochsen weideten in dieser Kluft, bei unserer Annäherung über die Gebirge fliehend. An diesem Tage wurden viele dieser Thiere erlegt. Die Kühe waren überaus fett und ihr Fleisch vortrefflich; sie übertreffen das beste Rindfleisch. Die Kuh ist um ein Drittheil kleiner als der ausgewachsene Stier. Die Kälber, welche im März gesetzt werden, waren schon ziemlich groß, verließen aber die getödteten Mütter nicht gern und griffen sogar muthig den Jäger an, wenn er sich dem Körper der Mütter nähern wollte. Die verwundeten Thiere ergreifen die Flucht und setzen

sich nur im äussersten Nothfalle zur Wehre. Mit Fleisch beladen zogen wir zu einem bequemen Platz, um Mittag zu machen. Ich benützte die Zeit, während meine Begleiter das Essen bereiteten, um das Land zu untersuchen. Von einer Anhöhe konnte ich deutlich den Eau qui courre und den Ponka sehen. Diese beiden Flüsse laufen beinahe immer parallel mit einander. Die Gegend ist bergig, mit kurzem Gras bewachsen und von tiefen Hohlwegen durchzogen, welche man mit großer Anstrengung hinauf- und hinunterklettern muß. Der Fluß Eau qui courre schien breit und angeschwollen, als Folge der heftigen Regengüsse, welche in den vorigen Nächten gefallen waren.

Eine Menge Antilopen, in kleine Gesellschaften von drei bis vier Stücken vereinigt, bedeckten die Gefilde, und so weit das Auge reichte, erblickte ich Bisonheerden. Meine Leute hielten mich für verirrt, und , fand sie eben willens, mich aufzusuchen. Trotz der heftigen Hitze ließ ich aufbrechen und den Marsch fortsetzen, welcher an diesem Tage noch beschwerlicher wurde, indem das Bett des Ponka so schlammig war, daß die Last-Thiere bis an den Bauch einsanken und derselbe fünfmal durchwatet werden mußte. Auch hatten die Bisone an manchen Stellen die Ufer des Flusses ganz steil ausgetreten und tiefe Löcher im Bette desselben verursacht, wodurch die Maulthiere im Wasser stürzen mußten und das Gepäck durchnäßten. An manchen Orten war übrigens das Wasser seicht, besonders noch höher flußaufwärts, wo sich der Ponka in zwei Quellen theilt, deren Ufer mit einem dichten Gebüsch von Weiden und amerikanischem Hartriegel bewachsen ist. Wir übernachteten auf einer vom Flusse gebildeten Insel. Die hungrigen Wölfe der Gegend, welche frisches Fleisch witterten, wagten sich so dicht an mein Lager, daß wir in der Nacht mehrere derselben erlegen mußten, um nur Ruhe vor diesen dreisten Plagegeistern zu bekommen. Die erlegten Exemplare waren vom Canis nubilus und Canis latrans, die ich früher im Verlaufe dieses Werkes schon zum öftern erwähnte, nicht verschieden. Sie erscheinen in mehreren Farbenspielen und Varietäten, die ich nicht wage als eigene Arten aufzustellen, obgleich diese Familie von Raubthieren nirgends reicher seyn mag, als auf dem weiten Continente der neuen Welt. Manchen dieser Wölfe gibt der Mangel an Haaren ekelhaftes Aussehen, indem sich ganz nackte Platten auf ihrem Körper zeigten. Ueberhaupt finden sich Mißbildungen mancher Art bei diesen Thieren, und ich glaube wohl behaupten zu können, der Canis gibbosus des Herrn von Humboldt, der Izcuintli Puzzoli der Mexikaner, und andere Thiere des Wolfgeschlechtes mögen nur Abnormitäten irgend einer weitverbreiteten Art seyn. Der Canis lycaon, der, wenn ich mich nicht irre, von Harlan auch unter die amerikanischen Wölfe gerechnet wird, ist jedenfalls vom sibirischen verschieden und wohl eine eigene Art. Im höhern Norden erscheint auch ein großer, mächtiger Wolf

mit kurzer, dichtbehaarter Ruthe, der den nordeuropäischen Wölfen an Lebensart und Größe sich vollkommen nähert und ein gutes Pelzwerk abgibt. Diese Art scheint mir ebenfalls eine abgesonderte Gattung zu bilden, von welcher ich eine möglichst getreue Zeichnung entworfen habe und den ich für Canis gigas, *T.* halte.

In der Nacht auf den 21. August sank der Wärmemesser auf 8° +, auch fingen die Muskiten an abzunehmen. Meine Leute hatten dieselbe mit Wachen zugebracht, indem sie wegen allerlei Spuren die Nähe eines übelgesinnten Haufens Indier befürchteten. Rodger litt große Schmerzen an einer sonderbaren Art von Verwundung, die er sich an der Hand dadurch zugezogen hatte, daß er ein Stachelschwein hatte erlegen wollen. Die Stacheln dieser Thiere *) erzeugen bösartige Wunden, die sehr schwer heilen, wenn der Stachel an der Spitze abbricht; statt auszuschwären, dringen sie immer tiefer und tiefer in das Fleisch, und können den Verlust des Gliedes nach sich ziehen. Am Morgen erhob sich ein heftiger Wind aus Ost, wodurch die Hitze sehr gemildert wurde; das Thermometer zeigte zu Mittag 13, 5° +. Oft mußte ich den immer sumpfiger werdenden Ponka durchreiten; die Büffelheerden nahmen noch immer nicht ab, und zu Mittag war die ganze Ebene von diesen Thieren überdeckt. Es fing Nachmittags an zu regnen, der Wind sprang nach Nord-Ost, und gegen Abend klärte sich der Himmel auf, wodurch die Luft empfindlich kalt wurde. Die Quelle des Ponka, welche ich verfolgte, vertheilte sich noch in zwei Aeste, die aber immer mehr und mehr das Wasser verloren und zuletzt ganz versiegten.

Ich berechnete den Lauf des Ponka von dieser äussersten Vereinigung der Quellen bis zu seinem Einflusse in den Missoury auf ungefähr 140 englische Meilen, die Krümmungen desselben natürlich mitgerechnet; ohne dieselben aber mag die Entfernung etwas mehr wie 100 englische Meilen betragen. Die nördliche Breite meines Nachtlagers vom 20. auf den 21. berechnete ich auf 42° 40′ nördl. Breite. Die Gegend südwestlich von diesen Quellen ist eine ziemlich flache Steppe, und zieht sich so bis zum Flusse Eau qui courre; im Norden und Osten aber erheben sich in einer äusserst wüsten Gegend einzelne Reihen hoher vulkanischer Gebirge in einer Richtung von Nord nach Ost: die Gipfel der Berge sind meist verloschene Krater, tragen noch das Gewand unlängst erfolgter Eruptionen, und schroffe Kalkfelsen mit schwarz verwitterten Krusten, umlagert von gewaltigen Schichten versinterter Laven, Bimsstein und Eisengerölle, haben Lias und Schieferschichten zur Basis, in welchen ich manche gute Versteinerungen fand, deren Oberflächen theilweise in schönem Farbenspiele glänzten.

---

*) Hystrix dorsata. (Erethizon dorsata, *Fr. Cuvier.*)

Der magere, eisenhaltige Boden ernährt nur kümmerliche Rispengräser, die Felsenflechten und Moose der niedrigsten Bildung: die verwitterten Laven aber Cactus, Yucca und Bartonien, mit spärlichen, zwiebeltragenden Gewächsen gemischt, deren Blüthenstand übrigens die äusserst todte Gegend im Frühling und Sommer durch einzelne schöne Formen unterbricht. Diesen geringen Schmuck abgerechnet, hat die Natur das traurigste Gepräge einer wasserlosen und verwahrlosten Gegend hier besiegelt. An einzelnen Stellen, wo im Frühjahre sich Wasser gesammelt hatte, wuchsen sparsam einzelne höhere Kräuter, wie der schon früher erwähnte schöne Helianthus, und ein sehr niedliches Polygonum mit rothen Blüthen, welches sich unserem Heidekorn nähert.

Die Reise wurde nun in gerader Richtung nach Norden fortgesetzt, um eine Reihe felsiger Berge zu überschreiten. Diese Berge thürmten sich ziemlich hoch über die Ebene, und da die Fläche zwischen den Quellen des Ponka und dem Gebirge immer mehr und mehr sich erhebt, so können sie nicht unbedeutend seyn. Nach einem dreistündigen Marsche erreichte ich die erste dieser Felsenreihen. Sie bildeten abgeschnittene Kegel oder Cylinder mit kahlen Gipfeln, von cubischen Blöcken oder Säulen besät. Ich ritt an zwei Bergen von blendender Weiße vorbei, von denen der eine einem großen Thurme glich, und welchen große schwarze Streifen auszeichneten. Dieser Felsen erinnerte mich an die thurmähnlichen Felsgebirge in der Gegend von Pirna in Sachsen. Von hier an erstreckte sich eine etwa zwanzig Meilen lange Ebene, welche nur durch kleine Anhöhen und deren schroffe Zwischenräume, in welchen die Bette ausgetrockneter Gießbäche erscheinen, unterbrochen ist. Diese Wüste ist traurig und unbelebt; hin und wieder sah ich einzelne Auerochsen, auf den angrenzenden Höhen eine sparsame und kümmerliche Nahrung suchend. Antilopen flohen eine kurze Strecke vor den Pferden, öfters anhaltend, um uns genauer zu betrachten und dann wieder die Flucht zu ergreifen. Große Banden hungriger Wölfe folgten meinem Zuge in einer geringen Entfernung und stimmten ihr gräßliches Geheul von Zeit zu Zeit an. Diese wüsten Gefilde durchsauste ein kalter Nord-Ost-Wind, der äusserst empfindlich auf mich wirkte und gegen den ich mich kaum zu schützen wußte. Vierzig englische Meilen waren an diesem Tage zurückgelegt worden, und nirgends fand ich einen Tropfen Wasser, so daß in der darauf folgenden Nacht Menschen und Thiere dürsten mußten. Die Kälte nahm so überhand, daß das kurze krause Gras mit eisigem Reife bedeckt wurde, und das Thermometer fiel auf 2,4°. —

Mit frühestem Morgen wurde aufgebrochen, ob ich gleich vom Froste ganz erstarrt war. In einer Richtung gegen Norden durchschnitten wir die Wüste bis zum Mittage, wo wir die Gebirge erreichten, welche die Ebene gegen Nord-Ost begrenzen. Dieser Felsenreihe entlang schlängelt

sich ein mit einsamen Bäumen sparsam bewachsener Gießbach, *) dessen trockenes Bett meine Erwartungen täuschte und uns noch auf längere Zeit dem heftigsten Durste preisgab. Der Wind hatte gegen Morgen nachgelassen, und sogleich stieg die Hitze auf eine beängstigende Weise für Menschen, die ohnehin vom Durste gemartert waren. Ich ließ die Pferde absatteln und lagerte im Schatten einiger Linden und Eichen.

Ich war sehr verwundert, Tauben und andere Singvögel hier zu finden, und schloß daher auf eine naheliegende Pfütze; aller Mühe ungeachtet konnte aber dennoch kein Wasser gefunden werden. Ich ließ daher nach Verlauf einer Stunde wieder aufbrechen, um möglichst bald diese öden Gegenden zu verlassen, welche wohl mit Recht mit den Vorstellungen, die man sich vom Hades macht, viel Aehnliches haben mögen. Hohe, kegelförmige, scharfzugespizte und schwarzgebrannte Felsen bilden in ihren Zwischenräumen tiefe, schroffe Schluchten mit gähnenden Abgründen, deren Grund mit großen Felsblöcken besät oder von tiefen Löchern durchwühlt ist. Weite Höhlen öffnen sich an den Seiten der Felsen und starren von ausgebrannten Laven und Eisenschlacken. Verloschene Krater ausgebrannter Vulkane, deren Schlünde sich durch Asche und andere vulkanische Auswürfe wieder zugedeckt und ausgefüllt haben, zeugen nur noch durch ihre trichterförmigen Vertiefungen von ihrem frühern Umfange und ihrer Lage. Nach einem zweistündigen, gefährlichen Ritte legte ich diese Gebirge zurück, deren Bild mir tief eingeprägt bleiben wird und welche dem Naturforscher ein weites Feld zu Beobachtungen übriglassen. Offenbar verdienen diese Gegenden eine genauere und fleißigere Untersuchung, welche leider durch den Mangel an Wasser in der heißen Jahreszeit unmöglich zu seyn scheint; im Frühjahr dagegen findet diese Schwierigkeit nicht statt, und Excursionen können alsdann selbst auf längere Zeit ohne Gefahr unternommen werden. Merkwürdig ist es, daß solche große Strecken vulkanischer Gebilde, welche sich mitten aus den Hochebenen erheben und eine sehr kümmerliche Vegetation ernähren, die neue Welt recht eigenthümlich bezeichnen, und daß solche vulkanische Formationen in Amerika oft mitten aus einer üppigen Vegetation emporragen. Es schien mir, als wenn die Hochebenen dieses Theiles des Missoury-Gebietes schichtenförmig aufeinander gereihet aufsteigen und wenn auch gleich diese beinahe plötzliche Erhebung nur wenige hundert Schuh betragen mag, so ist dennoch der Schluß zu folgern, daß die Central-Plateaux mehrere tausend Schuh über die Meeresfläche steigen.

Bald betrat ich abermals eine solche Ebene, welche gegen Norden von Gebirgen begrenzt, sich in einer Strecke von sieben Meilen völlig flach hinzog. Auch hier war die Natur ganz ausgestorben; weder Vogel

*) Auf den ältern Charten finde ich diesen Bach unter dem Namen Shannons River angeführt.

noch Säugethier ließen sich blicken. Meine Begleiter waren der Meinung, der Weiße Fluß läge hinter den Gebirgen; meiner Berechnung nach aber mußte der Fluß noch um 20 englische Meilen weiter entfernt seyn. Der quälendste Durst nöthigte uns, so schnell wie möglich zu reiten, und da sich die Gebirge zwischen Nord-Ost öffneten, so ritten wir durch tiefe Schluchten und fanden, wie ich es vermuthet hatte, statt des Weißen Flusses eine von Gebirgen umschlossene Wildniß, wie auch kein trinkbares Wasser. Aus Furcht zu verschmachten, setzten wir unsern Weg bis in die Nacht hinein fort. Der Mond beleuchtete im hellsten Glanze die schauerliche Gegend, und die Hoffnung nach Wasser ließ alle Ermüdung überwinden; doch vergebens, der unebene löcherige Boden und die vielen stachligen Cactus setzten dem weitern Vordringen zu große Hindernisse in der Nacht entgegen, welche wir, ohne Nahrung, dem qualvollsten Hunger und Durst preisgegeben, zubringen mußten. Nach Mitternacht zog dichtes Gewölke über den Horizont; es regnete aber nicht und die Kälte wurde wieder sehr empfindlich.

Meine von Durst erschöpften Leute und Pferde mußten sehr früh am 23. aufbrechen, indem ich die Entfernung des Weißen Flusses noch auf 15 englische Meilen schätzte. Die Gegend blieb sich gleich, immer öde, voller Felsblöcke, mit dem Gepräge der durch unterirdische Feuer verursachten Verwüstungen. Hinter einer Anhöhe machten zwei Indianer mit einem kleinen Spiegel, auf welchem sie die Sonnenstrahlen auffingen, Zeichen, welche man von weiter Ferne erblicken kann. Der Anblick menschlicher Wesen erfüllte mich mit Freude, meine Leute aber mit Schrecken, weil sie nur immer von Feinden träumten. Sie glaubten, diese Indianer könnten vom Stamme der Chayenne oder der Sahone seyn, welche ein Schrecken der Reisenden waren, und wollten nicht von der Stelle; ich aber beharrte auf meinem Vorsatze, ungesäumt weiter zu reisen, indem es besser sey, einen Kampf mit den Indianern zu bestehen, als vor Durst zu sterben, auch das Terrain von der Art war, daß wir den Weißen Fluß erreichen konnten, ohne in einen Hinterhalt zu gerathen; zugleich war ich der Meinung, die Chayenne möchten bei den Rocky mountains lagern, und von den Sahone möchte nichts zu befürchten seyn, da sie jedenfalls mit ihren Erbfeinden, den Rikaras, beschäftigt seyn würden. Endlich gegen 10 Uhr erblickte ich, von hohen Bergen begrenzt, in einem dünnen, mit Bäumen bewachsenen Thale, den Weißen Fluß, von den Creolen Rivière blanche genannt. Wir erreichten ihn, nachdem wir einen hohen, mit Opuntien bewachsenen und von Eisengerölle und Lavaschlacken beinahe unwegsam gewordenen, sehr steilen Berg hinabgeklettert waren. Einzelne hohe Pappeln, von einem dichten Graswuchs umgeben, erhoben sich in dem düstern Thale. Der Weiße Fluß lagert auf sein Bett einen Niederschlag von weißer Thonerde, sein Wasser ist mit derselben so angeschwän-

gert, daß es zur Zeit des niedern Wasserstandes einem dünnen, grauen Breie gleicht. Der Fluß ist zwar nicht tief, enthält aber große Strecken Triebsand und ein schlammiges Thonlager, welches, wenn der Fluß in sein gewöhnliches Bett zurückgetreten ist, auf der Oberfläche schnell trocknet, während die Tiefe weich und schlammig bleibt, so daß man auf diesen verrätherischen Stellen mit jedem Schritte tiefer sinkt. Die Pferde sanken auch tief in den weichen Grund, und wir mußten zuletzt zu Fuß durch den Fluß waten. Ich konnte mich, so durstig ich auch war, dennoch kaum dazu bequemen, das Wasser dieses Flusses zu trinken, so ekelhaft war der Schlamm desselben. Meine Begleiter aber tranken davon mit gierigem Uebermaße und fühlten alsbald heftige Kolikschmerzen. Vergebens versuchten wir etwas zu kochen, das Wasser blieb dick und sonderte keine Erdtheile ab, welches das Missoury-Wasser doch sogleich thut.

Ich hielt eine Stunde an, welche meine Leute mit Sorge und Angst zubrachten. Kaum aufgebrochen, kamen drei Indianer auf uns zu; meine Leute sprangen vom Pferde und stellten sich schußgerecht. Ich machte ihnen bemerklich, daß es zwei Männer und eine Frau seyen und daß drei Individuen sich keinenfalls am hellen Tage uns in böser Absicht nähern könnten. Es war ein ältlicher Mann, ein Jüngling und eine junge, mit einem Korbe beladene Frau vom Stamme der Jenkton (Y-enk-ton), einer Sioux- oder Dakotah-Nation, welche mit den Amerikanern in bester Freundschaft lebt. Der Mann erzählte Vieles von der Expedition der Amerikaner gegen die Rikaras, welche ihren Zweck verfehlt hatte, und bezeichnete mir den Weg zur nächsten amerikanischen Factorei, welche einige zwanzig Meilen von hier entfernt seyn konnte, auf das genaueste. Die Frau übergab mir einen Korb mit wilden Pflaumen, welche in dieser Gegend von vorzüglicher Güte sind und eine bisher unbeschriebene Art bilden. Ich suchte das Geschenk durch etwas Pulver, Tabak und Feuersteine zu ersetzen, denn der Mann hatte eine Flinte, der Jüngling aber nur eine kurze Lanze. Der Indianer berichtete mir zugleich, daß die Leute, die ich auf dem Berge gesehen hatte, ebenfalls Sioux von seiner Nation seyen, die einige Personen von der Missoury fur Company auf die Jagd begleiteten, um die Factorei mit Wildpret zu versehen.

Der nun einzuschlagende Weg war höchst beschwerlich, indem neunmal der seichte Fluß durchwatet werden mußte, der, zwischen hohen Bergen eingeschlossen, ein enges Thal bewässert. Pflaumenbäume und die Hypophaea canadensis, graine de boeuf genannt, deren Beeren von säuerlichem Geschmacke sind und in großer Anzahl am höhern Missoury vorkommen, wuchsen an den Ufern des Flusses. Bald sah ich noch mehrere junge Indianer, die sich mit der Jagd beschäftigten, und bat einen von ihnen, mich nach der noch 10 Meilen entfernten Factorei zu bringen. Als wir den Weißen-Fluß verließen, mußten wir Höhen erklimmen, die

über 1000 Fuß über das Bett des Missoury sich erheben. Hierauf folgt eine Hochebene, von deren nordöstlichem Abhange der Missoury und das Haus der Factorei sichtbar wurde. Die Gebirge dachen sich steil, etwa zwei Meilen vom Missoury, ab. Die Abhänge bilden große Flächen versinterter Laven, deren schwarze Wände nur sparsam mit Fackeldisteln und Gräsern bewachsen sind. Der Wind wehete heftig aus Nord-Ost und das Thermometer stieg auf 25° + im Nordschatten bei unerträglicher Hitze. Ueber dem Missoury erblickte ich den Ma-na-ka he-si-tah, einen im Jahr 1823 noch rauchenden Vulkan, dessen ich im folgenden Capitel erwähnen werde. Höchst ermüdet und erschöpft erreichte ich den Fuß der Gebirge und durchritt die ebene Grassteppe, welche den Missoury von den Bergen trennt. Hier erblickte ich eine von jenen Colonien kläffender Murmelthiere, Arctomys ludoviciana, von den Creolen Chiens de prairie genannt, welche in namenloser Zahl große Strecken Landes unterminiren und weitläufige Baue und Röhren gesellig bewohnen. Dieses kleine, niedliche Thier von der Größe eines europäischen Eichhorns, mit einem wenige Zoll langen Schwanze, ist von gelber Farbe und sitzt gewöhnlich, mit dem obern Theil des Körpers aus den Löchern seines Baues vorragend. Die kläffende Stimme dieses merkwürdigen Nagers gleicht dem Gebelle eines kleinen Hundes und wird bei Annäherung einer Gefahr von diesen Thieren so lang fortgesetzt, bis sie in ihre Löcher schlüpfen, welches so schnell geschieht, daß man sie kaum durch einen Schuß erlegen kann.

Etwa 800 Schritte vom Ufer des Missoury erheben sich hohe Pappeln und Eichen, und ein kleiner Bach mündet sich in den Strom in der Gegend, wo damals die Factorei stand, welche übrigens nun seit längerer Zeit völlig in Verfall gerathen ist. Herr Josua Pilsher, der damalige Vorsteher der Missoury fur Company, empfing mich in der Factorei auf das freundschaftlichste, und ich fühlte mich bald entschädigt für die vielfach ausgestandenen Entbehrungen.

Eilftes Capitel.

Sioux-Indier. Factorei am Grand détour. Rückkehr zu Wasser nach den Council-Bluffs. Aufenthalt daselbst. Reise zu den Otos und Pahnis.

In der Factorei des Herrn Pilsher herrschte reges Leben; Herr Pilsher war mit dem größten Theile seiner Mannschaft der Expedition gegen die Rikaras gefolgt und erst vor wenigen Tagen zurückgekehrt. Zu ihm hatten sich mehrere Haufen Sioux-Indier gesellt, welche nun um die Factorei lagerten und sich zum Theil in Noth wegen Lebensmitteln befanden; da durch den Marsch so vieler Indianer und Weißen längs dem Ufer des Stromes die Bisons sich weggezogen hatten und die Jagd für den Bedarf der Leute sehr spärlich ausfiel. Trotz des herrschenden Mangels wurde ich dennoch auf das zuvorkommenste bewirthet und von Herrn Pilsher eingeladen, mich in der Gegend länger aufzuhalten. Zu meinem Schmerz mußte ich auch erfahren, daß das weitere Fortsetzen meiner Reise nach Norden insofern unmöglich sey, als bis etwa zu den Mandanen stromaufwärts keine Factoreien von Weißen besetzt seyen, die befreundeten Sioux-Horden aber sich wegen Mangels an Wildpret sämmtlich gegen Westen nach den Rocky mountains gezogen hätten, und die Rikaras in kleinen Abtheilungen jedenfalls das Land durchstreifen und ohne Rücksicht alle Reisenden niedermachen würden. Ohne große Bedeckung wäre es auch nicht möglich gewesen, zu Wasser den Strom aufwärts zu befahren, eine Reise, die ausser der großen Gefahr auch nicht vor Eintritt der kalten Jahreszeit ausgeführt werden konnte. Ich mußte nun gegen meinen Willen diesen Plan auf entferntere Zeiten verschieben und mich damit begnügen, die nächste Umgegend zu besichtigen. Da drei verschiedene Sioux-Nationen, bestehend aus Titons, Jenktons und Sisatons, in der Gegend lagerten, so konnte ich wenigstens diese zu damaliger Zeit noch wenig bekannten Völker in ihrer Nationalität sehen, wodurch ich einigermaßen entschädigt wurde. Ich hatte so viel Uebertriebenes von den Sioux gehört, welche man mir in St. Louis als die rohesten Kannibalen geschildert hatte, die als verrätherische Feinde aller Weißen und angrenzenden indischen Völker der Schrecken und die Plage des höheren Missoury seyen, daß ich mich ernstlich überrascht fühlte, als ich vom Gegentheile auf's deutlichste überführt wurde. Ausgemacht ist es, daß diese große kriegführende Völkerschaft,

welche sich bisher durch festes Zusammenhalten der einzelnen Horden unter sich auszeichnete, einen längeren und kräftigeren Widerstand leistete, als manches andere nordamerikanische Urvolk, und durch die Schilderung benachbarter Indianer, die allgemein den Stamm der Dakotāh hassen und fürchten, auch eine Verbindung desselben mit den Abkömmlingen der Europäer nicht wünschen, mit den schwärzesten Farben bezeichnet wurden. Wahr ist es auch, daß die Sioux im Kriege und als Feinde grausam und hinterlistig sind, wie alle Indier, daß sie selbst sich nicht ganz vom Vorwurfe, als verzehrten sie zuweilen die Leiber ihrer erschlagenen Feinde, reinigen konnten, und daß ihre große Armuth und das Entbehren der zu ihrer Existenz nöthigsten Bedürfnisse sie oft zum Raube oder zu vertragswidrigen Handlungen gegen die Pelzhändler und herumstreifenden Jäger verleitete. Seitdem es aber der amerikanischen Regierung gelungen ist, den auswärtigen und feindlichen Einfluß auf die Sioux zu hintertreiben, und die amerikanischen Agenten das Vertrauen derselben zu gewinnen wußten, gehören die vielen Stämme der Dakotāh zu den treueren, der amerikanischen Regierung ergebenen Urvölkern. Diese Erfahrung fand ich auch auf meiner zweiten Reise bestätigt, auf welcher ich mit den meisten Sioux-Horden zusammentraf und längere Zeit bei ihnen zu verweilen Gelegenheit fand. Der Häuptling der Jenktons oder der I-hank-tomẽ, wie sie in ihrer Sprache heißen, Namens Scha-pon-ka, le Maringuain, die Mücke, befand sich in der Factorei und schien ein besonderer Freund Herrn Pilshers zu seyn. Mit ihm lagerten 50 bis 60 Krieger nebst einigen Weibern und Kindern; die Mehrzahl der Horde, welche noch mehr denn 400 Krieger zählen soll, hatte sich in der Prairie zerstreut. Ausser diesen Jenktons waren auch noch Titons im Fort, deren Anführer sich in der Nähe stromaufwärts am Grand détour, in der Factorei der französischen Missoury-Compagnie befinden sollte. Diese Sioux waren sämmtlich über das Resultat der Expedition gegen die Rikaras höchlich aufgebracht, auch schienen mir die Unternehmer der Pelzhändler-Gesellschaften mit den Ergebnissen dieses Krieges nicht erfreut. Nach genauerer Prüfung der Umstände aber kann ich das Benehmen des Herrn Leawentworth, des Befehlshabers der Expedition, nicht mißbilligen. Zweifelsohne hätte dieser Offizier ein großes Blutbad unter den Rikaras anrichten können, wobei viele Weiber und Kinder ihr Leben eingebüßt hätten und der Grausamkeit der indianischen Hülfsvölker preisgegeben worden wären. General Leawentworth überraschte mit seiner Expedition das Dorf der Rikaras, ehe diese Indianer Zeit gewannen, sich aus demselben zu entfernen. Die Niederlassung der Rikaras am Missoury besteht aus zwei, nur durch einen Bach von einander getrennten Dörfern auf dem westlichen Ufer des Stroms, und die Erdhütten der Indier sind in der Art gebaut, daß nur die Wirkungen des schweren Geschützes ihre

Einwohner belästigen können. Die Rikaras zählten über tausend Krieger, waren auf länger als einen Monat mit Lebensmitteln versorgt, und mochten auch einen bedeutenden Vorrath von Pulver und Blei besitzen. Die Pelzhändler und Indianer drangen in Herrn Leawentworth, einen Sturm zu wagen; und zu dieser Meinung gesellten sich sogar mehrere Offiziere der amerikanischen Linientruppen. Ich habe mich später an Ort und Stelle überzeugt, daß Herr Leawentworth vollkommen recht hatte, dieses Ansinnen abzuweisen. Die Linientruppen waren viel zu schwach, um einen Sturm gegen wohlbefestigte, mit der äussersten Verzweiflung vertheidigte indische Erdhütten auszuführen, und auf Indianer und die Miethlinge der Pelzhändler-Gesellschaft konnte sich der befehligende Offizier, bei allem persönlichen Muthe ihrer Anführer, keineswegs verlassen. Dieser projectirte Sturm würde jedenfalls abgeschlagen worden seyn, bei welcher Gelegenheit die Verwundeten der ungezügelten Grausamkeit ihrer Gegner preisgegeben worden wären. Da durch die Linientruppen die Niederlassung der Rikaras nicht gehörig umzingelt werden konnte, und die Sioux, mit den langsamen Fortschritten der Belagerung unzufrieden, in ihrer Wachsamkeit nachließen, so gelang es den Ersteren bei einer stürmischen und finstern Nacht, mit der den Indianern eigenen Gewandtheit, ihre Dörfer zu verlassen und die Steppe ohne großen Verlust zu gewinnen. Die regulären Truppen haben bei dieser Expedition wenig Verlust erlitten; die Sioux dagegen, welche mehrere Male mit den Rikaras hart zusammentrafen, zählten ziemlich viele Todte und Verwundete. Durch die Wirkung einiger Kanonen, welche auf deu Böten von dem amerikanischen Militär mitgebracht worden waren, war den Rikaras im Anfang einiger Schaden zugefügt worden; doch wußten sie sich zuletzt durch Eingraben in das Innere ihrer Hütten auch gegen das Geschütz zu sichern. Wenn man nun die geringe Zahl der disponiblen amerikanischen Linientruppen und die Kostbarkeit des Transports in entfernte Gegenden, so wie den bedeutenden Abgang derselben durch Krankheiten berechnet, so wäre es eine Tollkühnheit von Seiten des Anführers gewesen, das Leben der Soldaten gegen eine Horde von allen Niederlassungen so weit entfernt lebender Indier, bei ganz unvortheilhaftem Terrain, auf das Spiel zu setzen, um so mehr, da die Expedition auf dem Missoury, dessen Bett für die Schifffahrt so äusserst gefährlich ist, ein großes Boot, meist mit Munition beladen, verloren hatte. Ich bitte meine Leser um Vergebung, wenn ich sie durch die ausgedehnte Erzählung einer an sich unbedeutend scheinenden militärischen Operation jenseits des Oceans ermüde; da aber dieses Werk wahrscheinlich auch in den Vereinigten Staaten gelesen werden wird, so halte ich es für Pflicht, die Sache eines Offiziers zu vertheidigen, welcher in einigen öffentlichen Blättern seines Vaterlandes wegen dieser Expedition parteiisch beurtheilt worden ist, obgleich er, nach meiner Ueberzeugung,

während des Zeitraums, in welchem er am höhern Missoury kommandirte, durch sein gemäßigtes, aber kräftiges Benehmen gegen die indischen Völker seinem Vaterlande wichtige Dienste geleistet hat.

Die Sioux unterscheiden sich von den mittäglicheren Völkerschaften hauptsächlich dadurch, daß sie ihre Haare lang herunterwachsen lassen und den Kopf niemals kahl scheeren. Sie haben auch die Eigenheit mit den nordwestlichen Nationen gemein, daß sie die Haare in Zöpfe vermittelst eines Harzes verkleben, welcher Gebrauch bei beiden Geschlechtern sehr ekelhaft ist. Ueberhaupt sind sie viel unreinlicher als ihre Nachbarn, die Omahas und Ponkaras. Die Kunst, das Leder zu gerben und aus den Stacheln des Stachelschweins schöne, farbige Zierrathen zu sticken, ist bei ihnen zu einer großen Vollkommenheit gediehen. Beide Geschlechter tragen häufig lederne Leibröcke, welche bei den Kriegern mit Haarbüscheln erschlagener Feinde und geraubter Pferde geziert sind. Die Sioux bedienen sich häufiger des Feuergewehrs als die übrigen westlichen Nationen, auch fand ich ihre Bogen und Pfeile nicht so brauchbar, wie die der nördlicheren Völkerschaften. Sie besitzen auch wenig gute Pferde, und diese waren den Pahnis oder Omahas geraubt worden. Während meines Aufenthaltes feierten die Krieger Sieges- und Todten-Tänze, wobei die Skalps erschlagener Rikaras auf Stangen herumgetragen wurden. Solche Tänze werden auch zu Ehren eines Fremden gehalten, wobei es Sitte ist, die Indianer zu beschenken, welcher Gebrauch für mich zuletzt sehr lästig wurde, doch mir den Vortheil gewährte, allerlei Putzsachen und Waffen dieser Indianer einzuhandeln. Die Noth war so groß bei ihnen, daß sie sich zuletzt selbst die erbeuteten Schädelhäute abhandeln ließen, welches Heiligthümer sind und in deren Besitz ich mich, trotz aller Mühe, späterhin bei andern Nationen nicht mehr setzen konnte. Der Mangel an Nahrungsmitteln ist manchmal bei diesen Indianern so groß, daß sie allerlei Alimente verschlingen müssen, die der menschlichen Natur zuwider zu seyn scheinen. Oft verzehren sie gegerbtes oder getrocknetes Leder, Heuschrecken, Holzrinde und allerlei Wurzeln. Unter den letzteren ist die Zwiebel eines Allium und die Knolle einer Psoralea, Assinniboï genannt, welche letztere ziemlich selten ist, vielen Nahrungsstoff enthält und ein feines Stärkemehl liefert, dessen sich im höhern Norden die Pelzhändler auch als Nahrungsmittel bedienen. Die Sioux bereiten ausser dem an der Luft getrockneten Fleisch auch viel Pimekan oder Pimetegan, welcher in ledernen Säcken aufbewahrt wird. Der Pimekan ist zu Pulver gestossenes getrocknetes Fleisch, im hohen Norden auch von Fischen, welches, mit dem Fette der Auerochsen vermischt, eines der gewöhnlichsten Nahrungsmittel der Indianer und Pelzhändler abgibt.

Den 25sten August begab ich mich über den Missoury, um den noch rauchenden Berg zu besuchen, dessen ich im vorigen Capitel erwähnte und

den die Indianer Ma-na-ka-he-si-ta nannten. Ueber diesen Namen bin ich übrigens noch nicht recht einig, weil es mir auch schien, als bedeute dieses Wort den Weißen Fluß. Oft haben übrigens ganz verschiedene Gegenstände bei den Indiern dieselben Namen, oder es wird trotz aller angewandten Mühe dem Reisenden unmöglich, selbst vermittelst der Dolmetscher sich ganz verständlich bei den Indianern zu machen, woran hauptsächlich der Mangel an Sprachkenntnissen jener Dolmetscher schuld ist. Auf dem Rücken des Berges fand ich mehrere Tumuli, aus Steinhaufen zusammengesetzt, welche die Ueberreste angesehener Häuptlinge der Sioux-Nation bergen. Auf dem Gipfel angelangt fand ich wenige oder gar keine Spuren neuerer Eruptionen, und überzeugte mich, daß die Thätigkeit des Vulkans seit längerer Zeit erloschen war, und er die nämliche Formation wie die Gebirge des entgegengesetzten Ufers zeigt. Dessen unerachtet konnte ich alle Morgen deutlich die Spuren eines Dunstes beobachten, welcher, nach der Aussage glaubwürdiger Personen, zu Zeiten gänzlich verschwindet und manchmal sich wieder in Gestalt eines starken Rauches äussern soll. Auf meiner zweiten Reise beobachtete ich weder im Winter noch im Sommer dieses Phänomen, dessen Erklärung ich dahin gestellt seyn lassen muß. Gegen den Missoury ist der Abhang des Berges sehr steil und durch mächtige Spalten zerrissen. Ich fand einen Pfad, durch den es möglich wurde, den steilen Theil des Gebirges herabzuklettern. Dieses besteht aus einer weißen Kalkerde, welche sich bis auf den Fuß des Berges erstreckt, woselbst Thonlager und Schiefer zu Tage kommen, auf welchen ich Versteinerungen von Ammoniten, Ostrea und eines an Solen grenzenden Geschlechtes fand, deren Oberflächen einen perlmutterartigen Metallglanz zeigen. Die Ufer des Missoury in diesen Gegenden sind reich an ähnlichen Schaalthieren der Vorzeit, von denen die meisten diesen Charakter tragen.

Bei meiner Rückkunft in die Factorei fand ich daselbst einen gewissen Toussaint Charbonneau, welcher als Dolmetscher bei den Großbäuchen lebte und der Expedition von Herrn Lewis und Clarke nach der Nordwestküste in dieser Eigenschaft gefolgt war. Dieser Charbonneau war von dem Commis der Factorei am Grand détour abgesendet worden, um mich einzuladen, dieselbe zu besuchen, welches ich um so williger annahm, da dieser Handelsplatz nur 20 englische Meilen entfernt war, und ich auch daselbst noch mehr Sioux-Indier anzutreffen hoffte. Ich machte mich des andern Tages früh auf den Weg, welcher durch eine öde und kahle Gegend führte, über die sich wenig sagen läßt. Auf der Höhe eines ziemlich steilen Berges, welcher sich bis an den Missoury anlehnte und dessen Abhänge mit Cactus und Bartonien bewachsen waren, dehnte sich eine weite Fläche gegen Westen aus. Gegen Norden erhob sich ein hohes, einzeln stehendes Gebirge mitten aus der Steppe, welches von den Creolen

la grande butte de médecine genannt wird, und aus weiter Ferne gesehen werden kann. Auch dieser Berg steht bei den Indianern und deren Zauberern in einem mystischen Geruch. Während des ganzen Rittes sah ich kein lebendes Wesen, ausser einigen Steppenvögeln, selbst keine Antilopen, die doch sogar die wüstesten und wasserleersten Gegenden der Prairie bewohnen. Gegen Abend erreichten wir erst die Factorei, welche aus einer kleinen Baulichkeit, von hohen Pallisaden umpfercht, bestand. Von der Ferne schon erblickte ich die ledernen Zelte der Sioux, welche spitzen Zuckerhüten gleichen und deren Größe sich nach der Zahl der sie bewohnenden Familien richtet. Einzelne derselben können 18 bis 20 Personen einnehmen, wozu oft 20 und mehr Büffelhäute nöthig sind. Diese ledernen Zelte sind wasserdicht genäht und werden über mehrere hohe Stangen, welche an der Spitze zusammengebunden sind, aufgezogen. Auf der Spitze befindet sich eine Oeffnung als Rauchfang, welche durch eine lederne Klappe, die nach dem Winde gerichtet werden kann, bedeckt wird. In dem Mittelpunkte solcher Zelte, von den Creolen Loges genannt, wird in einem Loche das Feuer angebracht. Von der einen Stange hängt an einem Riemen der Kochkessel senkrecht über das Feuer herab.

Das Zelt selbst wird durch hölzerne Pflöcke befestigt, und widersteht dem ärgsten Unwetter und den heftigsten Stürmen, bedarf auch selbst im Winter nur eines sehr geringen Feuers, um warm erhalten zu werden. Diese ledernen Jurten sind viel zweckmäßiger als linnene Zelte, und schützen vollkommen gegen die Nässe. Die Häuptlinge und angesehenen Krieger pflanzten vor der Oeffnung ihrer Zelte eine Stange auf, auf welcher ihre Waffen, Zauberbeutel, Roßschweife u. s. w. aufgehängt sind. Die Lager der Sioux, welche echte Nomadenvölker sind, haben ein vollkommen orientalisches Ansehen, und kein Volk nähert sich wohl so den Beduinen, wie sie.

Der Commis der Factorei, ein geborner Franzose, kam mir entgegen und entschuldigte sich über die wenigen Mittel, die ihm zu Gebote stünden, mir einige Bequemlichkeit zu verschaffen. Die Factorei war auch wirklich von allen Lebensmitteln entblößt und die Indianer litten den äussersten Hunger. Zwei Häuptlinge der Titons waren hier, wovon der eine Inga-mo-na-kutè und der andere Schinga-ka*) hießen. Die Titons schienen mir wilder und rauher als die Jenktons zu seyn, und da sie mehr Leute als die andern Stämme im Kriege gegen die Rikaras verloren hatten, so waren sie zum Theil in große Trauer versunken und heulten unaufhörlich ihre Klagelieder. Es befanden sich mehrere Schwerverwundete

*) Inga-mo-na-kutè, Celui qui tire le tigre, der den Tiger schießt. Schinga-kà, l'enfant, das Kind.

in dem Lager, die mit ausserordentlicher Sorgfalt von ihren Angehörigen verpflegt wurden. Hier fand ich Gelegenheit, zu beobachten, wie geschickt die Indianer sind, selbst die gefährlichsten Schäden zu heilen, und mit welcher ausserordentlichen Geduld und Resignation die verwundeten Indier die heftigsten Schmerzen ertragen. Die Gegend um das Fort enthält so wenig Sehenswerthes, die Vegetation war so arm, und so wenig von der der früher sturchstreiften Gegenden verschieden, daß ich es für zweckmäßiger hielt, meinen Aufenthalt in dieser Factorei nicht zu verlängern, da ohnehin die Noth an Lebensmitteln so groß war, daß jeder Besuch höchst lästig werden mußte. Ich kehrte daher am frühen Morgen des andern Tages zu Herrn Pilsher zurück. Herr Pilsher war so gütig, mir zum Behufe meiner Rückreise nach den Council-Bluffs ein kleines Fahrzeug auszurüsten, welches ungefähr 10 Personen und mein Gepäck fassen konnte, und mich mit einem seiner Commis, Herrn Leclerc, den Strom hinabzusenden. Ausser diesem Commis befanden sich noch zwei Amerikaner, ein Irländer, zwei Mestizen und ein Neger an Bord.

Den 29sten verließ ich meinen freundlichen Wirth. Die Fahrt ging anfänglich langsam, weil ein heftiger Südwestwind die Anstrengungen der Ruderer hemmte. Hohe Felsmassen erhoben sich an den Ufern des Stroms, ehe wir die Mündung des Weißen Flusses erreichten, welche, durch eine Insel gedeckt, den Augen des Reisenden kaum sichtbar wird. Auf den Sturm folgte eine schöne helle Nacht, welche wir an dem östlichen Ufer dos Stromes unter einigen hohen Pappeln zubrachten. Am frühen Morgen des folgenden Tages erblickte ich hohe, dicht bis an den Missoury sich anlehnende Gebirge, die Côtes à Bijou, von einem gewissen Bisoton, der sich als Händler daselbst früher aufhielt, so benannt. Diese steilen Kalkfelsen erheben sich über 1000 Fuß über das Bett des Stromes und gewähren eine wilde und malerische Ansicht. Das rechte Ufer ist eben, mit dichtem krausen Grase bedeckt, wird aber in der Entfernung von mehreren Meilen von einer hohen Hügelgräte begrenzt. In einiger Entfernung hatte ein Steppenbrand die Prairie in ein schwarzes Gewand gehüllt. Die Jäger erlegten einen Hirsch vom Cervus macrotys, welcher zwischen hohen Felsen unweit des Ufers weidete. Mir gelang es auch, den Falco missisippiensis zu schießen, einen herrlichen Milan, den Wilson meisterlich abgebildet hat. *)

An diesem Tage stieg die Hitze auf 25° + R., bei einem gelinden Südwestwinde, welcher uns nicht hinderte, ziemlich schnell zu fahren. Auf einer Insel im Missoury erblickte ich mehrere Bisonstiere, welche wir ungejagt ließen, da wir keine Zeit zu verlieren hatten und es uns an

*) Wilson III, 35. 1. Missisippi Kite.

Mundvorrath nicht fehlte. Kurz darauf erreichte das Fahrzeug eine Inselgruppe, les trois îles genannt, unweit welcher ich Felsen von auffallenden Kalkformationen, welche den Vorsprung hoher Gebirge ausmachten, bemerkte. Diese Felsen bilden schroffe Thürme und große mächtige, durch heftige Revolutionen durchrissene Blöcke eines weißen, kreidenartigen Kalkes. Das Boot mußte dicht an diesen Felsen wegen des tieferen Fahrwassers hinabgleiten, und es erwartete uns ein Auftritt, der meine Gefährten mit dem größten Schrecken erfüllte. Plötzlich nämlich, als das Boot ganz dicht am Ufer fuhr, erblickten wir einen großen indischen Krieger an einem Vorsprunge der Felsen, welcher uns bedeutete, mit dem Fahrzeuge beizulegen. Meine Gefährten griffen sogleich zu den Waffen und schienen nicht wenig durch diese plötzliche Zusammenkunft erschreckt zu seyn. Nur Mc. Neyr, ein tapferer und entschlossener Amerikaner, der sich an Bord befand, sowie Herr Leclerc, verloren nicht den Kopf, sondern ließen das Fahrzeug an einem unzugänglichen Orte unter einem hohen Felsen anlegen. Hätten wir auch die Breite des Stromes erreichen wollen, so würden wir den Schüssen der Indianer, welche jedenfalls hinter den Felsen versteckt lagen, nicht entgangen seyn; so war es aber wenigstens möglich, uns gegen einen plötzlichen Ueberfall einigermaßen zu decken. Der Indianer warf nun seine Waffen weg und näherte sich uns auf wenige Schritte. Er war ein großer, schöner Mann von gebieterischer Gestalt und schien ein Häuptling zu seyn, den Hr. Leclerc, welcher die Sioux-Stämme kannte, für einen Indianer vom höhern Missisippi oder vom Fluß St. Pierre erkannte. Jedenfalls war Vorsicht höchst nöthig, denn er gehörte dem Stamme der Sisitons oder Sisatons an, die bisher mit den Amerikanern in Feindschaft gelebt hatten. Dieser Indianer erklärte mit lauter Stimme, er sey nicht in der Absicht gekommen, uns feindselig zu behandeln, obgleich dieses völlig in seiner Macht gestanden hätte, indem er sich unserm Lager in der vorigen Nacht genähert habe. Er sey deßwegen über den Strom geschwommen, um uns an dieser Stelle, welche die Fahrzeuge in dieser Jahreszeit nicht umgehen könnten, anzusprechen. Der Sioux erklärte ferner, er habe von mehreren Titons meine Ankunft am Grand détour erfahren, und habe gewünscht, mich zu sehen. Die offene Miene und das kecke, kühne Wesen des indischen Kriegers, welcher waffenlos vor uns stand, entnahmen meinen Begleitern alles Mißtrauen, und sie legten die Gewehre nieder. Alsbald winkte der Indier und ich sah 30 bis 40 Mann sich erheben, welche sich so künstlich gedeckt hatten, daß ich keinen einzigen von ihnen früher entdecken konnte, obgleich sie so nahe waren, daß eine einzige verdächtige Bewegung von unserer Seite uns allen unfehlbar das Leben gekostet hätte. Es waren meist schöne junge Leute, welche ihren Häuptling auf einem Kriegszug begleiteten, über dessen Zweck wir im Dunkeln blieben. Der Häuptling, von welchem ich sagen kann,

daß wenige Indier bei mir einen so bleibenden Eindruck hinterlassen haben, erklärte mit offener Freimüthigkeit, daß er früher ein gefährlicher Feind der Amerikaner gewesen sey, nun aber durch eine Uebereinkunft im Fort St. Pierre Frieden geschlossen habe und keine weiteren Feindseligkeiten mehr unternehmen würde. Nach dieser Unterredung stießen wir wieder vom Lande ab und fuhren an diesem Tage noch vier Meilen weiter den Strom abwärts.

In der Gegend meines Nachtlagers erblickte ich frische Spuren von Sioux-Indiern, welche wahrscheinlich mit einem ganzen Lager über den Strom gesetzt waren. Ich erkannte deutlich, wie sie Flöße bereitet hatten, um ihr Gepäck überzuschiffen. Solche Flöße werden sehr einfach zusammengesetzt und bestehen meist aus 4 Stangen von Weidenholz, welche im Viereck zusammengebunden und mit Reisern bedeckt werden. Auf diesen schwankenden Fahrzeugen wird das Gepäck befestigt, und die Indianer treiben schwimmend den Floß vor sich hin. Die Pferde werden gewöhnlich in den Strom gejagt, nachdem ein Indianer mit dem besten Schwimmer in den Strom hineinlenkt, worauf die übrigen Pferde zu folgen pflegen.

Den 31sten früh überfiel uns ein heftiger Nebel, und nöthigte uns, bei einer großen Insel anzulegen. Das Eiland war ganz mit Cedern bewachsen und führte deßhalb auch den Namen Ile aux Cèdres. Ein heftiger Wind vertrieb den Nebel, nöthigte uns aber, unsre Zuflucht in einer Bucht am westlichen Ufer des Stromes zu nehmen. Da für den ganzen Tag nichts zu thun übrig blieb, so machte ich mich, in Begleitung der beiden Amerikaner und des Irländers, auf die Jagd. Wir entdeckten bald einen Trupp Auerochsen, näherten uns diesen Thieren auf Schußweite und erlegten 4 von denselben. Ein angeschossener Stier flüchtete sich in eine Bergschlucht, und wurde erst, nachdem 5 bis 6 Schüsse auf ihn gefallen waren, erlegt. Meine Gefährten schossen mehrere Mal ihre Büchsen nach dem Kopfe des Thieres ab; die Kugeln machten aber auch nicht den geringsten Eindruck auf den mit dichter Wolle bedeckten Schädel. Ein heftiger Steppenbrand, durch den Sturm mächtig fortgepflanzt, verbreitete sich gleich einem Feuermeere gegen Westen über die Steppe und näherte sich mit Riesenschritten dem Missoury, den ganzen Horizont in Rauch und Flammen verhüllend. Dieser prächtige Anblick dauerte bis tief in die Nacht, wo der Strom dem Feuer Grenzen setzte.

Den 1sten September legte sich der Sturm, und es trat schönes Wetter ein mit einem gelinden Nordostwinde, der die Fahrt begünstigte. Auch erreichten wir schon frühzeitig eine Insel, auf welcher die Ueberbleibsel einer zerstörten Factorei zu sehen waren, welche früher den Namen Fort „van der Bourg“ geführt hatte. In der Nähe beobachtete ich einen sonderbar geformten, gedoppelten Berg mit kegelförmigen Spitzen, la tour

genannt. Die Ufer des Missoury waren an vielen Stellen von unzähligen Schwalben*) bewohnt, welche nach Art unserer Uferschwalben gesellig in Löchern zusammen lebten. In der Nacht fing es an heftig zu regnen, welches um so lästiger wurde, da wir alles Obdachs entbehren mußten.

Den folgenden Tag fand ich die Gegend wenig gebirgig und die Ufer des Stromes, namentlich an der Mündung des Ponka und Eau qui courre, recht schön. An der Ile à bon homme wurde Mittag gemacht, und es gelang mir, einen starken Hirsch vom Cervus major, mit riesenhaftem Geweih, zu erlegen. Da ich kein schöneres Exemplar dieser prächtigen Hirschart geschossen hatte, so ließ ich denselben präpariren, welches uns bei der herrschenden Hitze und der Größe des Thieres viel Mühe verursachte. Doch ist es mir gelungen, das Präparat ziemlich gut erhalten nach Europa zu bringen, woselbst es in Stuttgart aufgestellt ist. Am Abend landeten wir an der Ile aux boeufs, wo ich die letzten Bisons erblickte.

Den folgenden Tag fuhren wir an der Mündung des Rivière à Jaques vorüber. Hohe Kreidefelsen erheben sich hier am östlichen Ufer des Stroms. Die Fahrt wurde durch einen heftigen Sturm wiederum verzögert, dem ein Regenwetter folgte, welches die ganze Nacht fortdauerte. Den folgenden Tag hörte gegen Mittag der Regen auf. Hohe Gebirge lehnen sich an das westliche Ufer des Stromes, unweit der Mündung des Vermillon-Flusses. Hier sah ich zahllose Schwärme von Schwänen und Pelicanen, welche in großen Kreisen die Luft durchzogen oder auf den Sandbänken des Stroms ihre Nahrung erspäheten. Den Nachmittag wurde das Wetter schön, und das Boot erreichte noch die Mündung des kleinen Ayowa-Flusses.

Den 6ten Morgens erblickte ich den Sioux-Fluß, dessen Bett schlammig und tief ist. Der Fluß, welcher aus Osten dem Missoury zuströmt, ist einer der bedeutenderen Nebenflüsse des großen Stromes. In der Nähe seiner Mündung erheben sich Hügel von weißer Kalkformation. Unweit des Sioux-Flusses, am entgegengesetzten Ufer des Missoury, dehnt sich eine flache Ebene aus, welche in Süden von einer bewaldeten Bergkette begrenzt wird. Hier sieht man die Trümmer indischer Niederlassungen, welche von den Omahas herrühren, die sich häufig in dieser Gegend niederlassen und ihre Wohnsitze am Elkhorn mit der Nähe des Missoury vertauschen. Das bergige rechte Missoury-Ufer bildet schöne Formationen der zu Tage kommenden Felsmassen, mit schroffen Abhängen nach der Stromseite. Die Waldungen sind üppig und fangen an reich an verschiedenen Holzarten zu werden, so wie sich überhaupt der climatische

---

*) Hirundo viridis, *Wils.*

Einfluß der Nähe des vierzigsten Breitegrades auf Pflanzen- und Thierwelt deutlich ausspricht. Meleagris gallopavo und Psittacus carolinus scheinen diese Gränzen selten zu überschreiten, erscheinen aber weiter stromabwärts in großen Flügen. Auf dem höchsten Gipfel des Bergrückens erblickt man vom Missoury aus das Grabmal des Schwarzen Vogels, Ua-schinga-sabae, des großen Häuptlings der Omahas, welcher eine mächtige Rolle unter diesen Indiern spielte und dessen Freundschaft sich die Pelzhändler und Amerikaner zu erfreuen hatten. Dieser Häuptling hatte sich durch Muth und Entschlossenheit ein so großes Ansehen bei den Indianern verschafft, daß er ganz gegen die Gewohnheit dieser Völker eine wahrhaft despotische Gewalt ausübte. Die große Furcht, welche die Indianer für diesen Schwarzen Vogel hegten, welcher in einem eben so hohen Ruf als Krieger wie als Zauberer stand, beweist das pomphafte Leichenbegängniß, welches ihm nach seinem Tode bereitet ward, indem seine besten Pferde, Waffen, und Einige wollen sogar behaupten, auch Weiber, woran ich übrigens noch zweifle, mit ihm vergraben wurden. Die Indianer verfehlen nicht, selbst die feindlich gesinnten Stämme nicht, wenn sie diese Gegend durchstreifen, Steine auf den Todtenhügel zu tragen, und ich fand auf meiner zweiten Reise, wo ich das Grabmal selbst besuchte, dasselbe frisch beworfen und um ein Bedeutendes vergrößert. Im vorigen Capitel, bei Gelegenheit meines Besuches in den Lagern der Omahas, erwähnte ich des Sohnes dieses Oberhauptes, welcher nach dem Tode seines Vaters dem amerikanischen Agenten nach Washington gefolgt war. Den folgenden Tag hielt mich ein widriger Wind und eine starke Strömung in der Nähe der Côtes à Woods den ganzen Tag auf; dagegen erreichten wir den 8ten schon frühzeitig die petite Rivière des Sioux, und lagerten des Nachts an der Mündung der Soldiers creek,*) welche beide von Osten in den Missoury fließen. Unserem Nachtlager gegenüber erhebt sich das westliche Ufer des Stromes zu mittelmäßigen Hügeln, welche sich bis an die Council Bluffs anlehnen und zu Weideplätzen für das Hornvieh der Garnison dienen. Eine Reihe schmaler Sümpfe lehnt sich ebenfalls an das rechte Ufer des Stroms und sind mit hohem Schilf bewachsen.

Den 9ten früh erreichte ich die Council Bluffs und ließ das Fahrzeug beilegen, um dem Commandanten mein Compliment zu machen. Ich fand in der Person des Obersten Leawentworth einen sehr gebildeten Offizier, welcher mich mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit empfing und mir auf das zuvorkommenste seine Hülfe zur Fortsetzung meiner Reise versprach. Der Oberst machte mir den Vorschlag, die Otos und Pahnis zu besuchen, welche beide Völker sich damals in ihren Niederlassungen am

*) Rivière aux Soldats, Soldatenfluß.

flachen Flusse befanden. Er versprach mir, mich von einem seiner Offiziere und einer hinlänglichen Mannschaft begleiten zu lassen, und es wurde ausgemacht, daß ich in einigen Tagen die Reise antreten sollte. Da Herr Leclerc dringend wünschte, seine Factorei an den Côtes à Kennel zu erreichen, woselbst seine Nähe durchaus nöthig war, so mußte ich mich bequemen, noch an demselben Tage die Council Bluffs zu verlassen und mich im Fort der Otos zu meiner bevorstehenden Landreise vorzubereiten. Ein höchst unangenehmer Vorfall fand an diesem Abend statt. Es hatte sich nämlich einer unserer Begleiter in den Council Bluffs betrunken und hatte in diesem Zustande Streitigkeiten auf dem Fahrzeuge angefangen. Der bedenkliche Zustand des Berauschten nöthigte uns anzuhalten, um allen möglichen Unglücksfällen vorzubeugen. Kurz, ehe das Boot das Ufer erreichte, wußte sich der Betrunkene eines Messers zu bemächtigen, mit welchem er willens war, den Mc. Neyr zu erstechen, welcher sich bemüht hatte, den Rasenden zu besänftigen. Diese Absicht wurde nun zwar vereitelt, es gelang aber dem Betrunkenen, im Handgemenge einem der Mestizen eine gefährliche Wunde in den Unterleib beizubringen, die uns für das Leben des Menschen sehr in Sorgen setzte. Auf dem Lande angekommen, entfloh der Thäter und wußte sich ferneren Verfolgungen zu entziehen. Ich erfuhr in der Folge, daß dieser Mensch im trunkenen Zustande schon mehrere grobe Verbrechen begangen habe. Am frühen Morgen des andern Tages erreichte ich die Factorei der Otos, woselbst ich von meinen Begleitern Abschied nahm, welche weiter den Strom abwärts fuhren. Herrn Robidoux fand ich nicht mehr, wohl aber Herrn Cabanné, einen der Unternehmer der französischen Gesellschaft und jetzt eines der ersten Mitglieder der amerikanischen Fur Company. Die Bekanntschaft von Herrn Cabanné, einem Franzosen von Geburt, hatte ich schon in St. Louis gemacht. Da sich während meines Aufenthaltes im Forte der Otos nichts von Bedeutung zutrug, so gehe ich zu der Beschreibung meiner Excursion zu den Pahnis über.

Den 17ten September verfügte ich mich nach dem Fort Atkinson, und begab mich sogleich zu Herrn Leawentworth, welcher schon so gütig gewesen war, eine Wohnung für mich und meine Leute in Bereitschaft zu setzen. Mein Jäger, welchen ich bei den Ponkas hatte zurücklassen müssen und von welchem ich seither nichts mehr erfahren konnte, war, durch die Sorgfalt dieser Indianer wieder hergestellt, Tags zuvor in dem Fort angelangt. Herr Leawentworth, der Alles anwenden wollte, um mir diese neue und beschwerliche Landreise möglichst angenehm zu machen, beauftragte Herrn Riley, damals Capitän im 6ten Regimente, einen Obersergeanten und den Dolmetscher des Forts, einen Mestizen von der Nation der Ayowas, nebst einigen Soldaten, mich zu begleiten. Vor meiner Abreise wurde ich von mehreren Seiten vor dem Mestizen gewarnt, welchen auch

Herr Riley gern weggelassen hätte, wenn er nicht unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Die Begleitung des Capitäns war für mich aber desto erwünschter, da derselbe ein sehr entschlossener Mann von ganz vorzüglichem Charakter war, welcher mir auf dieser wie auf meiner zweiten Reise viele Beweise von Freundschaft gab und seither auch mit allem Rechte zu höheren Posten vorgerückt ist.

Ich habe schon früher bemerkt, daß der Herbst im Anfang des Monats September sich sehr fühlbar, besonders durch nächtliche Kälte und äusserst heftige Winde macht. Auf dem Fort, welches durch seine hohe und freie Lage der verschiedensten Witterung bloßgestellt war, machte sich die Nähe des Winters recht bemerkbar. Ich glaube sagen zu können, daß die Septembernächte in dem nördlichen Preußen und selbst in Rußland nicht kälter seyn können. Die heißen Tage, im Vergleich mit dem tiefen Stande des Thermometers in der Nacht, hatten die bösartigsten Fieber verursacht, von denen ein großer Theil der Garnison das Opfer geworden war. Der Tod raffte auch noch täglich Leute hinweg, welches trotz der vortrefflichen Sanitätsanstalten, welche auf das einsichtsvollste in jeder Hinsicht von dem Commandanten getroffen worden waren, geschah, und den Beweis der großen Hartnäckigkeit des Typhus hinlänglich gab. Oft folgte der Tod den ersten Symptomen der Krankheit nach wenigen Stunden und äusserte seine Wirkung selbst auf die anscheinend gesundesten Subjecte. Die Ursache des Uebels, welches rein miasmatisch war, konnte von den Aerzten durchaus nicht ergründet werden, da in diätetischer Hinsicht alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden waren. Man hatte die Garnison im Lager auf einer luftigen Anhöhe, mehrere Meilen vom Missoury entfernt, beziehen lassen, woselbst sie mit lauter frischen Lebensmitteln verpflegt wurden. Man suchte Anfangs die Ursache in dem Genusse von Fischen oder in dem Trinkwasser, doch jedenfalls mit Unrecht. Die Nähe der austrocknenden Sümpfe konnte ebenfalls keinen wirklichen Einfluß äussern, indem diese nach Verhältniß des Flächenraumes, den sie einnehmen, ganz unbedeutend waren. Ich glaube, die wahre Ursache sey in den isothermen Verhältnissen der Luft zu suchen, sowie in der anhaltenden Abwechslung ausserordentlich heißer Tage und sehr kalter Nächte, ein Verhältniß, welches heftig wehende heiße Winde, die plötzlich kalten Luftschichten weichen mußten, hervorzubringen nicht verfehlen konnten. Ich kann nicht leugnen, daß ich ziemlich besorgt war, das eine oder das andere Mitglied meiner Reisegesellschaft plötzlich erkranken zu sehen, wodurch die Fortsetzung meiner Reise sehr gehindert worden wäre. Die canadischen Irokesen, welche ich bei meiner ersten Ankunft auf den Council Bluffs vorgefunden hatte, waren meist ein Opfer des Climas geworden, und von den wenigen Männern, welche noch vorhanden waren, starben später noch einige.

Den 19ten September ritten wir Morgens zur bestimmten Stunde ab. Unserer kleinen Caravane schlossen sich noch einige Händler an, welche die Speculationssucht zu den Pahnis trieb, um daselbst Maulthiere für die untern Gegenden einzuhandeln, und welche aus der solchen Leuten angebornen Furcht sich gern dem Gefolge beherzterer Leute anschließen, um unter deren Schutze ihr Gewerbe mit Sicherheit zu treiben. Herrn Riley sowohl als mir war an der Gesellschaft des Dolmetschers und der der Maulthierhändler wenig gelegen, und ich rieth daher, die Letzteren ihres Weges ziehen zu lassen. Herr Riley hielt mich aber davon ab, indem er bemerkt haben wollte, wie der Dolmetscher seinen Vortheil aus den Ankäufen der Maulthierhändler zu ziehen gesonnen sey, und derselbe jedenfalls, wenn ihm diese Hoffnung vereitelt würde, geneigt seyn könnte, uns böse Dienste bei den Indianern zu leisten. Es wehte ein sehr heftiger Ostwind, der uns auf den Höhen zwischen dem Fort und dem Schmetterlingsflusse so stark anblies, daß es schwer wurde, die Pferde zu lenken. Die Vegetation der Steppen war vertrocknet, dagegen prangte die niedere Savanen-Rose mit ihren 4 bis 5 hochrothen Saamenkapseln, welche in einem dichten Bündel auf dem wenige Zoll hohen Strauche an der Spitze sitzen. Der schöne Helianthus hatte auch abgeblüht und seine Samen waren ausgebeutelt, sowie die der meisten andern Syngenesisten, eine einzige strauchartige Aster mit kleinen blauen Blumen ausgenommen, welche noch recht üppig stand. Die Butterfly creek, die wir gegen 3 Uhr Nachmittags erreichten, war an der Stelle, wo wir übersetzen mußten, mit dickem Gesträuch einer Pflaumenart und des Färber-Sumachs bewachsen. Sein Bett war so niedrig, daß die Thiere bis an den Leib versanken. Drei niedre Hügelreihen trennen diesen Bach vom Elkhornfluß, welcher durch ziemlich schroffe Anhöhen in Osten begrenzt wird, dagegen sich das andere Ufer an eine flache Ebene anlehnt. Der Uebergang über den Fluß geschah ohne alle Mühe, da er nicht tief ist und ein hartes Bett hat. Wir setzten 9 englische Meilen von seiner Mündung in den la Platte über denselben. Das nächste Dorf der Otos lag in westlicher Richtung vor uns. Ein indischer Fußweg führte uns durch beinahe mannshohes und äusserst dichtes Gras in die Steppe. So üppig der Graswuchs auch ist, so arm ist die Savane an krautartigen Pflanzen, einige Asclepias und Dalea ausgenommen. Ich bemerkte große Haufen des Xanthornus phoeniceus und der Fringilla pecoris, welche in dichten Schaaren wie unsere Staare flogen. Tetrao cupido stiebte öfters aus dem hohen Grase, und schon vereinigten sich diese Vögel, um ihre Wanderungen gegen Süden anzutreten. Diese schöne Hühnerart wird von den Creolen mit dem Fasan verwechselt, bewohnt im Sommer die Savanen und zieht sich im Winter in die Nähe der Maisfelder, wo sie sich haufenweise vereinigen, indem sie zu den wenigen, mir bekannten hühnerartigen

Vögeln gehören, welche gesellig die Lebensart der Tauben theilen und bei Annäherung einer Gefahr, oder um sich auszuruhen, gemeinschaftlich hohe Bäume besetzen, die unter ihrer Last sich beugen. Das Männchen besitzt an beiden Seiten des Halses eine dehnbare Haut, welche dasselbe im Affect gleich zwei Blasen mit Luft ausfüllen kann. Unter den Ohrmuscheln streben mehrere lange Federn hervor, welche der Vogel ebenfalls willkührlich erheben kann. In der Größe gibt der Cupido, von den Amerikanern Prairie hen genannt, dem Birkhuhn wenig nach. Auch im Flug und in der Farbe nähern sich beide Geschlechter der europäischen Birkhenne. Das Fleisch ist ziemlich zähe und von dunkler Farbe, und hierin ist T. cupido völlig vom Tetrao umbellus, einer andern nordamerikanischen Hühnerart, verschieden, welche als der nächste Verwandte unseres Haselhuhns gelten mag.

Als es dunkel wurde, erreichten wir den Flachen Fluß. Dieser Strom ist sehr breit, seicht, und das Bett desselben aus weichem Sande bestehend. Bei niederm Wasserstande treten eine Menge Sandbänke hervor, und es theilt sich alsdann der Fluß in vielfache Arme, welche mehr oder weniger mit Triebsandadern durchzogen werden, und welche für Unkundige das Uebersetzen oft gefährlich machen können. Auch wußte keiner von uns allen eine Furth zu finden, besonders da das entgegengesetzte Ufer sehr steil war. Das Dorf der Otos lag noch eine halbe Stunde weiter stromaufwärts. Auf der Seite des Flusses, auf welcher wir uns befanden, war das Ufer mit vielem dichten Geprötz bewachsen und bot kein günstiges Nachtlager an; deßhalb rieth Capitän Riley, es zu wagen, den Fluß noch am Abend durchzuwaten. Mir schien dies unausführbar; ich wollte aber dem Capitän nicht widersprechen, und so ritten wir denn auf dem Sande, in welchem die Pferde bis an die Kniee versanken, zwischen zwei Armen, welche der Fluß bildete, beinahe eine halbe Stunde stromaufwärts. Es war inzwischen finster geworden und sehr kalt; der Capitän, welcher sich dem entgegengesetzten steilen Ufer schon genähert hatte, suchte sein Pferd in den Hauptarm hineinzulenken, gerieth aber in tiefes Wasser und Triebsand, aus welchen ihn nur die Güte seines Pferdes zu retten vermochte. In diesem Augenblicke erblickten wir einige Feuer auf den Anhöhen des rechten Ufers, und ich hörte die Stimmen mehrerer Indier. Zum Unglück war der Dolmetscher zurückgeblieben, und ich fürchtete, die Indier möchten auf unser Rufen nicht Achtung geben, irrte mich aber in dieser Voraussetzung, denn in kurzer Zeit kamen zwei junge Leute über den Strom geschwommen. Da der Dolmetscher sich auch einfand, so erfuhren wir, daß der Fluß so böse und gefährlich zum Durchwaten sey, daß wir dieses unmöglich in der Nacht bewerkstelligen konnten; auch erklärten die Indianer, daß sie uns unter keiner Bedingung im Finstern als Wegweiser dienen könnten, da sie sehr wenig Vertrauen in unsere Schwimmkunst zu setzen

schienen. In Folge dieser unangenehmen Nachricht mußten wir uns daher bequemen, den Ritt zurückzumachen und den Fleck wieder einzunehmen, der uns am Abend zu schlecht zum Bivouac geschienen hatte. Der Capitän Riley ließ ein Zelt mitten im dichtesten Buschwerk aufschlagen, um uns einigermaßen vor dem sehr rauhen Nordwind zu schützen. Der Himmel hatte sich mit dichtem Gewölke überzogen, und alle Anzeichen eines schlechten Wetters schienen untrüglich. Dennoch stürmte es nur des Nachts, und es fiel kein Schnee; der Thermometer sank aber auf 4° unter 0 R. Der Nordwind blies am Morgen des 20sten noch sehr heftig, und ich fror, der Kälte ganz entwöhnt, über alle Maßen. Um sieben Uhr wurde aufgebrochen; die Indianer waren die Nacht über bei uns geblieben und hatten sie, völlig entblößt, ausserhalb des Zeltes ihre Pfeifen rauchend, zugebracht. Wir setzten über den Hauptarm des Flusses, dem indischen Dorfe gegenüber, welches auf einer Anhöhe liegt, in einer Furth, wo das Wasser weniger tief war, und deren sich die Indianer gewöhnlich bedienten. Dennoch mußten die meisten Pferde schwimmen, das Meinige ausgenommen, welches das größte von allen war und dem das Wasser bloß über die halbe Brust ging. Da das Wasser äusserst kalt war, so fühlten wir den Frost um so empfindlicher, namentlich, da die meisten sich bequemen mußten, an den Mähnen der Pferde hängend über den Strom zu schwimmen. Am Ufer erwartete mich der Häuptling des Dorfes, Isch-nan-uanky, der Aïtane genannt. Dieser Mann schien rechtschaffen und den Weißen ergeben zu seyn, auch war er im Jahr 1821 mit Herrn O'Fallon in Washington gewesen und hatte sich daselbst mit dem Onpan-tanga, dem Oberhaupte der Omahas, vor allen übrigen indischen Kriegern ausgezeichnet. Der Weg von dem Ufer nach dem Dorfe führte durch eine Fläche, welche theils mit Graswuchs bedeckt, theils mit Mais angepflanzt war, und an die sich eine niedre, aber sehr steile Hügelreihe von weißer Kalkerde anlehnte, auf welcher das Dorf gebaut ist. Wir kletterten den Berg bis an die Wohnung der Indianer hinauf. Dieses Dorf bestand nur aus etwa 40 Erdhütten, und wird gemeinschaftlich von Otos und Missoury-Indiern, welche mit den Otos verwandt sind, besucht. Da die Otos damals in friedlichen Verhältnissen mit den Ayowas standen, so bemerkte ich noch einige Familien dieser Nation unter ihnen. Der Aïtane führte uns in seine Hütte, welche er mit 6 andern Familien theilte. Wir ließen unsre Leute das Lager an der Seite des Dorfes aufschlagen, und beschlossen, einen Ruhetag zu machen, weil die kalte und stürmische Witterung die Fortsetzung der Reise zu sehr erschwerte. Wenn man eine indische Erdhütte gesehen hat, so kann man sich einen deutlichen Begriff von allen übrigen machen. Beinahe alle Nationen, welche feste Wohnsitze inne haben, scheinen, was Bauart und innere Einrichtung betrifft, sich wenig zu unterscheiden, die nördlichen

ausgenommen, deren Hütten noch viel größer sind, weil sie wegen der strengen Kälte genöthigt sind, ihre Pferde in denselben zu überwintern. Die Bauart der Hütten ist etwa folgende: Auf dem Boden wird ein Kreis von 40 bis 80 Schuh Umfang abgemessen, und in einem Winkel von etwa 60 Graden werden 15 bis 20 Fuß hohe Stangen schräg nach innen gesenkt, in den Boden eingegraben, so daß sie 12 bis 14 Fuß Höhe behalten. Diese Stangen werden in einem Kreis von 30 bis 40 Fuß Umfang an ihrer Spitze zusammengeflochten. Auf diese werden neue Stangen aufgelegt, deren Spitzen ein kegelförmiges Dach bilden. Die Thüre ist ein viereckiges 4 Fuß hohes Loch, deren Eingang noch durch einen wenigstens 12 Schuh langen und 4 Fuß hohen bedeckten Gang nach außen gedeckt wird. Die ganze Hütte wird nun bis auf die Spitze des Daches, welche als Rauchfang offen bleibt, mit weidenen Stäben dicht verflochten, und das ganze Gerüste alsdann mit 2 bis 3 Fuß dichter Erde oder Lehm bedeckt. In der Mitte der Hütte, deren Boden gleich einer Tenne festgestampft ist, befindet sich ein rundes Loch als Feuerherd, über welchem beinahe beständig ein großer Kessel von Kupfer oder Eisenblech hängt und von den Händlern für theure Preise eingetauscht wird. Ehemals bedienten sich die Indianer steinerner Gefäße, welcher Gebrauch bei einigen nordwestlichen Völkern noch stattfindet. Dieser Kessel dient allen Einwohnern der Hütte zugleich zum Kochgeschirr, und ist ein Beweis der großen Eintracht, in welcher diese Leute unter sich leben. Rings an der Wand im Innern der Hütte befinden sich oft 12 bis 16 Abtheilungen von Weiden geflochten oder Rohr gemacht, welche jede wieder in der Mitte durchschnitten zu seyn pflegt, Bettstellen von 3 bis 4 Fuß Breite enthaltend, welche mit Matten verhangen, zu Schlafstellen dienen. Auf dem Boden sind ebenfalls Matten zum Sitzen ausgebreitet, doch bedienen sich deren gewöhnlich bloß die Oberhäupter und angesehenen Männer. Jünglinge, sowie Weiber und Kinder müssen auf der bloßen Erde sitzen bleiben. Auf dem Gipfel der Hütte ist gewöhnlich auf einer Stange der Zauberbeutel befestigt, welcher symbolische Gegenstände enthält, deren sich die Indianer zu ihren mystischen Gebräuchen bedienen. Ueber diesen abergläubisch-religiösen Geist der wilden Völker und ihren Hang zum Fetischismus ist Vieles geschrieben worden, doch ist es äusserst schwer, die Wahrheit zu ergründen, da ihre Priester, was die Formen ihres Götzendienstes anbelangt, sich sehr mysteriös stellen und Neugierige gewöhnlich mit Unwahrheit hintergehen. So viel ist gewiß, daß die meisten Indianer reine Deisten sind, und ihre symbolischen Formen bloß dazu dienen sollen, böse Geister zu beschwören, an welche sie glauben. Ueberhaupt führt die unsinnige Furcht vor dem Einfluß solcher Hirngespinnste leider zu einer Art Cultus, der den Verstand der in der Kindheit begriffenen Völker umnebelt und von unverständigen Reisenden mit einer

wirklichen Gottesverehrung verwechselt wurde. Da wir leider die Erfahrung machen müssen, daß selbst in den civilisirtesten Staaten Europa's gewisse krankhafte Erscheinungen gemißbraucht werden, um vermittelst kakodämonischer Gaukeleien ein Mystik liebendes Publikum mit seinem Verstande zu zerwerfen, um so weniger kann man sich wundern, daß bei einfältigen und unwissenden Völkern dieses schlimme Samenkorn auch seine traurigen Früchte trägt. Kein Verständiger wird in unsern Tagen mehr behaupten, daß die eben angedeuteten krankhaften Erscheinungen nicht die ernsteste Aufmerksamkeit des Arztes, des Philosophen und des Menschenfreundes verdienen und fordern; kein Sachkundiger wird leugnen, daß eine gewöhnliche Handwerks-Pathologie und Therapie nicht ausreicht, um diese Abnormitäten des Seelenlebens richtig zu beurtheilen und gehörig zu behandeln; und mit Ehrfurcht und Bewunderung nennen wir diejenigen unserer tiefer blickenden Forscher, welche den geheimnißvollen Zusammenhang des Physischen und Psychischen in uns näher belauscht, und so zu sagen selbst das Dunkel beleuchtet haben. — Aber wenn die äussere wie die innere Welt ihre Nachtseiten haben, so möge man deßhalb der Dunkelheit oder auch der Dämmerung, jenem beliebten Halbdunkel, ausschließlich das Wort nicht reden und zum Verächter des Tageslichtes werden. Der Indianer in seinem Naturzustande gibt dem Psychologen in Betreff seiner geistigen Fähigkeiten eine schwere Aufgabe zu lösen. Ueberlegt, entschlossen, fest, verschwiegen und viele moralische Kraft entwickelnd, erscheint er in manchen wichtigen Momenten des Lebens, während er schwach und unentschlossen vor Gegenständen zurückbebt, die ihm unerklärlich dünken und in welchen er den Einfluß böser Geister und eines Zaubers zu erspähen wähnt. Dieses benützend, werden die Indianer von ihren Gauklern, die auch zugleich ihre Priester sind, gemißbraucht, welche Krankheiten und andere Ereignisse schlau zu ihrem Vortheile zn benützen wissen. Lange Zeiten werden verlaufen, ehe bei diesen Völkern der Nocturnismus, in welchem ihre Seelenfunctionen gefangen liegen, erleuchtet wird, und diese Periode wird vielleicht nie für sie dämmern. Ihre Stämme werden wahrscheinlich spurlos verschwinden, ehe ein höherer Grad der Civilisation sie erreichen kann. Wie schwer ist es auch für ein Volk, dem Aberglauben zu entsagen, welcher selbst bei civilisirten Nationen unter so vielfachen Gestalten im Dunkeln herumschleicht und in die bildenden Fortschritte unseres Jahrhunderts zerstörend eingreift.

In der Wohnung des Isch-nan-uanky war es reinlicher, als es sonst gewöhnlich in den indianischen Hütten zu seyn pflegt. Der Häuptling brachte uns lederne Kissen zum Sitzen, welches eine Auszeichnung seyn sollte, und fing an, einige Geschenke, die ich ihm gemacht hatte, zu erwidern. Diese Gegengeschenke bestanden in allerhand zierlichen Schmucksachen, auf welche die Indianer, besonders die Krieger, vielen Werth setzen. Besonders

zeichnete sich sein Kopfputz aus, der aus gefärbten Haaren, Federn vom Calumet-Adler mit Stachelschwein besetzt, und einem Kamm, künstlich aus den Knochen des Auerochsen geschnitzt, bestand. Er forderte die umstehenden Otos auf, mir ihre Habseligkeiten anzubieten, und in wenigen Augenblick hatte ich einen ganzen Haufen Sachen vor mir liegen, unter denen mir die Wahl schwer ward, indem ich durch die Annahme zu vieler Gegenstände meinen Waarenvorrath nicht ganz erschöpfen wollte. Ich sah einen Greis, der über 80 Jahre alt, aber dessenungeachtet noch ganz rüstig war. Ich beschenkte diesen Mann mit Tabak und suchte durch ihn Einiges über die ältere Geschichte der Otos zu erfahren. Er war auch bereitwillig, mir Alles mitzutheilen, was er hiervon wußte; so wurde ich denn von manchen barbarischen Gebräuchen in Kenntniß gesetzt, deren Aufhören als ein Fortschritt der Gesittung des Volks, der Bekanntschaft mit den Weißen zugeschrieben werden muß. Dieser alte Mann hieß Hü-nan-schuch, und erinnerte sich noch recht gut der Zeit, in welcher die ersten Creolen von seiner Nation gesehen wurden. Nach einem mehrstündigen Aufenthalte verlangte ich nach meinem Lager zu gehen, fand aber, daß meine Leute aufgebrochen waren, und statt dicht am Dorfe der Indianer das Zelt aufzuschlagen, an einer mit Bäumen bewachsenen Stelle am Flachen Flusse in einer Entfernung von drei Meilen sich gelagert hatten. Obgleich ich diese Strecke Weges auf einem sehr schlechten und schlüpfrigen Boden zu Fuß zurücklegen mußte, so konnte ich die Vorsicht meines Gefolges dennoch nicht tadeln, welche dem Gedränge der jungen Leute und Weiber ausweichen wollten, die sehr zum Diebstahl geneigt sind. Der Himmel hatte sich aufgeklärt und es war schönes Wetter eingetreten. Trotz der Entfernung des indischen Dorfes belästigten mich die ganze übrige Zeit des Tages die jungen Indianer durch ihre Besuche und Betteleien. Hierzu gesellten sich noch einige ältere Männer, die Geschmack am Branntwein fanden, den sie leider bei den Maulthiertreibern entdeckt und welchen diese heimlich mitgebracht hatten. Am Abend stellte sich ein Vetter des Häuptlings, Namens Uaschi-mica, ein, der ein schöner Mann vom Aeussern war und mir ein kleines Geschenk überbrachte. Da er ein kleines Glas mit Whisky erhielt, so forderte er mehr, und da ihm dieses abgeschlagen wurde, gerieth er in Zorn und wurde so zudringlich, daß ihn Capitän Riley wegjagen ließ. Der Indianer schien dies ruhig zu ertragen und ging seiner Wege. In der Nacht ließen uns übrigens die Indianer ganz in Ruhe; nur der Häuptling kam und bat im Namen seines Verwandten um Verzeihung, mit der Versicherung, daß keiner seiner Leute sich die geringste Zudringlichkeit mehr gegen uns erlauben werde. Die Nacht war schön sternhell, doch so kalt, daß der Thermometer vor Sonnenaufgang auf 6° unter 0 R. fiel und das Wasser eine fingersdicke Eiskruste bildete. Solche frühe Fröste in einer Breite von

40° gehören selbst im nördlichen Europa zu den seltensten Erscheinungen und sind in Amerika unter diesen Breiten um so auffallender, da öfters längere Zeit nachher, selbst bis in den Monat November hinein, warme und schöne Witterung folgt.

Wir brachen den andern Morgen zeitig auf, um noch an demselben Tage das etwa 30 Meilen entfernte, zweite und größere Dorf der Otos zu erreichen. Da der Weg durch das Dorf führt, so mußten wir einen großen Umweg machen. Die Indianer hatten auf einer Anhöhe, an welcher wir vorbeiritten, Tags zuvor einen Todten begraben. Es herrscht der Gebrauch bei mehreren Urvölkern des westlichen Amerika, die Fahrniß an Sachen des Verstorbenen unter die Freunde und Verwandten desselben zu vertheilen, wobei Preise durch gymnastische Spiele erworben werden. Diese Spiele bestehen in Wettrennen, Werfen, Springen u. s. w., woran auch Frauenzimmer theilzunehmen pflegen. Auch hier zeigen sich Analogieen in der Geschichte der amerikanischen Völker mit den Völkern des grauen Alterthums; ein Beweis, daß in der fortschreitenden Geschichte der Menschheit und in dem Typus des Menschengeschlechtes ähnliche Gebräuche und Sitten herrschen können, ohne einen Beweis für die verwandtschaftliche Abstammung der Nationen selbst zu geben. Bei den gebildeteren Völkern Amerika's, besonders auf den Central-Plateaux der Andes, herrschten zur Zeit der ersten Invasion durch die Spanier Gebräuche und Sitten, welche uns auf die historischen Traditionen mehrerer Völker des Alterthums zurückführen. Ich erstaunte, als ich in Mexiko in den Landstrichen, welche die alten Azteken und Tolteken inne hatten, jene großartigen Alterthümer bewunderte, welche die Zeit und vielfältige Zerstörung uns noch von jenen wichtigen Völkern hinterlassen haben. Die Formen derselben, sowie ihre Hieroglyphen und architektonischen Kunstwerke, tragen einen auffallend orientalischen Charakter, nahen sich sogar denen der Egyptier; und dennoch kann ich mich schwer mit der Meinung einiger wiewohl sehr scharfsinnigen Gelehrten vereinigen, daß die primitive Bildung dieser Völker aus Asien herstammen solle, da sich bei genauer und strenger Forschung immer etwas echt Amerikanisches äussert. Merkwürdig ist es, daß selbst bei den ältesten und unvollkommenen Zeichnungen der Urvölker Amerika's die Gesichtszüge menschlicher Figuren einen Typus rein amerikanischer Urrace an sich tragen, deren Gesichtsbildung auffallend von der asiatischen unterschieden ist. Sollte auch eine Völkerwanderung aus Asien stattgefunden haben, so scheint es mir unwahrscheinlich, daß die Spuren von Gesittung, welche wir bei den Peruanern, Mexikanern und dem Volke der Natchez vorfinden, aus Asien übergetragen worden sey. Es scheint mir vielmehr, daß die Keime der moralischen Ausbildung dieser Völker eher in dem größern geselligen Zusammenleben derselben zu suchen sey, da wildere Sitten und deren Dauer und Vervollkommnung durch weltliche

und religiöse Gesetze eine Folge der größern Bevölkerung wird, die das Bedürfniß der innern Erhaltung in einem viel höhern Maße fühlen muß, als kleinere Menschenvereine, die ihren Unterhalt auf eine weniger erschwerte Weise gewinnen können.

Die Vertheilung vorerwähnter Kampfpreise für die Manen des Verstorbenen fand gerade statt, und ich konnte noch mehrere athletische Uebungen der Indianer mit ansehen. Die Jünglinge bewiesen in eben dem Maße ihre Geschicklichkeit, wie die Frauen und Mädchen ein unbehülfliches Wesen verriethen, welches zu großem Gelächter und völliger Beschämung der letztern Anlaß gab. Auffallend ist es, daß bei diesen rohen Völkern das weibliche Geschlecht, bei völlig gut gebautem Körper, in den physischen Uebungen so wenig Gewandtheit besitzt und, das Schwimmen etwa abgerechnet, so sehr gegen die Männer zurücksteht. Die Ursachen hiervon suche ich in der anstrengenden Arbeit und in den schweren Lasten, welche sie von Jugend auf tragen müssen, während das männliche Geschlecht seine Erziehung damit hinbringt, die Funktionen des Körpers möglichst zu vervollkommnen.

In einer Entfernung von etwa 3 — 4 Meilen vom Flachen Flusse führte uns der Weg ununterbrochen durch die Steppe nach dem größern Dorfe der Otos. Man findet von der ersten Niederlassung zur andern weder einen Bach, noch sonstige Wasser enthaltende Stellen, welches diesen Weg im hohen Sommer für Menschen und Pferde sehr beschwerlich machen muß. Wir fühlten übrigens dieses Ungemach nicht, wohl aber die Einwirkung eines sehr kalten Nordost-Windes, der recht heftig blies. Von allen Seiten hatten die Indianer die Steppe in Brand gesetzt, das Feuer durchlief große Strecken in unglaublicher Eile und verursachte einen starken Rauch, welcher den Himmel verdunkelte. Besonders schön nahmen sich die hochbegrasten Thäler am Flachen Flusse aus, auf welchen sich das wogende Feuer mit ausserordentlichem Geprassel fortpflanzte. Da der Steppenbrand rings um das große Dorf der Otos loderte, so mußten wir, nach Sitte der Indianer, durch das Feuer reiten, welches, da man gegen den Wind die Flamme durchschneidet und die Brandstrecke gewöhnlich nicht breit ist, kein sehr gefährliches Unternehmen genannt werden kann. Ich ritt ein geduldiges, an derlei Experimente gewöhntes Pferd, welches in gestrecktem Galopp durch das Feuer sprengte, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Meine Begleiter konnten sich aber nicht alle des gleichen Glückes rühmen. Einer von den Soldaten, der ein Maulthier ritt und ein schlechter Reiter war, wurde in das brennende Stroh geworfen, kam jedoch mit versengten Haaren und Kleidern davon. Die Indianer wissen mit besonderem Geschick die Steppen anzuzünden und den günstigen Wind hierzu zu benützen. Trotz dem, daß rings um das Dorf aller Graswuchs durch das Feuer versengt worden war, standen die

Maisfelder in der Nähe desselben unversehrt. Ich sah Weiber und Kinder mit der Einsammlung des Korns beschäftigt. Bei unserer Annäherung versammelten sich große Haufen Indianer und umringten mein Gefolge. Die ersten Oberhäupter des Dorfes, von unserer Ankunft benachrichtigt, waren uns eine halbe Meile entgegengekommen; der erste derselben, Schon-ka-pè, le chef kans genannt, trug eine rothe Uniform nebst einem dreieckigen Hut mit Federn, welches sich auf dem sonst entblößten Körper sehr sonderbar ausnahm. Der zweite, Schoch-mo-no-koch-fi, ein großer schöner Mann, trug nichts als einen Schurz, welcher bei der dunkelrothen Haut der Indianer diesen am besten steht. Von einem großen Schwarm Leute jeden Alters umringt, begleiteten die Oberhäupter Herrn Riley und mich in das Dorf, welches auf einer kleinen Anhöhe an einem Bache liegt, der in den Flachen Fluß mündet. Hier mußten wir, wie gewöhnlich, das erste Oberhaupt in seine Hütte begleiten, wo dieselben Cermonien stattfanden, welche die Begriffe der indischen Höflichkeit vorschreiben. Auch diese Hütte war sehr reinlich, und zeichnete sich nur dadurch von den übrigen aus. Doch konnte ich nicht lange in derselben aushalten, weil ein Feuer in ihr brannte, welches bei dem heftig wehenden Westwinde einen erstickenden Qualm verursachte. Hierzu gesellten sich die Vorbereitungen zu einem höchst ekelhaften Gastmahle, welches mir zu Ehren bereitet wurde, und welches aus dem Fleisch eines frischgeschlachteten Hundes und getrockneten Bisonstreifen bestand. Dieses leckere Mahl wurde mit türkischem Waizen in einem Kessel gekocht, der schon seit geraumer Zeit einer Säuberung bedurft hätte, und mit so unappetitlichen Löffeln von Horn abgeschäumt, daß nur der größte Hunger und die äusserste Ueberwindung einen Europäer vermögen konnten, davon zu genießen. In den Augen der indianischen Gastronomen ist das Hundefleisch ein sehr leckerer Bissen, und es wird kein Fest von Wichtigkeit gefeiert, an welchem diese Lieblingsspeise fehlen darf. Wenn man den angebornen Widerwillen gegen das Hundefleisch überwinden kann, so findet man dasselbe auch genießbar, und ich habe viele Europäer gesehen, welche dasselbe bei den Indianern gern aßen. Die lezteren ziehen es jedem andern Fleische vor. Ich entfernte mich für einige Augenblicke aus der Hütte, wurde aber von Herrn Riley wieder zurückgerufen, welcher mir bemerklich machte, daß die Indianer es sehr übel nehmen würden, wenn ich ihre Mahlzeit verachtete; ich möchte mich daher überwinden und wenigstens dem Scheine nach daran Theil nehmen. Ich kehrte daher zurück, wurde aber von Neuem mit Widerwillen erfüllt, als einige schmutzige alte Weiber das Fleisch aus dem Kessel mit den Händen herausholten und aus hohler Hand mit großer Begierde von der Fleischbrühe schlürften. Ich suchte mit aller Gewalt den gräßlichen Ekel zu unterdrücken, konnte es aber dennoch nicht über mich gewinnen, einen vollen Löffel hinunter zu schlingen, den

Schon-ka-pè mir reichte. Als ich daran nippte, war der Indianer auch zufrieden, indem dieses schon hinlänglich ist, um der indischen Etikette zu genügen. Er war sogar so höflich, sich zu entschuldigen, daß er mir nichts Besseres vorsetzen könne, indem er wohl wisse, daß die Europäer kein Behagen an der indischen Kochkunst fänden. Er erklärte ferner, daß das Schlachten und Verzehren eines Hundes ausser dem Rauchen der Friedenspfeife zu den Freundschaftsbezeugungen seines Stammes gehörten und ein aufrichtiges Freundschaftsbündniß zur Folge hätten. Dieser Häuptling, sowie die Oto-Indianer, haben mir in der Folge auf meinen ferneren Reisen die untrüglichsten Beweise der Wahrheit dieses Versprechens gegeben. Im Ganzen genommen, kann ich versichern, daß die meisten Urvölker in ihrem Benehmen und ihrer gesellschaftlichen Lebensweise gesetzter und anständiger sich zu betragen wissen, wie viele in ihrer Nähe wohnende Weiße von europäischer Abkunft, deren Rohheit nur zu oft alle Grenzen des Anstandes überschreitet, obgleich sie mit Selbstzufriedenheit und Verachtung die verständigeren und unverdorbeneren indianischen Nachbarn mit dem Titel Barbaren belegen. Viele Weiße befriedigen einen kleinlichen Egoismus, indem sie die Indianer treulos, falsch und grausam nennen und mit Kannibalen vergleichen. Ich habe oft Veranlassung in diesem Reiseberichte genommen, die Fehler und die Tugenden der Indianer darzustellen und überlasse es der Phantasie meiner Leser, nach den vielen Skizzen, die ich entworfen habe, sich selbst ein Bild von den Indianern zu entwerfen. Ich bemerke noch, wie manche besonders im Nordwesten lebende Nationen zum Theil gegen die Weißen, besonders die Pelzhändler aus den Vereinigten Staaten, sehr feindliche Gesinnungen hegen und im Kriege, wie alle Indianer, gegen Gefangene und todte Feinde schauderhafte und barbarische Gebräuche in Ausübung bringen, welche schon seit der Entdeckung Amerika's die indischen Völker furchtbar machte. Dies gilt aber durchaus nicht von allen mit den europäischen Ansiedlern befreundeten Volksstämmen, welche schon seit längerer Zeit keine lebendiggefangenen Feinde zu Tode martern, um sich an ihren Qualen zu weiden oder das Fleisch derselben essen, um Hunger oder Rachsucht zu stillen. Menschenfleisch, besonders das Herz und andere Eingeweide zu verzehren, ist ein gräßlicher Gebrauch, den selbst die schwarzfüßigen Indianer und die entfernteren Sioux-Stämme aufgegeben zu haben scheinen. Diese und einige Völker von der Nordwestküste, oder dem Innern Neu-Spaniens, gehören nun unstreitig zu den wildesten und ungeschlachtesten Völkern unserer Erde, die nur, nach der Stufe der Gesittung, mit einigen südamerikanischen und neuholländischen Wilden verglichen werden können. Gutes Beispiel, strenge Aufsicht auf den moralischen Lebenswandel der bei den Pelzhändler-Expeditionen angeworbenen Leute, und das strenge Handhaben des Verbots der Branntwein-Einfuhr in die von den Indianern bewohnten

Länder sind die sichersten Mittel, den Frieden mit ihnen zu begründen, und der Regierung der Vereinigten Staaten gebührt das gerechte Lob, daß sie hierauf durch ihre Agenten auf das kräftigste zu wirken sich bestrebt, und namentlich auf das Benehmen solcher Speculanten ein wachsames Auge heftet, welche die Indianer im Handel betrügen und diese ohnehin so armen Söhne der Wüste um die immer geringer werdende Ausbeute ihrer Jagden zu bringen suchen. Ein großer Vortheil ist es, daß die verschiedenen Gesellschaften, welche Handel mit den Indianern treiben, sich unter der Firma der American fur Company vereinigt haben und vermöge der ihnen zu Gebote stehenden Mittel jeglicher Concurrenz widerstehen können. Der eigene Vortheil dieser Gesellschaft erfordert es, auf die Fortdauer des Handelsertrages zu sehen, um die Indianer nur so viel Wild und Pelzwerk erlegen zu lassen als der Bedarf dieser Waare erheischt, ohne die Jagd als das einzige Subsistenzmittel der Indianer zu zerstören. Die Mitglieder der American fur Company sind angesehene und rechtschaffene Männer, und das Directorium zu St. Louis unter dem jüngern Herrn P. Chouteau könnte nicht besser besetzt seyn. Ich finde es hier an seinem Platze, noch einmal einer Klasse Menschen zu erwähnen, die durch ihre Stellung den Agenten der Regierung, sowie den Pelzhändlern höchst gefährlich werden können; dies sind die Mestizen, welche als Dolmetscher gebraucht werden. Diese Leute, von indischen Squaws *) geboren, verbinden die Laster der Europäer mit dem Charakter der Indier. Bei ihren Vätern erzogen, haben sie die Sprachen derselben erlernt, und ohne Religion und Erziehung unter der Aufsicht derselben erwachsen, kennen sie kein weiteres Geschäft, als den Vortheil zu benützen, den ihnen die Gewandtheit der doppelten Zunge gewährt. Da sie durch die Fähigkeiten des mütterlichen Stammes abgehärtet sind für den harten Beruf, den das Leben in der Wildniß erfordert, so sind sie meist gute Jäger und Reiter, die, wenn sie vom übermäßigen Genusse des Branntweins abzuhalten sind, gute Dienste leisten. Es gibt Subjekte unter ihnen, die höchst brauchbar sind und auf die man sich verlassen kann. Ich habe sogar welche gesehen, die sich der rohen Ausgelassenheit der niedern Klasse angeworbener Creolen schämten und sich durch Treue und Nüchternheit auszeichnen.

Meine Begleiter waren mit dem Gepäck über den früher erwähnten kleinen Fluß gesetzt und hatten dort das Lager aufgeschlagen. Da die Indianer aus Mangel an Rücksicht auf ihre Anführer deren Befehle nicht befolgt hatten, so sah ich mich bei jedem Schritte von einem großen

---

*) Squaws sind die indischen Dirnen, welche sich als Concubinen den Weißen anschließen.

Schwarm Menschen umringt, deren Neugierde und Dreistigkeit alles Maß überschritt. Mit vieler Mühe konnte das Gepäck geordnet werden, und trotz der möglichsten Vorsicht stahlen Kinder und Weiber allerlei Gegenstände, deren sie habhaft werden konnten, und ich mußte einen großen Unterschied zwischen den Einwohnern des großen und jenen des kleineren Dorfes bemerken. Die Indianer brachten auch hier eine Menge nichtssagender Kleinigkeiten zum Verkauf, und wurden immer zudringlicher, je mehr man sie abwehrte. Die Weiber und Mädchen erlaubten sich ebenfalls viele Licenz, die sich nicht ganz mit den Ansichten der Schicklichkeit vereinigen ließ, und einige Männer forderten mit vielem Ungestüm Branntwein. Herr Riley, der die Otos von einer bessern Seite kannte, konnte sich diese Ungezogenheit nicht erklären; mir schien aber der Grund darin zu liegen, daß der Mestize, unser Dolmetscher, unsern Mangel an Sprachkenntnissen benützend, die Indianer gegen uns aufhezte und sie auf den Branntwein-Vorrath der Maulthiertreiber aufmerksam gemacht hatte. Gegen Abend, da der Unfug eine gefährliche Höhe erreicht zu haben schien, versammelten sich mehrere angesehene Krieger, unter ihnen Isch-nan-nonge-he, la crinière, der Roßkamm, ein wackerer Häuptling, und schritten mit ernsten Maßregeln ein, welches um so nothwendiger war, da Capitain Riley schon anfing die Geduld zu verlieren. Hierauf wurde ein Kreis um das Lager gezogen und der Eintritt den Indianern verboten; selbst die Mädchen durften, sowie es finster geworden war, diese Grenze nicht übertreten, welches die indischen Schönen sehr zu beleidigen schien. Mein Verdacht gegen den Mestizen war nicht ungegründet, denn am späten Abend kam Schon-ka-pè und bedeutete durch Zeichen seinen Argwohn; auch erklärte er, er habe den Ua-schi-mika mit dem Dolmetscher in Unterredung gesehen und Ersterer sey doch nicht mit uns gekommen. Herr Riley schöpfte nun ernsten Verdacht, befahl, auf den Mestizen ein wachsames Auge zu haben und den Ua-schi-mika nicht in das Lager einzulassen. Des andern Morgens brachte der Mestize dennoch diesen Indier in die Nähe des Herrn Riley. Anfangs stellte er sich sehr freundschaftlich, konnte aber seine Tücke nicht verbergen, und da er immer verdächtiger wurde, so führten ihn zuletzt die Indianer hinweg, um weiteren Thätlichkeiten vorzubeugen, und hielten ein wachsames Auge auf ihn. Am folgenden Morgen erhielt ich noch weitere Beweise von der Bosheit des Dolmetschers, welche übrigens durch das kluge Benehmen der Häuptlinge vereitelt wurde. Auch die Maulthierhändler fingen an einzusehen, wie sie der Mestize zu seinen habsüchtigen Zwecken mißbrauchen wollte, und konnten keinen Handel abschließen. Wir sehnten uns daher alle hinweg, indem wir die Hoffnung hatten, bei den Pahnis einen andern Dolmetscher vorzufinden. Die Häuptlinge sandten einen vertrauten Indier in das vordere Dorf der Pahnis voraus, um unsere Ankunft anzusagen.

Den 23sten um 10 Uhr des Morgens setzten wir uns wieder in Bewegung, von den Häuptlingen und einer Anzahl Indianer mehrere Meilen weit begleitet. Am Abend erreichten wir den Flachen Fluß, unweit der Mündung des Wolfsflusses, Loup-fork oder Wolfs-fork bei den Amerikanern genannt. Da in der Nähe der Mündung beider Flüsse das Wasser des la Platte in ein enges Bett gezwängt wird, so ist der Strom daselbst tief und reißend, und da wir über denselben hinübersetzen mußten, so zogen wir noch einige Meilen weiter stromaufwärts, in die Nähe einer großen Insel, welche mit hohem Holze bewachsen war, fanden daselbst eine Furth, welche die uns begleitenden Oto-Indianer geschickt zu benützen wußten, und setzten noch an demselben Abend über den la Platte. Den nächsten Morgen wurde früh aufgebrochen, und indem uns der Weg durch meistens verbrannte Steppen führte, erreichten wir das erste Dorf der Pahnis, welches am Wolfs-Fluß in einer fruchtbaren Ebene, mitten zwischen großen Maisfeldern, gelegen ist. Diese Niederlassung wird von den großen Pahnis *) bewohnt, welche sich in zwei Abtheilungen theilen, von denen die andere einige Meilen weiter gegen Westen angesiedelt ist. Von den großen Pahnis haben sich die andern Wolfs-Pahnis getrennt, und diese leben einige und zwanzig Meilen weiter den Wolfs-Fluß aufwärts. Doch sind beide Stämme, trotz früherer unter ihnen entstandenen Mißhelligkeiten, welche zu der Trennung Anlaß gaben, befreundet, und so bilden diese drei Pahnis-Haufen die volkreichste Völkerschaft unter den unabhängigen Indianern. Unter sich sind alle Pahnis-Horden befreundet, selbst die südlicher und westlicher lebenden, in ewigem Kriege mit Spaniern und Amerikanern begriffenen. Kaum daß man vom Dorfe aus unsern Zug erblickte, so kamen auch schon große Abtheilungen von Indianern uns entgegen. Viele unter ihnen waren beritten, und die Gegend wimmelte von Pferden und Mauleseln, die den Reichthum dieses Steppenvolkes bilden. Zwei Häuptlinge, Ta-rāri kaúa ó **) und Lao-peku-leschar, nahten sich uns zuerst und bewillkommten uns mit großer Freundlichkeit. Eine große Menge Volkes aus beiden Dörfern hatte sich vereinigt und gaffte uns mit großer Verwunderung an, da sehr Viele unter ihnen nur selten so viele Weiße beisammen gesehen hatten, indem auch die Weiber und Kinder den Männern nicht leicht auf ihren Zügen folgen. Das große Ansehen, in welchem die Häupter der Pahnis stehen, zeigte sich sogleich in der großen Ordnung, die überall herrschte, und in dem sittsamen Betragen der jungen Leute, welches einen großen Contrast mit dem

*) Republican Pawnee wird von den Amerikanern die eine dieser Horden genannt.

**) Das lange Haar.

Benehmen der Otos bildete. Die Häuptlinge erklärten sogleich, daß es nothwendig seyn würde, im Innern des Dorfes unser Nachtlager aufzuschlagen, indem ein Partisan der Sioux, der nämliche, mit dem ich am Ponka-Flusse Bekanntschaft gemacht hatte, die Gegend beunruhige und schon mehrere Mordthaten begangen habe. Dieser Häuptling der Sioux trieb sein feindliches Gewerbe mit großer Vorsicht, und es war den Pahnis bei aller Tapferkeit noch nicht gelungen, den Dakotāh mit seinen wenigen Kriegern ausfindig zu machen. Schakè-ru-leschar, der erste Häuptling des zweiten Dorfes, war inzwischen eingetroffen und lud mich ein, ihn auf den folgenden Tag zu besuchen. Ich äusserte gegen diesen Indier, wie ich sehr gerne diese Einladung annehmen würde und mich auch einen Tag bei ihm aufhalten wollte, und machte ihm verständlich, wie sehr ich mich freuen würde, recht viele Pahnis zu sehen, da ich gehört hätte, dieses Volk sey noch so zahlreich. Der Häuptling versprach mir, so viele von seinen Leuten, als ihm möglich seyn würde, zusammen zu bringen, erklärte aber zugleich, das Volk der Pahnis zähle Köpfe wie Sterne am Himmel, und könne nicht gezählt werden. Auf diese Volkszahl sind die Pahnis auch äusserst stolz und würden bei feindlichen Gesinnungen äusserst gefährlich werden können. Die am Wolfs-Fluß aber waren niemals gegen französische Creolen oder Amerikaner bösgesinnt, während ihr Haß gegen Spanier oder Mexikaner keine Grenzen kennt, und sie gegen die östliche Bevölkerung der Provincias internas, längs des Rio bravo und Texas, einen unversöhnlichen Verfolgungskrieg führen. Es scheint, als stammen diese Völker, sowie die Comaches, Arapahoras und andere Indianos Llaneros bravos aus dem jetzt von Neu-Spaniern besetzten Gebiete, und als habe sie das Schwert ihrer Eroberer aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängt, wogegen einige andere mit ihnen verwandte indianische Stämme, welche die unzugänglichsten Gebirge und waldigsten Gegenden der Cordillera wie den Bolson de mapini, die Sierra das grullas u. s. w. bewohnen, ihre Selbständigkeit nur der Wildheit des von ihnen bewohnten Landes verdanken, von welchen Schlupfwinkeln aus sie ebenfalls durch ununterbrochene Raubzüge die Geißel der benachbarten Ranchos *) werden. Die Pahnis sind stolz auf den großen Schaden, den sie längsther den spanischen Abkömmlingen verursacht, sowie darauf, daß sie schon in den früheren Zeiten der Eroberung harte Kämpfe mit den Conquistatores gefochten haben; auch besitzen sie eine Menge Trophäen von den letzteren. Mit den Häuptern der großen Pahnis hatte sich ein Creole, Namens Alexander Coté, eingefunden, welcher der Pahnis-Sprache vollkommen mächtig war und mir sehr gute Dienste leistete, wodurch den hämischen

*) Ranchos werden Niederlassungen genannt, in welchen Vieh und Pferde gezogen werden.

Anschlägen des Mestizen ein Ziel gesetzt wurde. Den 24sten Morgens erreichte ich das zweite Dorf, und erstaunte über die Volksmenge, die ich daselbst antraf. Diese Niederlassung ist unter 41° 21′ nördl. Breite und 97° 50′ westl. Länge gelegen. Schakè-ru-leschar hatte mich dahin begleitet, und zu ihm gesellte sich Leki-tauè-leschar, das zweite Oberhaupt.*) Auch hier mußten wir unser Lager im Dorfe aufschlagen, welches bei der guten Mannszucht, die unter den Pahnis herrschte, weiter keine Unbequemlichkeit verursachte. Meinen Wünschen zufolge hatten die Oberhäupter auf einer weiten Fläche, welche sich an das Dorf anlehnte, sehr viele Indianer versammelt, die sich in größter Ordnung gereihet hatten. Einen dichten Kreis bildeten die alten Männer und Krieger, und ihnen erst folgten die Weiber und das jüngere Volk. Der Häuptling hielt eine lange Rede, in welcher er die Vortheile der Freundschaft mit den Amerikanern auseinander setzte und die Vorzüge seiner Völkerschaft mit lebhaften Farben malte.

In ihrer Kleidung und der Art, sich die Haut zu malen, unterscheiden sich die Pahnis wenig von den benachbarten Nationen; nur tragen die meisten ihrer Krieger das Haar lang, manchmal sogar in Zöpfe verklebt, und scheren sich nicht leicht den Kopf kahl, wie die Otos und Omahas. Porzellanstäbchen, wie solche von den Handelsleuten verkauft werden, haben bei ihnen einen großen Werth, und sie tragen dieselben in den Ohren, um den Hals und um die Armgelenke. Die Religionsbegriffe der Pahnis scheinen verwickelter zu seyn, wie die der benachbarten Völker, indem sie, ausser dem Herrn des Lebens, Sonne, Mond und Gestirne verehren. Die Pahnis hatten noch unlängst den barbarischen Gebrauch, gefangene Feinde lebendig zu verbrennen und sie der Sonne oder dem Morgensterne zu opfern. Dieser schauderhafte Cultus wird wohl bald gänzlich aufhören. Wenige Jahre vor meiner Ankunft hatte eine Kriegspartei einen jungen Spanier geraubt; ein gewisser Herr Woods ward davon benachrichtigt, und rettete glücklich mit Hülfe der Oberhäupter den unglücklichen Knaben. Im Allgemeinen sind die Pahnis weniger grausam, als die andern benachbarten Völker. In der Nacht hatten die Sioux einen Anfall auf mehrere Pahnis gewagt, fielen aber beim Nachsetzen derselben in einen ihnen gelegten Hinterhalt und wurden nun ihrerseits von den Pahnis mit großem Muthe überfallen und größtentheils niedergemacht. Der Anführer der Sioux fiel in diesem Treffen, und sein Kopf nebst den Skalps der übrigen Sioux wurde in das Dorf gebracht, woselbst

*) Ich muß hier bemerken, daß diese Indianer sehr häufig ihre Namen wechseln, daher einige derselben nicht mit den in Major Longs Expedition angeführten stimmen, obgleich sie meist den nämlichen Individuen angehören. Ich folge in diesem Bericht ganz streng meinem Tagebuche.

die Indianer den Todtengesang um denselben anstimmten. Den ganzen Tag über übten sich die jungen Krieger in Waffenspielen, in welchen sie, besonders im Werfen von Wurfspießen und großen schweren Scheiben, viele Geschicklichkeit zeigten. In der Nacht schlichen sich mehrere Dirnen zu den Leuten in's Lager, deren Hauptzweck das Stehlen zu seyn schien; auch gelang es ihnen, aus dem Lager allerlei zu entwenden. Zu mir drängten sich zwei junge Leute mit einem Weibsbilde, in der Absicht, mir einen ledernen Schild zu verhandeln. Das Frauenzimmer stellte sich sehr zärtlich gegen mich und suchte meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um mir kleine Geschenke abzulocken. Nachdem ich den jungen Leuten ihren Schild abgekauft hatte, ließ ich sie ungehindert ziehen; es fand sich aber gleich darauf, daß dem Cap. Riley eine schöne Schlafdecke entwendet worden war. In der Dunkelheit der Nacht war es unmöglich gewesen, die Gesichtszüge der Thäter zu erkennen; auch war der Diebstahl mit großer Gewandtheit ausgeführt worden, da ich die jungen Leute mit keinem Blicke ausser Acht gelassen hatte. Der Capitän ließ sogleich den Häuptling kommen und verlangte Genugthuung; auch brachten die Pahnis den nächsten Morgen schon zeitig die Decke zurück, da die Diebe von ihren eigenen Hausgenossen verrathen worden waren. In Begleitung vieler Indianer machten wir uns den 26sten auf, um zu den Wolfs-Pahnis zu gelangen. Der Weg führte theils durch hohe mit niederm Graswuchse bedeckte Hügel, theils durch flaches mit dichten Kräutern bedecktes Land; auch erblickte ich mehrere große Sümpfe, die mit Rohr bewachsen waren, auf welchem zahllose Schaaren des Xanthornus phoeniceus sich tummelten und ein lärmendes Geschrei erhoben.

Bei den Wolfs-Pahnis wurden wir ebenfalls feierlich empfangen und sogleich in die Behausung des Oberhauptes geführt. Eine Anzahl Pahnis kehrte eben von der Jagd zurück und die Packpferde waren mit Fleisch beladen. Die Bisons waren in diesem Jahre bis dicht an das Dorf gekommen, und noch waren auf 2 bis 3 Tagreisen welche anzutreffen. Diese Pahnis waren mit den Arapahoras und mit einer entfernteren Bande ihrer Nation den Schkiri-Uruk oder tatowirten Pahnis (Panis piqués der Creolen) zusammengetroffen, und von letzteren waren einige Familien zum Besuche bei den Wolfs-Pahnis mitgekommen. Die tatowirten Pahnis gehören zu den schlimmeren Stämmen; ich war daher sehr neugierig, diese Leute zu sehen, auch brachte man sogleich einige davon zu mir. Es waren 2 Männer und eine junge Frau von sehr hübschem Aeussern, welche vom Kopfe bis zu den Füßen mit schwarzen Punkten tatowirt war, die allerlei sinnreiche Figuren darstellten. Sie trugen Mitassen und Decken von sehr feinem gut gegerbten Antilopenleder, waren übrigens sonst völlig entblößt. Auffallend schien mir die lichte Farbe ihrer Haut, die gegen das dunkle Kupferroth der andern Pahnis sehr abstach,

und wodurch sich dieser Stamm auszeichnen soll. Die Arapahoras sollen ebenfalls schöne Leute seyn, welche die Haare gleichfalls in langen Zöpfen mit Harz, wahrscheinlich vom Liquidambar storaciflua, verklebt tragen.*) Ich erhielt einen Skalp von den Padaukas, dessen langer üppiger Haarwuchs dieselben Eigenschaften hatte und der mir für meine Sammlung ein erwünschter Beitrag war. Diese Indianer tragen vielerlei Federschmuck und schöne Bogen vom Gelbholz, **) von denen ich einige einhandelte, sowie Pfeile, die noch mit Feuersteinen bewaffnet waren. Es wurde mir ein junger Indianer zugeführt, welcher gebrochen Spanisch sprach. Dieser Indier war in der Nähe der Mission von San Antonio gefangen genommen und von den Spaniern bis in das Innere von Neu-Spanien geschleppt worden. Daselbst wurde er getauft und fand hernach Gelegenheit, zu entfliehen und zu seinen Landsleuten zurückzukehren, — ein Beweis von dem Scharfsinn und der Schlauheit der Indianer. Am Abend kamen Lale-lure-schik und Ta-rare-kak-schâ, die Art, Anführer der Horde, in Begleitung des Alexander Coté, nebst einem untergeordneten Priester, und brachten mir die Nachricht, daß die ältesten Greise und Zauberer sich mit einander berathen hätten, mich in die Mysterien ihres Tempels einzuführen, da ich diesen Wunsch zu erkennen gegeben hätte. Ich nahm diese Einladung gern an und folgte, doch ohne die Begleitung des Capitän Riley, meinem Führer. Wir durchzogen schweigend beinahe das ganze Dorf, von einer unendlichen Schaar Indianer, besonders Jungen und Mädchen, begafft und begleitet, welche gar nicht begreifen konnten, wie die Priester einem weißen Manne den Eintritt in ihr Heiligthum hatten gewähren können. — Der Tempel selbst unterschied sich von aussen bloß durch seine Größe von den runden Hütten des Dorfes, nur daß auf der Spitze eine hohe Stange mit einigen, wahrscheinlich der Gottheit zum Opfer gebrachten Bündeln von türkischem Weizen befestigt war.

Am Eingange erwartete uns ein ganz schwarz bemalter Priester, der, nachdem er einige Worte hergemurmelt hatte, mich, den Dolmetscher und die Oberhäupter durch die niedrige Oeffnung kriechen ließ. Leztere warfen übrigens vorher ihre Bisondecken weg und traten hinter uns schweigend in das Innere der Hütte.

Der ganze innere Raum derselben, deren Wände mit Rohr gefüttert waren, schien geräumig genug, um über 100 Menschen zu fassen. In der Mitte befand sich eine große Feuerstelle, auf welcher ein paar Spähne Sumach und Sassafras glimmten, und durch ihr geringes Licht den weiten Raum der Hütte nur sehr spärlich erleuchteten. Im Hintergrunde,

---

*) Ich vermuthe, daß die Arapahoras ein Stamm der schwarzfüßigen Indianer (Pieds noirs) sind.

**) Maclura aurantiaca, Nuttal.

dem Eingange gegenüber, war eine Art Altar angebracht, auf welchem ich einen Bisonkopf und einen menschlichen Schädel bemerkte. Ueber diese war ein roth bemaltes und mit Tuchläppchen verziertes Hirschgeweih angebracht. Neben dem Altare standen 2 Bündel von türkischem Weizen mit gefüllten Aehren. Dieses alles war in der Dunkelheit der Hütte kaum sichtbar. Nachdem ich einige Minuten im Innern derselben in stummer Erwartung zugebracht hatte, erhob sich plötzlich unter dem Altare ein hochbejahrter Mann und trat langsam und bedeutsam auf mich zu; mich vom Kopfe bis zu den Füßen mit durchdringenden Blicken messend, beobachtete er mehrere Minuten stumm jede meiner Bewegungen. Er war von mittlerer Statur und starkem Gliederbau. Die gerunzelte Stirn verrieth ein strenges, geheimnißvolles Wesen, und die bei den Indianern nur im höchsten Alter grau werdenden Haare waren hart am Scheitel verschnitten. Zwischen den kleinen, funkelnden, dunkelbraunen Augen erhob sich die sehr gekrümmte spitze Nase. Die Farbe des Körpers war durch vieles Einreiben mit Fett und Harz statt des natürlichen Kupferroths in Schwarz verwandelt worden. Statt aller Bekleidung trug er eine, mit den Haaren nach Außen gekehrte Bisondecke auf dem nackten Leib.

Ehe er das Stillschweigen brach, warf er eine Hand voll stinkender Kräuter in's Feuer und redete mich mit kräftiger Stimme bedeutsam an. Die Uebersetzung des Dolmetschers lautete ungefähr folgenderweise:

„Es ist uns bekannt, daß Du über den gesalzenen großen See von „Osten hergekommen bist, um Deine rothen Brüder zu besuchen, so gegen „Westen wohnen. Die langen Messer in ihrem Dorfe am großen Strome „(Council-Bluffs) haben es der Nation der Pahni angezeigt, daß Du „ein Vornehmer bist aus den Ländern gen Aufgang des Sternes vom „Tage, und gesonnen, die Pfeife zu rauchen, mit uns das Friedensfest „zu feiern und von unsern Speisen zu genießen, wie ein Bruder mit „dem andern. Du bist nicht in das Land gekommen, mit uns zu handeln und mancherlei unnützen Tand oder giftig Getränk, wie doch Viele „thun, für unser bestes Eigenthum hinzuwerfen und Dich an unserer Armuth zu bereichern. Du willst uns von Deinem Lande etwas Neues „sagen, denn es ist wahr, Du weißt Vieles in Deinem Lande, was wir „nicht wissen, und wir wissen Manches, was Du nicht weißt.

„Ich achte Dich und die andern weißen Leute wie einen Vater, denn „Du willst uns Gutes und bist klüger wie wir!

„Mein Vater! Die langen Messer gen Osten haben uns Gutes „gethan und lieben uns; die bärtigen Leute gen Westen an den Bergen „aber hassen die rothen Leute und haben uns seit Väter Zeiten vertrieben „und getödtet; darum trinken wir ihr Blut und hassen sie, denn unser „Land war gen Abend.

„Wir lieben den Herrn des Lebens (Oua-kan-da). Er schuf die „Erde und Luft, Regen und Wolken. Er ist der Herr des Blitzes und „Donners. Siehe da den Kopf des Bisons; er schuf ihn für uns, und „wenn wir ihm opfern, gibt er uns Glück zur Jagd; wenn wir die „Aehren opfern, geräth die Ernte. Siehe da den Schädel des Feindes; „wir brachten ihn zum Opfer; er war ein mächtiger Krieger der Oua-sa-„schè.*) Seitdem sind unsere Feinde geschlagen und der Name Pahni „ist noch ein Schreck für sie.“

Als die Anrede beendigt war, warf er noch etwas Kraut in's Feuer, zeigte mir die Friedenspfeife, und gab mir zuletzt als ein Geschenk von großem Werthe einen Wampun, der aus den Früchten einer Palmenart und eines den Tropenländern angehörigen Leguminosen (Glycine?) zusammengtsetzt war, von dem der Priester vorgab, er wäre vom Vater zum Sohne vererbt. Derselbe bewies augenscheinlich einen südwestlichen Ursprung, und war als Beleg für die Wanderungen dieses Volkes von Wichtigkeit für mich. Ferner zeigte mir der Priester alte spanische Waffen aus dem 16ten Jahrhunderte, welche, seiner Angabe nach, vor langer Zeit in den Kriegen, welche die Pahnis in den Gebirgen gen Westen mit den Spaniern bestanden hatten, erobert worden waren. Er sprach von mehreren Indianern der Nation, welche auf ihren Streifzügen bis an die Mündungen des Bravo-Stromes gekommen waren. Ich fand nachher Gelegenheit, selbst einige zu sehen, und überzeugte mich von der Wahrheit dieser Aussage.

Als der Alte aufgehört hatte, mir die Merkwürdigkeiten des Tempels zu zeigen, fragte ich nach manchen Gebräuchen, welche bei den Pahnis zum Gottesdienste gehören. Menschenopfer, behauptete der Priester, hätten wie bei den übrigen nachbarlichen Nationen stattgefunden; nur mit dem Unterschiede, daß sie nur Einen der gefangenen Feinde zu diesem Loose bestimmten, die übrigen aber als Gefangene behandelten. Der zum Opfer bestimmte werde alsdann, nachdem er in der Wohnung des Priesters lange aufbewahrt und auf das beste ernährt worden, an einem Tage, wenn der Morgenstern, der bei den Pahnis einen hohen religiösen Werth hat, am längsten des Morgens leuchte (westlicher Sonnenabstand), an einen Pfahl gebunden, mit Pfeilen erschossen und dann unter den gewöhnlichen Gebräuchen verbrannt. Aus der Asche werde die Zukunft von den Priestern gelesen, denn die Pahnis glauben an die Pyromantie. Nach der Aussage des Priesters ist den Pahnis der Genuß des Menschenfleisches abscheulich, und sie gleichen darin keineswegs andern nordamerikanischen Urvölkern. Ich fragte den alten Priester, ob die Pahnis die Sonne, den Mond und die Gestirne als Götter verehrten; er antwortete aber ausweichend: „Der Herr des Lebens läßt zu seiner Erinnerung am Tage die Sonne, in

*) Osagen.

der Nacht den Mond glänzen; alles Feuer kommt vom Himmel, und dem Herrn des Donners kann man nur durch Feuer dienen." Ausgemacht ist es aber, daß die Pahnis die Gestirne verehren und daß deren Lauf auf ihre Handlungen Einfluß hat. Ich fragte ihn auch, ob er nicht wüßte, daß der Morgen- und Abendstern nur ein und derselbe Himmelskörper sey; er begnügte sich aber, mir zu erwidern, daß zur Zeit, wenn der Abendstern scheine, man den Morgenstern nicht sehe, und so umgekehrt.

In Betreff des kleinen Spaniers, den die Pahnis bei Taos gefangen genommen hatten und opfern wollten, meinte der Priester, es sey Alles wahr, was ich deßhalb von den „langen Messern" in Erfahrung gebracht, und lobte sehr das tapfere und menschenfreundliche Benehmen des Herrn Woods von der fur Company. Zuletzt erkundigte ich mich noch, ob er wirklich glaube, daß die Ceremonien, deren sich die Priester und Greise bedienten, um ihre Felder vor den Angriffen und der Zerstörung feindlicher Parteien oder muthwilliger Knaben zu schützen, einen Einfluß haben könnten? Großer Vater! erwiderte der Priester, wenn die Feinde und Knaben nicht daran glaubten, müßten die Greise verhungern und die Priester verderben.

Da ich eilen mußte, nach den Council-Bluffs zurückzukehren, um mich zur Abreise nach St. Louis anzuschicken, mein Vorrath zu Geschenken auch gänzlich erschöpft war, so beschloß ich, diese Rückreise den folgenden Tag anzutreten, vollkommen mit der Aufnahme und dem Aufenthalte bei den Pahnis zufriedengestellt. Zwei junge Indier sollten uns zu Wegweisern dienen, da Capitän Riley es für zweckmäßiger hielt, den nächsten Weg nach der Garnison einzuschlagen, ohne die indischen Niederlassungen mehr zu berühren. Den 27sten erreichten wir den kleinen Biberfluß gegen Mittag und übernachteten am Shell-river oder Muschelfluß, wo wir eine kleine Rudel Rothhirsche (Elk) erblickten. Am folgenden Tage begegneten wir einer Abtheilung Omahas, die zu den Pahnis zogen. Diese Indianer waren auf die fliehenden Sioux gestoßen und hatten ein Gefecht mit denselben bestanden, in welchem zwei Omahas getödtet worden waren. Die Omahas stehen bei den andern Indianern in dem Rufe der Feigheit, und ihre jungen Leute sollen zum öftern große Memmen seyn. Nachts lagerten wir am Elkhorn und erreichten zu Mittag den 29sten das Fort Atkinson.

Ich schließe dieses Capitel mit einem kurzen Verzeichnisse einiger Namen von Ayowa- und Oto-Indianern, die ich gesammelt habe und die einen Begriff von den Sprachlauten dieser Völker geben mögen, von denen übrigens Major Long in dessen schätzenswerthen Reiseberichten weitläufige Vocabulare verfaßt hat, die jedoch nur erst nach Uebertragung aus der englischen Schreibart in die deutsche richtig ausgesprochen werden könnten. Ich habe die Namen der indischen Krieger auch in der französischen Mundart der Creolen beigefügt und aus derselben in's Deutsche übersetzt.

Ayowas, bei den Engländern Jowais genannt.
Pa - cho - schè.

Creolensprache.	Indisch.	Deutsch.
La petite étoile.	Misch-nè-ké.	Der kleine Stern.
Le temps clair.	Ké-ra-ma-ni.	Das helle Wetter.
La pluie qui marche.	Ni-you-ma-ni.	Der ziehende Regen.
La grande aile.	Aou-srè-schè.	Der große Flügel.
La nuée blanche.	Ma-hosch-ka.	Die weiße Wolke.
Le bois brulé.	Nan-ta-schô.	Das verbrannte Holz
Le petit ours blanc.	Man-tò-nié.	Der kleine weiße Bär
Le petit plat.	Ouas-ke-y-niè.	Die kleine Schüssel.

Otos, bei den Engländern Otoes.
Ouac - toc - ta - ta.

Creolensprache.	Indisch.	Deutsch.
Le calumet qui branle dans le manche.	Oua-sa-ni.	Die Friedens-Pfeife, welche sich am Stiel bewegt.
Le voleur.	Miè-scha-schan-sè.	Der Dieb.
Qui frappe l'Osage.	Oua-sa-schè-sa-kè.	Der den Osagen erschlägt.
L'ours debont.	Manto-na-niè.	Der stehende Bär.
Le petit homme sans pareil.	Mok-schi-ke-sé-nan-niè.	Der kleine Mann ohne seines Gleichen.
La mauvaise humeur.	Oua-ï-pischko-né.	Die böse Laune.
Le soldat.	Ouâ-scha-ki-tâ, auch Man-sa-ki-tâ.	Der Soldat.
Le tailleur de robe.	Oua-ro-ni-sâ.	Der Deckenzuschneider.
Le vermillon.	Man-schu-schè.	Der Vermillon.
Le boeuf.	Schè-tô-ka.	Der Auerochse.
Celui qui marche vite.	Ouasch-ka-ma-ni.	Der rasch geht.
Celui qui a ce qui lui apartient.	Oua-ni-mi-man.	Derjenige, der hat, was ihm gehört.
Le nez blanc.	Oua-pon-schas-ka.	Die weiße Nase.
	Oua-grè-ná-niè habe ich nicht übersetzt erhalten.	
Celui qui arrache.	Oua-nan-schè.	Derjenige, der ausreißt.
Le midi.	Pi-ru-tan.	Der Mittag.
La petite tortue.	Kè-ouâ-nie.	Die kleine Schildkröte.

Zwölftes Capitel.

Fortsetzung der Reise nach St. Louis. — Abfahrt mit dem Dampfboot Cincinnati. — Das Dampfboot verunglückt bei St. Geneviève. — Aufenthalt daselbst. — Fahrt nach Neu-Orleans. — Rückkehr nach Europa.

Meine Vorbereitungen zur Rückreise waren bald getroffen, und ich hatte auch Ursache, zu eilen, da die im Spätherbste eintretenden Stürme, sowie der Nebel und Rauch, den die brennenden Steppen verbreiten, die Fahrt stromabwärts bei niederem Wasserstande nicht nur langwierig, sondern auch gefährlich machen. Durch die Freundschaft des Commandanten war ein Fahrzeug, welches das Fort mit Bedürfnissen versehen hatte, bereit, mich aufzunehmen und die Reise nach St. Louis sogleich anzutreten. Den 2. Oktober verließ ich auch die Bluffs. Zwischen dem Fort und der Factorei der Otos ist der Platz gelegen, an welchem die Expedition des Major Long sich zu ihrer westlichen Reise vorbereitete;*) er ist dadurch merkwürdig, weil Herr Graham, ein Offizier der Vereinigten Staaten, hier sehr richtige astronomische Beobachtungen anstellte, und für den Platz die nördliche Breite von 41° 25′ 03″9 und eine Länge von 95° 43′ 53‴ West. von Greenwich oder 18° 43′ 53″ West. von Washington fand. Demzufolge liegen die Bluffs 2′ nördlicher, etwa 41° 27′.

Meiner Fahrt stellten sich in den ersten sechs Tagen keine Hindernisse entgegen, da der Wind nicht ungünstig war, und gegen Mittag der alle Tage Morgens und Abends eintretende Nebel verschwand, auch der Schiffer, ein gewisser Francis, den Strom genau kannte. In der Nähe des Nandawa aber ereilten die brennenden Steppen das rechte Ufer des Stromes und das Feuer ergriff die waldigen Gegenden. Von nun an überzog ein gewaltiger und ganz undurchdringlicher Rauch die Atmosphäre, während die Glut, mit Riesenschritten um sich greifend, unter entsetzlichem Geprassel das hohe Holz verzehrte, meilenweit Funken um sich sprühend. Die in den östlichen Steppen hausenden Indier legten ebenfalls Feuer in die trockenen Fluren, und da das Delta, welches der Missisippi und Missoury bilden, hohe Gräser, krautartige Pflanzen und große Waldstrecken

---

*) Engineer Cantonment.

erzeugt, so wurden beide Ufer des Missoury bald Zeugen dieses gewaltigen Kampfes der Elemente, welche der Mensch zur Zerstörung der organischen Natur hervorruft. Es war ein wahrhaft gräulicher, aber auch prächtiger Anblick, so mitten im Strome schwimmend, den riesenhaften Missoury von einer Feuermasse meilenweit begrenzt zu sehen. Namentlich übertraf dieser Anblick des Nachts jede Beschreibung, und die kühnste Einbildungskraft würde sie mit wahren und lebhaften Farben vergebens zu schildern suchen. Das Verbrennen der Steppen und Waldungen nimmt immer mehr überhand bei den Urvölkern, sowie bei den Ansiedlern. Durch die Steppenbrände wird zwar der Graswuchs im Frühjahre desto üppiger, die Waldungen werden aber theilweise ganz verwüstet, und an vielen Stellen der westlichen Staaten sieht man jetzt nur kümmerliches Strauchwerk und die verbrannten Stumpen ehemaliger Waldtrophäen, wo sonst mächtige und jungfräuliche Urwälder prangten.

Zum öftern stießen wir auf Indianer, fanden es aber keineswegs gerathen, uns auf ihre wiederholten Einladungen an's Land zu begeben, da wir nur zu deutlich ihren Zweck erriethen, Branntwein von dem Schiffspatron zu erbetteln, und es diesem von dem amerikanischen Agenten auf das strengste untersagt worden war, Whisky unter dieselben auszutheilen.

Den 9ten erreichte das Boot den Kanzas, woselbst ich mich mehrere Stunden aufhielt und den Sohn des Toussaint Charbonneau aufnahm, der mich nach Europa begleiten sollte. Meine Leute fingen hier eine sonderbare Schlange, welche die Hog-nose-snake genannt und von den Creolen für giftig gehalten wird. Es ist dies Heterodon Simus,*) merkwürdig durch die sonderbar aufgestülpte, aus Einem Stück bestehende Nasenspitze, welche, wie der platte vipernartige Kopf, der Schlange ein höchst auffallendes Aussehen gibt. Sie ist aber völlig unschuldig und entbehrt aller Giftzähne. Ein Haufen Kanzas hatte sich auch hier gelagert, und stand im Begriffe, die Jagdbeute zu verkaufen und in Branntwein zu vertrinken. Die Indianer hatten eben einen sehr großen, überaus fetten Bären erlegt, den ich ihnen auch abhandelte. Das Fleisch dieser schwarzen, rothnasigen Bärenart **) ist vortrefflich, und gleicht dem besten Schwarzwild, hat auch nichts Widerwärtiges an sich, da der schwarze Bär beinahe von vegetabilischen Stoffen lebt. Seit einigen Tagen hatten wir auch viele reife Assiminen gesammelt. Die Früchte dieser Annona sind unstreitig das köstlichste Erzeugniß der Wälder Nordamerika's. Die Frucht ist nicht nur sehr nahrhaft, lieblich und voll Aroma's, sondern auch ganz gesund. Viele Anglo-Amerikaner mögen sie aus Vorurtheil nicht, dagegen sind sie eine

*) La Camuse.

**) Ursus americanus.

Lieblingsspeise der Creolen, und die Indianer sammeln sie auf das sorgfältigste. Merkwürdig ist es, daß die Assimine den Schweinen schädlich ist und auch von diesen Thieren gemieden wird. Die geographische Vertheilung dieses nützlichen Baumes, der durch Pflege bestimmt auch im südlichen Deutschland gut gedeihen und Früchte tragen würde, erstreckt sich nur wenige Minuten über den 40sten Breitegrad nach Norden.

Um Scenen zu vermeiden, wie diejenigen waren, welche ich bei meiner Herreise am Kanzas erlebt hatte, ließ ich bald möglichst aufbrechen. Es war auch hohe Zeit, denn mehrere von den Bootsleuten trafen Bekannte an, auch hatte sich der Grand Louis vom jenseitigen Ufer auf die Nachricht meiner Ankunft eingefunden, und fing Streit mit mehreren Personen von der Mannschaft an. Der Schiffspatron war aber entschlossen genug, dem Unfug ein Ende zu machen, und da das Boot von der Militärbehörde ausgerüstet worden war, so war es leichter, die Ordnung herzustellen. Um drei Uhr fuhren wir ab und legten noch eine gute Strecke Weges zurück.

Bisher hatte die Mannschaft mit sehr sparsam zugemessenen Rationen vorlieb nehmen müssen, da gerade zur Zeit meiner Abfahrt von den Bluffs die Lebensmittel, besonders das Mehl und der Zwieback, selten geworden waren. Der Ertrag von der Jagd während der Fahrt bis zum Kanzas war ebenfalls sehr unergiebig ausgefallen, indem nicht nur keine Zeit vorhanden war, um sich an das Land zu begeben, sondern dies auch durch die Waldbrände vereitelt worden wäre. Deßhalb wurde beschlossen, bei der ersten etwas wohlhabend aussehenden Ansiedelung anzuhalten und daselbst die nothwendigsten Bedürfnisse einzuhandeln. Unterhalb Blufftown wurde das Boot beigelegt. In den Häusern, welche ich berührte, fand ich mehrere Einwohner der benachbarten Gegend, welche von einer Andachtsübung zurückgekehrt waren und der methodistischen Kirche angehörten. Diese Sekte ist eine der verbreitetsten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und bildet mit der anglikanischen und presbyterianischen Kirche die Mehrzahl der protestantischen Bevölkerung. Ueber das Wesen dieser Gemeinde, besonders ihre Camp meetings, ist schon Vieles geschrieben worden, und beinahe jeder Reisende in den Vereinigten Staaten weiß ein Gemälde dieser nächtlichen Scenen zu schildern und dieselben mehr oder weniger romantisch darzustellen. Ausgemacht ist es, daß diese sonderbare Art von Gottesverehrung, eine Mischung von Frömmigkeit, Aberglauben und einer an Fanatismus grenzenden Schwärmerei, wohl Stoff genug gibt, treffende Charakterzüge herauszuheben, und es gehört wohl zu den unglücklichsten Ereignissen der neueren Zeit, daß aus dem Schooße einer reinen christlichen Kirche solche Abnormitäten hervorgehen konnten.

Da ich diesen Gegenstand hier berührt habe, so erlaube ich mir einige Notizen über den kirchlichen Zustand der Vereinigten Staaten überhaupt hier mitzutheilen, die ich aus glaubwürdigen Quellen geschöpft habe.

In einem Staatenbunde, wie der der Vereinigten Staaten ist, in welchem die Regierung sich allen Beaufsichtigungsrechten über die einzelnen religiösen Gemeinden entzieht, ist es natürlich, daß immer mehr und mehr verschiedene Meinungen über religiöse Gegenstände entstehen, und daher ist es leicht erklärlich, daß Nordamerika der Zufluchtsort und das Vaterland aller religiösen Parteien geworden ist.

Die römisch-katholische Kirche hat in den Vereinigten Staaten unstreitig eine sehr erhabene, Achtung gebietende Stellung eingenommen, welche die Anhänger derselben jedenfalls ihrer festen Beobachtung der vorgeschriebenen Kirchengebote und der Anerkennung eines allgemeinen Kirchenoberhauptes verdanken; deßhalb ist dieses ehrwürdige Gebäude auch nicht durch Sektengeist zersplittert worden. Ein Fremder, der die Vereinigten Staaten bereist, er gehöre nun zu welcher christlichen Kirche er auch wolle, muß den hohen Sinn der Duldsamkeit und Verträglichkeit bewundern, welcher unter den Katholiken, namentlich den Creolen französischen Ursprungs, herrscht. Selbst das ausserordentliche Vorurtheil, welches die Farben in den Sklavenländern trennt, verschwindet am Altare des Herrn, und hier findet keine Trennung statt, so weit solche auch ausserhalb des Tempels gehen mag. Bei manchen protestantischen Gemeinden ist dies leider nicht der Fall, denn hier verfolgt das Vorurtheil sich selbst bis vor die Schwellen des Gotteshauses. Möge nun eine leider nothwendige Politik im äussern Leben auf die Verhältnisse zwischen den Weißen und Farbigen trennend einwirken, so ist es jedenfalls doch gegen den erhabenen Sinn des Christenthums, diese Sichtung bis an den Thron der Gottheit zu verfolgen. — Christliche Kirchen oder vielmehr die Anhänger besonderer religiösen Meinungen hassen sich in den Vereinigten Staaten leider eben so heftig und schonungslos, wie in andern Ländern, wie die Angriffe presbyterianischer Theologen auf die katholische Geistlichkeit bewiesen haben, welche eine Zeitlang eine Menge amerikanischer Blätter mit Schmähungen anfüllten und doch wirkungslos blieben, da sie zwar in hohem Grade gelehrt, aber auch zugleich im möglichst geringen Grade human waren.

Die Anzahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten genau anzugeben, ist, wie überhaupt die Herstellung richtiger Verzeichnisse der Population der Vereinigten Staaten in Bezug auf Religionsgesellschaften, eine beinahe unausführbare Sache, da man auf die vorhandenen Angaben durchaus nicht bauen kann und die Zahlenverhältnisse sich beständig ändern. Sie stehen unter neun Bischöfen und einem Erzbischofe. In den letztern Jahren hat das Bisthum Ohio allein einen Zuwachs von 4—5000 Eingewanderten, besonders aus dem Elsaß und der Schweiz, erhalten, die durch das Gedeihen der dortigen Kirchen angezogen wurden, welches

besonders dem Eifer des jüngstverstorbenen Bischofs Fenwick, eines sehr ehrwürdigen Mannes, zuzuschreiben ist.

Die Presbyterianer sind die ältesten Protestanten in den Vereinigten Staaten, indem sie die sogenannten Pilgrime Neu-Englands unter ihre Vorfahren zählen, welche der Verfolgungsgeist der herrschenden Kirche vor Cromwells Zeit aus England vertrieben hatte. Der puritanische Geist wirkte auch in der neuen Welt unter ihnen fort und gab den berüchtigten blauen Gesetzen ihr Daseyn, einer Anzahl eben so grausamer als kleinlicher Kirchenstatuten. Die früherhin Verfolgten wurden später selbst Verfolger. Gemüthlicher, obgleich nicht minder streng an Calvins Lehrbegriff hängend, läßt der Angehörige der schottischen Kirche (Kirk) Andersgesinnte an seiner Feier des Abendmahles Theil nehmen, während sein Landsmann, der Cameronian oder Covenanter, der sich in Nordamerika einen reformirten Presbyterianer nennt, seine Kirche Jedem verschließt, der nicht zu seiner Gesellschaft gehört. Nicht so intolerant ist die Kirchengesammtheit der Independenten oder Congregationalisten, die auch Calvins Anhänger sind, meist in den Neuengland-Staaten leben, und dadurch independent zu seyn glauben, daß jede Kirche ihre Angelegenheiten durch allgemeine Stimmensammlung berichtigen läßt. Brownianer und Sandemannianer sind nur Varietäten der schottischen Presbyterianer, die nicht viel Eigenthümliches an sich haben.

Da die Gesetze Jedem das Recht geben, sich zu einer ihm beliebigen Religionspartei zu halten oder zu wenden, ohne daß ihm Rechenschaft darüber selbst von den Eltern abgefordert werden dürfte, so fügt es sich zuweilen, daß jedes Glied einer Familie zu einer andern Kirchengesellschaft gehört, ohne daß der Hausfriede dadurch wesentlich gestört würde, doch freilich auch nicht zur Beförderung einer tieferen und innigeren Geisteseinigkeit der Familienglieder.

Dieser Vermischung scheint es vielmehr in der That zum Theil zuzuschreiben zu seyn, daß in den meisten Familien eine gewisse Entfernung und Kälte unter den einzelnen Gliedern im täglichen Umgange wahrgenommen wird, die dem Reisenden unangenehm auffällt. Zugleich unterdrückt aber dieser zusammengesetzte Zustand der Familien den Verfolgungsgeist, der ausserdem sich störend genug äussern würde, und erleichtert die Vereinigung großer Religionsgesellschaften, die durch Verschiedenheit ihrer Lehren und hauptsächlich durch den grellen Contrast in der Weise ihrer Gottesverehrungen gänzlich unvereinbar schienen.

So verstehen sich gegenwärtig Presbyterianer und Methodisten recht gut mit einander. Ehemals eiferten jene über die Wald-Gottesdienste (camp-meetings) Dieser auf's äußerste, und nun beginnen sie, sammt vielen Lutheranern, gleichfalls Versammlungen im Freien zu veranstalten. Die protestantisch-bischöflichen (englischen), sowie die holländisch-reformirten

Gemeinden zeigen hier und dort gleichfalls Neigung, diesem Beispiele zu folgen, und ihre Geistlichen werden in die Ansichten derselben sich zu fügen wissen und bloß bemüht seyn, die Forderungen der Zeit mit den Regeln der Sittlichkeit in möglichsten Einklang zu bringen. Diese Kirchen haben in der That wenigstens in einigen Staaten schon angefangen, die sogenannten neuen Maßregeln anzunehmen, als da sind: Die verlängerten Gottesdienste (protracted meetings), die manchmal ganze Wochen dauern und täglich Vor- und Nachmittags, auch wohl noch Abends stattfinden, wobei gemeinschaftliche Betstunden (prayer-meetings), Predigten, Ermahnungen, Mittheilungen der gemachten Erfahrungen mit Gesang abwechseln ferner die Anordnung von Sitzen für die Beängsteten (anxious' seats), auf denen sich die Beruhigung Suchenden und ihre Sünden Bekennenden niederlassen, und welche um den Altar herum befindlich sind.

Auch zur Ausführung wohlthätiger Zwecke haben sich die genannten Gesellschaften sammt den Taufgesinnten (Baptists) vereinigt, wodurch das Missions- und Bibelgesellschaftswesen, besonders in entlegenen Bezirken ungemein viel gewonnen hat, worüber sich jeder Unbefangene freuen wird, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß diese an sich guten Anstalten nicht überall mit dem gleichen Sinne der Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit verwaltet werden. *)

Der lutherische oder reformirte Deutsche, besonders auf dem Lande, der sich mit treuem Herzen an die Kirche seiner Väter hält, befindet sich begreiflicher Weise bei diesen allerseitigen Annäherungen ganz wohl und zufrieden. Die natürliche Rechtlichkeit dieser Confessionsverwandten läßt selten den Geist des Mißvergnügens überhand nehmen. Ihre Geistlichkeit hat ein großes Verdienst, nämlich das der höchsten Bescheidenheit, sie predigen das Evangelium im Sinne des großen Begründers ihrer Kirche, und bei den Reformirten spricht sich immer der milde Geist Zwingli's aus.

Die englische, protestantisch-bischöfliche Kirche hat sich erst in den Jahren 1785 und 1789 in den Vereinigten Staaten völlig organisirt. Die Generalsynode dieser Kirchengesellschaft theilt sich in zwei Häuser, in das Haus der Bischöfe und das der Geistlichen und Layen-Deputirten. Der vorsitzende Bischof White von Pensylvanien, die verstorbenen Bischöfe Hubart von New-York und Ravenscraft von Süd-Carolina haben sich große Verdienste um ihre Kirche erworben. Nicht minder, ja mit unbegreiflicher Anstrengung hat Bischof Chase von Ohio an der Errichtung eines Collegiums gearbeitet, welches nun unter dem Namen Kenyon College in Knox-County dieses Staates blühet.

*) Dr. Meyen klagt zum Beispiel, wohl mit Recht, über das Missionswesen der Nordamerikaner auf den Sandwichsinseln.

Die mährischen Brüder haben in der That in den Vereinigten Staaten viel Gutes gestiftet. Die Erziehungsanstalten zu Bethlehem und Nazareth in Pensylvanien und Salem in Nord-Carolina werden von vielen amerikanischen Familien von hoher Achtungswürdigkeit besonders zur Bildung ihrer Töchter benützt. Man darf nur den Geist des Vorstehers dieser Kirche in Pensylvanien, ihres Patriarchen Anders, kennen, der den Rest seines Lebens seiner Pflicht zum Opfer brachte, indem er das bischöfliche Amt auf sich und von Europa im hohen Lebensalter vielleicht für immer Abschied nahm, und dessen für mich ehrenvolle Bekanntschaft ich auf meiner zweiten Reise zu machen Gelegenheit fand, um mit Achtung für diese Gemeinde erfüllt zu werden. In Amerika ehrt man die Herrnhuter auch als Kunstfreunde, indem bis jetzt von Niemand als von ihnen solche Oratorien, wie Haydns Schöpfung, durch eine Kapelle von mehr als hundert Musikern aufgeführt worden sind; ein Ruhm, in welchem New-York und Philadelphia noch nicht mit dem kleinen Bethlehem wetteifern konnten.

Die methodistische Kirche, deren zwei Hauptstämme der arminianische, gegründet von den Gebrüdern Wesley, und der calvinistische, dessen Stifter bekanntlich Witefield war, sich in Amerika zu einer bischöflich-methodistischen Kirche vereinigt haben, sucht durch ihre zahlreichen Prediger, die in Bezirken predigen, die alte Trennung in Vergessenheit zu bringen und eine völlige Einheit zu bewirken. Dennoch hat diese Gesellschaft Angehörige, die mit ihr selbst und unter sich kaum in einiger Verbindung stehen, jedoch gewöhnlich als Methodisten betrachtet werden, nämlich: die untertauchenden Methodisten (methodists baptists); die lutherischen Methodisten, welche die oben erwähnten neuen Maßregeln in die lutherische Kirche eingeführt haben; die unitarischen Methodisten (new-lights), welche es an Geschrei und Uebertreibung ihrer religiösen Gefühlsäusserungen den eigentlichen Jumpers hier und dort völlig gleich thun; die vereinigten Brüder in Christo, welche ihre eigenen Bischöfe haben und sehr viele Deutsche unter sich zählen; die Bibel-Christen; die afrikanische methodistische Kirche, aus schwarzen und farbigen Gliedern bestehend, welche ihre Gottesdienste in Kirchen und Feldern mit schrecklichem Geschrei, Körperbewegungen, Sprüngen und Convulsionen begleiten, worin es ihnen die letzte Unterabtheilung, die der Albrechtsleute, einer deutschen Sekte, beinahe gleich thun soll.

Die bischöflich methodistische Kirche sucht dem Unfuge, der bei öffentlichen Versammlungen im Freien sonst so groß war, dem übermäßigen Schreien und Toben der roheren, durch exaltirte Predigten ergriffenen Menge immer mehr vorzubeugen. Man kann nunmehr Versammlungen beiwohnen, ohne eine Spur jener Ausschweifungen wahrzunehmen, und wird oft durch eine feurige, aber nicht übertriebene, reiche und selbst classische Beredsamkeit mancher ihrer Prediger überrascht.

Die Gesellschaft der Taufgesinnten theilt sich gleichfalls in mehrere Abtheilungen. Unter den englischen Täufern bemerke man die calvinistischen Baptisten; die Baptisten mit Anerkennung des freien Willens (free will baptists), welche hauptsächlich in den neuengländischen Staaten wohnen; die Baptisten der freien Communion (fre communion baptists) im Staate New-York, gehaßt von den andern wegen ihrer Freisinnigkeit; die Baptisten der zehn Principien in Rhode-Island und New-York; die sabbathfeiernden Baptisten; die Anhänger Alexander Campbells, der sich durch seine siegreichen Disputationen und seine Schriften berühmt gemacht hat, und dem Chiliasmus zahlreiche Anhänger, hauptsächlich in Kentuky und dem Missisippithale, erworben hat; Fullerianer und zuletzt universalistische Baptisten.

Unter den deutschen Täufern sind die eigentlichen Wiedertäufer (Anabaptisten) zehr zahlreich, die auch Tunker und Bartleute genannt werden, weil sie gewöhnlich lange Bärte tragen. Diese nun so friedlichen, ordnungsliebenden, den trefflichsten Ackerbau treibenden, auch durch gute Erziehung ihrer Kinder ausgezeichneten Leute sind Abkömmlinge der alten unruhigen deutschen Wiedertäufer, die unter Carlstadt, Münzer, Bockholt so übel hausten, aber durch Menno Simonis, von dem sie Mennoniten heißen, zu besseren Gesinnungen gebracht wurden. Verschieden von ihnen sind die Amm'ischen, die nicht auf die Wiedertaufe dringen und die Besprengung sowohl als die Untertauchung als die Form der Taufe gelten lassen. Ihre Duldsamkeit erstreckt sich auch auf ihr häusliches Leben. Beide Gesellschaften feiern Liebesmahle, bei denen ihnen alle christlichen Besuchenden willkommen sind. Sie sind häufig der Lehre von der Wiederherstellung aller Dinge zugethan und daher dem Calvinismus abgeneigt.

Die Universalisten, deren unterscheidende Lehre ist, daß das künftige Leben keine Strafe für Sünden des gegenwärtigen mit sich bringe, nehmen sehr überhand, da ihre Schriftsteller Baillou, Skinner, die Herausgeber des Trumpet u. s. w., fertige Schrifterklärer nach ihrer Art sind. Es läßt sich begreifen, daß die übrigen orthodoxen Kirchen dies nur mit Besorgniß wahrnehmen, und man kann die Vereinigung verschiedener großen Kirchengesellschaften hauptsächlich dem Wunsche zuschreiben, gegen die Universalisten mit desto größerem Erfolge arbeiten zu können. Ihre Anzahl läßt sich nicht bestimmen, ist aber sehr groß.

Unter den Freunden oder den Quäkern ist ein förmlicher Krieg ausgebrochen. Der Geist des Unfriedens muß auf Erden mächtig geworden seyn, da sein Einfluß auch diese durch ihre Ruhe und Nachgiebigkeit so ehrwürdige Gesellschaft zu entzweien vermocht hat. Die Partei, welche sich im Schooß dieser Verbindung gebildet hat, ist rein deistisch, welche die den alten echten Quäkern theuren Ideen vom innern und äußern Lichte als mystische Schwärmerei verwirft. Uebrigens haben die Quäker

gar nichts mit den Shakers zu thun, obgleich diese zuweilen shaking quakers genannt werden. Schon der Gedanke der Letzteren, durch Tanzen und Händeklatschen die Gottheit zu verehren, ist dem Quäker ein Gräuel.

Von den neologen Quäkern ist der Uebergang zu den Unitariern sehr natürlich. Diese Socinianer haben geistreiche Schriftsteller und ausgezeichnete Kanzelredner unter sich. Indessen haben sie sich nur in den atlantischen Staaten, namentlich in Massachusetts, in großer Zahl festgesetzt, und werden im Westen und Süden der Union, gleich den Universalisten, mit Abscheu betrachtet.

Ueber die Württemberger Separatisten habe ich mich schon früher geäussert. Schade, daß der gute Wille dieser Leute, der Geist der Ordnung, Einigkeit und des Gehorsams, den sie ausdauernd und in der That durch schwere Proben der Selbstverleugnung bewähren, von ihren Häuptern nicht humaner gewürdigt und nicht edler belohnt wird. So wie die Sache jetzt steht, sind sie die Opfer der Selbstsucht eines Rapps oder der Betrügereien eines Proli geworden.

Die Mormoniten sind gleichfalls Opfer einiger Fanatiker, die von einem goldenen Buche träumen, das ein Engel vom Himmel gebracht haben soll. Sie sammelten sich zuerst in Geauga County, Ohio, gingen dann den Ohio hinab nach dem Missourystaat, wo sie in Jackson County eine Verfolgung erfuhren, welche sie bewog, weiter zu ziehen.

Ungleich höher stehend als die eben genannten Schwärmer, haben die Anhänger Swedenborgs bedeutende Gemeinden in dem atlantischen Theile der Vereinigten Staaten, und man kann nicht leugnen, daß sich unter ihnen Personen von der edelsten und aufgeklärtesten Denkungsart befinden.

Von einigen kleineren Sekten habe ich theils nichts Zuverläßiges erfahren, theils nichts erwähnen wollen, um nicht zu weitläufig zu werden. Ich kehre nun zum Schlusse meines Reiseberichtes zurück.

Den 19. Oktober besuchte ich die Stadt Franklin, wurde aber diesmal viel höflicher aufgenommen, als auf der Hinreise, da sich die guten Frankliner wohl überzeugt haben mochten, daß sie sich in meiner Person geirrt hatten. Von diesem Tage an bis zum 23sten, wo ich St. Charles erreichte, hörten die Nebel auf, wogegen ein kalter Nordostwind die Fahrt des Bootes sehr hinderte, und des Nachts die Luft eine empfindliche Kälte verursachte. Der Wärmemesser fiel auch regelmäßig vor Sonnenaufgang 3 bis 4° R. unter den Gefrierpunkt. Ausserordentlich schnell veränderte nun die Vegetation ihre Gestalt, und obgleich die Bäume durch den früheren Einfluß der rauhen Witterung sich in ihr herbstliches Gewand gehüllt hatten, so verursachte nun der vorzeitige Eintritt des Winters ein völliges Absterben der Blätter und Kräuter. Ueberaus malerisch ist

bekanntlich das vielfache Colorit, mit welchem die Natur die Baumformen in Amerika in dieses Herbstgewand kleidet. Die reiche Mannichfaltigkeit der verschiedenen Laubhölzer, deren beinahe jede Art bei der Einwirkung der ersten Kälte ihre Blätter mit einer besondern Farbe schmückte, erzeugt Nüancen aus einem dunkeln Roth in ein blasses Gelb, während namentlich unter den wärmeren Breiten eine Menge Bäume und Sträuche mit persistirenden, immer grünen Blättern dieses Farbenspiel auf das auffallendste unterbricht. Ausgezeichnet schön erscheinen die mächtigen Pappeln, deren Stämme durch den bis an den Gipfel heraufkletternden Sumach (Rhus radicans) durchrankt sind, und deren üppige Blätterfülle sich in ein blutiges Roth verwandelt, während die Krone der Pappel eine Mischung von gelben und hellgrünen, nach und nach absterbenden Blättern zeigt. Die kahlen Inseln, die der niedere Wasserstand des Stromes unbedeckt gelassen hatte, waren der Sammelplatz großer Schwärme von Gänsen und Pelicanen geworden, wodurch diese Eilande, von der Ferne gesehen, wie mit Schnee bedeckt erschienen. Die schöne, weißgefiederte, amerikanische Schneegans (Anser hyperborea) erschien ebenfalls unter ihren Geschlechts-Verwandten und setzt ihre Wanderungen bis in die Tropenzone fort.*)

Da bei meiner Ankunft in St. Charles der Wind sehr heftig zu wehen anfing, wodurch die Ankunft des Bootes in St. Louis um mehrere Tage verzögert werden konnte, so entschloß ich mich, über den Strom zu setzen und in Chauvins Ferry zu übernachten, um des andern Morgens zeitlich mich zu Land nach St. Louis zu begeben. Trotz der empfindlichen Kälte fuhr ich den 24sten mit dem frühesten Morgen in einem Wagen, welchen ich der Gefälligkeit der Wirthsleute verdankte, ab, und erreichte, da der Weg viel besser wie im Frühjahr war, St. Louis in wenigen Stunden. Da ich in letzterer Stadt noch keine schickliche Gelegenheit fand, meine Reise nach Neu-Orleans fortzusetzen, so benützte ich meine Zeit, um die Herren Chouteau auf ihren Landhäusern zu besuchen, und wurde von denselben während meines Aufenthaltes mit neuen Beweisen von Gastfreundschaft überhäuft.

Den 3. November bestieg ich das Dampfboot Cincinnati, auf welchem ich die Reise von Louisville gemacht und an dessen Bord ich mich einer sehr guten Behandlung erfreut hatte. Das Dampfboot hatte eine große Ladung Blei, welche in Herculanum noch vermehrt wurde, so daß die Fahrt sehr beschwerlich und gefährlich bei dem überaus niedrigen Wasserstande war. Das Boot stieg auch in den ersten zwei Tagen mehrere Male auf Untiefen, wurde aber glücklich losgewunden, und so erreichten

*) Im Februar 1831 schoß ich diese Gans in den Lagunen bei Tampico an der mexikanischen Küste.

wir St. Geneviève den 6ten in aller Frühe. Da dieser kleine Ort eine halbe Stunde vom Strome entfernt liegt, und mehrere Passagiere und Güter aufgenommen werden mußten, so blieb das Boot einige Stunden liegen. Es war empfindlich kalt geworden, und wehete ein heftiger Nordwestwind mit Schneegestöber, der sämmtliche Reisende bei der Abfahrt in den Raum zu steigen nöthigte. Kaum hatte das Boot eine Viertelstunde zurückgelegt, als ein gewaltiger Stoß Alles aus der Ruhe schreckte, und das Geschrei: „das Boot sinkt," einen panischen Schrecken und große Bestürzung hervorbrachte. Der Cincinnati war auf einen Snag, einen jener gefährlichen, in den Strom versunkenen Baumstämme, mit größter Gewalt angetrieben und der untere Raum durch und durch gebohrt worden. Mit auffallender Geistesgegenwart und der größten Unerschrockenheit versuchte der Capitain des Dampfbootes und der Ingenieur der Maschinerie, mitten in dem Wirrwarr Ordnung in die durcheinander rennende Menge zu bringen, und die nothwendigen Anstalten zur Rettung der Passagiere und ihres Eigenthums, während der kurzen Frist, welche vor dem völligen Untergange des Dampfbootes stattfinden konnte, zu treffen. Ich kann bei diesem unglücklichen Vorfalle das Benehmen des Capitains, welcher als Mitbesitzer des Bootes und der Ladung sehr interessirt war, nicht genug rühmen, indem sein ganzes Bestreben mit der edelsten Aufopferung bloß darauf gerichtet war, den hier nicht zu berechnenden Unglücksfällen vorzubeugen. Zum Glücke hatte sich der traurige Vorfall nicht zu weit vom Ufer ereignet, und der Steuermann wußte noch geschickt eine Stelle zu erreichen, an der der Strom nicht allzutief war, ehe das Boot ganz versank. Da auf Befehl des Capitains die ganze Schiffsmannschaft mit der Rettung der Passagiere und ihrer Effekten auf das thätigste beschäftigt war, so gelang es auch wirklich, alle Menschen vom Bord an's Land zu bringen, welches um so glücklicher war, da bei der herrschenden Kälte und der stürmischen Witterung nur wenige durch Schwimmen sich hätten retten können. Auch ich habe wenig Sachen verloren, obgleich Alles durchnäßt wurde.*) Mit großer Bereitwilligkeit und Gastfreundschaft wurden sämmtliche Passagiere von den guten Einwohnern von St. Geneviève aufgenommen, von welchen ich während meines dortigen Aufenthaltes nur Liebes und Gutes erfahren habe. Es wohnt dort eine recht biedere Bevölkerung von echten Creolen, die mich an die ersten Zeiten der Colonisation erinnerten, und die sich nicht gern von ihrem Dörfchen trennen.

*) Zu den sonderbarsten Launen des Schicksals mag es wohl gehören, daß sieben Jahre später, beinahe an der nämlichen Stelle, das Dampfboot New-Jersey, ein ganz neues und äusserst schönes Fahrzeug, auf welchem ich mich damals befand, ebenfalls unter den nämlichen Umständen unterging.

In Sitten und Bauart ihrer Häuser ihrer Nationalität treu geblieben, ertragen sie lieber die Folgen der unvortheilhaften Lage von St. Geneviève, ehe sie das ihrer Schutzpatronin geheiligte Plätzchen verlassen. Auch findet man noch wenige Anglo-Amerikaner daselbst angesiedelt, da die Entfernung vom Strom und die niedere Lage des Ortes dem Handel nicht recht günstig sind. Viele Einwohner sind Besitzer von Bleiminen im Innern des Landes, und lassen daselbst ihre schwarzen Sklaven arbeiten. Das Erzeugniß dieses Metalls und der Handel mit demselben ist auch eine reiche Quelle des Wohlstandes für den südlichen Theil des Missoury-Staates.

Bei der Familie Janis fand ich ein recht gutes Unterkommen für einen Aufenthalt, der mehrere Wochen dauern sollte, und wurde in dem Hause derselben auf das freundschaftlichste und zuvorkommendste behandelt. Der Winter war in der Mitte Novembers völlig eingetreten, und die Gegend war öfters mit tiefem Schnee bedeckt. Dies hielt mich aber nicht ab, häufige Excursionen, besonders nach dem östlichen Ufer des Stromes, zu machen, woselbst ich mehrere einzelne Wohnungen von recht biederen Creolen vorfand, die mich auf meinen Jagden unterstützten und in die Wälder begleiteten. Der Naturforscher findet hier selbst mitten im Winter noch bedeutende Ausbeute, besonders an Wasservögeln, die sich in der kalten Jahreszeit in ausserordentlicher Menge zeigen. *) Auch die Landzugvögel des Nordens waren eingetroffen, **) und vermehrten meine Sammlung von Tag zu Tag. Der Urwald ist reich an mannichfaltigen Holzarten. Die mächtigsten Stämme der Sycamore erheben sich über ihre Waldgenossen und thronen mit ihren majestätischen Stämmen zwischen Gleditschien und dem Gymnocladus canadensis, und noch laben vielfache mit reifen Früchten beladene Stämme des Diospyros den Wanderer, der sich wohl verwundern muß, mitten im Winter und im tiefen Schnee ein so gutes Obst zu finden. In diesen Wäldern gibt es noch viele Welschhühner, die namentlich im Spätherbst in großen Kitten sich versammeln. Man jagt sie hier mit Hunden, die sie aus der Dickung aufstoßen; alsdann setzen sie sich auf die höchsten Spitzen der Bäume, und lassen sich ziemlich leicht beschleichen. Ich sah hier mehrere Seeadler (sea eagles) von ausserordentlicher Größe, von denen ich auch einen schoß. Wilson hat diesen Adler im siebenten Bande auf der 55sten Platte Nr. 2 unter dem Namen Falco (Haliaetus) ossifragus aufgestellt. Ich halte

---

*) Anas boschas, sponsa, Valisneria, albeola, marila, Mergus cucullatus und andere mehr.

**) Tringilla hudsonia, Emberiza leucophris, Parus bicolor, Tetrao Cupido.

ihn nur für den jungen Vogel des H. leucocephalus, welcher ganz braun, ohne weißen Kopf und Schwanz ist.

Da ich noch einmal nach St. Louis zurückkehren mußte, so wählte ich den Weg über Cahokia, und miethete zu diesem Zwecke ein Fuhrwerk bei einem Canadier, der sich am jenseitigen Ufer angesiedelt hatte. Der Weg führte über ein schlecht gebahntes Gebirge nach Prairio du rocher, einer kleinen Creolen-Niederlassung. Hier fand ich viele Seen, und sumpfiges, mit hohem Schilf und Rohr bedecktes Land, von zahllosen wilden Enten bevölkert, deren Schwärme in unglaublicher Menge herumstrichen. Die Jagd dieser wilden Enten gewährt eine reichliche Ausbeute für den Markt von St. Louis. Die amerikanischen wilden Enten sind den unsrigen an Geschmack weit vorzuziehen, welches in der üppigeren Nahrung derselben zu suchen ist. Cahokia oder Le Caho ist eine der ältesten Niederlassungen der Illinois, und wurde sonst von einem Stamme jener Urvölker bewohnt, von denen die Franzosen bei der Besitznahme des Landes so viele verschiedene Horden antrafen, und über die, so wie über die ersten Niederlassungen der französische Capitain Bossu uns manche interessante Mittheilungen hinterlassen hat. Cahokia ist ein ganz unbedeutender Ort, meist nur von Creolen bewohnt, in einer ungesunden und niederen Lage. Die männliche Jugend dieses Ortes vermiethet sich meist als Bootsleute auf den Fahrzeugen, die den Missisippi und Missoury hinauffahren, oder bei den Pelzhändlern, um mit denselben bei den Indianern zu überwintern. Da der Strom viel Eis trieb, so war die Ueberfahrt auf einem horse-boat, einer durch Pferde getriebenen Prahm, ziemlich langwierig, und ich mußte meinen Aufenthalt in St. Louis auf wenige Stunden beschränken, weil ich sonst meine Ueberfahrt vielleicht für mehrere Tage unterbrochen gesehen hätte.

Ein schon längere Zeit ausser Thätigkeit gesetztes Dampfboot, der Mandan, war bis Anfang Decembers in Bereitschaft gesetzt worden, um die Passagiere des Cincinnati und verschiedene Kaufgüter nach Neu-Orleans zu bringen, und mit diesem Fahrzeuge, welches durch die Gefälligkeit der Inhaber so gut als möglich ausgerüstet worden war, schiffte ich mich den 5. December ein. Obgleich diese Fahrt ziemlich langsam von statten ging, weil die Untiefen im Strome und die finstern Nächte sehr viele Vorsicht erforderten, so gelangten wir dennoch ohne Unglücksfälle in die Hauptstadt der Louisiana.

Ich würde die Geduld meiner Leser ermüden, wenn ich solche Gegenden wieder beschriebe, deren ich Erwähnung während meiner Fahrt stromaufwärts gethan habe, und ein charakteristisches Bild der im winterlichen Gewande verhüllten Missisippi-Gestade ist zu monoton, um großen Erwartungen zu entsprechen. Die von ihrem Blätterschmucke völlig entblößten, riesenhaften Bäume werden nur durch das Grün einiger

Schlingpflanzen und des Mississippi-Rohres unterbrochen. Unter dem 36sten Breitegrade vermehrt sich die Zahl immer grüner Bäume. Lorbeerbäume und Magnolien vermehren sich mit dem 35sten Breitegrade, auch erscheint Olea americana und der Liquidambar storaciflua ziemlich häufig. Letzterer ist ein prachtvoller Baum, der sich auf dem festen Lande von Nordamerika von der Ostküste bis auf die Höhen der Cordilleras erstreckt, und daher eine große geographische Strecke einnimmt. Zu Neu-Madrid hielt das Boot mehrere Stunden an, doch nicht lange genug, um mir eine genauere Besichtigung der durch das berühmte Erdbeben so wichtig gewordenen Gegend zu gestatten. Ich verspare daher einen genaueren Bericht für meine zweite Reise, bei welcher ich mich längere Zeit daselbst aufhielt. Höchst auffallend ist der Unterschied, welchen die Vegetation unter dem Einflusse des 34sten Breitegrades annimmt. Es scheint, als sey diese Region von der Natur auserkoren, eine Scheidewand zwischen der warmen und der gemäßigten Zone zu bilden. Die Mississippi-Rohre erreichen plötzlich eine auffallende Höhe und Stärke des Schaftes. Die Cypressen, Schubertia disticha, bedecken sich mit dem spanischen Barte, Tillandsia usneoides. Kräftig tritt das Grün solcher Bäume hervor, die sich des Laubschmuckes nicht entledigen, und unter ihnen prangt die mächtige Lorbeereiche und die üppige Magnolia grandiflora. Eine Frühlingsluft verdrängte das Eis des rauhen Winters, nur hin und wieder durch die Einwirkung eines Nordwestwindes an kältere Regionen erinnernd, und die Zwergpalme und Yucca erinnern an die Nähe eines tropischen Einflusses. Die kahlen Baumwollenfelder verwandeln sich in der Nähe von Neu-Orleans in große Pflanzungen von Zuckerrohr, mit dessen Ernte und der Bereitung des Rohzuckers die Neger der Plantagen vollauf beschäftigt waren.

Den 19. December erreichte ich die Hauptstadt der Louisiana, woselbst ich Manches verändert fand. Ein Jahr ist schon hinreichend, um in diesen betriebsamen Städten einen wichtigen Einfluß auszuüben, und als ich mehrere Jahre später Neu-Orleans wieder betrat, konnte ich es kaum wieder erkennen, eine solche Menge neuer Bauten hatte sich gebildet, theils auf dem Grunde früherer Häuser oder auf solchen Plätzen, die bei meiner ersten Ankunft noch entfernt von den Vorstädten der Stadt waren. Da noch kein Frost auf die niedere Louisiana eingewirkt hatte, so erfreute sich die Gegend noch eines grünen Schmuckes und war der Sammelplatz einer Menge Luftbewohner geworden, die im Winter den Norden mit mittäglichen Gegenden vertauschen. Da meine Geschäfte in Neu-Orleans bald in's Reine gebracht und meine Sammlungen größtentheils schon nach Europa abgegangen waren, auch eine gute Schiffsgelegenheit nach Frankreich bereit war, in See zu gehen, so verließ ich Neu-Orleans den 24. December auf der Brigg Smyrna, bis an Bord von mehreren Freunden

begleitet, die den herzlichsten Abschied von mir nahmen; unter ihnen befand sich auch ein Württemberger, Herr Frauenknecht, welcher nach Herrn Teetzmanns Tode Theil an dessen Handlungshause genommen und mir seither vielfache Beweise von Freundschaft gegeben hat.

Ehe die Brigg Smyrna die Balize erreichte und in die See gelotset werden konnte, wurde meine Geduld auf eine harte Probe gesetzt, indem ich bis zum 7. Januar 1824 auf den Gewässern des Missisippi herumtreiben oder tagelang vor Anker liegen mußte, wobei bei dem herrschenden Südwinde zahllose Muskiten in das Leben gerufen wurden, und mir mit ihren Stichen sehr hart zusetzten.

Auch die Crocodile waren durch die Wärme rege geworden, hatten ihr schlammiges Bett verlassen und ragten mit den Köpfen aus der Fläche des Wassers hervor. Mehrere dieser Thiere wurden erlegt, und namentlich eines, welches an dem Kopfe verwundet worden war, noch lebend an Bord gebracht. Dieser Alligator hielt, trotz der heftigen Kälte, welche während der Ueberfahrt auf dem Ocean stattfand, in einer leeren Tonne eingezwängt, auf dem Deck die Reise nach Frankreich aus, und ward daselbst lebend an das Land gebracht.

Den 6. Januar befand ich mich in der Lotsenwohnung in der Balize, durch den widrigen Wind und die Sehnsucht nach Fortsetzung der Reise sehr mißstimmt, als die Nachricht an's Land kam, daß der Wind günstig zu werden beginne, und die Smyrna vielleicht noch denselben Abend in See gebracht werden könne. Damals wetteiferten die Dampfboote noch nicht, um geringe Preise die Schiffe aus und in See zu schleppen, und in wenigen Stunden stromauf- oder abwärts auf den Weg nach ihrer Bestimmung zu bringen. Die Hoffnung, den Abend noch in See zu kommen, wurde zwar vereitelt, dagegen sah ich mich am frühen Morgen des nächsten Tages schon in dem Fahrwasser, welches das salzige Wasser mit dem des Stromes verbindet, und wo die Gegenströmung jene großen Haufen Schlamm und Erde bildet, die der Schifffahrt so gefährlich werden können. Der ausserordentliche Druck, den die Masse des Stromwassers auf das Meer bildet, ist noch lange fühlbar, und zeigt sich mehrere Meilen vom Ausfluß in einer nach und nach abnehmenden Strömung, deren Gradation von dem hohen und niederen Wasserstande des Stromes selbst abhängt; daher ist auch der Unterschied der Entfärbung des Wassers nicht immer so genau begrenzt, wie ich es bei meiner Hinreise bemerkt habe.

Inzwischen entfernte sich die Smyrna schnell vom Lande, und immer mehr und mehr entschwanden die Küsten. Ich heftete meine Augen auf sie, bis auch das letzte Zeichen spurlos in den Wellen des Meeres verschwunden war. Ein Gefühl der Rührung ergriff mich, als ich das letzte Land aus dem Gesichte verlor. Ich hatte viele Beweise von Freundschaft

in den Vereinigten Staaten empfangen, und überall war meine Reise durch ein zuvorkommendes Betragen der Bewohner bezeichnet, von denen viele Interesse für den Zweck meiner Reise bezeigt hatten. Auch der schlichte Landmann unterstützte aus angeborener Gutmüthigkeit meine Zwecke, ohne sie begreifen zu können. Mit Achtung wurde ich erfüllt durch manche großartige Institute dieser mit Riesenschritten einer höhern Bildung und Bestimmung sich nähernden Staaten. Meine Wünsche vereinigen sich gewiß mit denen der amerikanischen Vaterlandsfreunde, daß die weisen, auf Vernunft gegründeten Gesetze des Staatenbundes unverändert als Andenken an ihre frommen Begründer aufbewahrt werden möchten, ohne durch Neuerungen in ihrer philantropischen Tendenz gestört zu werden. Innere Ruhe, eine strenge Handhabung der Gesetze und Achtung für dieselben, allgemeine Handelsfreiheit und eine friedliche, ungekünstelte Politik gegen das Ausland waren das Ziel, welches einem Franklin, einem Hamilton vor Augen schwebte, und deren Erreichung das weise Regiment eines Washington, eines Madison und beider Adams beförderte.

Die Absicht meiner Reise war, die Natur und Menschen eines fernen Welttheils kennen zu lernen. Ich habe gesucht, sie getreulich und unparteiisch zu beschreiben, und wenn ich nicht, gleich manchen andern Schriftstellern, welche über die Vereinigten Staaten geschrieben haben, mich in eine bloße Kritik der Fehler und Gebrechen dieses gastfreien Landes eingelassen habe, so glaube ich darum doch nicht weniger der Wahrheit getreu geblieben zu seyn.

Den 10ten Mittags befanden wir uns Angesichts der Küste von Cuba, östlich vom Pan de Matanzas, und den darauf folgenden Tag unter dem 23° 40′ nördl. Breite und 81° 57′ westl. Länge von Greenwich dicht an der Küste von Cuba. Das Wetter blieb beständig günstig. Den 14ten und 15ten durchsegelten wir den Canal von Santarem, bogen um die Küsten von Florida, und befanden uns am 15ten um 8 Uhr Vormittags an den Kat-Keys, woselbst wir wegen des eingetretenen Nordostwindes laviren mußten. Bis zum 22sten unter 33° 58′ nördl. Breite und 69° 28′ westl. Länge, also unfern der Bermuden, war das Wetter stets hell und günstig geblieben. Prachtvoll ging die Sonne auf und unter, den Horizont mit dem herrlichsten Roth beleuchtend. Spiegelhell erschienen die Wogen, und zahlreiche Doraden und Boniten wechselten mit fliegenden Fischen und Delphinen. Auch größere Cetaceen erschienen häufig in der wärmern Region.*) Das Thermometer erhielt sich zwischen

---

*) Eine Menge Seevögel, besonders Tölpel (Dysporus Sula) und Möven umschwärmten das Schiff, und ein schöner Fregattvogel (Tachypetes Fregata) wurde von mir erlegt.

15 — 18° + R. Desto entwöhnter fühlte ich mich bei den ersten Regungen heftiger Windstöße aus West, die vom 23sten bis zum 26sten fortweheten. Diese Windstöße gingen in Sturm über, und den 29sten unter 40° 36′ nördl. Breite und 54° 21′ westl. Länge bewährte sich die Einwirkung der Bank von Neufundland, die jeder Seefahrer, der in den Wintermonaten diese rauhe Meeresgegend durchschifft, erfahren muß. Von nun an kämpfte die See mit riesigen Wellen, und das Schiff wurde auf das äusserste hin- und hergeworfen, wobei das Rollen desselben unerträglich wurde, und die Wellen so heftig über Bord schlugen, daß ein Theil der Schanzen zertrümmert wurde, Wasserfässer und anderes Geräth in See ging, und es beinahe unmöglich wurde, auf dem Deck zu bleiben. Zum Glücke segelten wir vor dem Sturme, indem der Wind nordwest, selten nord-nordwest blies. Die Kälte war auf das empfindlichste gestiegen, das Thermometer sank 12 und 14° unter Null, Hagel und Schneegestöber erfüllten die Luft, auch blitzte und donnerte es oft dazwischen. Das Knarren der Maste, das Pfeifen des sturmbewegten Takelwerks, das heftige Anschlagen der Wellen, das ewige Schwanken des Schiffes und das viele Wasser, welches durch die Kajütenthüre in den Raum drang, machten diese Lage äusserst unangenehm. Den 31sten unter 42° 20′ nördl. Breite erblickten wir ein Segel in See und erreichten dasselbe nach Verlauf einer Stunde. Es war eine Schoonerbrigg, die von der Mobile nach einem englischen Hafen bestimmt war. Dieses Fahrzeug befand sich in großer Detreß; wir konnten ihm aber wegen des hohen Wellenschlages und des heftigen Sturmes kein Boot zusenden, um genauere Erkundigungen über den Zustand desselben einzuziehen. In den Tagen von dem 6ten auf den 7ten legte sich das Unwetter ein wenig, brach aber am 8ten von Neuem mit verdoppelter Wuth aus, und verfolgte uns bis über die Höhe des Cap Finisterre in einer Breite von 48° 46′. Nun traten dichte Nebel ein, die um so gefährlicher wurden, je mehr wir uns dem Canal von England näherten. Den 12ten segelten wir in das Bereich desselben und erhielten zum Glück klares Wetter. Den 14ten um 2 Uhr Morgens wurde an dem Leuchthause des Kaskets bei Ost-Süd-Ost in einer Entfernung von 10 Meilen vorbeigesegelt. Die Küste von Frankreich entfaltete nun ihre hohen Felsmassen. Wir näherten uns dem Cap Harfleur, nahmen den Lotsen auf und erreichten um 2 Uhr Havre-de-Grâce. Zugleich mit uns wurde noch ein anderes Fahrzeug unter amerikanischer Flagge signalisirt. Es war merkwürdiger Weise die Brigg Ido, welche zu gleicher Zeit mit der Smyrna Neu-Orleans verlassen, und trotz des stürmischen Wetters die Fahrt über den Ocean in ganz gleicher Zeit mit uns zurückgelegt hatte.

Druckfehler,

welche der Verfasser mit seiner häufigen Abwesenheit vom Druckorte zu entschuldigen bittet.

Seite 19 Zeile 2 Bem. statt Oronoco lies Orenoco.
„ 31 „ 2 Cap. st. Guanabacea l. Guanabacoa.
„ 36 „ 4 st. Havanna l. Havanna.
„ 49 „ 5 Bem. st. Manmota l. Mammea americana.
„ 49 „ 7 Bem. st. Eugenia Zambos l. E. Yambos.
„ 55 „ 35 st. Argemona l. Argemone.
„ 55 „ 39 st. Limonin l. Limonen.
„ 57 „ 14 st. Altares l. Atares.
„ 58 „ 28 st. Guineen l. Guinen.
„ 59 mehreremal st. Caiba l. Çaïba.
„ 65 „ 26 st. Mandiego l. Mandingo.
„ 68 „ 8 st. Coccyzus l. Saurothera.
„ 70 „ 10 st. ich mich leicht l. ich mich nicht leicht.
„ 70 „ 11 st. befinde l. befand.
„ 76 „ 21 ist bei dem Giftbaum der Mancenilla der scientifische Name Hipomane Mancenilla hinzuzufügen.
„ 84 „ 5 st. Fouche l. Fourche.
„ 86 „ 28 st. vierfachen l. reducirten.
„ 89 „ 30 st. erscheinen l. sich mischen.
„ 97 „ 7 Bem. statt Gassicus l. Cassicus.
„ 100 „ 23 st. impossanten l. imposanten.
„ 106 „ 3 st. 50° l. 50°.
„ 110 „ 1 Bem. Arundo gigantea et tecta in eine ( ) gestellt.
„ 115 „ 18 st. Pielea l. Ptelea.
„ 145 „ 2 Bem. st. Mag. l. Wagler.
„ 146 „ 29 st. StaWme l. Stamme.
„ 150 „ 2 Bem. st. Docatas l. Dacotah.
„ 150 „ 4 Bem. st. Quae l. Ouae, st. I'a l. Pa.
„ 161 „ 11 st. wahrnimmt l. annimmt.
„ 171 „ 1 st. genann l. genannt.
„ 172 „ 37 st. Coucil bloffs l. Council bluffs, so wie bloffs an vielen Orten statt bluffs (Abhang) steht, und daher ein für allemal bemerkt wird.
„ 178 „ 41 st. Ricras l. Ricaras.
„ 185 „ 19 st. Docata l. Dacotah.
„ 198 „ 14 st. angehören l. angehörten.
„ 223 „ 8 st. rivioere l. rivière.
„ 236 „ 30 st. fünfzehn l. fünf.

Seite 254 Zeile 24 st. Blofftown l. Blufftown.
„ 265 „ 14 st. Nochmittags l. Nachmittags.
„ 265 „ 11 st. Soßen l. Stoßen.
„ 278 „ 36 st. Coccycus l. Coccyzus.
„ 285 „ 36 st. Rive l. rivière.
„ 285 „ 42 st. L'laneros l. Llaneros (spanisch dopp. Ll).
„ 295 „ 31 st. mit dem Missoury l. mit dem untern Missoury.
„ 296 „ 11 st. Elkon l. Elkhorn.
„ 299 „ 8 st. 150 l. 100.
„ 300 „ 24 st. Quac l. Ouac.
„ 300 „ 30 st. Qui l. Wi.
„ 306 „ 1 Cap. st. court l. courre.
„ 309 „ 6 st. 17′ l. 27′.
„ 310 „ 5 st. Fahrenhirse l. Fahnenhirse.
„ 314 „ 16 st. Aquila imperialis, Temm. l. Aq. fulvus, aut.
„ 315 „ 13 st. Discranoceros l. Dicranoceros.
„ 316 „ 1 Bem. st. Bartromia l. Bartramia.
„ 325 „ 23 st. Anoneen l. Urticeen.



NEW ORLEANS
F. St. John
8 Jan. 1815
Detour
Anglais
Quarantaine
Place pour les navires en avarie
R. F. Leon
Barataria
Bay
Grand Terre
Grand Pass
Island
13.

Seite 254 Zeile 24 st. Blofftown l. Blufftown.
" 265 " 14 st. Nochmittags l. Nachmittags.
" 265 " 11 st. Soßen l. Stoßen.
" 278 " 36 st. Coccycus l. Coccyzus.
" 285 " 36 st. Rive l. rivière.
" 285 " 42 st. L'laneros l. Llaneros (spanisch dopp. Ll).
" 295 " 31 st. mit dem Missoury l. mit dem untern Missoury.
" 296 " 11 st. Elkon l. Elkhorn.
" 299 " 8 st. 150 l. 100.
" 300 " 24 st. Quac l. Ouac.
" 300 " 30 st. Qui l. Wi.
" 306 " 1 Cap. st. court l. courre.
" 309 " 6 st. 17′ l. 27′.
" 310 " 5 st. Fahrenhirse l. Fahnenhirse.
" 314 " 16 st. Aquila imperialis, Temm. l. Aq. fulvus, aut.
" 315 " 13 st. Discranoceros l. Dicranoceros.
" 316 " 1 Bem. st. Bartromia l. Bartramia.
" 325 " 23 st. Anoncen l. Urticeen.



MAP
of
LOUISIANA.
Scale
NEW ORLEANS
Lake Pontchartrain
Natchez
Baton Rouge
Opelousas
Franklin
Sabine Lake
Calcasieu Lake
Atchafalaya Bay
Chandeleur Bay
G U L F
O F
M E X I C O
A R K A N S A S
M I S S I S S I P P I
West Longitude from Washington

















